This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANNEX

Meyers Universum

für

1863.

Herausgegeben von Hermann J. Meyer

HILDBURGHAUSEN,

Bibliographisches Institut

Meyer's Universum.

5542

Ein Jahrbuch

für

Freunde der Natur und Kunst

mit

Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde

und Beschreibungen von

Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bernd von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A.

Herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Pracht-Ausgabe. — Dritter Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1864.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
620428A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Titelvignette.	
Herbsttage an den englischen Seen. I. Furneß-Abtei. Von Julius Rodenberg . . .	1
Ein Bild aus Eisenachs Romantik. Von Arnold Schloenbach	9
Marienbad. Von Friedrich Hofmann . .	13
Tegernsee in den bayerischen Alpen. Von Otto Banck	15
Herbsttage an den englischen Seen. II. Die Seen von Westmoreland. Von Jul. Rodenberg.	21
Das neue Waisenhaus in Hamburg. Von Ernst Willkomm	30
Der Eibsee. Von Hermann Marggraff .	33
Am Baltischen Strand. Das Frische Haff. Von Thad. Lau	34
Herbsttage an den englischen Seen. III. Die Seen von Cumberland. Von Jul. Rodenberg .	37
Altona. Von Heinrich Smidt	43
Schloß Carnarvon. Von Du Bois	47
Das Hotel du Louvre in Paris. Von Julius Rodenberg	49
Schloß Trostburg im Grödenerthal. Von Otto Banck	53
Das Leibnitzhaus in Hannover. Von Thad. Lau	61
Glückstadt. Von Heinrich Smidt	63
Medinet-Abu in Egypten. Von R. B. . . .	67
Straßburg. Von Friedrich Hofmann . .	69
Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau. Von Arnold Schloenbach	75
Herdringen. Von Levin Schücking . . .	77
Schloß Tarasp in Graubünden. Von W. Lampmann	80
Wetzlar. Von Arnold Schloenbach . . .	85
Partenkirchen. Von Hermann Marggraff.	89
Karlstein bei Reichenhall. Von Otto Banck .	94
Schloß Penshurst, der alte Landsitz der Familie Sidney. Von Du Bois	98
Canterbury. Von Julius Rodenberg . .	101
Cherbourg. Von Friedrich Hofmann . .	108
Hohenaschau. Von Robert Waldmüller .	112
Iburg. Von Levin Schücking	113
Das Ilsethal und seine Umgebung. Von H. Pröhle	117
Jean Paul's Grab. Von Friedr. Hofmann	120
Luzern und der Pilatus. Von H. Berlepsch .	126
Der Wendelstein. Von Rob. Waldmüller .	131
Der Tempelplatz in Jerusalem. Von A. Peters	133
Engelhartszell. Von Bernd v. Guseck. . .	140
Der Laacher See u. das Maifeld. Von N. Hocker	143
Kloster-Ruine Walkenried. Von Thad. Lau .	147
Wales u. die Waliser. Von Jul. Rodenberg	149
Das Passeyerthal (in Tyrol). Von O. Banck .	155
Kopenhagen. Von Aurelio Buddeus . . .	159
Funchal auf der Insel Madeira. Von H. Maron	161
Dover. Von Julius Rodenberg	165
Metz. Von Bernd von Guseck	170
Der Rottacher Wasserfall. Von Otto Banck .	176
Kurhafen. Von Heinrich Smidt	181
Paß Fernstein in Tyrol. Von Otto Banck .	186
La Chaux-de-Fonds. Von W. Lampmann .	188
Elberfeld. Von Thad. Lau	191
Neuwerk. Von Heinrich Smidt	197
Goslar. Von Wilhelm Girschner . . .	200
Das goldene Dach zu Innsbruck.	204
Zell im Zillerthale. Von Otto Banck . . .	206
Genf in seiner Entwickelung. Von W. Lampmann	209
Das Cannstadter Thal. Von Aurelio Buddeus	213
Hohenschwangau. Von H. Marggraff. . .	217
Thal und Bäder von Bormio. Von Friedrich Hofmann	222
Kiel. Von Heinrich Smidt	225
Das Berliner Schauspielhaus. Von M. Ring	231
Le Prese. Von W. K.	235
Ort der Bergpredigt. Von Thad. Lau . . .	238
Die Universität zu Breslau. Von Max Kurnik	241
Der hohe Göhl bei Berchtesgaden. Von O. Banck	246
Oberammergau. Von Hermann Marggraff	251
Düsseldorf. Von Thad. Lau	255
Hamburg u. die deutsche Seewehr. Von Friedr. Hofmann	261
Schloß Tegel. Von Max Ring	267
Regensburg. Von Thad. Lau	270
Pic du Midi de Bigorre. Von Friedr. Hofmann	274
Die Kapstadt und die Tafelbai. Von Ludwig K. Schmarda	277
Cordova (Cordoba). Von Ernst Willkomm .	284
Wyck in Schleswig. Von Friedr. Hofmann	289
Schweizer-Bilder. Von K. Morell.	
I. Zürich	293
II. Schloß Gottlieben	296
III. Sankt Gallen	299
Das Bodethal u. die Roßtrappe. Von H. Pröhle	302
Die königlichen Schlösser von London. Von Julius Rodenberg	305
Riga. Von Aurelio Buddeus	310
Barmen. Von Thad. Lau.	316
Kloster Ettal. Von Robert Waldmüller .	321

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

FURNESS ABBEY.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Herbsttage an den englischen Seen.

I. Furneß-Abtei.

Der Distrikt der Seen — „the lake district“ — nimmt die äußerste Nordwestecke von England ein, umschließt einen Theil der Grafschaften Lancaster, Westmoreland, Cumberland und stößt hart an die Ausläufer der Berge von Schottland und das „border-land“, jene Grenzscheide, auf welcher — hochgefeiert in der alten Dichtung beider Völker — die blutigsten und romantischsten von allen Kämpfen zwischen Schotten und Engländern ausgemacht worden sind. Der Boden ringsum ist reich an kriegerischen Spuren der Vergangenheit; die letzten von Nessel und Stechpalme überwucherten Reste römischer Stationen, sowie die zahlreichen Burgen, die theils in Trümmer liegen, theils von den späten Nachkommen der ersten Erbauer noch bewohnt werden, geben Kunde von jenem wilden Geist der Fehde, der hier länger als ein Jahrtausend getobt, der mit dem düstern Namen der Picten verbunden zuerst in der Geschichte auftaucht, und die Tage innerer Zerrissenheit und die Kriege der weißen und der rothen Rose überdauernd, sein Ende erst fand in jenem Staatsakte, welcher die beiden Königreiche zu einem Namen und einem Parlament verband.

Aber seitab von diesem Schauplatz des ununterbrochenen Haders hat die Natur Alles, was sie Schönes, Liebliches und Friedevolles besitzt, in einen Umkreis der Berge geflüchtet, welche mit blauen, weichen Konturen eine Gegend umschließen, mannichfaltig geschmückt mit allen Reizen landschaftlicher Anmuth, mit Wald und Wiese, mit Hügeln und Abhängen, vor Allem aber mit dem, was der Landschaft die Seele ist und ihr den Ausdruck des Seelischen verleiht: mit Wasser, mit Seen! Dieses ist das Land der Seen — das Heiligthum der englischen Vorzeit, welche sich mit den Ueberresten des celtischen Druidenthums hier in so manchem stillen Seitenthal verbindet — das Heiligthum der englischen Poesie, welche mit den Erinnerungen an Coleridge, dem Grabe von Wordsworth verknüpft ist und in dem Namen der „Seeschule“ ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte englischer Literatur erhalten hat.

Man kann sagen, daß das „alte, romantische Land“ bei Lancaster beginne, eine Stunde etwa hinter Preston, der Baumwollenstadt, und zwei hinter Liverpool,

der Stadt der Schiffe und des Welthandels. Hier, in Lancaster, steht ein altes, wettergraues Schloß, mit alten, wettergrauen Thürmen, von denen einer durch des römischen Reiches Kaiser Hadrian im Jahre 122, und ein anderer, mehr als 1000 Jahre später, durch den ritterlichen Plantagenet, Eduard III., erbaut worden ist. Auf dem höchsten dieser Thürme stand ich einst, an einem sanften Herbstnachmittage vor Jahren, das Auge gefesselt von der rings ausgebreiteten Schau — von der Stadt, die sich mit ihren grauen Bleidächern terrassenförmig an dem Berg emporzieht — von Feld und Wald, grün im bläulichen Herbstduft — von dem Fluß, der sich ruhig durch die Ebene schlängelt, von dem irischen Kanal, mit langsam darüber hinwandelnden Segeln und Masten, und von den Westmoreland-Hügeln, hinter welchen die Seen liegen. Mein Blick folgte einer Rauchsäule, welche fein durch den blauen Herbstäther zog — es war die Eisenbahn, die zu diesen Seen und nach Schottland ging; und ein Gefühl ergriff mich, ähnlich demjenigen, welches der Dichter schildert — „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

An diesen Herbstnachmittag gedachte ich, als ich, vier Jahre später, an demselben Schloß und unter demselben Thurme vorbeifuhr. Es war ein Herbstnachmittag, wie jener, aber voller, sonniger, nach einer Reihe schwerer und dunkler Tage; und so war auch meine Seele reifer, als damals, und voller ergriffen von dem Glück, wieder frei zu sein. Von einer kurzen Wanderung durch die hartbedrängten englischen Weberdistrikte hatte ich eine so traurige Empfindung, einen solchen Druck von Schwere und eisiger Kälte mitgenommen. Ich kann an die Bilder menschlichen Jammers, die ich dort gesehen, nicht ohne Pein zurückdenken; und sie vermischen sich in meiner Erinnerung mit dem Nebel, zäh und gelb, mit dem Regen und dem Winde, welcher scharf und schneidend vom benachbarten Meer heraufwehte und jene Tage zu den düstersten macht, die ich in England erlebt habe.

Aber hier, bei Lancaster, wo die Wege sich scheiden, kam die Sonne wieder. Sie vergoldete mit ihrem späten Lichte den Thurm, auf welchem ich schon einmal gestanden, und die Fläche von Grün und Blau, welche mir nicht mehr unbekannt war. Ein unbeschreiblich schönes Gefühl neuer Lebensluft erweckte dieser Abschiedsschimmer des Tages in mir, welcher auf grünen Gräsern und Halmen sprühte, feucht noch von großen Regentropfen, die zuweilen funkelnd wie Diamanten zu Boden fielen. So warm in den Farben, dabei so klar und verheißungsvoll, wie an jenem Abend über dem Gestade und dem Gewässer der Morecambe-Bai, hatte ich die Sonne sehr lange nicht niedergehen sehen. Die Morecambe-Bai ist eine tiefe Einbucht, welche die irische See in die Küsten von Lancaster und Westmoreland gebrochen. Ein breiter Sandgürtel, silbern schimmernd gegen das dunklere Blau des Wassers, welches nun in den röthlichen Goldtinten des Abends wogte, umspannt diese Bai, und dicht am Rande derselben liegen die Schienen der Bahn. Es gibt nichts Erhabeneres für die Seele und das Auge, als den Anblick des Meeres in solchen Momenten der Feier, — wenn über dem Meer ein anderes Meer von Licht und Farben, von Gluth und Herrlichkeit ausgegossen scheint. Es hat etwas Märchenhaftes alsdann, von jenem Glanz und Zauber, welcher die Vorstellung des Menschen hinreißt und ihr in den großen, purpurnen Wolken die Bilder von phantastischen Gebirgen und Palästen zeigt, als ob die verschollenen Inseln für einen Augenblick aus der Meerestiefe emporgetaucht seien. Jetzt steht die Sonne wie ein feuriger Ball auf dem schauernden Rande des Gewässers — jetzt fliegt ein Dunst über sie, wie wenn man eine blanke Scheibe anhaucht — ihre reine Schönheit wird getrübt, das Feuer löscht aus, das Roth geht in Grau über, Wolken steigen auf, das Meer ist kalt, der Zauber ist zu Ende, die Sonne

ist fort. Es ist dunkel, und die Fahrt geht in ein unbekanntes Land. Denn Dämmerung und Nacht sind am Meer kaum unterschieden.

Solch eine Fahrt in ein dunkles, unbekanntes Land hat etwas ungemein Ahnungsvolles für die Seele. Man weiß nicht, wo sie enden und wohin sie uns führen wird. Mitten in der Monotonie des Eisenbahngerassels bewahrt sie uns noch ein Stück von der alten guten Art, wo das Reisen an sich noch eine Wonne war, wo es das Gemüth noch und nicht blos das Auge beschäftigte. Kaum nun war der letzte Sonnenfunken verglommen, so blitzten schon aus den Bergschluchten die Abendlichter herauf, wie Märchenlichter aus Bergspalten. Bald war ein dumpfes Rollen und Rauschen zur Linken — das Meer; bald ein leises Flüstern und Wehen zur Rechten — der Wald, der zuweilen bis dicht an das weithin flache Ufer reicht, bald um schroffe Felsvorsprünge hoch hinauf klettert.

Endlich hielt der Zug, und wir waren in der Abtei, oder vielmehr erst an der Station, die von ihr den Namen hat — Furneß-Abtei. Aber beide sind Wand an Wand, und unter einem Dache. Welch ein wunderlich Stück Romantik ist das doch, daß man mit der Eisenbahn mitten in eine alte Abtei hineinfährt! Aber so ist es. Hier, wo die Maschine hält, umgeben von Hecken mit Herbstrosen und Ruinen mit Epheu, steht noch das alte Manor-Haus, in welchem einst vor 700 Jahren der Abt von Furneß residirt hat. Das Kloster und die Kirche sind zerfallen; aber in diesem Manor-Haus hat sich's die Gegenwart wieder wohnlich gemacht, und berühmt wie ehemals wegen der Heiligkeit seiner Mönche ist heute dieses Thal wegen des Comforts seines Hôtels und der malerischen Grandeur seiner Ruinen — „das Thal des tödtlichen Nachtschattens", also genannt nach einer Pflanze, die hier vor Alters reichlich blühte und noch zu sehen ist in dem zerbrochenen Siegel der alten Abtei.

Es war bis vor kurzer Zeit bei uns Mode, England für das Land der Prosa zu halten, und nur selten fiel es Jemandem ein, anders als in Geschäften dorthin zu reisen. Und doch ist England nicht blos eines der schönsten, sondern auch eines der poetischsten Länder — reich an lieblichen Landschaften sowohl, wie an großartig-wilden Moor- und Haidescenerieen. Nirgends wieder auf so engem Raume sind so viel Gegensätze vereint, bietet die Reise eine solche Mannichfaltigkeit der Anblicke. Aus einer Stadt, welche schwarz ist vom Rauche der Fabriken, tritt man in eine andere von stillem, mittelalterlichem Aussehen mit Giebelhäusern und ehrwürdigem Dome. Das Meer, welches zwei Welten verbindet, brandet an seinen Küsten und versammelt in den geräumigen Häfen derselben die Flotten aller Nationen. Baroniale Hallen, von weiten Thierforsten umgeben, und herzogliche Schlösser, von Epheu umwuchert, erheben sich in seinem Innern. An den Abhängen seiner Berge weidet die fette Heerde und in der flachen Ebene bestellt der behäbige Farmer den fruchtbaren Ackergrund. Wie durch einen gut gepflegten Garten fährt man durch ganz England, und das Gefühl des Behagens und Wohlergehens, welches rings ausgebreitet liegt, theilt sich dem Wanderer mit. Er nimmt Theil an dem Segen, der lachenden Anmuth und Zufriedenheit, welche überall herrschen; er findet in dem kleinsten Wirthshaus am Wege noch ein wie immer beschränktes Maß von jenem Comfort, welchen der Engländer zum Genusse des Lebens nothwendig erachtet, und selbst in jener verrufensten Klasse von Sterblichen, den Kellnern, Etwas von jenem Anstand und jener Würde, die in einer höheren Stufe des Lebens den „Gentleman" charakterisiren.

Ein solcher Biedermann mit weißer Halsbinde und schwarzem Frack empfing mich beim Aussteigen, und nicht ohne einen inneren Kampf gegen meine angeborne

deutsche Ehrfurcht vor solchen Kleidungsstücken, erlaubte ich demselben, sich meiner Reiseeffekten zu bemächtigen, worauf ich ihm durch eine von späten Rosen und Verbenen umflüsterte offene Halle auf die steinerne Flur der alten Residenz der Aebte von Furneß folgte.

Wie durch einen Zauberschlag war ich hier mit einem Mal in die Romantik des Mittelalters versetzt. Nicht in eine solche, wie wir sie zuweilen in Museen und Kunstkammern bewundern — nein, sie lebte wirklich rings um mich her und ich lebte mitten in ihr. Gestern noch im neblig trüben Liverpool, heute noch in der Armuth des bedrängten Weberdistrikts von Preston und jetzt in der lieblichen Stille, in dem köstlichen Frieden des „Nachtschatten-Thales"! Welch ein Name schon! Aber nichts auch riß den Wanderer aus dieser seltenen Illusion. Ich stand in einer hohen Halle, welche mit gebräuntem Balkenwerk gedeckt war. Nach beiden Seiten öffneten sich Kreuzgänge mit jenen Spitzbögen und massiven Pfeilern, die mir so wohl bekannt waren aus der alten Klosterschule, in welcher ich meine Jugend verlebt habe. Alles, bis in's kleinste Detail, war streng im Style jener lange vergangenen Zeit gehalten: die Fensterbögen, das Balkenschnitzwerk, die Treppengeländer und Fußböden, die Stühle, die Hausgeräthschaften, sogar die Lampen, Kandelaber und Kronleuchter, welche, obwohl sie mit Gas erleuchtet waren, doch sehr altmodig aussahen und aus Messing verfertigt waren. Ein großer, schlanker Windhund war der zweite, der mich nach dem Mann im Frack und Binde gastlich begrüßte; er kam, als ich eintrat, von der Treppe dahergeschritten, legte seinen schönen Kopf traulich an meine Kniee und sah mich mit seinen braunen Augen zärtlich an, ganz so, wie es in alten Zeiten Mode gewesen, wo die Hunde noch bei der solennen Bewillkommnung der Fremden in ritterlichen oder klösterlichen Aufenthalten nicht fehlen durften. Ein süßer Geruch von den Blumen des Herbstes, Levkoyen und Reseden, wehte mir entgegen, draußen schon aus den Beeten der Veranda, innen in der Halle aus hohen Sträußen steigend und mit manchem andern Parfüm gemischt, zuletzt dem starken Geruch von Weihrauch nicht unähnlich, welcher denn der Vorstellung, als ob man in ein klösterliches Gebäude trete, neue Nahrung gab.

Nun aber ging zum Glück diese Illusion nicht weiter. Denn sogleich erschienen vor der „Culina" — in der Sprache der modernen Wirthschaft „Küche" genannt — einige allerliebste Mädchen, deren klösterliches Habit in schneeweißen, saubern Küchenschürzen bestand, und aus dem „Refectorium", alias „Speisesaal", traten einige nicht minder liebenswürdige junge Damen, die aber die Klosterregel gar so weit gebrochen hatten, daß sie an den Armen junger Herren gingen und unter dem Portal, welches nach dem Garten führt, demnächst verschwanden. Eine von den allerliebsten Nonnen aus der Küche nahm einen Messingleuchter, mit vielen wunderlichen Schnörkeln und Fratzen verziert, und führte mich über allerlei Treppen und durch allerlei Gänge, welche mit schweren grün-rothen Plüscheteppichen bedeckt waren, in ein lauschiges Kämmerlein mit kleinen, bleigefaßten Spitzbogenfenstern, durch welche von außen wilder Wein hereinrankte. Die Bäume und die Wasserfälle rauschten, der Sternenhimmel glänzte; und nur einen Blick hinaus in dies Schimmern, Klingen und Flüstern — einen Athemzug that ich. Dann wandte ich mich wieder um. Aber meine kleine Nonne war indessen verschwunden.

So gut es ging, suchte ich ihren Spuren zu folgen, denn es war nichts Leichtes, sich in diesem Labyrinth von Ecken und Winkeln, von Treppen und Treppchen zurecht zu finden. Nicht sie, doch den Ausweg fand ich wieder und trat in den Garten, welcher an der Seite eines plätschernden Baches zu den Ruinen führt. Sie standen im Dunkel der Nacht ehrwürdig, ausgedehnt, ein wenig

schauerlich da — als ob jeden Augenblick ein Geist aus ihnen heraus treten könne. Aber es blieb still. Nur zwei Bäche rauschten, der eine munter plätschernd, der andere etwas ferner, dumpf, geheimnißvoll, wie die unverständlich gewordene Stimme einer weiten Vergangenheit.

Auf dem Rasen, unter der Veranda und hinter der Klostermauer in dem Schattengange hoher, düsterer Kastanien ging es indessen viel lebhafter zu. Hier promenirten und kicherten so viel lustige Pärchen, daß mir ganz trübselig wurde, nicht auch desgleichen thun zu können. Da ward in dunklen, abgelegenen Pfaden so viel gewandelt, — da rauschten über den Rasen so viele Frauengewänder — und da hinten, vor der Thüre, leuchteten wieder die weißen Nonnenschürzen . . . „Ach!“ rief ich aus, „dies muß ein Paradies für die Liebe sein . . . .,“ setzte mich auf eine Bank unter Rosen, und zog meine Cigarrenbüchse heraus, diesen letzten Trost vereinsamter Junggesellenherzen. Nun auf einmal trat der Mond über dem dunklen Waldgebirg herauf, klar, licht, ganz silbern — ein wundervoller Kontrast zu dem goldenen Kometen an seiner Seite, dem dunkelblauen Walde gegenüber. Das war ein Blick! Der Garten ganz in Licht gebadet, die Bäume, die Gebüsche tiefe, breite Schatten werfend und im Hintergrund wie wirklich auferstandene Geister die hohen, offenen Bögen der Fenster und Portale, durch welche das Mondenlicht floß. Die Stimme der Natur mit all' ihren süßen, gerngehörten Tönen redete hier unabläßig mit dem Menschenherzen; und lange noch, bis zu einer späten Stunde saß ich da, um das Flüstern, Rauschen und Tropfen von Wind, Wasser und Laubwerk zu hören, welche diese Einsamkeit rings umweben.

Plötzlich war mir, als ob ich einen andern Klang mitten in dieser bezaubernden Monotonie vernähme. Ich erhob mich und schritt den Ruinen noch einmal zu, welche jetzt silberweiß von großen, dicken Schattenmassen rings umgeben, unter dem Mondenhimmel dastanden. Wieder kam mir jenes bängliche Gefühl, als ob ein ungekanntes Etwas aus den Ruinen heraustreten müsse, und dieses Mal sollte ich mich nicht ganz geirrt haben. Es war zwar nur ein Lied, aber ein süßes Lied und gesungen von einer weichen, jugendlichen Frauenstimme. Als ich hinlauschte, da war es das schottische Volkslied: „Corn-rigs are bonnie, oh“ — und hell und lieblich klang es mitten aus den schauerlichen Ruinen her zu mir:

Es war in einer Sommernacht,
Wenn's still im Korn und wonnig, oh!
Und bei des Mondscheins klarer Pracht
Stahl ich mich leis zu Annie, oh!
Die Zeit flog hin, wir merkten's kaum,
Bis daß der Strahl, der erste,
Des Tags uns weckte aus dem Traum
Im Feld, wohl in der Gerste.

Das muß ein besonderer Geist sein, der solche Lieder in den Ruinen singt! dachte ich mir, und sogleich, ohne viel Besinnen, und mit der Stimme, wie sie mir Gott gegeben, stimmte ich den folgenden Vers an:

Ich hab' mit Freunden oft gezecht,
Und lustiglich getrunken,
Und bin dabei oft, recht und schlecht,
Auch unter'n Tisch gesunken:
Doch all die Lust beim Becherschall,
Die größte und die hehrste:
Die eine Nacht war werth sie all
Im Feld, wohl in der Gerste!

Noch hatte ich meinen Vers nicht zu Ende, als es in den Ruinen rauschte und eine Gestalt heraustrat, im leichten, lichten Gewande, — eine Frauengestalt, schlank, fein, zierlich und schön, wie der Mond mir zeigte, der ihr Gesicht jetzt voll bestrahlte.

Geist oder nicht, resolvirte ich kurz und bündig: es ist jedenfalls ein reizendes Wesen! Und eben wollte ich dasselbe, der Gelegenheit gemäß, bewillkommnen, als sich eine dritte Stimme aus den Ruinen vernehmen ließ — dieses Mal leider die Stimme eines Mannes, der mit dem Refrain des Liedes:

Kornfeld und Gerstenfeld
Und jedes Feld ist wonnig, oh!
Nie will vergessen ich die Nacht,
Die Nacht im Feld mit Annie, oh!

aus dem Thurme sprang und laut lachend der schönen, schlanken Frauengestalt an den Hals.

„Ha, ha, ha!“ lachte nun auch diese, „ist es nicht reizend, Harry, solch einen Dreigesang in der Nacht?“

Ich wollte mich entschuldigen für diese Störung, aber „Harry“ sagte, es habe gar Nichts zu bedeuten; und „Jessie“ (so hieß die Dame) sagte, nein, es habe sie königlich amüsirt.

Dann traten wir zusammen unsern Rückzug an, und unterwegs erzählte mir Harry, daß sie ein junges Ehepaar seien, und hier und an den Seen ihren „Honigmond“ (bei welchem Worte Jessie kicherte) verleben wollten. Es waren übrigens zwei bildhübsche, junge Leute und schienen sich sehr lieb zu haben. Im Manor-Haus war es schon ganz still geworden. Der Einzige, der sich noch auf der Flur sehen ließ, war mein Freund, der Windhund, der den beiden jungen Eheleuten die Hand leckte und ihnen nachlief bis an die Thüre ihres Zimmers, worauf er umkehrte und mir wehmüthig nachsah, als ich mich entfernte, um das meine zu suchen. Mondenschein und der Schatten des wilden Weins tändelten an der Wand, als ich die Thüre öffnete, und „dies muß ein Paradies für die Liebe sein!“ war noch einmal mein Gedanke, bevor ich einschlief. —

Und das war ein heller, lieblicher Morgen, als ich am andern Tage erwachte! Alles schwamm in goldener Sonne, der Rasen funkelte, über den Bäumen lag der bunte Herbstschimmer und hoch darüber, am warmblauen Himmel, stand noch die blasse Mondsichel. Vor mir, von Grün umwuchert, ernst und heilig auf dem smaragdgrünen Teppich des Rasens, standen die Ruinen der Abtei — wunderbar hehre Ruinen, so weit, so ausgedehnt, so ganz zerfallen und doch überall noch so grandios. Hier zum ersten Mal in dieser köstlichen Beleuchtung, heiter belebt durch den Hintergrund des blauen Himmels und den Vordergrund des grünen Rasens, übersah ich sie in ihrem deutlichen Zusammenhang. Die Phantasie ersetzt leicht die fehlenden Theile und bevölkert den stattlichen Bau mit Gestalten der vergangenen Zeit. Das Bächlein singt seinen Gesang dazu und rauschend, wie Orgelschall und Chorgesang stimmen die ewig bewegten Bäume und Gesträuche ein. Welch ein Lied, das ich hier oben vernahm! Wie brauste es zu mir herauf in der heiligen, sonnigen Morgenstille! Ich saß an meinem von wildem Wein umsponnenen Bogenfensterlein und blickte durch die bleigefaßten Scheiben. Nichts als dieses Lied des Baches und der Bäume — das Schwirren der Insekten — das Trillern der Lerche — der entfernte Schall einer Axt aus dem Walde, das Dengeln einer Sense

von den Wiesen — nun dazwischen ein dumpfes Gepolter und Rollen von ferne, näher kommend, jetzt mit einer Dampfwolke voran in langer Reihe aus dem grünen Hügel hervorbrechend und vorüberfausend: die Eisenbahn mit Kohlenwagen, welche mitten durch das Territorium und den ehemals geweihten Grund der Abtei läuft! — Jetzt Alles wieder stille — die neue Zeit ist vorübergejagt, die alte Zeit mit ihrer Sonne und ihren Träumen steigt wieder herauf und steht allein vor der andächtigen Seele.

Dies ist die Schwelle zu dem Distrikt der englischen Seen! Und im Vorgefühl der unvergeßlichen Tage, die mir an denselben noch beschieden sein sollten, beschloß ich eine Zeit auf derselben zu verweilen, das Herz ruhig nährend und stillend mit diesem wunderbaren Frieden, um es gleichsam auf denselben Ton zu stimmen, welcher der Grundton dieser lieblichen Einsamkeit zu sein schien. Hier, wo ich jetzt sitze, hat damals der Abt von Furneß gesessen, und ihm folgten im Manor-Haus die edlen Herren von Preston. Halb mönchisch, halb ritterlich ist Alles noch in diesem Hause — die bunten Glasfenster, die hochgedeckten Hallen, die stattlichen Kamine . . . . Ich aber schaue träumend in den Wald und den Himmel, und das Bächlein von unten murmelt und flüstert . . . .

Hier ward ich in meinen Betrachtungen durch den Eintritt jener kleinen „Nonne" unterbrochen, welche mir gestern Abend auf eine so räthselhafte Weise entschwunden war. Sie fragte mich mit einer sehr ruhigen Stimme und einem sehr bescheidenen Gesichte, „ob es mir angenehm sei, ein Bad zu nehmen?" Da ich einem so hübschen Kind nichts abschlagen konnte, so willigte ich ein, worauf sie mich einlud, ihr zu folgen. Sie führte mich in ein sehr trauliches Zimmerchen mit einem Bade aus weißem Marmor, einer weichen Fußdecke von dunklem Doppelplüche, einem Sammetdivan und manchen andern Bequemlichkeiten, schloß das Fenster gegen den auch hier ungenirt hereinwuchernden wilden Wein und neigte sich über das Bassin, um das Wasser anzulassen. Hierauf bat sie mich mit großer Höflichkeit, zu untersuchen, ob mir die Wärme des Wassers behaglich sei, und als ich mich, nach geschehener Prüfung, wieder umwandte, da hatte sich indessen die Thüre leise geöffnet und wieder geschlossen und meine kleine Nonne war verschwunden. —

Als ich später in das Frühstückszimmer trat, hatte ich das Vergnügen, all' die jungen Liebes- und Ehepaare (denn in dem ersten Stadium derselben pflegt Beides noch identisch zu sein), welche gestern im Mondenschein durch den Garten entwandelt waren, um kleine Tische versammelt zu sehen, an welchen sie sich's recht trefflich schmecken ließen. Auch „Harry und Jessie aus den Ruinen" fand ich wieder. Sie saßen an dem Tisch unter dem großen Gartenfenster, halb beschattet von dem zitternden Laub, halb besonnt von den schmalen Lichtstreifen, die sich durch die Blätter und Zweige durchstahlen. Sie hatten ihren Tisch wohl bestellen lassen mit all' den guten Dingen eines „herzhaften" englischen Frühstücks, und luden mich ein, an demselben Theil zu nehmen. Wie ganz anders doch bewegt sich solch eine feine, graziöse Hand zwischen all den Kannen, Tassen, Tellern, Messern und Gabeln! Ich glaube wirklich auch, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist, besonders nicht in Furneß-Abtei. Und ich war in der That wohl auch der einzige „einzelne" Mensch daselbst. Diese Wahrnehmung störte mich ein wenig in dem vollen Genuß des gerösteten Schinkens, den mir Jessie mit großer Anmuth servirt hatte. Ich kam mir so „halb" vor unter all' diesen „ganzen" Menschen, und hatte darum auch nicht halb so viel Appetit, als die Andern entwickelten und mit großer Genugthuung befriedigten. Nach beendigtem Frühstück

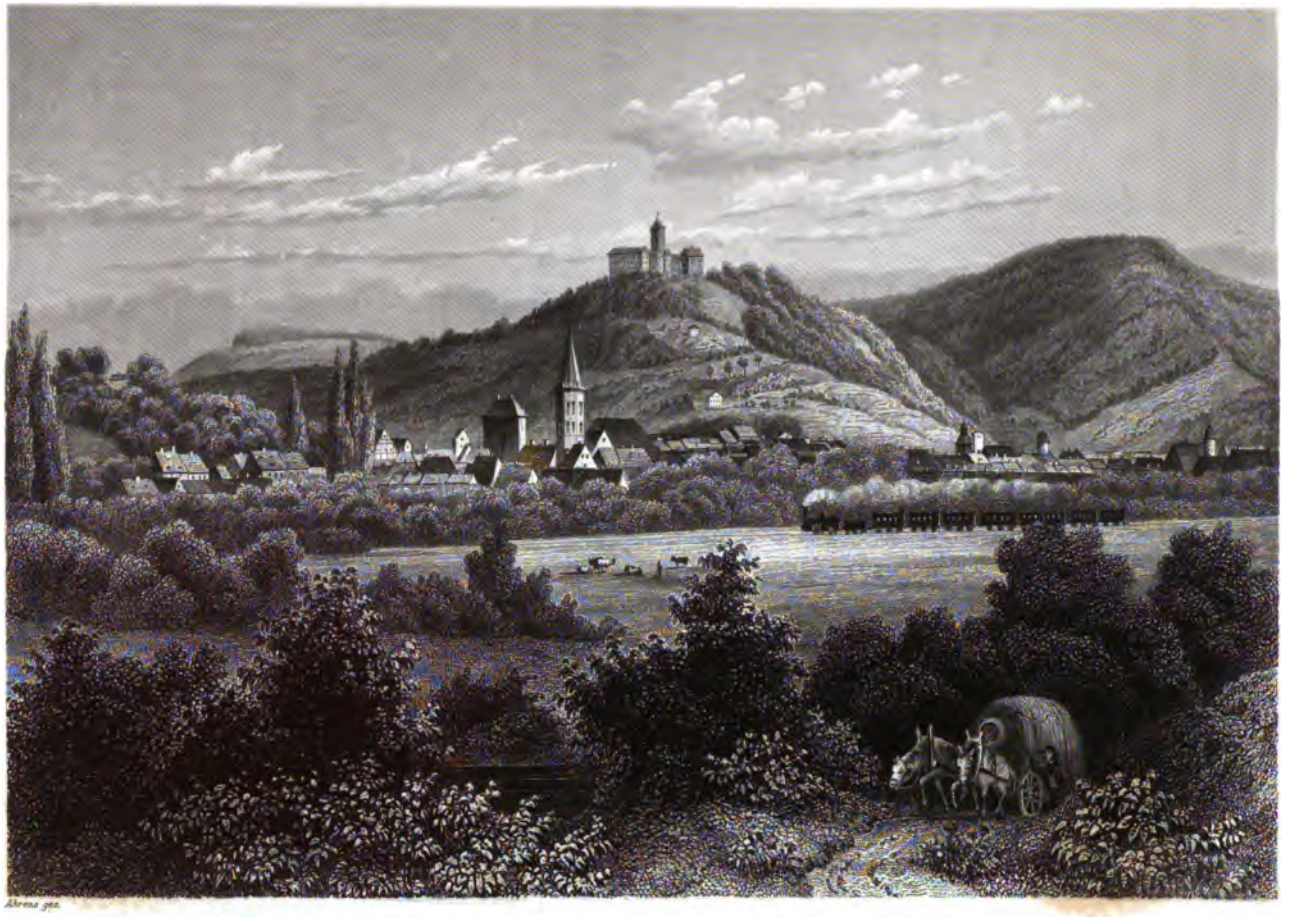
stopfte sich Harry sein kleines hölzernes Pfeifchen. Jessie setzte ihren großen Strohhut auf, nahm ein schöngebundenes Exemplar von Moore's „Liebesgeschichten der Engel" unter den Arm, und so entfernten sie sich mit heiterem Gruße, stiegen den Hügel hinter den Ruinen hinan und verschwanden unter dem Walde.

Zu mir aber gesellte sich mein Freund, der Windhund. Aber auch dieser verließ mich schnöde mitten auf dem Rasen vor der Abtei, als ich Miene machte, weiterzugehen. Denn er war, in der Ruhe dieses Klosteraufenthaltes verwöhnt, kein Freund von beschwerlichen Gängen, streckte sich neben einer Bank unter ein Rosengebüsch nieder, dehnte sich behaglich in der warmen Herbstsonne und ließ mich allein fürbaß ziehen.

„Quaerite primum regnum Dei" — diese Worte, welche ich beim Heraustreten aus dem Speisesaal in einem alten Stein über der Treppe gelesen, hatten sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt und dahin ging ich nun in die Ruinen, um „zuerst das Reich Gottes zu suchen." — O, wie still waren die Höfe! Wie predigte der rauschende Wind, der durch die Kreuzgänge flüsterte, die Nichtigkeit aller irdischen Dinge — aller ohne Ausnahme, der weltlichen, wie der geistlichen, der Liebe wie der Entsagung, — der traulichen Gemächer verschwiegenen Glückes, der hohen Wölbungen voll inbrünstiger Andacht! Seht, hier hat einst ein herrliches Kloster gestanden mit stolzen Portalen, mit starken Pfeilern und hohen Thürmen. Es ward gegründet im Jahre 1127 unter der Patronage von Stephan, Earl von Montaigne und Boulogne, nachmals König von England, von Mönchen des Klosters Savigny in der Normandie, welche nach England gekommen waren unter der Führung von Evan, ihrem ersten Abte. Sie blieben drei Jahre und drei Tage in Tulkett, bei Preston, bevor sie sich niederließen im Nachtschattenthale und dieses Kloster gründeten, welches sie der Jungfrau Maria weiheten. Hier in der tiefen Einsamkeit haben Jahrhunderte lang die Mönche gebetet. In ihrem Klostersiegel führten sie das Bildniß ihrer Heiligen. Da steht die Jungfrau Maria unter einem Thronhimmel mit Sternen — auf ihrem linken Arme trägt sie das Kind, um dessen Haupt ein Glorienschein gewoben ist und in der Rechten hält sie eine Kugel, als Königin der Welt. Zu beiden Seiten ist ein Wappenschild mit den drei normannischen Leoparden, darüber steht ein Zweig des Nachtschattens, und darunter ein Mönch in voller Ordenstracht. Der fliegende Drache ward zu Ehren des zweiten Earls von Lancaster angenommen, des Verwandten der königlichen Plantagenets, und ringsum waren die Worte zu lesen: „Sigillum. commune. domus. beate. Marie. de. Furnesio." In welch entfernte Zeiten der Geschichte entführt dies Siegel die Seele des Beschauers! Und doch, mit Allem, was es Heiliges, Rührendes und Ehrwürdiges für uns hat, ist es zerbrochen — zerbrochen wie die Mauern des Klosters selber, seitdem im 16. Jahrhundert König Heinrich VIII. von England den Glauben Roms verließ und alles Klostergut konfiscirte. Seitdem ist die alte Herrlichkeit zu Staub geworden und nur noch diese Ruinen sind da, um die melancholische Geschichte ihres Verfalls zu erzählen. Durch die schön gezackten Fenster zieht abwechselnd Regen und Sonnenschein — die hohen Pfeilerschäfte, aufrecht stehend auf dem Rasen, werfen ihren einsamen Schatten in öde Hallen und Mauern, Strebepfeiler und Spitzbögen sind zerstückt. Die kunstreiche Arbeit lange zu Asche gewordener Steinmetzen liegt nun gleichfalls zersprungen im Grase herum; zwei Köpfe schauen vom Hauptportal hoch hernieder: die Köpfe von König Stephan und seiner Gemahlin, die sich, so lange sie lebten, dieser Abtei freundlich erwiesen. Aber Königsgunst ist ebenso vergänglich, wie alles Andere. Auch Könige müssen zu Staub und Asche werden, und nur von den wenigsten behält die Nachwelt die Namen. Was sollen diese aufrecht stehenden

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



EISENACH.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Figuren mit abgeschlagenen Köpfen und gefalteten Händen, in denen sie ein Brevier halten? Was bedeuten diese steinernen Kreuzfahrer, welche platt auf dem Boden liegen? Was diese Grabsteine mit dem Krummstab auf geborstenen Platten, diese unleserlichen Inschriften, diese auseinandergefallenen Kreuze? Sie zeigen uns das Bestreben einer untergegangenen Zeit, ihr Gedächtniß auf eine kommende zu vererben; und sie zeigen uns, wie fruchtlos dies Bestreben ist, wenn ihre Namen in nichts Anderes geschrieben sind, als in Steinplatten. Die Natur selber verwischt diese Namen mit unerbittlichem Finger — sie säet ihre grüne Saat in alle Fugen und Risse, sie klettert auf die höchsten Thürme und läßt ihre grünen Sturmleitern flattern, sie bedeckt die Kirchhöfe mit ihren wuchernden Pflanzen, sie begräbt eine Generation nach der andern, aber ihr Lächeln und ihre Schönheit gehört allen.

Da drang ein greller Pfiff durch die Stille. Das Geisterreich versank, die Lokomotive sauste vorüber. Es war der Zug, der nach den Seen ging. Auch die Beiden, die oben am Walde in die „Liebesgeschichte der Engel" versunken gewesen, hatte er geweckt. Sie kamen hastig an mir vorbei und riefen mir ein schnelles Lebewohl zu, da sie mit diesem Zuge weiter reisen wollten an die Seen. Ein zweiter Pfiff, etwas später, sagte mir, daß Harry und Jessie das Nachtschattenthal verlassen hatten. Dumpf noch eine Weile hallte das Rollen des forteilenden Zuges in den Ruinen wieder; dann kehrte die vorige Stille zurück. Leise nur über mir nickte das Laub und der Epheu, gedämpft aus der Ferne rauschte das Wasser unter der alten, dickumbuschten Brücke, und Nichts mehr störte mich, zu sinnen und zu träumen.

Julius Rodenberg.

Ein Bild aus Eisenachs Romantik.

Eisenachs Flur ist der liebliche Garten des Thüringer Landes; die Stadt selbst ist das Thor zur hochberühmten Sagen- und Geschichtsquelle, zum Sänger- und Fürstensitz des herrlichen Landes; zum Vatikan des thüringischen Glaubenshelden Luther. — Thüringen läßt sich nicht denken ohne die Wartburg und diese nicht ohne die thüringischen Wälder. — Aber die Wartburg hat den Namen Eisenach fast absorbirt und wie die Stadt gleichsam hervorwuchs aus den Wurzeln der Wartburg und längere Zeit hin nur in ihr Bedeutung und Namen gewann, so scheint sie auch jetzt noch nur der Wartburg wegen da zu sein. Und doch hat die Stadt auch an und für sich eine bedeutende Geschichte; klopfte lange Zeit in ihr der Herzschlag des thüringischen Landes; wurde in ihr oft das „Mein und Dein", das „Soll und Haben" thüringischer Fürsten in schweren Kämpfen

entschieden. Aus einem derselben geben wir ein Bild von ewig dauerndem, weil rein menschlichem Interesse, zugleich von dem Hauche der Romantik durchweht. Es ist die schöne und stolze Erscheinung der thüringischen Heldenmutter Sophie von Brabant, vor Eisenach kämpfend um das Erbtheil ihres Sohnes. — Der erste deutsche König aus den Wäldern Thüringens und der letzte Landgraf aus dem mächtigen, großen Hause der thüringischen Ludwige: Heinrich Raspe, hatte am 16. Februar 1248 seine wilde, wirbelnde Feuerseele ausgehaucht. — Schon 1242 ließ der kinderlose Landgraf durch Kaiser Friedrich II. seinen Neffen, Heinrich den Erlauchten von Meißen, mit Thüringen belehnen und Heinrich wollte nun auch sofort nach des Onkels Tode das reiche und mächtige Erbe antreten. — Seine nächsten Verwandten aber machten es ihm streitig und zwar unter dem Vorwand, daß Kaiser Friedrich zur Zeit jener Belehnung noch im Bann gewesen, dieselbe also ungültig sei. Die betreffenden Fürsten kümmerten sich zwar sonst durchaus nicht um den Bannfluch Roms; nun aber bezeigten sie ihm große Ehrfurcht. Dergleichen ist in der Geschichte der deutschen Fürsten sehr häufig zu finden. Noch häufiger sehen wir dieselben jede mögliche Gelegenheit benutzen: auf Kosten der Einheit, Macht und Ehre des Vaterlandes sich frei zu machen von der oberen, einheitlichen Gewalt. Und was die Fürsten gegenüber dem Kaiser thaten, das thaten ihre Grafen und Großen gegenüber ihnen selbst. So wollten denn auch jetzt die Grafen Thüringens den Augenblick benutzen, um sich von der — so lange und schwer getragenen — Gewalt der mächtigen Landgrafen zu befreien, um dann desto zügelloser und verwegener selbst schalten und walten zu können. — Sie verbanden sich mit Heinrichs fürstlichen Gegnern und es entbrannte ein langer, schwerer Kampf. Das Land selbst litt natürlich am meisten; da flammte und rauchte es herein von den Grenzen weithin durch alle Gaue; Mord und Plünderung waren Morgengruß und Abendsegen; die nächsten Augenblicke hingen an der Spitze der Lanzen und Schwerter und des Landmanns Saat war gesäet für Pferdehufe und Lagerzelte. — Aber Heinrich der Erlauchte blieb der mächtige, gefürchtete Sieger und als solcher zog er sich auf kurze Zeit in sein Stammland Meißen zurück. Plötzlich erschien ein neuer Gegner; scheinbar der schwächste zwar, doch der berechtigste: Sophie, Gemahlin Herzog Heinrichs II. von Lothringen und Brabant; sie kam von Brabant nach Hessen, dem Erbe ihres jetzt dreijährigen Sohnes Heinrich, und beanspruchte für ihn nicht allein dieses ihm schon geraubte Erbe, sondern auch das Land Thüringen; beanspruchte es als älteste Tochter Ludwig des Heiligen von Thüringen und in Erinnerung an dessen ihr feierlich gegebenes Versprechen, daß ihr Sohn dereinst sein Nachfolger werden solle. Sie gab dem Knaben den altehrwürdigen Namen Ludwig und daß er nun auch in der That ein neuer Ludwig von Thüringen und Hessen werden möge: kam sie heran von Marburg mit dem blitzenden Schwert in der Hand, glänzend gewappnet, und herab von schneeweißem Rosse stolz und kühn auffordernd, daß Thüringen streiten möge für das Recht ihres Sohnes, für den Enkel des heiligen Ludwig. — Gewaltig und herrlich war sie anzuschauen, die kühne Mutter, die Löwin der thüringischen Wälder; alle Mütter und Frauen schauten zu ihr empor in freudiger Begeisterung; elektrisch-magnetisch flog ihr Blick durch die Herzen und Geister der Männer. Da wuchsen und wuchsen die Reihen ihrer Streiter tagtäglich an — und bald stand sie mit 800 Geharnischten und eben so viel Bogenschützen vor dem starken, verschlossenen Eisenach. — Sie sah die Wartburg in goldenem Abendschein weit hin durch die Lande blinken; begeistert grüßte sie hinauf mit dem funkelnden Schwerte; trotzig kühn rief sie hinauf die beflügelten Worte: „O du stolzes Gestein! Du Wiege meiner Kindheit: du

sollst jetzt der Thron werden für den geliebten, — für den beraubten Sohn! — Auf, auf zum Kampf! Zum letzten Kampfe mit Eisenach!"

Wie zündende Gewitter blitzte das hin durch die Reihen der Krieger! — Nun leuchtender Schwerterschein, — helles Trompetengeschmetter, — jubelnde Fanfaren, — jeder Arm ein Mann, ein unbeschreibbares Bild todesmuthiger, kampflustiger Begeisterung. Da erbebten die da drinnen in der Stadt; manches Herz flog auch wohl der Tochter und dem Enkel des heiligen Ludwig entgegen und wurde nur zurückgehalten von der Furcht vor des fernen Heinrichs dräuender Rache. Es gab ein langes Berathen und ängstliches Harren, ein leises Zischeln und Munkeln. Das wurde nun wirrer und wilder in dem Haufen des Volkes; plötzlich sprangen die Thore auf: das Volk drängte heran in langen, bangen Schaaren; dann in festlichen Gewanden und mit feierlichem Chorgesang Rathsherren und Priester, Zünfte und Gewerke und die blühende Zucht der Schulen. Alles beugte sich demuths- und ehrfurchtsvoll vor der gewaltigen Heldenmutter. Nur da und dort ein böses, finsteres Lauern, ein leise geknirschter Fluch — und Sophie von Brabant ritt hin durch die Stadt, hinauf zur Wartburg, stolz und kühn zur eroberten Wiege ihrer Kindheit. — Hinter ihr her aber zogen Wolken auf mit Blitzen der Vernichtung unter den schwarzen Gewanden.

Jene Wolken waren Heinrichs Heere, die er rasch und mächtig gen Eisenach führte. Und wieder nun klirrte und stampfte es durch der Saaten schwellendes Grün; flammte und rauchte es weithin durch die Gaue; glühten Tausende von Wunden; aber wieder war es Heinrich der Erlauchte, der seine Gegner darnieder warf. Die noch vor Kurzem so gewaltige, die löwenkühne Heldenmutter, stolz hinaufreitend zur Wartburg, in Mitten siegreicher Krieger: jetzt mußte sie fliehen, einsam und verlassen, verwundet und elend, durch Wälder und Schluchten, durch Nacht und Nebel. Es war eine grause Wandlung des Geschickes! — Und fürchterlich strafte Heinrich die Huldigung, welche Eisenach der fliehenden Fürstin ohne Schwertstreich dargebracht hatte; dann zog er gen Marburg, um das Kind von Hessen in seine Gewalt zu bekommen. Sophie hörte das und die Mutterangst gab ihr Flügel; sie erreichte das Schloß, bevor Heinrich dort ankam, mit jähem Freudenschrei sank sie nieder auf einer Schwelle; Angst und Kraft waren gebrochen: sie sah ja den geliebten Knaben frei und fröhlich ihr entgegen springen; sie lag nun wie eine glückliche Todte da. Als aber der Knabe erschrocken bittend, weinend seine Aermchen um ihren Hals schlang: da war's, als ob neue Lebenskraft jeden Nerv ihres Körpers und Geistes durchpulse und sie emporhebe von der Erde. Hoch und fest stand sie da mit dem Knaben; dann schaute sie düster sinnend und plötzlich hocherglühend und entschlossen umher; befahl ein Roß und einen reitenden Boten und schritt hinaus, — schweigend und stolz. Verwundert, erwartend und scheu folgten ihr Diener und Frauen in den Schloßhof. Schweigend stieg sie zu Roß, während ein Diener den Knaben hielt; dann nahm sie denselben wieder auf ihren Schooß und ritt hinaus. Ein banges Geflüster ging von Mund zu Mund; scheue, staunende Blicke folgten ihr und dem schweigend nachreitenden Boten. Man hörte nur der Rosse Hufschlag auf dem Pflaster und das Klirren des Beiles am Bügel des Reiters. Das Kind von Hessen aber küßte fröhlich den bleichen Mund seiner ernsten Mutter.

So ritt sie wieder ein in Thüringen und wieder hin gen Eisenach; aber ohne Harnisch und Schwert, ohne gepanzerte Mannen und Bogenschützen. — Zaghaft und beklommen blickten Mütter und Frauen empor zu der bleichen Gestalt; zu dem einsamen, schweigsamen Weibe; keine Männer stellten sich ihr zur Seite, und

begegnende Feinde grüßten mit bedauerndem Hohne oder wichen ihr mitleidsvoll aus. Es war ein seltsam feierlicher Aufzug. — So kam sie nach Eisenach. — Und wieder blinkte die Wartburg im goldenen Abendscheine weithin durch die Lande, und wieder winkte und rief sie hinauf; aber nicht begeistert, nicht mit funkelndem Schwerte und geflügelten Worten, sondern düster, mit bebender Hand und grollendem Tone:

„Du meiner Kindheit Wiege! Du sollst jetzt mein Grab werden, wenn ich dich nicht erkämpfen kann für den Erben an meiner Brust."

Mit jähem Griff riß sie ihr Roß hin vor das fest verschlossene Thor der Stadt. Dahinter aber und auf den Wällen und Mauern erschien das Volk; still und kalt, auch wohl höhnisch und frech herabschauend auf die unglückliche Frau, zu deren Füßen sie noch vor Kurzem gelegen hatten. Da wallte es empor in wilder, heißer Leidenschaft aus dem Herzen und über die Lippen der kühnen Mutter:

„Elende Sklaven! — Ihr glaubt, meine Macht sei dahin; meine Kraft gebrochen. Aber ich sage euch: Jetzt führ' ich noch stärkere Waffen als Schwert und Panzer, als Pfeil und Bogen! Jetzt kämpfen für mich noch mächtigere Gewalten als Ritter und Knappen: die heilig gewaltige Mutterliebe ist es, die an euer Thor donnert und Einlaß begehrt für ihr Kind."

Sie riß dem Boten das Beil aus dem Sattelgurt, schwang es hoch in die Luft und dreimal sausend nieder auf des Thores Schloß. Das dröhnte und rasselte, das schwirrte und zitterte seltsam hin durch das bange, lautlose Schauen auf den Wällen und Mauern und hinter den Thoren; weithin durch die lautlose Stille der Straßen. Und jetzt hob die Mutter hoch empor ihr bebendes Kind und rief mit gewaltiger Stimme:

„Seht hier den Enkel eures heiligen Ludwig! In seinem Namen begehre ich Einlaß! Weh dem Verräther, der mir ihn wehrt! Fluch dem Sklaven, der mir den Weg zu meiner Wiege versperrt!"

Und wieder blitzten ihre Worte wie zündende Gewitter weithin durch die Menge, durch alle Straßen, empor zu allen Fenstern; und wiederum helles Trompetengeschmetter — jubelnde Fanfaren — leuchtender Schwerterschein, — jeder Arm ein Mann, — ein unbeschreibbares Bild der Begeisterung. Wieder sprangen auf die Thore, drängte das Volk heran in langen Schaaren, kamen die Rathsherren und Priester, die Zünfte und Gewerke und die blühende Zucht der Schulen. Alles beugte sich freudig, ehrfurchtsvoll, in freier, stolzer Liebe der allmächtigen, allbezwingenden Gewalt der Mutterliebe! Und wundersam schön und rührend stand nun die Siegerin da, in Mitten ihrer Getreuen: nicht trotzig und wild, keine Löwin und Heldin mehr, sondern mild und gütig, züchtig und ehrbar, ein edles Frauenbild, eine sanfte, glückselige Mutter! — So sprach sie nun auch zum Volke und zu ihrem Sohne, und sie mahnte ihn, daß er mit reiner Kinderhand segnen möge den Menschenkreis. Da flossen unzählige Frauenthränen! Da flammte es kühn empor aus allen Männerherzen zu todesmuthigem Kampfe! Da sprang das ganze Eisenacher Geschlecht in heißem, wildem Trotze auf und schwur Schutz und Schirm zu sein dem fürstlichen Kinde! — Dann gab es ein freudig-feierliches Wallen hinauf zur Wartburg. —

Aus dem nun neu entbrennenden schweren Kampfe rettete Sophie von Brabant ihrem Sohne wenigstens das ganze Hessenland und es blieb ihm durch alle brausenden Stürme der Zeit; denn der Preis des Sieges war geweiht und gefeit durch die allmächtige, allbezwingende Gewalt der Mutterliebe!

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

MARIENBAD.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Die Zeit ist zwar nun vorüber, — von den Machthabern selbst wie von dem ganzen Geist der neuen Geschichte zu Grabe getragen: wo ein Volk sich noch so erhebt für das Interesse eines legitimen Fürstenrechts; aber immerhin bleibt jener Akt ein ebenso rührendes als ermuthigendes Bild deutscher Volkskraft; zeigt mit großen Zügen es an, was diese Volkskraft wirken kann, wenn sie zum rechten Ziele, zur Verherrlichung und Befestigung ihrer selbst geleitet würde.

A. Schloenbach.

Marienbad.

In dem alten Lande Böhmen,
Wo die klaren Quellen strömen,

strömen jährlich auch Tausende von Menschen zusammen, um aus den klaren Quellen frische Lebenskraft zu schöpfen. Und doch ist, wie so mancher andere, auch dieser Reichthum des Landes verhältnißmäßig wenig benutzt worden, denn von den bekannten 153 Mineralquellen der großen felsumrandeten Badewanne Böhmen erfreuen nur acht sich einer vollständigen Ausbeutung; diese sind die zu Karlsbad, Teplitz, Franzensbrunn bei Eger, Liebwerda, Bilin, Püllna, Saidschütz und das im Bilde vor uns liegende Marienbad.

Diese acht Badeorte sind sämmtlich bevorzugte Pfleglinge der die höhere Gesellschaft beherrschenden Badekur-Mode; der ehemals gewaltige Nimbus der alleinheilmachenden Kraft solcher Gesundbrunnen überhaupt ist jedoch gegenwärtig stark im Verschwinden begriffen, und schon darum werden die übrigen 145 Mineralquellen Böhmens wohl daran thun, ihr Gutes, wie bisher, nunmehr auch ferner ohne Aufsehen und für ihre nächsten Nachbarn zu wirken.

Vor Allem ist die Zeit vorbei, wo die hochgelahrten Perücken die Heilkräfte dieser Quellen hinter einen dunkeln Vorhang versteckten, der wunderreiche Geheimnisse zu verhüllen hatte. Denn anstatt der nach Belehrung und Hülfe begehrenden Menschheit einfach zu sagen, auf welche Weise Stoffe, die man sonst als Arzneimittel benutzt, mit dem Wasser der Quellen vermischt seien, stattete man, selbst noch nach dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, diese Quellen mit allerlei unsichtbaren Stoffen, geheimnißvollen Kräften und wunderlichen Eigenschaften aus. So sollten z. B. die warmen Quellen eine ganz andere Art von Wärme besitzen, als die ist, welche der Mensch mittels des Feuers erzeugt. Sprach man doch, wie uns Abel in seiner „Natur" berichtet, noch im Jahre 1823 von einem besondern Brunnengeiste, der dem Wasser seine Wirksamkeit verleihe. So weit in die Gegenwart reichte die Zeit herein, wo man lieber ahnte, als forschte, wo man mit

wahrer Affenliebe an den alten verworrenen Ansichten fest hielt und wo es noch Gelehrte genug gab, die sich mit Widerwillen von der Darstellung der Wirkung einfacher Naturgesetze abwandten, weil, nach Abels Worten: „etwas Mystik, geheimnißvolle, unbegreifliche Vorgänge in dem Innern der Erde, an der Bereitungsstätte der Mineralquellen, ihnen willkommener waren."

Der dicke Vorhang, hinter welchem der Brunnengeist paradirte, ist nun längst herabgerissen und der Geist verschwunden; die ganze wunderbare Erscheinung erklärt uns Abel auf folgende natürliche und einfache Weise. Er sagt ungefähr: die Stoffe, die in dem Mineralwasser enthalten sind, findet dasselbe ebenso, wie das gewöhnliche Quellwasser die ihm inwohnenden Stoffe annimmt, d. h. in den Gesteinschichten, die es durchwandert. Sind die Stoffe und die Mengenverhältnisse hier anders, wie dort, so kommt dies ganz einfach daher, daß einmal diese Quellen andere Gesteinsschichten durchlaufen und daß sie dann auch aus größerer Tiefe emporsteigen und längere Zeit mit dem Gestein in Berührung bleiben, mithin auch mehr aus demselben aufzulösen vermögen. Finden wir doch stets, wenn Quellen mit gleichen Bestandtheilen an verschiedenen, weit von einander entfernten Orten vorkommen, daß auch das Gestein, in welchem sie entspringen, dasselbe ist. Dies zeigte schon der berühmte schwedische Chemiker Berzelius bei seiner klassischen Untersuchung der Quellen von Karlsbad. Er hob hervor, daß die warmen natronhaltigen Quellen in Böhmen und Frankreich in einem ursächlichen Verhältniß ständen zu den in fernen Zeiten hier wirksam gewesenen und jetzt ruhenden Vulkanen, deren unverkennbare Beweise noch jetzt dort vorhanden sind.

Hatte somit die Wissenschaft bereits das Nöthige gethan, um den magischen Schleier von den Heilquellen und den Ursachen ihrer Wirksamkeit zu entfernen, so erstand sogar ein gefährlicher Gegner für die großen Ansprüche auf alleinheilbringende Kraft und den finanziellen Werth derselben durch eine neue wissenschaftliche Entdeckung: die der Herstellung künstlicher Mineralwasser. Am großartigsten betreibt sie, und zwar fabrikmäßig, Dr. Struve in Dresden. Als Erfinder dieser Kunst gilt ein französischer Arzt und Chemiker, Venel in Montpellier, der schon 1753 der französischen Akademie der Wissenschaften ein Verfahren zur Darstellung des Selterwassers einreichte; der schwedische Chemiker Bergmann gab von 1774 bis 1778 einfache Vorschriften, die Wasser von Saidschütz, Spaa, Selters und Pyrmont nachzubilden. Schon von dieser Zeit an bereitete man solche Wasser künstlich, aber nur im Kleinen, in Apotheken und nach ärztlicher Vorschrift. Der Erste, der in Paris und Genf ein Geschäft in's Große daraus machte, war ein gewisser Paul; nach ihm gründeten ähnliche Anstalten Schweppe in London, Ziegler in Winterthur und (1803) Fries in Regensburg. Struve eröffnete, nach dreizehnjährigen mühsamen und kostspieligen Versuchen, seine Trinkanstalt künstlich dargestellter Mineralwasser im Jahre 1821 in Dresden und rief ähnliche Einrichtungen in Leipzig, Berlin, Warschau, Moskau, Brighton ꝛc. in's Leben.

Den erbittertsten Feind fanden sowohl jene Aufklärung, wie diese Entdeckung der Wissenschaft an der allberüchtigten Badekur-Charlatanerie, als welche der alte Brunnengeist noch heute zu spuken scheint. Er ruft nicht nur die komischen Journalkriege, wahrhafte Don-Quixote-Turniere, der verschiedenen Bade-Direktionen über die speziellen Vorzüge ihrer betreffenden Quellen hervor, die den hitzigen Kämpfen der verschiedenen Wallfahrtsorte über die ganz besonderen Vorzüge dieses oder jenes wunderthätigen Madonnenbildes äußerst ähnlich sind, — nein, er sorgt sogar für Analysen, die Jahr um Jahr durch alle einflußreichen Blätter laufen und Jahr um Jahr dieselben falschen Angaben verbreiten, um den stärkeren Strom der Badefahrer in die nächste Nähe gewisser Kassen zu locken.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

TEGERNSEE.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Wie solche Analysen sich später zur Gesundheit der Gäste verhalten, ist diesem habseligen Brunnengeiste einerlei.

Trotz alledem wird die sogenannte vornehme Welt sich der Diktatur der Mode nicht entziehen, und eben deshalb wird auch unser Marienbad ein besuchter Kurort bleiben und diese Bevorzugung um so mehr verdienen, als eine gesunde Lage und reizende Umgebungen des Bades der Wirksamkeit seiner Quellen zu Hülfe kommen. Bekanntlich liegt Marienbad im Kreis Eger, 6 Meilen von Eger und 5 Meilen von Karlsbad entfernt, bei dem Dorfe Auschowitz, nach welchem ehedem die zahlreichen hiesigen Quellen „Auschowitzer Salzquellen" genannt wurden. Doch hielt lange Zeit das ärztliche und arztbedürftige Publikum sich von ihnen fern und das Stift Tepl, zu dessen Besitzungen der Ort gehörte, erkannte den finanziellen Werth der verwahrlosten Gewässer nicht. Erst Männer wie Nehr, Heidler, Reuß u. A. wandten ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit zu, und ihrem Eifer gelang es, Marienbad zu seinem Ruf zu erheben. Das erste Kurhaus stammt vom Jahr 1807, die erste Beschreibung von 1813; gegenwärtig prangt der kleine, aber stattliche Ort nicht nur mit einem eleganten Kurgebäude und einem Theater, sondern bietet in seinen wohlgepflegten Umgebungen viele lockende Ruhe- und Erholungspunkte, wie die sogenannte Rotunde, die Amalienhöhe, das Belvedere, das Jägerhaus, Albertusruhe 2c., die sämmtlich durch anmuthige Spaziergänge mit Marienbad verbunden sind. — Die Zahl der Einwohner des Orts beläuft sich auf nahe 800.

Für den Leidenden, der sich über die einzelnen Quellen und deren Wirksamkeit belehren will, ist ein Werkchen erschienen, „Marienbad, seine Heilquellen und Umgebungen, von Frankl, Prag 1837". Auf das mediciniſche Gebiet würde die Mehrzahl unserer Leser uns nur ungern folgen, und darum empfehlen wir den Kranken das genannte Buch und allen Gesunden hiermit uns.

Fr. Hofmann.

Tegernsee in den bayerischen Alpen.

Wenn wir wie hier ein liebenswürdiges Naturgemälde mit all seinen traulichen Reizen der Wald- und Bergesfrische und mit dem lachenden Spiegel eines Alpensee's vor uns erblicken, so möchten wir leicht glauben, daß der gebildete Menschensinn stets so viel Lust und Freude wie heutigen Tages an einer schönen Gegend empfand. Doch diese Annahme würde ein Irrthum sein, — eine Thatsache, die manche Leser befremden mag.

Viele antike Völker, zumeist die Griechen und Römer, waren nicht ohne Geschmack für die Zauber der Natur. Fehlte ihnen auch noch die Kunst der Landschaftsmalerei, so beweist doch die räumliche Wahl für die Gründung ihrer Städte und manche Schilderung ihrer Dichter ein offenes Auge für Berg und Flur.

Doch es gab andere Zeiten, verschiedene Perioden des Mittelalters, in denen die Menschen mit Gleichgültigkeit die imposantesten landschaftlichen Schöpfungen betrachteten. Ja Alles, was das freie, blühende Walten der Natur verkündigte, wurde von der Anschauung ihres streng in sich gekehrten christlichen Geistes wie ein feindlicher Dämon angesehen. In Gebirgsgebieten, die wir jetzt mit Entzücken durchwandeln, klagte man nur über Beschwerden und Unfruchtbarkeit des Bodens; ein herabbrausender Wasserfall, den wir heut mit Staunen genießen, alterirte die Gemüther als eine unnütze wüste Spielerei und die herrlichsten Wälder waren ihnen nur ein Deckmantel für heimtückische Sümpfe und versteckte Räuberhorden. Ein alter Chronist stößt folgende humoristische Seufzer aus, die wir in etwas verständlicherem Deutsch wieder geben wollen. „Es ist eitel Spott und Hohn für ein ordentlich Mann, so ihn das Schicksal lasset in ein gebirgisch Land gerathen. Er muß steigen wie ein gemein Maulthier, kann net um sich schau'n, wie er möcht', denn überall stieren die Felsen ihn an wie der hölliſche Trotz und wenn er sich fürchtet und fanget an, ein fromm Liedlein zu singen, so replicirt ihm das Echo, ist aber die höhnische Stimme von Belzebub."

Diese Anschauungen haben sich in ihr Gegentheil verändert. Dem Bewohner des Flachlandes sind Felsen der pikanteste Anblick, nichts thut er lieber, als sich mit der coquetten schalkhaften Göttin des Echo's zu necken und er beneidet recht herzlich jedes steigende Maulthier, welches im „Nebel seinen Weg sucht".

Wir sind aber erst durch viele Wandlungen zu unserm jetzigen aufgeweckten Geschmack für die poetische und malerische Anmuth in der Natur gekommen. Eine Zeitlang (im 15. Jahrhundert) hatte man eine manierirte Vorliebe für ganz enge, schroffe, pittoreske Gegenden. Die damaligen Modebäder und Lustschlösser mußten wo möglich zwischen spitzen Bergen eingeklemmt liegen und die Maler umschlossen ihre Städte und Burgen mit einer blauen zackigen Felsenwand, die selbst für Gemsen und Steinböcke peinlich war. Dann fand man plötzlich wieder den Inbegriff aller Schönheit in einer flachen Ebene mit Lämmerweiden und Schlehdornhecken, hinter welchen die Herren und Damen in Schäfer und Schäferinnen verkleidet Pfänderspiele aufführen konnten. Versailles und andere Lustschlösser boten dem 17. und 18. Jahrhundert ein solches Terrain im höchsten Style dar.

Aber diese Verirrungen des Naturgeschmackes, welche mit anderen Bizarrerien des Salonlebens, der Kleidertracht und der gesellschaftlichen Vergnügungen Hand in Hand gingen, wichen allmählig einem gesunden Sinn.

Ein edlerer Aufschwung in der Poesie, besonders in der englischen und in der unserer deutschen Klassiker erweckte ihn zunächst; Goethe, Schiller, Voß, Geßner, Bodmer, Kleist wiesen mit geläuterter Erkenntniß das Auge der Menschheit auf die ewigen Reize der Natur hin. Die mehr und mehr aufblühende Landschaftsmalerei erschloß den Blicken tiefer und tiefer tausend Herrlichkeiten von nah und fern und so ist allmählig das Verständniß des Schönen in der Natur bei uns Deutschen, und bei anderen europäischen Kulturvölkern auf ähnliche Weise zum Allgemeingut geworden.

Es gibt in Gründen und Hügeln, in Thalschluchten und Bergeshäuptern kaum noch eine Anmuth, eine Merkwürdigkeit, an welchen der moderne Mensch ohne

Empfindung vorüberginge. Er hat sich ein Urtheil für alle Gattungen der Landschaft geschult.

Es ist dem Jetztlebenden aber auch zum Bedürfniß geworden, sich hier und da eine freundliche lockende Stätte in der Natur auszusuchen, wo er sich eine Zeitlang vom Werktagsleben erquicken kann. Mit Recht! Unser Streben und Treiben im unerbittlichen Drange der Geschäfte ist heiß, anstrengend und ernst. Unsere Städte und besonders unsere großen Residenzen wachsen immer mehr; ihre Ausdehnung schneidet uns vom Genuß der Natur ab und bannt unsern Geist im Dunstkreis des Zimmers, im Staube des Marktplatzes. Er wird matt und erschöpft und der Körper mit ihm.

Die friedliche Idylle der Natur mit ihren spielenden Lichtern und trunkenen Schatten, mit ihrem labenden Morgen- und Abendhauch, mit ihren frischen Wasserwogen und aromatischen Pflanzendüften bietet das einzige neubelebende Bad für Leib und Seele dar. Die landschaftliche Schönheit ist jedem Manne, jedem Weibe von Geist und Herz ein irdisches Evangelium, eine Freudenbotschaft, worin sich die Offenbarung der Vollkommenheit erhebend und liebevoll verkündigt.

Wer kann sich daher wundern, wenn die Landschaftsmalerei, ja wenn alle landschaftlichen Darstellungsarten durch den Griffel der Kunst immer zahlreichere Freunde finden und ein immer lebhafteres Bedürfniß werden? Lernen wir doch nur durch sie — Städte und Architekturen als große Staffagen der Landschaft mit eingerechnet — die Physiognomie unserer Erde kennen. Und diese Physiognomie ist das Abbild ihres verschiedenen Charakters, der so mächtig auf das verschiedene Wesen von ihren Bewohnern, das heißt von uns selbst, einwirkt.

Und wer möchte endlich nach solcher Einsicht noch darüber spotten, daß Alle, die es irgend haben können, jährlich so gern einige Wochen oder Monate auf dem Lande, wo möglich in den Bergen zubringen. Dies ist nicht zum Bedürfniß geworden, weil es eine Mode ist, sondern es ist zur Mode geworden, weil es ein Bedürfniß ist. Wie der Hirsch im trockenen Föhrenwald schon in biblischen Zeiten nach Wasser schrie, so verlangt die Seele in den übervölkerten, überkultivirten Städten nach Freiheit und Frische der Natur. Selbst der Nichtsthuer schließt sich diesem Bedürfniß an, hat er doch die schwerste Arbeit, sich täglich 24 Mußestunden zu ennuyiren.

Das Suchen der neuen Zeit nach schönen landschaftlichen Ruheplätzen hat besonders in den Alpen die meiste Befriedigung gefunden und dorthin geht der Zug der modernen Reiseausflüge mit reger Vorliebe.

Lange Zeit war nur die Schweiz das Haupteldorado der Touristen. Einige Plätze Tyrols schlossen sich zunächst an. Nach und nach hat man sich überall hin verbreitet, wo sich das Schöne mit dem Zweckmäßigen vereint.

Jetzt sind ganz besonders die bayerischen Alpen, wenn man so sagen darf, ein Modeartikel geworden. Es gehört in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, sie bereist zu haben oder wenigstens das Interessantere von denselben zu wissen. Die große Münchener Malerschule, so umsichtig als werkthätig, hat dafür gesorgt, daß die Darstellungen „aus dem bayerischen Hochlande" auf allen Kunstausstellungen heimisch geworden sind. In der That hat die Natur auch in jenen Gegenden Vieles zusammengedrängt, was zu den schönsten Eigenschaften des Alpencharakters gehört: hohe Bergspitzen bis zu 9000 Fuß; einige Gletscher; malerische Seen, imposante Felswände und endlich die stille Poesie der Sennenwirthschaft mit ihren Almenwiesen und traulichem Heerdengeläut finden sich hier in reicher Fülle

vor. Das bayerische Gebirgsvolk liebt Sang und Tanz und einen heitern Lebensgenuß, weiß den sicher treffenden Stutzen beim Scheibenschießen und auf den Wildstand zu führen, hält noch immer an einigen kleidsamen Ueberresten des alten Nationalkostümes fest und sein kecker Jodlerruf und Juchheschrei hallt, ein froher Lustgruß, eine frische Ermunterung für den müden Wanderer, in den sonnigen Thälern wieder.

So auferweckend und heiter-lebensmuthig sind auch Volk und Natur für den Reisenden bei Tegernsee.

Hier, wo mäßig hohe Voralpenberge von etwa 6000 Fuß dicht an der fruchtbaren altbayerischen Hochebene aufsteigen, zieht sich ein lieblicher blaugrüner Wasserspiegel von Norden nach Süden in diese Berge hinein. Ohne eine auffallend pittoreske Form und ohne beengende Schroffheit, umringen sie ihn mit der seltensten Ueppigkeit einer lachenden Wald- und Wiesenvegetation. Jeder vorspringende Hügelrücken der Berge ist parkartig bewachsen, wobei das verschieden wechselnde Grün der Tannen und Buchen, der Lärchen- und Ahornbäume dem trunkenen Auge angenehm schmeichelt. Um das Tegernseer hellleuchtende Schloß mit seinen spitzen Thürmen gruppiren sich in malerischer Anmuth die freundlichen, gartengeschmückten Landhäuser, fast alle zur Aufnahme fremder Sommergäste eingerichtet. Einzelne schöne Villen ziehen sich zwischen Busch und Baum an den westlichen Abhängen der Berge in die Höhe, während drunten am Seeufer eine weitläufige Häuserverbindung, zwischen maigrünen Matten, Hecken und Obstbäumen die Oertchen Rottach und Egern an Tegernsee anreihen. Auch hier sind dem geselligen Treiben des Fremdenverkehrs alle Wohnungen geöffnet.

Der Geschmack des weltreisenden Fremden hat nach und nach richtig herausgefunden, daß hier ein kleines Paradies gemüthlicher Ländlichkeit die Seele täglich erquickt und neu fesselt, ohne sie durch gewaltige, kühn überraschende Eindrücke abzustumpfen. Ansprechende Badeanstalten erquicken den Körper in den Fluthen des freien Naturbassins, welches nie zu kalt ist, da es nicht von Gletscherwasser gespeist wird. Seine friedlichen Wellen sind den unterhaltenden Kahnfahrten günstig und viele bequeme Schiffchen, nach englischem Muster erbaut, werden selbst von den schönen Händen der Damen hin- und hergerudert. So sehen wir hier Engländer, Amerikaner und Deutsche, besonders Norddeutsche, die heiteren Mußestunden des Sommers verdehnen und selbst der reiche, aber keineswegs auf Reisen spendable Britte freut sich des billigen, wenn auch einfachen Lebenscomforts, der hier noch das irdische Dasein viel mehr als in der kostspieligen Schweiz erleichtert. Man fährt quer über den See hinüber, um empor zu steigen zu dem schönen Plateau eines kleinen idyllischen Hochthales und dort beim „Bauer in der Au" sich an Kaffee, Honig und Bier zu erquicken. Oder man rudert den ganzen Wasserspiegel hinunter und bringt den Nachmittag in „Kaltenbrunn", einem Gute des Prinzen Karl, zu, wo sich gastliche Einkehr mit dem Anblick des schönsten Seepanorama's verbinden. Wer aber das Wasser oder überhaupt eine weitere Tour meiden will, der steigt hinauf zum „Paraplui" oder zum „Westernhof" und wartet, bis die Abendsonne ihre orangengelbe Beleuchtung und endlich ihren violett-rothen Duftschleier dämmernd über die hold gruppirten Berge wirft.

An trefflichen Fahrstraßen und schön geführten Spazierwegen mit Holztreppen, Geländern und trockenem Kiessand, der auch auf die weiche Papiersohle eines Damenschuhes zarte Rücksicht nimmt, kann nur Interlaken in der Schweiz mit Tegernsee wetteifern. Es ist die kostspielige Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Bayern, des hiesigen Schloßbesitzers und beiläufig bemerkt eines Wohlthäters der

Armen, welcher hier durch solche Spaziergänge und öffentliche Einrichtungen einen bequemen Park im Großen gebildet hat.

Schon im Jahre 736 stifteten hier beim heutigen Orte Tegernsee die Benediktinermönche eine Abtei. Undurchdringlicher Urwald umlagerte damals die Stätte des Friedens, die zugleich einen Sammelplatz der Bildung bot, denn in jenen Tagen waren die Klöster nicht wie heute ein Lichtdämpfer, sondern eine Beförderung der Intelligenz. Die Mönche waren Pioniere der Aufklärung und Ordnung, welche kultivirend in die wilde Natur eindrang. Deshalb machte es sich auch nöthig, wie hier, tiefe Gräben und feste Mauern um die Abteien zu ziehen, denn Wolf und Bär umschlichen gar unfreundlich den Klostergarten, und räuberische, oft sogar noch heidnische Horden zogen zu feindlichen Ueberfällen heran. Der Schutz der Landesherrn und Fürsten befand sich oft in weiter Ferne und so hatte die Geistlichkeit die Pflicht, sich selbst durch ein sicheres Bollwerk zu hüten. Freilich wurde diese Pflicht auch ein unheilvoller Keim, woraus später eine weltliche Macht der Geistlichkeit willkürlich hervorschoß. Statt der demüthigen Priester im Kirchengewande ritten geharnischte Bischöfe und Pröbste zu Jagd- und Kriegsthaten, zu Lust- und Trinkgelagen in vielen deutschen Gauen aus . . . .

Das Benediktinerstift Tegernsee wurde 1804 aufgehoben; die stattlichen Schloßgebäude stammen aus dem vorigen Jahrhundert. Sie umfassen unter Anderm, was sich in Bayern für Seele und Leib schwer entbehren läßt, eine ehrwürdige Kirche und eine preiswürdige Bierbrauerei.

Wer den reizenden architektonischen Aufbau dieses Seebadeortes für gesunde heitere Menschen aus der Vogelperspektive überblicken will, sieht sich nach einem Alpenstock und einem Führer um und erklimmt binnen drei Stunden entweder im Osten den Hirschberg oder im Süden den Wallberg. Mit den weißen Schneefirnen blitzend auf dem blauen Hintergrund des Aethers umschließt die mächtige tyroler Tauernkette mit dem Großvenediger, ferner der Höhenzug bei Innspruk und das Karawendel und Wettersteingebirge nach den Bergen zu seinen Horizont; während im Norden der schwindelnde Blick über die blaue bayerische Ebene dahin schwebt. Unten zu Füßen die friedlich umbuchtete Seefluth mit ihrem lockenden Häuseranbau, — in Wahrheit ein Gemälde, welches sich der Seele mit den schönsten Farben und Linien froher Erinnerungen einprägt!

Aber eben so überraschend und ansprechend, wie diese charakteristischen Züge in der Natur, sind auch hier einige pikante Episoden aus dem Volkstreiben. Der Reisende aus dem Flachlande wird von der Neuheit derselben besonders gefesselt. Sie klingen ihm noch lange im Ohr nach, denn Lust und Heiterkeit, noch so keck und ausgelassen, bleiben immer eine gar angenehme Reminiscenz in diesem ernsten Leben.

In jedem Mittsommer ein Mal rüsten sich die Besucher Tegernsee's für den Ausflug zu einem Volksfeste, welches in der Falep, im Thale der Kaiserklause, einige Stunden südwestlich mit origineller Ausgelassenheit gefeiert wird. Jeder sucht ein Fuhrwerk zu erringen und es kann nicht schaden, wenn ein paar Laternen daran befestigt sind, nicht etwa um wie Diogenes dabei Menschen zu suchen, wo an solchem Tage bloß Leute sind, sondern um bei der Nacht den Rückweg zu finden, denn die Stätte der Freude bietet keinen Raum zur Herberge.

Romantisch im grünen Walde liegt die alte Försterei, in der zugleich Speise und Trank verabreicht wird. Von allen Seiten strömen nicht bloß Fußgänger, Reiter und Equipagen, sondern auch die munteren Schaaren des geputzten Landvolks herzu, in ihren Sonntagsstaat gekleidet und ein lachendes Sträußl am

spitzen Alpenhut. Denn hier halten die Arbeiter des Waldes, die Aufseher, Wildhüter und besonders die Holzfäller und Flößer ihr jauchzendes Tanzfest.

Treten wir heran an den grünen tannengeschmückten Tanzplatz! Es erklingt eine heitere Musik, die durch die kühne Ausgelassenheit des Alpenbewohners, durch jenen begehrlichen Takt des hitzigen enragirten Temperamentes wieder gut zu machen sucht, was sie in unreinen Tönen sündigt. Bursche und Mädchen drängen sich begierig heran und es wird sich für den Städter belohnen, besonders für die schaulustigen Damen, ihre Füße in Acht zu nehmen, denn wo diese hochgewachsenen schwergliedrigen Waldbewohner bei ihrem gesunden Gang mit ihrem Holzschuh hintreten, da wächst nicht nur langsam wieder ein neues Gras, sondern noch viel langsamer eine neue Haut. Immer lebhafter befeuert sich die Musik und jeder „Bua" sucht mit seinem „Diandl" den gedrängt vollen Tanzplatz zu erreichen und man sieht es vielen frohen Mädchengesichtern an, daß gar manche Maid eine Braut ist, oder wenigstens diesem Ziel heute näher zu sein wähnt, denn je. Laute Alpenrufe und Jodler der Lust werden ausgestoßen, und ab und zu die Tänzerinnen keck geschwenkt, hoch empor gehoben und dann wieder mit Hülfe ihres natürlichen Gewichtes stampfend zu Boden gesenkt. Von Zeit zu Zeit trennt sich ein naturalistischer Bravourtänzer von seiner Tänzerin und während sie sich walzend allein vor ihm herdreht, eilt er ihr in kurzen Sprüngen nach, stößt mit dem Hacken dröhnend auf den Boden und schlägt auf seinen Knieen den Takt dazu, wobei er in demselben Rhythmus wie ein Besessener mit dem Kopfe wackelt und manchen jauchzenden Schrei der Lust hören läßt. Endlich aber schlägt er den Takt noch auf eine andere Weise, indem er rückwärts mit der flachen Hand die Sohle seines Fußes klatschend zu treffen weiß. Sind Hände und Füße von diesem Knalleffekt ermüdet, so ergreift er seine Tänzerin wieder, um in wenigen Minuten diesen Uebermuth auf's Neue zu wiederholen.

Dieser Nationaltanz ist das berühmte bayerische „Schuhplatteln". Er konsummirt viel Kräfte, viel Lunge, viel Staub und vor allen Dingen sehr viel Bier. Letzteres aber stärkt diesen Tanz so, daß er noch unter'm Sternenhimmel der Nacht fortzudauern vermag.

Aber wir lassen ihn gewähren und sehen es ohne Eifersucht, wenn sich einzelne Paare im Walde zerstreuen. Noch einmal erfreuen wir uns an den malerischen lebensmuthigen Gruppen. Auch die Jünger vom Waidwerk sind zahlreich vertreten und jene feste Gestalt dort mit den blitzenden Falkenaugen ist der vielgenannte Revierförster Krempelhuber aus Tegernsee, der Mann der Freikugeln, welcher sich von dem Frankfurter Schützenfest so manchen der ersten Preise heimgeholt hat. Ein Lebehoch der deutschen Mannheit und dem deutschen ferntreffenden Stutzen in Nord und Süd!

Und so stecken wir die vorher erwähnten Laternen an, und fahren nach Tegernsee zurück, um uns in stiller Nacht nach dem lauten Tage zu erquicken. —

Otto Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WINDERMERE.

Bibliograph Institut in Hildburghausen

Herbsttage an den englischen Seen.

II. Die Seen von Westmoreland.

Der See von Windermere ist der umfangreichste und mannichfaltigste der Westmoreland-Seen. Er ist der „Diamant des Seenlandes", und „die Königin der Seen". Seine Länge von Ambleside bis Newby-Bridge beträgt etwa elf englische Meilen, seine Breite im Durchschnitt eine englische Meile. Er ist tiefer, als einer der andern Seen, und zahlreiche Eilande, üppig bewaldet, verleihen seiner Oberfläche den Anblick großer Abwechselung. Der vorherrschende Charakter seiner Landschaftsscenerie ist eine weiche anmuthige Schönheit. Er hat Nichts von der wilden Erhabenheit der benachbarten Seen von Cumberland, die in dieser Beziehung schon denen von Schottland ähneln; und nur hier, bei Ambleside, erheben sich die Uferberge zu einer beträchtlichen Höhe, während sie an den übrigen Theilen des Ufers sanft gewellte Hügel bilden, an deren weichen Linien das Auge gerne hängt. Aber ein überraschender Blick ist es, wo der Weg, von Ambleside kommend, sich auf den See öffnet. Im Vordergrund die bunte Staffage von Kutschen, Nachen und Dampfgondeln, mit Menschen, welche ein- und aussteigen; im Hintergrund die Berge, deren ungeahnte Pracht nun plötzlich aufsteigt, und dazwischen der See — so selig still in der Abendsonne! Wir besteigen die Dampfgondel — „die Feenkönigin" — welche in dem Augenblick abgeht, wo die andere, „die Feuerfliege", ankommt. Das goldene Wasser wiegt uns und im Hintergrund stehen die Berge — einer über dem andern gegipfelt, in jenen weichen ätherischen Umrissen und Formationen, ganz mit den Farben und der Gestalt von lichtangehauchten Wolken, zuletzt entschwindend und von einem feinen Duft umflattert, gleichsam nach Oben sich lösend, so daß dem Auge beinah die Unterscheidung zwischen Luft und Erde verloren geht. Alles verschwimmt in eine bläuliche Dämmerung, in welcher das Auge nur phantastische, aber sanfte Conturen erkennt, von denen es kaum noch weiß, sind es die der Berge oder die der Wolken? Aber um uns das Wasser glühte von der späten Nachmittagssonne, und in seiner dunklen Tiefe spiegelten alle Farben der Wolkenberge, der Bergeswolken, des Himmels, welcher sich mit all seinem Blau, mit jedem seiner rosigen Wölkchen unter dem Wasser wölbte. Hier und da stand eines von den blühenden Eilanden im See — wie ein Blumentopf aus Porphyr mit dem dicken, goldgrünen Bouquet üppigen Niederholzes, welches einen ähnlichen Schimmer ringsum im Wasser verbreitete. Eine solche Traumstimmung bemächtigte sich der Seele — und dennoch wurde sie nicht müde, zu der Gegenwart des Lebens zurückzukehren, die hier so namenlos schön ist — zu den Wiesen, von Sonnenhauch umduftet, zu den Wäldern, die blau

schienen von den Purpurschatten des Nachmittags und zu den weißen Häusern am Gestade — den „villas“ und „cottages“, die, von glühendrothen Fuchsiabüschen umglänzt, Bilder des Friedens und heimathlichen Glückes gewähren, fast lieblicher noch in ihrer Wirklichkeit, als jene Träume. O, in diesen blumenumdufteten, seeumrauschten Häusern wohnen, unter den Bergen, auf den Wiesen — in gänzlicher Abgeschiedenheit hier sein Leben der Betrachtung, dem Blicke nach Innen widmen zu dürfen! Und hier haben Dichter gewohnt, — Dichter, deren Namen das englische Volk mit Stolz und mit Liebe nennt. Hier, an diesen Seen und unter diesen Hügeln ist Wordsworth geboren worden; hier hat Southey gelebt und Coleridge gedichtet; hier ist die Heimath der Seeschule, so genannt nach den Seen, auf deren einem wir jetzt schaukeln, und in deren damals von dem Reiseschwarme noch ungestörter Einsamkeit sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts erblühte. Reich von Erinnerungen an sie ist rings dieser Umkreis, und gefeit durch ihre Dichtung jeder Wald, jeder Berg, jeder Bach, jeder See. Es ist unmöglich, in diesen Bezirk zu treten, ohne ihrer zu gedenken oder an sie erinnert zu werden und ihren berühmten Freundeskreis, in welchem eine der interessantesten Persönlichkeiten de Quincey ist, der Opiumesser. Ja, etwas wie Opiat scheint selbst in der Luft und Schönheit dieses Seedistriktes zu liegen; etwas Hinschmachtendes, wollüstig Einschläferndes, traumhaft Befangendes, wie in den großen, dunkelblauen Augen einer von Byron's Haremsgestalten. Ein solcher Charakter ist auch der Seeschule eigen. Die meisten ihrer größeren Gedichte haben die Formlosigkeit, zuweilen die Planlosigkeit von Träumen — von Träumen noch dazu eines unruhigen Schlafes, eines Opiumrausches (Coleridge ist an Opium gestorben); aber sie haben auch das kühn Phantastische derselben und ihre ganze Verachtung von irdischen Schranken, von Unmöglichkeiten, die nur im Raum und in der Zeit liegen. Man kann sie nicht eigentlich Spiritualisten nennen, da sie vielmehr von einer starken, wenn auch nicht ganz gesunden Sinnlichkeit sind; aber „ihr Reich liegt im Wolkenland, und ihre Welt ist nur zu oft eine visionäre“, sagt Freiligrath von ihnen, unser eigener Dichter, welcher einige ihrer bedeutendsten Gedichte übersetzt und diejenigen von Coleridge (in der „Tauchnitz-Edition“) herausgegeben hat. Ich kann mir denken, wie diese düsteren Phantasien, in ferne, unbekannte Länder und Meere verlegt, unsern Dichter anziehen mußten — er, der ja auch die Wunder der heißen Zone, die Mirage der Wüste nur träumte. Aber er träumte die Wirklichkeit, den Löwen in den Rücken der Giraffe gekrallt, den Tiger im Kampfe mit dem Weißen; während ihre Träume Phantasmagorien sind, die wie Wordsworth's Geisterschiff, über der Wirklichkeit schweben. Es ist wahr, dies gänzliche Hinwegsetzen über Das, was wir als feste Ordnung betrachten, macht zuweilen einen kindischen, aber öfter noch macht es einen gigantischen Eindruck, als ob die ganze Verzweiflung eines Genius an Schranken rüttele, die doch keine Gewalt umzureißen im Stande ist. Man wird sogleich eine gewisse Verwandtschaft mit der deutschen Sturm- und Drangperiode herausfühlen, nur mit dem Unterschiede, daß diese zur Erde strebte und sie wirklich festen Fußes erreichte, während jene, die Seeschule, nach dem Himmel strebte, und in den Wolken stecken blieb. Aber dennoch sind sie es, welche die englische Dichtung von den Fesseln einer seit Dryden und Pope herkömmlichen Konvenienz in Form und Inhalt befreit und die Erscheinung der großen Romantiker Byron und Scott vorbereitet haben.

Und dann sollten wir Deutsche nie vergessen, daß es unsere eigene Poesie und Philosophie war, an welche jene Dichter sich anlehnten, daß sie in Deutschland und unter dem Einfluß deutscher Lehre und Lehrer ihre Richtung ausbildeten, ihre Ideen schulten. Zwei ihrer Häupter, Wordsworth und Coleridge, waren es, welche im

September 1798 nach Deutschland kamen, um deutsche Sprache, deutsche Dichtung, deutsche Philosophie und Theologie zu studiren, um den Sänger des Messias zu besuchen und sich von ihm sagen zu lassen, daß „Bürger ein ächter Dichter sei, welcher leben müsse, daß Schiller dagegen bald vergessen sein würde". Nichts desto weniger erschien zwei Jahre darauf, 1800, Coleridge's Uebersetzung von Schiller. Und würde Goethe's Einführung in England durch Carlyle möglich gewesen sein, wenn nicht die Seeschule vorhergegangen wäre? Sie war es, die durch die Philosophie von Kant, Fichte und Schelling den Gährungsstoff der gegenwärtigen Bewegung in die zähe Theologie von England und Amerika warf, und ihr vor Allem sind wir für jenen mächtigen Austausch von Ideen und Anregungen verbunden, welche jetzt — beide Ufer desselben befruchtend — „hin- und herströmt über den deutschen Ocean." —

Inzwischen hatten wir Bowneß erreicht, und unser Schifflein legte an. Bowneß liegt am linken Ufer des Sees, ungefähr in der Mitte seiner ganzen Ausdehnung. Es ist ein gar freundliches Oertchen — halb Dorf, halb Stadt, wie die meisten in diesem Bezirke. Hier liegt ein Häufchen Häuser an und auf einem Hügel zusammen, wie Schweizer Chälets, dort stehen ein paar andere, mit Holzgitterwerk und allerlei Schlinggewächs am Wasser. Eigentliche Straßen gibt es nicht, und am Ende führt hier Alles zum See hinunter oder vom See herauf.

Von Bowneß zieht sich ein anmuthiger Gebirgspfad zwischen Wald und Landhäusern zum Dörflein Windermere und einem stattlichen Wirthshaus mit breiter Terrasse hinan, von welcher man eines wahrhaft entzückenden Rundblicks über den See und seine Ufer genießt. Zugleich mündet daselbst, dicht unter der Terrasse, aber von Blumen und Bäumen ganz zugedeckt, die Eisenbahn von London, und in diesem abgeschiedenen Idyll von See und Hügel, wo man wie in einer andern Welt lebt, an jedem Nachmittage die Briefe, die Zeitungen, die Magazine und die Bücher frisch von der Stadt zu haben, ist eine Bequemlichkeit, dergleichen auch nur in England möglich ist.

Am Schönsten war es hier oben in den Vormittagsstunden, wenn das Frühstück vorüber. Draußen auf der sonnigen Terrasse saßen vielleicht noch einige Gentlemen und lasen die „Times", oder lustwandelten unter der Veranda, eine Cigarre rauchend. Dann aber fuhr ein Wagen nach dem andern ab, das große Haus auf der Spitze des Hügels ward leer, die Terrasse still und ich blieb allein mit der Sonne und den Lorbeerhecken. Ueber diese glänzenden Hecken, durch flüsternde Baumkronen, über die schimmernden Dächer des Dorfes und sanfte Hügel ging der Blick hinab zu dem träumenden See und dem duftschweren Purpurblau seiner waldreichen Ufer. Lieblich dann war's, den Weg hinabzuwandeln zur Seite des Hügels, unter den majestätisch gewölbten Kastanien. Es war so still, wie an einem Feiertag, als ob die Natur hier ewig in einem Gottesdienste begriffen sei; nur selten, daß ein einzelnes Wägelchen daher kam, oder daß ein Hund anschlug oder ein Glockenton durch die Luft irrte. So stille war's, daß man das Beben und Flüstern eines jeden Blattes, das leise Seufzen des Windzuges und jegliche Stimme im Chore der Vögel unterscheiden konnte. Stille Häuser mit schattigen Gärten, in denen zu leben schon ein Glück sein müßte, lagen zur Seite — dunkle Baumgruppen wechselten ab mit grünen Wiesen und duftfeuchten Waldwegen, die tiefer in's Gebirge führten, und überall durch das sonnezitternde Laub hatte man Blicke auf ein Stück blauen Wassers oder blauen Himmels. Solch ein unsagbarer Frieden, solch eine Andacht war ringsum! Und mit einer Empfindung, wie Heimweh, füllt sich mein Herz, wenn ich jener Tage gedenke, so golden und schön, so sonnig und still! Damals und dort, an den englischen Seen, wenn ich

mich auf einem der moosigen Steine niedersetzte, unter den dichten Kastanien, in der balsamischen Frühe des Morgens, hatte ich ein Gefühl, als ob das Leben keine reinere Freude zu bieten habe, als solch einen Augenblick seliger Trunkenheit und Versunkenheit in die Natur. Dann spricht der Geist in uns mit dem verwandten Geiste, der in der Blume blüht und im Zuge des Windes flüstert —, ja, er fühlt sich Eins mit ihm in reiner Harmonie, und die Seele beginnt mit jedem Blatte gleichsam, das sich regt, in seiner eigenen Sprache zu reden. Der trübe Flor, welchen der unlautere Beisatz des Tages über ihren Spiegel gehaucht, schwindet fort, und klar wieder einmal darin erscheint das sonnige Bild der Außenwelt mit all' seinen Umrissen, seinen duftigen Farben und seinem geräuschlosen Leben.

Der untere Theil des Sees, von Bowneß ab bis Newby-Bridge, wo er sich in einem brausenden Wasserfall zu verlieren scheint, ist von einer mehr einfachen Schönheit, doch bleibt ihm der Charakter des Lieblichen. Es war in einer jener langen, von Farbe gesättigten Herbstabenddämmerungen, die auf die Stimmung einen so weichen und melancholischen Einfluß üben, als ich mir in Bowneß einen Kahn miethete, um den See nach dieser Richtung zu befahren. Die Berge des Hintergrundes verloren sich schon in das tiefe Lila des Abends und ließen dem Auge nur noch die schwachen Linien ihrer Konturen — alles Andere schien in Dunst zu brauen — Schlucht, Anhöhe, Thal und Gipfel, ein graues, seltsames Nebelbild. Aber vor uns und um uns war Licht. Zur Rechten ging die Sonne hinter die hohen Gipfel, zuweilen aus einem Einschnitt der Bergkette noch einmal feurig aufflammend; zur Linken schimmerte der bunte Widerschein. Um den Wald hing der zweifache Purpur des Herbstes und des Sonnenuntergangs — das Laub so kraus, so braun, so golden, windbewegt — hier und da ein sanfter Wiesenhang mit weidenden Kühen, ein traulich stilles Haus am Saume des Waldes oder des Wassers — nun blitzte die Sonne noch einmal auf, nun rollte sie zuletzt hinter eine Hügelwand, und das Wasser dunkelte in tiefes Stahlgrau ab — immer dunkler und stiller, bis wir ganz allein waren auf dem weiten Wasser, schwarz von den Schatten der Berge, und nichts gehört ward, als die Ruderschläge meines Kahnführers. Nur einmal noch zog ein Schiff vorbei — die „Feenkönigin" mit Musik, welche weich und traumhaft in der Abendstille über dem See verklang. Dann ward die Einsamkeit der Nacht und des Wassers nicht mehr unterbrochen, und schon war der Himmel golden von jenen großen Sternen, schon hatten die Berge jene Farben tiefen, dunklen Blaus angenommen, welche der Nachtlandschaft etwas so unaussprechlich Feierliches geben, als unser Nachen am unteren Rande des Sees anlegte. Wir hatten noch eine kurze Strecke unter Bäumen zurückzulegen, indessen uns das Brausen eines großen Wassers immer näher zu kommen schien, ehe wir das Wirthshaus zum „weißen Schwan" erreicht hatten, in welchem Madame White gastlich waltet. An diese Dame hatte ich eine Empfehlungskarte mitgebracht von einem Freunde des Hauses aus Preston, und ich muß sagen, daß ich niemals herzlicher bewillkommt und wirthlicher verpflegt worden bin, als im weißen Schwan von Newby-Bridge. Denn kaum, daß ich meine Karte abgegeben hatte, als auch schon Madame White, eine stattliche Vierzigerin mit einem ganzen Morgenroth auf Wang' und Nase, in das kleine Stübchen trat, in welchem ich meinen Ranzen abgelegt hatte. Ihr folgten, rund gezählt, ein halb Dutzend allerliebster Mädchen, die sie mir sämmtlich als ihre Töchter präsentirte, und die, nachdem sie mir gar zutraulich, eine nach der andern und in absteigender Linie, die Hand geschüttelt hatten, jede einzeln entsandt wurden, um mir's bequem zu machen im weißen Schwan von Newby-Bridge. Die eine ging ab mit dem Befehle, mir Bett und Schlafkammer in Stand zu setzen, die andere sollte für Thee und Abendbrod sorgen, die

dritte meinen Rudersmann abfertigen, die vierte Stiefelknecht und Pantoffeln holen, die fünfte — aber was weiß ich? In meinem Leben war noch nicht so für meine Bequemlichkeit gesorgt worden, und das halbe Dutzend hatte alle Hände und Händchen voll zu thun, während Dame White sich in einem Lehnstuhl zu meiner Seite niederließ, um ein Gespräch mit mir über ihren Freund zu halten. Der Lehnstuhl, in welchem Madame White sich niedergelassen hatte, war das kolossalste Möbel, welches ich in dieser Gattung je gesehen, und dabei so alt, daß man sich selber um hundert Jahr älter vorkommen mußte, wenn man darin saß. Das ganze Stübchen war solch ein Wunder von altmodischer Behaglichkeit mit Lotterbett und Stühlen, welche braun waren und geschnitzte Wolfsköpfe in den Lehnen hatten. Die Lampe auf dem Tische war so groß und so schwer, wie ein kleiner Leuchtthurm. Die niedrigen Wände waren geschmückt mit Bildern von Landschlössern, Jagdhunden, Wettrennern, adeligen Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts in langen Perrücken. Ueber dem Spiegel, welcher eine ovale Form und die Eigenschaft hatte, jedem Menschen, der hineinsah, ein Gesicht zu machen, als ob er an Zahnweh leide, hing ein Fisch, gar kunstreich aus Holz geschnitzt und fein säuberlich bemalt und lackirt. Kurz, ich war hier in einem jener guten, altenglischen „country-inns", welche uns einige von den Romanschriftstellern des letzten Jahrhunderts auf eine so unübertreffliche Weise beschrieben. Mir fehlte nichts, als mein Freund, der Squire Western aus „Tom Jones", um mit ihm eine Pfeife zu rauchen, und einen Krug, mag sein auch zwei, zu leeren. Gedacht an ihn habe ich an diesem Abend genug, ebenso an seine Tochter, die liebliche Sophie, obgleich dies Letztere ein wenig ungerecht gegen Dame White sein mochte. —

Das Zeichen des Hauses war ein Schwan, welcher in einem sehr schönen Exemplare von angestrichenem Holze hoch über der Thüre saß. An einer andern Stelle des Hauses hing eine blaue Traube, wahrscheinlich als Gegendemonstration und zur besseren Belehrung derjenigen Wandersleute, welche mit einem Schwan unwillkürlich die Vorstellung des Elementes verbinden, auf welchem dieser poetische Vogel lebt. —

Der weiße Schwan von Newby-Bridge liegt ganz einsam in diesem Thale und nichts war zu hören, außer dem Brausen des Wasserfalls gegenüber. Erst auf der andern Seite der Brücke, die hier gleich über das Wasser führt, war eine Schmiede, vor welcher ein paar Burschen standen und schottische Lieder sangen, und etwas weiterhin war ein „mansion", d. h. der Landsitz eines Herrn von der Gentry mit Park und hoher Mauer. Das war Alles, und sonst nur Berge, Wälder, Wasser und der prächtige Sternenhimmel in dieser Einsamkeit.

Um zehn Uhr ward es still im weißen Schwan, und ich befand mich allein in meiner Kammer, gerade über dem Wasserfall. Es war so lauschig darin. Wieder hätte ich mir einbilden können, ich sei im Wirthshaus von Upton, — und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn die Thüre plötzlich aufgerissen worden und der irische Gentleman mit einem Knüppel in der Hand hereingestürzt wäre, um seine Frau zu suchen. — Allein nichts dergleichen. Dann waren so viel räthselhafte Winkel und Ecken in diesem Zimmer, Schränke in die Wand gemauert, Holzbänke an den Boden genagelt, Waschtische von unabsehlicher Länge. Und dann war das Bett da, ein so kolossales, ungeheures Bett, wie ich in England, diesem Wunderland für Betten, noch keines gesehen hatte, mit vier gewaltigen Pfosten, wie Grenzpfähle, — eine Art von kleinem deutschen Fürstenthum. Dieses Bett zu ersteigen war ein Kunststück, in demselben auf die herkömmliche Art zu schlafen ein noch größeres. Denn da es vollkommen die Quadratform hatte, Länge und Breite sich daher nicht von einander unterscheiden ließen und die Begriffe von

Oben und Unten nur problematische waren: so befand ich mich jedesmal, so oft ich in der Nacht aufwachte, in einer andern Richtung desselben. Und daß ich aufwachte, dafür sorgte der Wasserfall, welcher die Einsamkeit der Nacht mit einem starken, fast donnerartigen Brausen erfüllte. Ich hatte kurz zuvor ein Lied von Tennyson singen hören. Nun schien der Wasserfall sich der Worte des Laureaten bemächtigt zu haben, und unaufhörlich sauste er sie mir in's Ohr: „Du gehst, o Wandersmann, du gehst! ich aber bleibe hier, und rausche fort, für immer, für immer, für immer!"

Endlich wurde es Morgen, und zu früher Stunde schon lebendig, namentlich vor dem Stall. Pferde und Kutschen wurden herausgebracht und gewaschen, der biedere „ostler" erschien auf dem Schauplatz und Dame White mit ihren schönen Töchtern begann auf's Neue in Küche und Hofraum zu wirthschaften. Hier war es auch, wo ich die Bekanntschaft des Herrn White machte, nämlich auf der Brücke dem Hause gegenüber, wo er mit zwei großen, wildaussehenden Rüden stand, und eine neue Peitsche „einklappte", wie er sich ausdrückte. Herr White war so freundlich, mich auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen. Da er mich wohl für keinen sonderlichen „Sportsman" halten mochte, so verwies er mich namentlich auf die Fische, welche in dem Flusse gefangen würden, und empfahl mir als Lockspeise eine gewisse Gattung von Würmern, die ich an einer bestimmten Stelle des Ufers, weiter oben, finden könnte. Hierauf wandte er sich wieder zu seinen Rüden, und fuhr fort, die neue Peitsche „einzuklappen", während ich am Rande des Gewässers, unter den leise sich rührenden Bäumen hinaufwanderte, den frischen Duft des Morgens mit vollem Behagen in mich saugend. Dieses war so recht ein englisches Landschaftsbild: dort das kleine Wirthshaus mit dem weißen Schwan und der blauen Traube, den kleinen von Weinlaub umsponnenen Fenstern und der gastlichen Rauchsäule, welche aus dem umfangreichen Kamin ruhig aufstieg, die Knechte mit den Pferden und Wagen vor dem Stalle, die Mädchen mit Kübeln an den Brunnen, jetzt eine Kutsche mit Vieren heranrollend, stillhaltend und den Platz vor dem Hause mit allerlei bunten Gestalten erfüllend, unter welchen natürlich das Roth des „coaching gentleman" sich wieder besonders hervorthat — hier das stille Mansionhaus, wie ein verwunschenes Schloß, im Grün versteckt, mit hoher Mauer, von Bäumen und Gebüschen überwachsen, ohne irgend ein Zeichen des Lebens — dann die Schmiede, der Wasserfall, die reinlich stillen Wege zwischen Wiesen, auf denen Kühe weiden und ein Kind steht, das sie hütet — und rings, in fast greifbarer Nähe, die bewaldeten Berge, welche malerisch das kleine Thal von Newby-Bridge umschließen.

Es war neun Uhr Morgens, als ich nach einem excellenten Frühstück die verschiedenen Hände von Dame White und ihren Töchtern zum Abschied schüttelte, um mich wieder auf das Dampfschiff zu begeben, welches mich über den ganzen See nach Ambleside zurücktragen sollte. Es war ein Tag ohne Sonne — ein melancholischer Himmel, ein duftverschleierter See. Die Luft war weich und voll des süßesten Herbstaroms; aber eine so tiefe Wehmuth lag über dem Wasserspiegel ausgebreitet und jeder Baum an seinem Rande ließ sein gefiedertes Laub wie in Trauer niederhängen. Kein Licht war da, als das eigene des bunt schattirten Grüns, welches Wald und Wiese zeigten — jener wunderbare Farbenreichthum des Herbstwaldes, mit Buchen, welche zuerst grün und zuerst gelb werden, mit Eichen, die nur langsam, wie starke Naturen, den Tribut des Daseins zahlen und mit Fichten und Pinien, dieser Nadelholzgattung, welche in den südlicheren Gegenden Europa's und dem ihnen durch die triebkräftige Milde seines Klima's verwandten England etwa unsere Kiefern ersetzt. — Auch die Inseln im Wasser —

meine Blumenbouquets in Porphyrvasen — schimmerten nun, frei von Licht und Schatten, in der ganzen Pracht ihres eigenen Hellgelbs und Dunkelgrüns. Alles, was den Rand des See's schmückte, der Wald, jede Wiese, jedes grünumsponnene Haus, jedes gartenumkränzte Dörflein, bespiegelte sich, als wie trunken von der ihm eingeborenen Schönheit, traumhaft in der Tiefe des Wassers. Und diese Spiegelung war fast noch schöner, als die Wirklichkeit selber; denn das Wasser war von einer so wunderbaren Klarheit, daß Felsen und Wiesengrün darin funkelten fast mit dem eigenthümlichen Glanz von farbigen Edelsteinen. Den Aspekt des See's schließend standen die Schatten der Berge, gleich dunklen gigantischen Bildern; wie gestern, bei klarem Himmel, die Wolken von den Bergen, so heut' in der That bei verdecktem Himmel waren Wolken und Berge kaum von ihrem Widerschein im Wasser zu unterscheiden. Ein solcher Duft umfing uns von Wolken und Nebel und feuchtem Waldes- und Wasserhauch — es war wie ein Traum! Da trieb ein Nachen vorbei mit zwei Damen in weißen Gewändern und runden Hüten — die eine führte das Ruder in beiden Händen, die andere lag zurückgelehnt in die rothen Kissen und träumte. Dann kam ein Boot mit Segeln; andere schaukelten am Gestade. So gedämpft war Alles, das Licht, der Schatten, jeder Ton in der Luft, jedes Plätschern der Wellen, der Schlag des eigenen Herzens. Eine solche Harmonie war auch in diesem sonnelosen Tage, daß die Seele unbemerkt in dieselbe Stimmung überging. Dies war ein Tag, um Gräber zu besuchen und Feste der Erinnerung zu feiern!

Und solch einem Akt der Pietät war auch dieser Tag geweiht, denn ich wollte die Wohnstätten der Poeten besuchen, diejenigen, welche sie inne hatten, so lange sie lebten, und diejenigen, welche sie nun inne haben, seit sie aus dem Leben geschieden, ihre Gräber. Die Kutsche, welche in dieses eigentlichste Land der Poeten fährt, erwartet die vom See Kommenden in Ambleside. Hier, wo jetzt die greise Dichterin Miß Martineau wohnt, öffnet sich ein anmuthiges Hügelland, durch welches der Weg sanft aufwärts führt. Hinter mir auf dem Kutschensitz der Außenseite saßen zwei junge englische Damen mit ihren ebenso jugendlichen Männern. Eine von den Damen hatte ein angenehmes, edles Gesicht, bleich und mit zwei Augen, so melancholisch, wie dieser Tag. Wasserfälle rauschten — gedämpft — hier und da zu beiden Seiten des Weges hernieder. Das Rauschen von Wasser begleitet uns immerfort in diesem Lande der Seen; bald schallt es aus der Höhe, bald schallt es aus der Tiefe. Der Kutscher begann sofort von Wordsworth und von Coleridge zu sprechen. Das ist kein Wunder. Jedermann hier spricht von ihnen. Denn ganz anders, als bei uns, ist die Verehrung und Liebe, welche das englische Volk für seine Dichter hegt, da sie bei ihm weder rein ästhetischer, noch rein empfindsamer Natur, sondern in der Hauptsache ein Stück seines starken Nationalgefühls ist. Wir Deutschen und vorzüglich Diejenigen unter uns, die bei fremden, oft viel kleinern Völkern gelernt haben, was Nationalgefühl ist, — wir müssen beschämt die Augen niederschlagen, wenn von solch einem Ding die Rede ist. Wir Deutschen lassen es uns so gern gefallen, daß man uns ein Volk von Dichtern und Denkern nennt. Aber was thun wir für unsere Dichter und Denker, außer etwa eine Feier zu veranstalten, wenn sie todt sind? Es ist in England möglich, daß die Regierung einen sogenannten „Naturdichter", wie den Manchester-Poeten Close, mit einem Jahrgehalt von 60 L. St. unterstützt, worüber das Parlament zuweilen in einer lustigen Debatte den Premier zur Verantwortung zieht; aber es ist in England unmöglich, daß dort ein Dichter Hungers stirbt, wie dies sich im Jahre 1860 und in Berlin zutrug, wo ein gewisser Burckardt, Verfasser einer Tragödie, die nach seinem Tode sehr gerühmt wurde,

aus Mangel an zureichender Nahrung langsam hinsiechte und endlich starb, und zwar in demselben Hause, in welchem gegenwärtig der Verfasser dieser Skizzen lebt. Ein schlechtes Omen für ihn! . . . mag sein, auch ein günstiges, wenn nämlich die Götter an dem einen Poeten wieder gut machen wollen, was sie an dem andern gesündigt. Ja, der Humorist hat doch Recht, welcher behauptet, daß Deutschlands Dichter, wie eine gewisse Sorte von Aepfeln, erst auf dem Stroh reifen! Aber England ist das Land des Lebens, — und dorthin, wenn auch nur in der Erinnerung zu fliehen, in die gesundere Luft und die geordneteren Zustände thut dem Herzen wohl, das unter dem Druck der deutschen Verhältnisse nicht verzweifelt, aber doch oft genug muthlos wird! —

Hier nun, wo der Berg bis an den Weg vorspringt, wo der Park, halb Wald, halb Garten, sich zur alten Burg emporzieht, wo die Wasserfälle rauschen und dort durch die verschleierten Bäume unter dem schwermüthigen Himmel ein neuer See sichtbar wird: hier ist wohl auch ein Land für die Dichter! Es ist von einer so ahnungsreichen Schönheit, es liegt so viel Seele, so viel Stimmung darin. Denn, um es zu wiederholen, das Wasser ist die Seele der Landschaft. Wie sagt unser Goethe?

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Darum fühlt unsere Seele eine Art Wahlverwandtschaft zu dieser Seele der Landschaft, und mit einer stillen Sehnsucht folgt sie wohl stundenlang den anmuthigen Windungen eines Stromes oder versenkt sich zu seliger Träumerei in das sympathische Dunkel eines bergumfriedeten See's.

Der Park mit dem kastellartigen Wohnsitz darin, dicht an unserem Wege, ist derjenige der alten Normannenfamilie le Fleming; der See, den wir durch die Bäume schimmern sehen, ist Rydal Water. Rydal Water oder Rydal-Mere ist ein so liebliches Stück Wasser, als nur im Seedistrikt gefunden werden kann; so klein zwar, daß man alle Ufer übersehen kann, aber eben deswegen um so lieblicher. Wie ein kleiner Schmuck für sich liegt es in dem reichen Schatzkasten dieser gesegneten Lande. Und auf dem Berge über dem See und dem Park, Rydal Mount genannt, steht noch das Haus, in welchem William Wordsworth gewohnt. — Gleich nach diesem Seechen kommt der etwas, aber nicht viel umfangreichere, von Grasmere; und in einem kleinen, hüttenartigen Hause am äußersten Rande desselben lebte Coleridge und nach ihm de Quincey. Traumhaft genug für den Opiumesser! Hohes Schilf wächst am Rande des Wassers. Schwäne rudern auf seiner schlaftrunkenen Fläche. Dämmrige Hügel lassen ihr verschwimmendes Abbild hineingleiten. Alles schlummert, Alles träumt an diesem See von Grasmere.

Auch in dem Hof und Garten des Hôtels, vor welchem die Kutsche hält, war es nicht lebendiger. Ich saß — ich weiß nicht, wie lange — dicht am Seesrande, wo die späten Herbstrosen dufteten. Es war so stille hier! Man hörte die Käfer schwirren und jeden Vogel in der Luft singen. Berge und Waldwiesen schließen das regungslose Wasser ein — eine rothe Gondel trieb darüber hin mit einem jungen Paare darin und drei Schwäne, wie im Volksliede, schwammen langsam hinterher.

Endlich, am späten Nachmittag, erhob ich mich von dem See. Auf Hügelpfaden, die sich vielfach zwischen hohen Hecken an den Hängen dahinziehen, hier sich scheinbar verlierend, dort wieder auftauchend, bin ich durch Wiesen gewandert, an stillen Landhäusern vorbei. Ich sah keinen Menschen, ich hörte nur dann und wann einen Wagen. Tief unten, wo der See zu Ende, und die Hügel sich ein Weniges öffnen, liegt Grasmere, das Dorf: vornan die Kirche, eine solche, deren bescheiden-frommes Aeußere das Herz nicht nur zur Andacht, sondern auch zur Demuth mahnt, — und hinter dieser Kirche ist der Kirchhof mit den Poetengräbern. Wenn die Todten jeden Tritt fühlten, den man auf ihre Hügel thut! Ich habe eine Erinnerung aus meinen Kinderjahren, daß man es uns strenge verbot, wenn wir auf den Gottesacker gingen, auf die Gräber zu treten. Seit der Zeit ist mir's unmöglich, meinen Fuß auf ein Grab zu setzen, und thut mir allemal weh, wenn ich von einem Anderen es sehe. — Doch ruht von den See-Poeten nur einer hier: William Wordsworth. Hartley Coleridge, der neben ihm schläft, ist nicht der Dichter, welcher Samuel Taylor Coleridge hieß, sondern der geniale, aber leider etwas zerfahrene Sohn desselben. Er selber, der Dichter, starb auf Highgate Hill, in London, und im Hause des Dr. Gillman, dem er sich anvertraute, um ihn von der Gewohnheit des tödtlichen Opiums zu befreien. Dort, über dem Lärm und Rauch der tosenden Weltstadt, in der reineren Luft des Vorstadthügels, ruht er in seinem Grabe. Southey, welcher nicht weit von diesem See, in der Nähe von Keswick gelebt, liegt auch dort auf dem Kirchhof seines Dorfes bestattet. — Auf dem Kirchhof von Grasmere dagegen ruht außer den Genannten, noch ein dritter Poet, aber aus der allerjüngsten Vergangenheit: Arthur Hugh Clough, der erst ganz vor Kurzem, in der Blüthe seiner Jugend, auf einer Reise durch Italien starb und hier nun, in seinem heimathlichen Dorfe, zur Seite seiner Mutter begraben ist. Eine Sammlung seiner dem deutschen Gemüth höchst sympathischen Dichtungen erschien ganz vor Kurzem. — An Wordsworths Grab erhebt sich eine sehr einfache eiserne Tafel. In diesem einen Grabe zusammen ruht der Dichter und sein Weib, und auf dieser Tafel ist nichts zu lesen, als die Worte: „William Wordsworth, 1850. — Mary Wordsworth, 1859." — Aber wie viel sagen diese Worte — wie viel von jener Treue, die ein ganzes Leben umschließt, und von jener Liebe, die an ein Wiederfinden nach dem Tode glaubt! Wie freundlich von dieser gemeinsamen Gruft lenken sie unsern Blick in das Jenseits! Und dann — Pyramiden und Urnen, an denen selbst dieser kleine Dorfkirchhof so reich ist, mögen für Andere sein; der Dichter und sein Weib haben nichts, als diese einfache Tafel, aber ihre unsterblichen Namen darauf. Und untenhin rauscht der Wiesenbach dem See zu — demselben See, den der Dichter im Leben so gern gegrüßt und besungen, — ein Vöglein trillert in der Abendluft und leis über dem Grabe zittert die Pinie. O — so in seiner eigenen Erde zu schlafen, wie dieser Poet, umgeben von Allem, was die Herrlichkeit des Lebens gewesen, von seinen Bergen, seinen Wäldern, eingesungen von dem Chore der bekannten Bäume, des vertrauten Bachs, der heimathlichen Vögel! Nun denn: wenn Todte zu beneiden sind, William Wordsworth ist es! Nichts stört die Einsamkeit dieses Ortes, als die Verehrung seines Volkes, wenn dann und wann ein Wandersmann kommt, um am Grabe des Sängers zu rasten. Nichts ist da, als das graue Kirchlein, das Haus des Todtengräbers, die Pinie, der einsame Vogel, der über dem Kirchhof seinen Dämmerungsgesang singt, der Bach, der, leise plätschernd, die Mauer des Kirchhofs küßt, leise rauschend „für immer, für immer, für immer." Hier auf dem Grabe des Dichters war es, wo ich die Engländerin mit den melancholischen Augen noch einmal wiedersah; zum letztenmal, denn sie

blieb, als ich ging. Sie war mit ihrer Gesellschaft eingetreten, als ich den Kirchhof verlassen wollte. Nach einer Weile, als ich mich vom Weg aus umblickte, sah ich sie noch auf dem Grabe sitzen — mit ihren lichten Gewändern in der einbrechenden Dämmerung einem Genius stiller Ergebung nicht unähnlich. —

Der Tag ging grau in den Abend hinüber, und die Nacht lag weich und schwer und dunkel wie Sammet auf den Hügeln, als ich nach langer Wanderung den See wieder erreichte. —

So endete mein denkwürdigster Tag an den Seen von Westmoreland.

Julius Rodenberg.

Das neue Waisenhaus in Hamburg.

Im Juli jeden Jahres wiederholt sich in Hamburg ein Fest, das immer von Neuem die gesammte Bevölkerung der großen und reichen Seehandelsstadt in eine ganz eigenthümliche Aufregung versetzt. Die Meinung, Hamburgs Bevölkerung pflege im Allgemeinen nur materiellen Interessen zu dienen und die große Mehrzahl seiner Bewohner jage ausschließlich der Vermehrung und Anhäufung des Mammons nach, ist eine so allgemein verbreitete, daß es schwer fallen mag, der nichthamburgischen Welt eine andere und bessere Ueberzeugung von den Bürgern des ersten und mächtigsten Emporiums Deutschlands beizubringen. Wer aber jemals Gelegenheit hatte, Hamburg im Juli zu besuchen, und daselbst dem Feste beizuwohnen, von dem hier die Rede ist, der wird die Mauern und Thore der alten Hansestadt wahrscheinlich mit andern Gefühlen verlassen, als mit denen er sie betreten hat.

Es ist das Waisengrün, von dem wir sprechen, ein Fest, an dem sich das ganze Volk betheiligt, von dem schon Wochen vorher gesprochen wird, auf das jedes glückliche Kind, das liebevoll sorgende Aeltern besitzt, sich freut, und das den Augen Bemittelter und Unbemittelter stets Thränen der Freude, des tiefsten Mitgefühls und stiller Dankbarkeit entlockt. Das Waisengrün ist ein Volksfest im schönsten und edelsten Sinne, ein Volks- und Kinderfest, wie man es vielleicht in ganz Deutschland nirgends wieder findet, und das alle Klassen der Bevölkerung der großen Stadt in allgemeine Betrübniß stürzt, wenn der Himmel sich bewölkt und strömender Regen die Freude den zahllosen Tausenden verdirbt, die sich schon lange vorher darauf vorbereiten.

Für Volksfeste in gewöhnlichem Sinne gibt es im Norden Deutschlands keinen rechten Boden. Die ganze Natur ist nicht dazu angethan; das Volk, an schwere Nebel, rauhe Winde, heftige Stürme gewöhnt, kennt den Humor der heitern Südländer nicht und weiß ihn auch nicht zu schätzen. Dafür aber besitzt es eine theils angeborene, theils anerzogene Neigung für gemüthlich-stille Häuslichkeit. Es liebt und schätzt das Familienleben und hütet dies mit einer Liebe und Treue, die Fremde überrascht und anheimelt. Jene zarten und festen Bande, welche Aeltern

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

DAS NEUE WAISENHAUS IN HAMBURG.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

und Kinder aneinander ketten, und sie zu einem patriarchalischen Ganzen verschmelzen, sind nirgends stärker, wie im deutschen Norden, und ersetzen Vieles, was sonst der kühler gearteten Natur des Nordländers abgehen mag. Es ist nicht Sitte an der Niederelbe, daß das Haupt der Familie den Abend oder ein paar Abende in der Woche außer dem Hause zubringt, wie das häufig im Süden vorkommt. Mit der Beendigung der Geschäfte kehrt der Familienvater in den Kreis der Seinen zurück, die ihn sehnsüchtig erwarten, ihn herzlich und liebevoll empfangen, und nun erst beginnt innerhalb des stets höchst gemüthlich und, wenn die Mittel es erlauben, bequem, ja luxuriös eingerichteten Hauses ein herzliches und sinniges Zusammensein, das Jeden, der Sinn für das wahre Schöne hat, immer anmuthen muß. Dann umringen Söhne und Töchter den von den Mühen des Geschäftes ermatteten Vater, und Alle beeilen sich, ihm das Dasein im Hause, das er lange Stunden hat entbehren müssen, so angenehm wie möglich zu machen. Dann umschlingt ein gemeinsames Band der Liebe, der Aufmerksamkeit, des gegenseitigen Zuvorkommens Aeltern und Kinder; dann sieht man es gern, wenn Freunde ungerufen einkehren, wenn Fremde kommen und es sich wohl sein lassen in einer Umgebung, die, ohne viel Geräusch zu machen, doch den Pflichten der Gastlichkeit vollkommen Rechnung trägt.

Diese dem Anwohner der Niederelbe zur Gewohnheit gewordene lobenswerthe Sitte erreicht in Hamburg ihren Höhepunkt, und ihr ist wohl vorzugsweise die Entstehung und die jährlich sich wiederholende Feier des Waisengrüns, dieses fast einen religiösen Charakter tragenden Volksfestes, zuzuschreiben.

Wohlthätigkeitssinn und mitleidige Theilnahme an Anderer Leid ist ein hervorragender Zug im hamburgischen Volkscharakter, wenn es auch der Ausnahmen gar manche gibt, die von Wohlthun und Mittheilen nichts wissen wollen. Dieser die Masse des ganzen Volkes durchdringende Wohlthätigkeitssinn offenbart sich am schönsten und rührendsten beim Waisengrün.

Die früh schon ihrer Aeltern beraubten Kinder, denen das Glück keine reiche Spende für's Leben mitgab, verlassen an einem dazu bestimmten Tage ihre gemeinsame Wohnung, um in ihren Festtagskleidern, grüne Kränze im Haar, die Anführer und Anführerinnen durch Schärpen und anderen Schmuck vor den Uebrigen sich auszeichnend, diese Stäbe mit schwanken Kränzen, jene Büchsen tragend, durch alle Hauptstraßen der Stadt zu ziehen, und Gaben der Liebe, der Wohlthätigkeit, des Dankes von Jung und Alt, von Weib und Kind in Empfang zu nehmen. Keine Musik begleitet die barhäuptig einherwandelnden Kinder. Nur einige Infanteristen schreiten, um Platz zu machen, vor dem Zuge und zu beiden Seiten desselben her. Die Thüren und Fenster aller Häuser füllen sich, sobald der lange Zug herannaht, mit freundlich blickenden Frauen, Mädchen und rosigen Kindern, und unaufhörlich strecken sich hundert zarte Hände aus, um kleine und große Gaben in die entgegen gehaltenen Büchsen zu senken. Lange vorher schon freuen sich die glücklichen Kinder, welche Aeltern besitzen, auf den Umzug der Waisenkinder, und manche Sparbüchse wird bis auf den Grund geleert, um nur ja recht viele Gaben austheilen zu können. Die Waisenkinder aber sind an diesem Tage gewöhnlich sehr heiter, und lächeln dankend nach allen Seiten, in kurzen Pausen und singenden Tones die altherkömmlichen Bittworte an das Publikum richtend:

„Arme bedenk',
En Sößling *) in de Hand to schenk';
Dok mi nich to vergeten!"

*) Sechsling, gleich einem halben Schilling.

Bei diesem erbetenen Sechslinge bleibt es selten. Die Meisten lassen größere Silberstücke in die Büchsen gleiten und Reiche schicken gewöhnlich ansehnliche Gaben direkt an die Vorsteher der Anstalt selbst.

Vor der verheerenden Maikatastrophe 1842 befand sich das Waisenhaus in der Admiralitätsstraße. Nach dem schweren Brandunglück, das auch das Rathhaus gänzlich in Asche legte, siedelte der Senat in dasselbe über, um daselbst seine Berathungen zu halten, die Waisenkinder aber, deren Zahl gewöhnlich zwischen 500 bis 600 schwankt, wurden interimistisch in den ehemaligen Wirthschaftsgebäuden des an der Alster romantisch gelegenen Harvestehude untergebracht, freilich nur in sehr ungenügender Weise, da es an den erforderlichen Räumlichkeiten fehlte. Deshalb übergab man etwa die Hälfte derselben, und zwar die jüngsten unter zehn Jahren, Landbewohnern zur ersten Pflege und Erziehung. Diesem Uebelstande ist nun durch Erbauung des neuen Waisenhauses, eines grandiosen, palastartigen Gebäudes, das aus einer gewaltigen langen Fronte und zwei an dieselbe sich anschließenden Flügeln von gleicher Breite und Länge besteht, für immer abgeholfen.

Dieses Gebäude, von gebrannten Steinen in einem edlen und geschmackvollen Style aufgeführt, liegt auf der sogenannten Uhlenhorst in freier, gesunder Gegend, die sich seit etwa acht Jahren mit hunderten von prachtvollen Villen bedeckt hat und binnen sehr kurzer Zeit einen ganz neuen, und zwar den schönsten Stadttheil, von ganz Hamburg bilden wird. In der Mitte desselben befindet sich eine in halb gothischem Style erbaute sehr hübsche, geräumige Kirche, in der sonntäglich regelmäßig Gottesdienst gehalten wird und an welcher ein eigener Prediger angestellt ist. Ein Waisenvater, der seine besondere Wohnung in der Anstalt hat, führt die Oberaufsicht über die Kinder, welche in allen nützlichen Dingen sorgfältig unterrichtet werden und bis nach der Konfirmation Einwohner des Hauses bleiben. Für Erziehung derselben zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft trägt man gewissenhaft Sorge. Man darf aber ja nicht glauben, daß ein mönchischer Geist in dem Institute herrscht. Die Erziehung ist eine im christlichen Sinne durchaus humane, liebevolle, Herz und Geist nicht deprimirende. Das läßt sich auch schon an dem ganzen Gebahren der Kinder erkennen, die wohl genährt, gut und reinlich gekleidet sind, und deren körperliche Pflege nach vernünftigen Grundsätzen geleitet und vollendet wird. Auf viele, den Körper stählende Bewegung im Freien nimmt man bei beiden Geschlechtern Bedacht. Die Knaben graben, pflanzen und jäten in dem großen Garten, welcher das majestätische Gebäude auf allen Seiten umgibt, und üben sich in Freistunden im Turnen. Die Mädchen reichen hülfreiche Hand bei den Küchenarbeiten, bei der Wäsche und bei andern häuslichen Geschäften, und erheitern sich in gemeinschaftlichem Spiel, das ihnen der milde Sinn der Vorsteher, denen das leibliche wie geistige Wohl dieser ihnen gleichsam von der Vorsehung selbst zur Erziehung und Ausbildung anvertrauten Kinder am Herzen liegen muß, in keiner Weise verkümmert.

In seiner gegenwärtigen Einrichtung ward das neue Waisenhaus im Herbst 1858 eröffnet. Die Zahl der Waisenkinder beträgt gegenwärtig nur etwa 500, für welche die Väter der freien Stadt Hamburg so sorgen, daß aus den „armen Waisen" dereinst brave Männer hervorgehen werden.

E. Willkomm.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

F. Ahrens gez.

DER HIRSCH

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Der Eibsee.

Zu den reizendsten Punkten in der Nähe des oberbayerischen Marktfleckens Partenkirchen gehört der in romantischer Einsamkeit gelegene Eibsee, den man namentlich auch besucht, um den sich über seinen dunkeln zitternden Spiegel erhebenden Zugspitz in seiner ganzen majestätischen Schönheit zu erblicken und anzustaunen. Berühmte Größen, die, so lange wir ihnen nicht persönlich näher treten, wegen ihrer Leistungen unsere ganze Bewunderung erwecken und sich unserer Phantasie als riesenhafte Erscheinungen darstellen, büßen von ihrer Größe und Majestät nicht selten beträchtlich ein, wenn wir sie von Person kennen lernen und nun die mancherlei Schwachheiten wahrnehmen, mit denen sie als Menschen behaftet sind. Aber der Zugspitz, dieser riesige Herr aus Stein, der so trotzig im Erdboden wurzelt und sein Haupt so majestätisch in die Lüfte erhebt, verliert bei näherer Bekanntschaft von seiner Größe nichts; er erscheint uns vielmehr nur um so erhabener und majestätischer, je näher wir ihm kommen; er bietet dem Beschauer keine schwachen Seiten, denn er hat nur starke und mächtige; er ist fest und geschlossen in sich, vom Scheitel bis zum Fuß, groß und gewaltig bis zur Starrheit und Schroffheit.

Um zu dem Eibsee zu gelangen, durchschneidet man das Loisachthal seiner ganzen Länge nach und berührt zuerst, etwa eine halbe Stunde von Partenkirchen, den Flecken Garmisch, dessen schmucke, nach Schweizerart mit vorspringenden Dächern und offenen Galerien versehene Gebäude keine eigentlichen Gassen bilden, sondern in freundlicher Unregelmäßigkeit malerisch zerstreut liegen. Je weiter man kommt, desto großartiger gestaltet sich die Aussicht links auf das Höllenthal, welches seine Pforten und Abgründe immer schauerlicher aufthut, und auf den stets näher und näher herantretenden Wäxenstein. Einige Schmelzhütten und die Dörfer Ober- und Untergrainau liegen auf dem Weg, der sich bald hinter dem letztern Dorfe links wendet. Senkrecht, wie abgeschnitten, bleibt auch hier der westliche Abfall des Wettersteins zur linken Hand; rechts erheben sich einzelne malerisch geformte Bergkuppen; in der Senkung erfreut reiches Wiesengrün, lebendige Vegetation; und der blaue Duft der Bergkuppen, das Grün der Weide und die Nacktheit des Wettersteins bilden wundersame Kontraste und schöne Farbenspiele.

Nun geht es eine Anhöhe hinauf; Gestrüpp bedeckt sie; Geröll schüttert unter den Füßen; der Spiegel des Sees blickt durch das Gebüsch, und bald ist man an seinem Ufer, in dessen Nähe als einzige menschliche Wohnung in dieser grandiosen Einsamkeit ein stilles Fischerhäuschen liegt. Es gibt keinen See in den bayerischen wie österreichischen Gebirgen, welchem in gleichem Grade wie dem Eibsee der Charakter völliger, das Gemüth zuletzt fast bedrückender Abgeschiedenheit von dem Leben und Treiben der Menschen aufgeprägt wäre. Hierzu kommt der gewaltige Eindruck, welchen die nirgends so majestätisch als hier aufsteigende Steinpyramide des Zugspitz, die sich hier von ihrem im Waldesgrün wurzelnden Fuße bis zum schneegekrönten Scheitel vollständig überblicken läßt, mit ihren zerrissenen, schroffen, ganz steil, ja scheinbar senkrecht sich aufthürmenden Wänden auf das Auge und Gemüth des Beschauers hervorbringen.

Der auf allen übrigen Seiten mit niedrigen waldbewachsenen Höhenzügen eingefaßte See ist von rundlicher Gestalt, nicht sehr groß und tief dunkel; auch soll

er sehr tückisch sein, was man ihm freilich bei der gewöhnlichen, zwar unruhigen, aber stätigen zitternden Bewegung seiner Oberfläche nicht ansieht; aber leicht mögen sich um das riesige Haupt des Zugspitz Wetterwolken ansammeln oder unvermuthete Windstöße aus den Schlüften des Wettersteins hervorbrechen, und dann mag es allerdings gefährlich sein, sich in kleinen Nachen auf der Mitte des in seinen untersten Tiefen aufgewühlten Sees zu befinden. Glücklicherweise sind bei dem nicht großen Umfange des Sees seine Ufer leicht zu erreichen. An sich ist er gewiß so unschuldig, wie er in gewöhnlichem Zustande und bei stiller Luft aussieht, und er kann eben so wenig dafür, wenn von außen hereinbrechende Stürme ihn in wilde Bewegung setzen und tückisch machen, als ein friedliches Volk dafür kann, wenn ein Despot es plötzlich in Kriegsstürme verwickelt und es zum trotzigen Aufbäumen nöthigt. Der malerische Charakter des Sees ist nicht eigentliche Lieblichkeit, wie sie so mancher oberbayerische See besitzt, noch Großartigkeit und Farbenreiz, wie sie dem Königssee eigen sind, aber düstere, träumerische und melancholische Romantik. Hier, meint man, müsse der Wellenmädchen Reich sein und der Elfen Spielplatz am Gestade ringsher, und die Gnomen, um ihre Spiele zu belauschen, müßten heranschleichen aus dem Geklüft, goldene Kronen auf den grotesken Köpfen.

Nichts soll reizender sein als eine Fahrt auf diesem See und eine Ruhe auf einer von seinen fünf lieblich bebuschten Inseln. Leider kann ich hiervon den Lesern nichts erzählen; denn obschon zweimal an seinem Ufer, wurde ich das erste Mal durch die Ungunst des Wetters, welches stark mit Regen oder noch etwas Schlimmerem drohte, das zweite Mal durch den Umstand, daß die Kähne in dem Augenblick für den Fischfang in Beschlag genommen waren, an einer Fahrt auf dem dazu so sehr einladenden See verhindert. Dafür gaben das erste Mal die grotesken Wolkenbildungen, welche sich an den Spitzen der Felsen überall umhertrieben und bis nahe an das Thal herunterflatterten, einigen Ersatz, das andere Mal aber der Abendsonne Widerspiel, welches sich im reinsten Rosenroth über den Wald ergoß, sich allmälig an den Felswänden höher zog, nach und nach in eine dunklere Färbung überging und zugleich erblaßte, um endlich hoch an dem Gipfel des Zugspitz zu verschwinden wie ein leiser geisterhafter Anflug von Farbe oder Licht, den der Wind verweht.

Hermann Marggraff.

Am Baltischen Strand.

(Das Frische Haff.)

In dem Gauverbande der altslavischen Urbewohner Preußens hieß der nordwestlichste Theil des Landes zwischen der Ostsee und dem Frischen Haff das Samland. Als der Deutschorden sich zwischen Weichsel und Pregel festsetzte, war dieser Landstrich wenigstens dem Namen nach von allen Preußischen Gauen der bekannteste. Wer in der Welt hatte jemals von Schalauen oder Natangen, von Galinden oder von

P. Ahrens gez.

DAS FRISCHE HAFF

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

dem Bartener Lande gehört? Von dem Samlande aber wußte man, daß dasselbe die Heimath des Bernsteins, daß die Phönicier das kostbare Elektron von jener Küste geholt, daß der Seefahrer Pytheas dorthin eine Entdeckungsfahrt gemacht. Die Vorstellung des Bernsteins war mit dem Begriff des Samlandes all die Jahrhunderte hindurch unzertrennlich verbunden. Damit freilich beschied man sich auch. Ein Weiteres von dem wogenumbrandeten Eilande wußte man nicht.

Erst im dritten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts wandte sich die Aufmerksamkeit dem entlegenen Landstriche in einem erhöhten Grade zu. Das Samland wurde damals gleichsam neu entdeckt; es kam in Mode und Aufnahme. Die historisch-antiquarische Forschung entdeckte, daß hier eine reiche Fundgrube gegeben; Hünengräber, die altslavischen Begräbnißstätten, wurden aufgefunden und Ausgrabungen von Privaten sowohl als auf Regierungskosten fleißig veranstaltet. Die Touristen ferner entdeckten, daß der Landstrich überaus reich an ungeahnten landschaftlichen Schönheiten, daß in ihm der Galtgarben gelegen, der höchste Berg der flachen Bodenwelle, welche die Provinz sonst bildet. Endlich das Wichtigste, die Aerzte und die Gesellschaft entdeckten, daß der Wellenschlag des Baltischen Meeres an der Samländischen Küste von der heilsamsten, vortrefflichsten Wirkung. Die armseligen Bauern- und Fischerdörfer am Strande, Kranz, Kuhren, Rauschen, Georgswalde, Warnicken, Saßnicken, Lapöhnen, verwandelten sich binnen kürzester Frist in stattliche Flecken, in Badeorte, die alljährlich von Tausenden besucht werden. Die Metamorphose war eine vollständige.

Welch ein Blick von dieser Küste! So weit das Auge reicht, das Meer! Von der Düne herab schweift das Auge auf die unendliche Wasserfläche. Die Salzfluth hält Siesta. Kein Windhauch kräuselt den glatten Spiegel. Woge tanzt mit Woge, leise rauschend und zierlich, wie spielende Geschwister. Mit rhythmischem Gemurmel brechen sich die Wellen an dem Kies der Küste. Sonst Alles still und ruhig. Neue Wogen eilen zum Lande. Sie küssen das Land und sterben. Ein ander Mal, und Sturm peitscht die Meerfluth. Mit wildem Ungestüm rasen die Wasserwogen gegen die Wasserberge. Kraft bricht sich an Kraft. Höher recken gleich züngelnden Schlangen die Wellen die Häupter, den weißen Gischt die eine der andern wie Gift zuschleudernd. Am Himmel lagert graues Gewölk. Die Sonne hat sich versteckt, laut heult der Wind und fahle Blitze zucken durch die Luft. Kreischend flattern weiße Möven über die rollende See.

Das Träumen am Meeresstrande, das Hinausstarren in die Unendlichkeit des Meeres, das seinen Anblick oft in Minuten, je nach Luft und Licht, wechselt, gewährt einen eigenen Reiz, den besten Theil vielleicht des Badelebens in einem Baltischen Stranddorfe. Unbelauscht und ohne Zeugen freilich will die Phantasie bei solchen Träumereien sein. Daher muß für sie die unentweihte Frühe der Morgenstunde oder der Spätabend gewählt werden, wenn die Mondsichel ihre Schatten in die Wogen wirft. Ossian will in einer solchen Situation gelesen sein, auch Homer oder die Gudrun.

Den universellen und kosmopolitischen Charakter, wie etwa die Gesellschaft in Baden, Ostende, Ems, zeigt die Gesellschaft in den Samländischen Bädern natürlich nicht. Im Großen und Ganzen haben die letzteren die provinzielle Haut noch nicht abgestreift. Viel Mannigfaltigkeit, viel Abwechselung findet der Gast gerade nicht. So viel auch bereits geschehen, den Dörfern einen städtischen Anstrich zu verleihen, die Zustände haben doch noch immer viel Primitives bewahrt. Neben der Dame, die, ein wandelndes Bild aus der neuesten Nummer des Modejournals, in feinster Visitentoilette über die Straße schreitet, fährt der Ackerknecht seinen Düngerwagen, oder der Hirte treibt seine Heerde vorüber an der Kavalkade der lachenden

und plaudernden Herren und Damen, die einen gemeinsamen Spazierritt unternehmen. Das Pensionatsfräulein, das Schumannsche Lieder am Flügel singt, kann in dem nämlichen Augenblick durch das Geschnatter einer Gänseschaar um jede Illusion gebracht werden. Nach eingenommenem Bade führt man sich und die Seinen auf dem Corso spazieren, die Vergnügungscomités sorgen auch wohl für theatralische Vorstellungen, für musikalische Soiréen und Konzerte; Bälle kommen möglichst oft zu Stande, es werden gemeinsame Spazierfahrten arrangirt, sei es auf Booten in das Meer hinaus, sei es hinein in das Land nach malerisch gelegenen Punkten. — Das ist aber Alles. Bei den Fahrten der zweiten Gattung pflegt die Wolfsschlucht mit der Fuchsspitze in Warnicken ein häufiges Ziel zu sein, unstreitig der schönste Punkt an der ganzen Küste. Während sonst die Meeresufer des Samlandes im Norden wie im Westen durchaus flach sind, Sanddünen ohne jede oder doch nur mit einer kümmerlichen Vegetation, zeigt die Küste von Warnicken eine völlig andere Formation. Hart am Meeressaum erhebt sich hier fast senkrecht steil das Ufer mehre hundert Fuß; ein üppiger Baumwuchs, prächtige Laubhölzer, decken die Höhen. Die Bäume sind uralt und werden mit Sorgfalt gepflegt. Von dem höchsten Punkt, der Fuchsspitze, genießt man eine entzückende Fernsicht meilenweit in das Meer. Der Weg durch die Wolfsschlucht nach dem Strande hat sein Beschwerliches; die Schlucht schlängelt sich in vielfachen Windungen, bald fällt sie jäh, bald steigt sie wieder plötzlich und unvermittelt, aber um der malerisch schönen, um der pittoresken Ansichten, die sich in der Schlucht zusammenhäufen, vergißt man leicht die Beschwerden des Weges. Zu bedauern bleibt, daß bei Warnicken wie an der ganzen Nordküste das Meer alljährlich Land abspült; die Abspülung schreitet langsam, aber doch merklich vor, und vielleicht schon über ein Menschenalter sind Wolfsschlucht und Fuchsspitze ein Raub der Wellen geworden. Am Bedeutendsten sind diese Abwaschungen bei Cranz, namentlich wenn Herbststürme toben, die sonst der Strandbevölkerung, zumal den Bernsteinpächtern, überaus gelegen kommen, weil alsdann das aufgewühlte Meer eine reiche Bernsteinernte gewährt.

Will man sich von einem der Badedörfer zu einem weiteren Ausfluge verstehen, so richtet sich derselbe wohl nach dem erwähnten Galtgarben, von dessen Spitze ein mächtiges eisernes Kreuz zur Erinnerung an die Volkserhebung im Jahre 1813 weit in das Land schaut, und wo die Studenten der Königsberger Universität zu commerciren lieben. Oder man wendet sich nach Rudau, wo eine Denksäule das Feld der furchtbaren Schlacht bezeichnet, in welcher der Orden mit den aufständischen Preußen den Entscheidungskampf kämpfte, oder endlich die Partie geht nach Brüsterort, um den hier mit immensen Kosten angelegten Leuchtthurm zu bewundern. Für die Seefahrer ist der letztere unschätzbar. Denn die Samländische Küste ist ungemein reich an Riffen, Klippen, Untiefen, und die ganze Küste hat nur einen Hafen, den Hafen von Pillau am Eingang in das Frische Haff. An letzterem selbst sind Fischhausen, Lochstedt, Brandenburg, Balka, Tolkemit die schönsten und interessantesten Punkte, sämmtlich mit Burgen und Ruinen geziert und reich an Erinnerungen an die alte Zeit.

Bereits im August verröden in der Regel die Samländischen Badeorte, denn der Herbst, ja selbst schon der Spätsommer in Altpreußen ist ein rauher Gesell. In seinem Gefolge pflegt sich überdies mit einer seltenen Regelmäßigkeit die Cholera einzustellen. Dann wird es still und ruhig in den Dörfern den Winter hindurch, bis ihnen der neue Sommer neue Gäste und neues Leben zurückbringt.

Thaddäus Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Herbsttage an den englischen Seen.

III. Die Seen von Cumberland.

Das war wieder ein Morgen von glorioser Pracht, jener Morgen, wo ich Abschied nahm von meinem lieben See von Windermere! Die Landschaft, das Wasser, die Hügel strahlten in einer wahrhaft goldenen Herbstherrlichkeit. In der heißen Mittagssonne fuhr ich ab, in einem kleinen Wägelchen, mit einem Pferd, spindeldürr, aber gewaltig zum Laufen und Steigen, und einem gar bescheidenen Männlein in grünem Friesrock, das als Kutscher fungirte. Denn der Stolz von rothen Röcken und Kutschen mit Vieren hatte hier ein Ende, wo es auf steinigten schmalen Pfaden in die Gebirge und zu den Seen von Cumberland geht.

Es war einer der wärmsten Tage in diesem Jahre und auf dieser Höhe. Alles war blau von Duft und Schimmer. Gleich vom Hôtel ab stieg der Weg fast ununterbrochen; und ebenso ununterbrochen als der Weg mußte ich selber steigen. Denn das Männlein im Friesrock hatte viel mehr Erbarmen mit seinem Pferd, als mit seinem Passagier, und den größten Theil des beschwerlichen Weges wandelten alle drei, Kutscher, Pferd und Reisender, friedlich nebeneinander. Wir ließen unter uns Windermere, den See, das Dorf, zuletzt die Berge, die mir dort so hoch geschienen, und hatten aus der immer kahler werdenden Höhe einen wundervollen Blick hinab, wo Alles zuletzt in einer Art transparenten Blau's hinschwand, in welches nur noch zuweilen die weißen Schillerstreifen des Sees gewoben schienen. Endlich deckte sich ein heißer Duft auch darüber, und kühler wehte es uns von Oben an: hier, auf ödem Gebirgskamme hatten wir die Grenzen von Cumberland erreicht.

Diese Grafschaft ist, mit Northumberland, die nördlichste in England. Sie stößt auf die Grenze von Schottland und hat in ihrem Aussehn viel Aehnlichkeit mit demselben. Dieser wildere Charakter von Cumberland trat uns sogleich in den hohen, nackten Steinfelsen entgegen, die, nur schwach von dem Grün der Haide oder des Mooses überflogen, ihren kolossalen Schatten auf die breite Sonnenfläche der gegenüberliegenden Felswände warfen. Auch an irländische Scenerie und Einsamkeit ward ich mehrfach erinnert, und etwas Fremdartiges für die Seele, etwas Erstarrendes mitten in dieser ungewöhnlichen Herbstsonnenglut hatte der fast unvermittelte Wechsel aus den wald- und wiesenduftigen Seeufern zu der ungeheuren Monotonie dieser baum- und strauchlosen Hochebenen.

Hier, auf diesen Plateau's, welche an einigen Stellen mit ihren schroffen, kaum ersteigbaren Felswänden natürlichen Festungen gleichen, hat sich lange ein Rest der ersten Ansiedler Englands, der sog. Kymru's oder Kumrier, und bis

auf unsre Zeit ihr Name in demjenigen der Grafschaft, Cumberland, erhalten, nachdem ihre celtische Ursprache, ja diese Völkerschaft selber in der englischen untergegangen ist. Die Briten von Strath-Clyd und Ryed und Cumbria schmolzen allmälig in die umgebende Völkerschaft dahin und hörten, mit dem Verlust ihrer Sprache, auf, als eine eigne Race erkennbar zu sein. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich dieser Prozeß erst in einer verhältnißmäßig neueren Zeit vollendete. — Im Bischofthum Glasgow, welches den größten Theil des alten cumbrischen Königreichs umfaßt, ist die „barbarische" Sprache der Briten jenem Dialekt des sächsischen Englisch, welchen man das „Niederland-Schottisch" nennt, etwa um das 13. Jahrhundert gewichen; aber in einigen entlegeneren Distrikten soll sich die Sprache bis zur Reformation hingehalten haben, dann aber durch das Kirchenregiment der protestantischen Geistlichkeit gänzlich zerstört worden sein. Aber das breite „u", welches der Reisende an den Ufern der Seen von Cumberland vernimmt, erinnert ihn an die dunkle Klangfarbe der alten Celtensprache, welche noch heute von den Bewohnern des Fürstenthums Wales gesprochen wird, ebenso wie einige britische Traditionen in Cumberland auf jenes eigentliche Land der Cambrier, auf Wales, hindeuten. Das Schloß Pendragon, indem es den fabelhaften Uther, den Vater Arthurs, in sein Gedächtniß zurückruft, beschwört mit einem Mal die ganze Merlinspoesie vor seinem Blick herauf. „König Arthurs Rundtafel", eine von den zahlreichen druidischen Ueberresten in diesen abgeschlossenen Berggegenden, dem letzten Asyle jener düstern Form des Heidenthums, läßt mit einem Mal, schon durch seinen Namen, den ritterlichen König und seinen tapfern, sagenhaften Genossen mit allen Erinnerungen an Ginevra und den heiligen Graal vor unsern Augen erstehen. Einige von den Gebirgen, welche dieser Landschaft einen zugleich so düstern und so erhabenen Ausdruck verleihen, haben die ihnen von der ursprünglichen Bevölkerung gegebenen Bezeichnungen bewahrt; und der „Skidbaw" und „Helvellyn" erheben sich nun als die gewaltigen Grabdenkmale eines ganzen Geschlechts, welches dahingegangen. —

Lange war uns kein Mensch, kein Wagen begegnet, und wie in einem ausgestorbenen und von allen lebenden Wesen verlassenen Lande waren wir unter der schweigend brennenden Sonne gewandert, immer steigend und steigend, bis wir ein Gitter erreichten, welches den Weg abschloß, mit einer Hütte dahinter, aus welcher, auf unser Rufen, ein altes Weib trat, um uns die schlagbaumartige Versperrung zu öffnen. Vor der Thüre dieser Hütte pflegt jedes Fahrzeug zu halten, welches vorbeikommt; denn, wie eine kleine Tafel über derselben sagt, „dies ist das höchste bewohnte Haus in England". Die alte Frau brachte dem Pferde Wasser und dem Manne Bier, und diese, unbekümmert um den fast märchenhaften Eindruck, den die Einsamkeit der Scene machte, ließen es sich Beide sehr gut schmecken. Grau und in Sonne gebadet stand gegenüber das steinige Gebirge, im schwarzblauen Nachmittagsduft, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Leben. Nur das Rieseln einer Quelle dicht bei dem Hause war zu vernehmen, und ein paar Hühner liefen gackernd auf dem dürftigen Rasen in der Schlucht herum. Außer der alten Frau schien Niemand in dem Hause zu sein, und wenn sie mit ihrem Gesichte, welches so düster und runzelvoll war, wie die Felsen gegenüber, vor der Thür erschien, so mußte ich unwillkürlich an das Märchen von der bösen Fee und den verlaufenen Kindern denken. Allein mein Mann, der Kutscher, ließ sich von solchen Vorstellungen nicht anfechten, und nachdem er sein Bier und meins dazu getrunken hatte, schirrte er sein Pferdlein wieder auf und vorwärts ging's in dem nun schwächer werdenden Glanz der Sonne, welche bereits ihren Nachmittagsstand über den Bergen hatte. Ganze Bergschluchten voll blauer Schatten thaten sich vor uns auf,

während in der reinern Aetherhöhe die Felsspitzen allerlei phantastische Umrisse anzunehmen schienen. „Dies ist die Kirche", sagte der Mann, welchem die beiden Gläser Bier den Mund geöffnet hatten, „dies ist der Riese", — „dies ist das Kreuz" — ich glaubte dem Manne Alles auf's Wort, sah aber Nichts von alle dem, schon deswegen nicht, weil ich mich an der Lehne des Wägelchens festhalten mußte, um nicht herunterzufallen. Denn wie wir vorhin zuweilen auf beängstigende Weise gestiegen waren, so flogen wir jetzt in noch beängstigenderer Weise bergab, zuweilen so schmal am Abhang hin oder so scharf um vorspringende Felskanten biegend, daß ein Kopfüberstürzen fast die einzige Möglichkeit des Weiterkommens schien. Allein der Mann redete mir zu, mich festzuhalten, keine Angst zu haben und das Pferd laufen zu lassen; und da ich diese drei Vorschriften, so viel an mir lag, erfüllte, so ging denn in der That auch Alles gut.

Uebrigens fing nun auch die Gegend an, etwas lebendiger zu werden nach der langen Monotonie, durch die wir bis hierher gekommen. An den Abhängen der zwar immer noch kahlen Gebirgswände kletterten Schafe, diese bescheidenen Thiere, zu deren Erhaltung die Fruchtbarkeit von Steinen auszureichen scheint, und überall rannen und rauschten Wasserfälle aus dem Granit, und schlängelten sich, die Stille mit ihrer lieblichen Musik erfüllend, in langen Silberstreifen glänzend aus der Höhe herab, oder brausten in breiten Kaskaden über Steinblöcke und Felsgeröll. —

Viehzucht ist das Einzige, was den Bewohnern dieser unwirschen Gegend, welche mich an die „ungastfreien Höhen" der Horazischen Ode gemahnten, übrig bleibt. Man sieht ihre grauen Steinhütten zerstreut hier und da unter einem geschützten Abhang umherliegen, in diesem blendenden Sonnenlicht kaum zu unterscheiden von den Felsen, an welchen sie hängen. Steinwälle grenzen die einzelnen Bergparzellen ab, und wo der Weg am Rande dahinläuft, sind Gatterthore aufgerichtet, um welche ganze Schaaren von Kindern aus den benachbarten Hütten lagern, die, sobald ein Wagen naht, sich erheben, um zu öffnen und ihren „Hä' penny" dafür als Zollgeld erwarten. Aber sie betteln nicht, wie ihre Verwandten in Wales, noch weniger verweigern sie Nichtzahlenden den Durchgang, wie diejenigen in Schottland, wo sich diese Art von zwangsweiser Steuererhebung noch als ein Rest des „black-mail" aus den alten Clanzeiten erhalten hat. Nein, diese Kinder der cumberlandischen Gebirge sind zwar sehr schmutzige, barfuß laufende und zerlumpt angezogene, aber dabei doch sehr bescheidene und artige Kinder. Eines von ihnen, ein Mädchen von 10 Jahren mit sehr hübschen, dunkelblauen Augen, sprang hinten auf das Brett und jagte mit uns über Stock und Stein, ließ sich von mir die Haare, die Stirne, die Wangen streicheln und sah mich dabei immer so verschämt lächelnd an, als ob sie mehr verlange. Ich küßte sie zuletzt auf den Mund. Sie aber fuhr fort zu lächeln, und sprang endlich nach einer halben Stunde vom Wagen. Leider erfuhr ich von meinem Kutscher erst, als es zu spät war, um ihren bescheidenen Wunsch zu erfüllen, daß es ihr nicht um einen Kuß, sondern um einen „Hä' penny" zu thun gewesen sei, woran ich in der That bei einem so hübschen Kinde gar nicht gedacht hatte.

Allmälig wird der Charakter der Landschaft, je tiefer der Weg sich senkt, um so sanfter; Bäume erscheinen wieder, zuerst nur Fichten und anderes Nadelholz in Gruppen, dann mischt sich Laubholz hinein, der Fuß der Berge bewaldet sich und der freundliche Abendsonnenschein beleuchtet sanfte Rasenflächen und liebliche Waldpartien, zwischen denen rothe Dächer und etwas weiter ein neues Wasser heraufglänzten. Es war das Dörflein Patterdale, welches sich fast bis zum Rande des Sees Ulleswater, eines der berühmtesten von Cumberland, hinabzieht.

Welch ein freundlicher Wechsel, diese anmuthige Landschaft, in der die Biene von Rose zu Rose schwärmt und der Vogel sein Abendlied in heitrer Luft und wolkenloser Höhe singt, zu der steinigen Einöde, die ich eben durchflogen hatte! Hier nun ward auch der See in seiner vollen Abendglorie sichtbar. Die Ufer der andern Seite bildeten Felsen, kühngegipfelt, von Wind und Wetter zerrissen, und nur um den Fuß, wo er sich in den See stemmt, von grünen Wald- und Rasenstreifen gesäumt. Aber auf unsrer Seite umschlossen Waldberge, zu einer dunkeln Schlucht vertieft, das in der Abendsonne flimmernde Wasser. Und hier, auf einem großen, dichten Rasen, der wie ein Teppich am Rande des Sees ausgebreitet ist, liegt das Wirthshaus. Nichts Reizenderes ist zu denken, als dies Wirthshaus, wie es mit seinen Blumenbeeten und seinem Rasen dicht unter der Waldschlucht und dicht an dem See liegt; wie es mit seinen hellen Fenstern hier in die kühle Blätternacht und dort auf das spiegelklare Wasser sieht. Es ist so ruhig hier — noch eine andre Ruhe, als dort oben in Windermere. Es ist mehr die Ruhe eines wachen, in sich geschlossenen Glückes; frei von jedem wehmüthigen Zusatz, ein frisches, fröhliches Anschaun der Gegenwart. Ich mußte — ohne zu wissen warum, viel an meinen treuen Berthold Auerbach denken und dachte, es müsse hier so ruhig sein, wie im Schwarzwald. Aber nun erschien, während ich auf dem Rasen wandelte, ganz voll von all dem Duft und alle der kühlen Frische des Abends, plötzlich an einem der Fenster, welches bis auf den grünen Boden reichte, eine weibliche Gestalt, die, sobald sie meiner ansichtig wurde, ein lautes Gelächter erschallen ließ und dann wieder vom Fenster verschwand. Dieses Gelächter beleidigte mich sehr und brachte mich fast ganz aus der wunderbaren Abendstimmung. Was mag ich denn nur so Lächerliches an mir haben? dachte ich, indem ich zum See schritt, um meine Figur in der klaren Oberfläche prüfend zu bespiegeln. Ich entdeckte Nichts, so viel ich mich auch drehte und wandte; bis ich auf einmal an dem Fenster die Dame wieder entdeckte, diesesmal aber mit einem Herrn an ihrer Seite, die sich alle Mühe gaben, sich durch unaufhörliches Schwenken und Werfen ihrer beiden Taschentücher kenntlich zu machen, und, als dies Nichts zu helfen schien, mit ihren beiden frischen Stimmen anhuben zu singen:

Kornfeld und Gerstenfeld
Und jedes Feld ist wonnig, oh!
Nie will vergessen ich die Nacht,
Die Nacht im Korn mit Annie, oh!

Nun erkannte ich sie wieder, die beiden Geister aus der Abtei von Furneß, die mir hier, am See von Ulleswater, noch einmal zu liebenswürdigen Neckegeistern werden sollten. Sofort eilte ich den Rasen hinauf, stieg durch's Fenster zu ihnen hinein und fand zu meiner Freude, daß Harry und Jessie sich, obgleich nun schon über acht Tage verheirathet, doch immer noch sehr lieb hatten. Wir hatten an diesem Abend wohl keine Ruinen und keinen Mondenschein mehr, wie damals; aber wir hatten einen guten Thee und ein ausgezeichnetes Stück Roastbeef, um uns dafür zu trösten. Jessie erkundigte sich nach meiner Frau, und wunderte sich darüber, ohne mir Zeit zu lassen, mich gegen einen solchen Verdacht vertheidigen zu können, wie es möglich sei, so allein zu reisen und seine Frau zu Hause zu lassen. Aber sie wunderte sich noch viel mehr darüber, als sie mich endlich zu einer Antwort kommen ließ, wie es möglich wäre, unverheirathet zu sein? Und ich fand an diesem Abend, daß der Ehestand keine eifrigeren Fürsprecherinnen hat, als diese jungen Geschöpfe, welche noch auf der Hochzeitsreise begriffen sind. Später freilich, wenn das Leben wieder sein Alltagsgesicht hat, und keine Berge, keine Seen

und keine Flitterwochen mehr da sind, dann pflegen sie etwas ruhiger über diesen Punkt zu denken und zu sprechen. Aber nur mit Recht; denn „wahres Glück schweigt". — Am Nachmittage darauf, kurz vor meinem Abschiede, tauschten wir, Harry und ich, unsre Karten aus, in der Hoffnung, uns, wo nicht in diesem Distrikt, so doch in diesem Leben noch einmal wiederzusehn — „aber dann nicht ohne Frau!" rief mir Jessie nach, indem sie den Finger schelmisch drohend erhob. Noch lange, als ich das Dampfschifflein bestiegen hatte, welches sich langsam vom Ufer entfernte, sah ich sie an dem Fenster stehn, wie sie mir mit weißem Tuche ihr Lebewohl nachwehte.

Dieser See von Cumberland ist weniger mannigfaltig als die Seen von Westmoreland, und in Form und Substanz seiner Ufer im Ganzen eigentlich düstrer und grotesker. Es sind nackte Felsen, die sich Gipfel über Gipfel aufthürmen. Aber in dieser Stunde, wo der Glanz der Sonne ihre Ränder gleichsam zu mattem Gold abschliff, nahmen selbst sie das molkenhaft Weiche an, als ob eine Reihe hinter der andern stände, und eine Dämmerung sanften, sich immer erweiternden Blau's umschloß die bis zuletzt helle Wasserscheibe des Sees. — Nach einer Stunde hatten wir das Ende desselben bei Pouley-Bridge erreicht, wo wieder einmal ein rother Rock, eine Kutsche und Viere warteten. Dieses war meine letzte Kutschenfahrt im Lande der Seen, durch nachtbedeckte Wiesen, Feldmark und stille Dörfer bis nach dem Städtlein Penrith, welches die hereinjagende Kutsche gar lustiglich mit flackernden Gaslichtern und fröhlichem Straßenlärm empfing. Von dem Städtlein selbst, obgleich es recht hübsch sein soll, konnte ich trotz der Gaslichter nicht viel sehn; desto mehr dagegen von der Rauch- und Trinkstube des „Royal George", wie mein Hôtel hieß. In besagter Stube ging es nämlich sehr hoch her wegen eines Viehmarktes, welcher an diesem Tage in Penrith abgehalten worden war. Da saß der behäbige Farmer in der ledernen Hose, da saß der schlaue Viehhändler aus dem schottischen Niederland und da saß auch der ehrenwerthe Wirth des „Königlichen Georg", alle drei mit großen Hüten auf, mit langen Thonpfeifen im Mund und mit silbernen Kannen und Rumfläschlein vor sich, denen sie fleißig zusprachen. Neben sich unter dem Stuhle hatte ein Jeglicher sein „spittoon", sein Spucknäpfchen, in welches sie ihre thönernen Pfeifen alle zehn Minuten einmal ausklopften, und vor sich, mitten auf dem Tische, eine zinnerne Büchse mit schwarzem Taback, „shag" genannt, aus welcher sie dieselben eben so oft wieder füllten. Sie tranken und rauchten mit sehr ernsthaften Gesichtern und führten dabei sehr ernsthafte Gespräche über den Preis von Ochsen und andern nützlichen Thieren. An hübschen, kichernden Mädchen war kein Mangel; aber wieder Engel mit dem flammenden Schwerte hatte sich die dicke Wirthin mit der rothen Nase auf die Schwelle der Küche postirt und ließ keins recht zum Vorschein kommen. Auf dem Sopha in der Gaststube rüttelte sich ein „commercieller Mann", wie hier zu Lande der „Commis voyageur" genannt wird; so daß mir, nach aller Erinnerung an Seesrauschen und Mondennächte als letzter Rest Nichts blieb, als das Bett, welches mich demnächst denn auch unter seinen rothseidnen Himmel mit dito, nur etwas abgeblaßten Flügeln, traulich aufnahm. —

Als am andern Morgen die Sonne aufging, befand ich mich schon auf dem Wege. Aber noch ein letzter Abschiedsblick der Romantik sollte mir gegönnt sein, bevor das Land der Seen sich mir gänzlich geschlossen hätte. Da stand ein stattliches Schloß, still unter dem jungfräulichen Morgenduft der Bäume, auf weitem, thaufrischem Rasen, sein mächtiges Zinnen- und Zackenwerk klar abzeichnend auf dem immer stärker glühenden Golde des anbrechenden Tages. Das ist der Stammsitz der Musgraves, eines der ältesten Adelsgeschlechter in England, dessen Ahn schon

mit William dem Eroberer hierhergekommen — und der Name des Schlosses ist Edenhall. Wer denkt nicht an eine der schönsten Balladen Uhlands, wenn er diesen Namen hört — „das Glück von Edenhall"? Nun, mich ergriff es wie ein starkes Heimatherinnern, wie ein voller Klang aus der Jugendzeit, als ich diesen Schauplatz eines meiner Lieblingsgedichte vor mir sah, und unwillkürlich bewegten sich meine Lippen.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nur her mit dem Glücke von Edenhall!"

Die Sage, wie sie am Orte selbst erzählt wird, lautet: Der Schenk von Edenhall kam einst, in alten Zeiten, an den dem Schlosse benachbarten Brunnen des heiligen Cuthbert, als eben eine Schaar von Feen den Ringelreihen im Grase tanzte. Erschreckt flohen die luftigen Wesen, aber sie ließen ihr Trinkglas zurück. Eine kam hierauf zurück, um es zu holen; aber als sie sah, daß es sich in den Händen des Schenken befand, da flog sie traurig fort und sang:

If that glass should break or fall
Farewell the luck of Edenhall.

Oder wie Uhland es hat:

— Kommt dies Glas zu Fall,
Fahrwohl dann, o Glück von Edenhall.

Seitdem bewahren die Musgrave's diesen gläsernen Pokal wie ein Palladium ihrer Familie. Er steckt in einem ledernen Behälter, welcher mit Rollen von Weinblättern verziert ist und auf dem Deckel die Buchstaben J. H. C. hat. Der Pokal selber ist von grünem Glase mit Laubwerk und Emaille von verschiedenen Farben verziert; er ist tief, eng, faßt etwa ein englisches Pint und scheint, dem Styl seiner Ornamente nach, aus dem 15. Jahrhundert zu stammen.

In der Ballade unsres Uhland springt das Glas bei einem Gelage, und sogleich springt auch das Gewölbe, die Flamme dringt aus dem Riß, — die Gäste zerstieben, der Feind stürmt ein und erschlägt den jungen Lord, der in der Hand noch „das zersprungene Glück von Edenhall" hält. Am Morgen irrt der Schenk allein und sucht die Scherben des Pokales.

„Die Steinwand — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

So, mit einem Gedanken an den deutschen Dichter, damals nicht ahnend, wie bald er uns entrissen werden sollte, beschloß ich meine Herbsttage an den englischen Seen. Zwar mischte sich eine gewisse Bitterkeit auch hier ein, indem ich vergeblich nach einer Spur suchte, ob man das deutsche Gedicht kenne, welches eine englische Familiensage in so herrlicher Weise gefeiert und verewigt hat. Nein! — keine Spur. Jedes Handbuch wiederholt es mit lästiger Gewissenhaftigkeit, daß ein mittelmäßiger englischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, ein Herzog von Wharton, den Gegenstand besungen; aber von dem deutschen Dichter, dessen Ruhm das Glück von Edenhall selber überleben wird, weiß man Nichts. Und mit welcher Mischung von kindlichem Stolz und wirklicher Verehrung regi-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

striren unsre Bädeker und Grieben jede Zeile, welche Byron oder Bulwer zum Lobe des Rheines geschrieben. Aber dies soll kein Vorwurf für sie sein. Wir sind ja nun einmal das auserwählte Volk der Universalität, und müssen das Beste daraus machen. Wir können, was die Fremde Schönes und Gutes hat, bewundern, aber wir wollen Dem, was zunächst unser Eigen, darum nicht untreu werden. Der Wandersmann nimmt es mit hinaus in die Ferne: deutsche Liebe, deutsche Poesie —

die folgt ihm von Strande zu Strand —
So wird ihm zur Heimath das fernste Land!

Julius Rodenberg.

Altona.

Terrassenförmig steigt diese Stadt aus der vorüberwogenden Elbe allmälig bis zu der Spitze des Hügels empor, der sie auf seinen Schultern trägt. Von der Elbe aus muß man sie betrachten, wenn man sie richtig würdigen will.

Daß nur Keiner glaube, ich würde sagen, die Stadt heiße Altona, weil sie allzunahe an Hamburg liegt. Dieser Witz ist zu wohlfeil und obenein nicht wahr. Altona hieß dieser Ort schon, als er noch ein kleines Fischerdorf unter der Herrschaft des Voigtes von Ottensen war und ein dichter Wald ihn von Hamburg trennte. Der Name blieb, als das Dorf sich in einen Flecken verwandelte, den König Friedrich III. im August 1664 zur Stadt erhob und mit den kostbarsten Privilegien beschenkte, welche die Willkür des jetzigen dänischen Kabinets so gut wie vernichtet hat. Und Altona wird sie heißen, wenn nach abermals zweihundert Jahren die Stadt im Westen das Ottensen, dem es sonst unterthänig war, und was daran hängt, in seine Kreise gezogen hat und im Norden weit über Langenfelde hinausschweift. Der Anfang dazu ist gemacht. Ein weites, ganz neues Straßennetz dehnt sich nach allen Richtungen aus, das rings umher Gärten und Felder verschlingt und mit jedem Tage seine Grenzen erweitert.

„Nobis bene, nemini male! Uns wohl und Niemandem übel!“ lautet die Inschrift auf dem Hauptthore dieser Stadt, die, trotz dieses humanen Grußes, manches Witzwort über sich ergehen lassen muß. Heinrich Heine nannte Altona eine Merkwürdigkeit von Hamburg. Ein anderer Autor sagt, Altona sei der Mond, der sein Licht von der Sonne Hamburg empfängt.

Das Wahre ist, daß Altona noch jung und trotz allen Wachsens nicht ausgewachsen ist. Mehr als es bereits hat, fehlt ihm noch. Hunderte von Schiffen besuchen jährlich den Hafen. Bedeutende Rheder lassen auf den heimischen Werften ihre Schiffe bauen. Aber wenn der Rheder Geschäfte machen will, muß er nach Hamburg an die Börse gehen und will er den Vortheil des dortigen Bankwesens genießen, muß er sich an einen Hamburger wenden, da er ein eigenes Bankfolium nicht haben darf. Da heißt es denn: „Herr J. P. S.... Banko-Conto unter Stresson und Sohn in Hamburg.“

Vom jenseitigen Ufer brauset der Dampfer heran und setzt die Passagiere aus. In der Elbstraße und auf den dort belegenen Plätzen umwogt uns das frische Geschäftsleben in reicher Fülle. Der Chinafahrer löscht hier seine Ladung ebenso unbelästigt, als der Schiffer aus dem gegenüberliegenden Köhlbrand seine Milch und sein Gemüse zu Markte bringt. Altona ist ein Freihafen mit allen Rechten und Privilegien. Die Waaren, die seine Schiffe tragen, sind keinem Zoll unterworfen, aber der dänische Beamte kommt mit einem glühenden Eisen an Bord und brennt in den Decksbalken der in Altona gebauten deutschen Kauffahrtheischiffe die Buchstaben D. E. (dänisches Eigenthum).

Welch ein Gewoge ringsumher von bunten Trachten! Altona ist ein Grenzort, gelegen zwischen Hamburg und dem dänischen Zollamt. Im Rücken wird es von den Ausläufern der Herrschaft Pinneberg gestreift, wozu es früher selbst gehörte.

Hier lächelt Euch die schmucke Vierländerin an mit den hellen Augen im Kopfe und den duftenden Rosen im Korbe. Dort steht der gebräunte Helgoländer im dunkeln Schanzlooper und dem schräge auf den Kopf gestülpten Südwester. Hinter ihm die Kirschenfrau aus dem alten Lande, mit acht übereinander gezogenen wollenen Röcken im Juli und einer Mütze auf dem Kopfe, die den Grenadiermützen weiland König Friedrich Wilhelms I. auf ein Haar gleichen. Immer dichter wird das Gedränge. Gern folgt der Fremde dem leitenden Führer und betritt die steil ansteigende Straße, die ihn nach dem aristokratischen Stadttheil führt. Er steht auf der Chaussée d'Antin von Altona, die Pallmaille genannt. Pall-Mall bedeutet in England und den Niederlanden eine Allee mit vierfachen Baumreihen, die zu beiden Seiten jenseits der Fahrdämme eine Reihe von Palästen zeigt. Die Pallmaille ist ein treuer Abklatsch der Berliner Linden, nur daß hier wirkliche hohe majestätische Bäume und keine Invaliden stehen.

An dem östlichen Ende befindet sich das Theater. Einst der Schauplatz, wo die von Schiller gefeierte Sophie Albrecht ihre Kunstschöpfungen dem staunenden Publikum darbot. Es ist dasselbe Theater, auf welchem der bekannte Theater-Enthusiast, Graf Hahn, seine Wirksamkeit als Direktor begann und als Billeteur am Eingange des Parterre endete.

Am westlichen Ende liegt der Kieler Bahnhof, und vor demselben die geneigte Ebene, worauf die Waaren, welche die Güterzüge bringen, blitzschnell nach dem Hafen und von dort in die Schiffe gelangen. Seltsame Promenade. Man läuft aus der Prosa des Geschäftes der Kunst gerade in die Arme, oder umgekehrt. Und was zeigt die Mitte dieser Promenade? Das sogenannte Rondel? Gewahrt Ihr den Mann in Erz auf granitenem Unterbau in Generals-Uniform? Es ist Graf Conrad von Blücher-Altona, der mannhafte Oberpräsident, der durch die Energie, womit er dem Prinzen Eckmühl gegenüber trat, die Stadt vom Untergange rettete und sich den ehrenden Beinamen erwarb: Blücher-Altona!

Und nun haben sie ihm dies Denkmal gesetzt. Eine wahre Karrikatur auf ein Kunstwerk. Hat er das um Euch verdient, der Biedermann, daß Ihr ein solches kunst- und poesieloses Ding mit seinem Ehrennamen in Verbindung bringt? Ist das ein Bild *des* Mannes, der so unerschrocken sprach und handelte, wie sein berühmter Vetter, der Marschall Vorwärts und der eben so oft als dieser, den Dativ mit dem Akkusativ verwechselte? Ich kann nicht an der Statue vorübergehn, ohne die Augen niederzuschlagen und zu sagen: „Herr, vergib ihnen, was sie thaten!"

Wir wenden uns einem andern Theile der Stadt, dem Grunde zu, woran das Rathhaus grenzt. Ein stattliches Gebäude, das freier aufzustreben scheint, seitdem der Alp gewichen ist, der es vordem niederdrückte. Dieser Alp war das

Zahlenlotto, welches abwechselnd hier oder in Kopenhagen und Wandsbeck gezogen wurde. Und wenn die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins auch sonst viele Fehler machte; der Hieb, womit sie dieser Hydra den Kopf abschlug, war ein Meisterstreich. Der Fünf-Nummernteufel liegt am Boden und wird hoffentlich nicht wieder auferstehn.

Zwei Bildwerke zeichnen dieses Rathhaus vor vielen andern aus; ein bleibendes und ein vorübergehendes, das sich alle Jahr erneuert, aber nur einige Tage sichtbar bleibt. Das erste ist die auf dem Dache angebrachte Statue der Gerechtigkeit, mit Schwert und Wage in der Hand, welches zum Troste aller guten Christen bedeuten soll, daß die Gerechtigkeit auch unter diesem Dache schalten und walten solle, ohne Ansehn der Person. Das zweite ist ein hölzerner Vogel, der auf der Rathsdiele mehrere Tage öffentlich aushängt, damit sich Jedermann überzeuge, daß er nach Vorschrift angefertigt ist und alle Bedingungen erfülle, die man an einen Vogel, der von fröhlichen Schützen abgeschossen werden soll, zu machen berechtigt ist. Dann bringt man ihn nach der Vogelwiese — dem Hahnenkamp — in Ottensen, wo er seinem Schicksal anheimfällt und es nach dreien Tagen von ihm heißen muß:

Mit Kron' und Scepter saß er kühn
Auf hoher Stangen Spitze,
Doch unsre Kugeln stürzten ihn
Vom königlichen Sitze;

denn wenn am dritten Tage zu Mittag der Königsschuß nicht gefallen ist, verliert die Stadt ihr Schützenrecht.

Sonst erinnere ich nur an eine Merkwürdigkeit dieses Festes, nämlich die, daß die Herren Schützen, im Gegensatz zu allen andern Schützen, blaue Röcke tragen.

Der Balkon des Rathhauses, auf welchem das Glücksrad stand, war ein willkommener Ort, um den mannigfachen Schauspielen zuzusehen, die sich im Laufe der Jahre auf dem Platze vor demselben begaben. In den Kriegszeiten befand sich auf dem Rathhausmarkte ein stehendes Bivouak. Bald waren es Holländer vom sechsten bis zum neunten Regiment, deren blendend weiße Uniformen auf dem Straßenpflaster leuchteten, wie frischgefallener Schnee. Bald lagerten hier die grünen spanischen Reiter um auflodernde Wachtfeuer, die dann von französischen Marinesoldaten oder italienischen Carabiniers abgelöst wurden; der Kosaken und Baschkiren nicht zu gedenken.

Aber auch Soldaten des Friedens zeigten sich in stolzer Parade; leuchtend als Sterne erster Größe standen hier bei allen festlichen Gelegenheiten die beiden Schwadronen der grünen und der gelben Garde und die moderne Bürgerwehr in preußischen Wappenröcken, mit Landwehrmützen auf dem Kopfe. Hier standen in den Tagen der Erhebung die mit Blumen und Kränzen geschmückten Bataillone der Landeskinder, die ahnungsvoll und todesmuthig zum letzten Gange antraten; hier patrouilliren jetzt dänische Söldner und marschiren vor der Wache auf und ab nach dem Takte der Melodie vom „tappern Landsoldat".

Gedrängt voll war es auch auf diesem Balkon an dem Tage im hohen Sommer, wenn die Spritzen probirt wurden, welches stets an einem Nachmittage geschah, wenn die liebe Jugend keine Schule hatte. Es war dies nämlich eine Inspektion der gesammten Feuerwehr durch die Herren Feuerdeputirten. Die sämmtlichen umliegenden Häuser waren mit Gästen angefüllt; unsaglich viele Kaffeevisiten wurden abgestattet. Wer einen Bekannten auf dem Platze hatte, pries sich glücklich. Und während man den Trank von Mokka mit süßen Redensarten noch

süßer machte, ergötzte sich das Auge an dem Anblick der im Sonnenlicht erglänzenden Wassersäulen. Die wilde Jugend begrüßte jede neue Anstrengung mit lautem Entzücken, während die Alten mißbilligend den Kopf schüttelten und sagten: „Wer mit den Spritzen spielt, muß sie bald im Ernste gebrauchen. Heute Nacht haben wir ein Glockenfeuer." Es traf aber nicht immer zu.

Einmal aber traf es schwer und gewaltig und ohne daß man vorher mit den Spritzen gespielt hatte und das war am 8. Januar 1713, als der schwedische General Steenbock die Stadt bis auf wenige Häuser niederbrannte, weil sie die ihr auferlegte Brandschatzung nicht bezahlen konnte. Es war eine furchtbare Nacht und die Brandwunden sind viele Jahre hindurch nicht vernarbt. Einzelne Zeichen sieht man heute noch, wovon sich Jeder überzeugen mag, der nach der Rolandsburg geht, die in dem obern Theile der Breitenstraße liegt. Sie heißt so, weil ihr Erbauer, der erste Oberpräsident von Altona, Roland hieß. In dem Mauerwerk derselben sind die schwedischen Kugeln eingefügt, die auf dasselbe abgefeuert wurden. Dieses Haus ist eines von den dreien, die vor dem Niederbrennen bewahrt wurden.

Schöner und größer ist Altona aus der Asche zum neuen Dasein erstanden.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Schön ist es hier am Tage, schön auch in mondhellen Nächten. Nur nicht in der Nacht vom achten Januar, welches eine Gespensternacht ist. Dann fährt in den Straßen eine schwarze Kutsche auf und ab, darin sitzt ein Gerippe. Und dieses Gerippe ist der schwedische Mordbrenner Steenbock, der mit seinen eigenen Knochen klappert. Und wer das Unglück hat, dem Unhold zu begegnen und von ihm angegrinst wird, der muß im Laufe des Jahres sterben. Darum bleiben alle Altonaer, die ihr Leben lieb haben, an dem gedachten Abend zu Hause und gehen vor dem Beginn der Geisterstunde zu Bette. — Nur die Nachtwächter sind davon ausgenommen. Der Geist nimmt keine Notiz von ihnen. Sie revangiren sich dafür und machen es ebenso.

Aber verlassen wir endlich — da schon alles Volk sich verlief — das Rathhaus und betreten das Juwel von Altona, den Garten von Rainville mit seinen dichtbelaubten Gängen und seinen märchenhaften Bosquets, deren Reize sich Jedem offenbaren, der den Zauberspruch kennt: „Sesam, thu' dich auf!" Aber das darf nicht an den Koncerttagen geschehen, wenn Hohnroth und seine Kapelle die Gnadenarie spielen und anständige Damen daselbst Thee trinken und ihre unterthänigen Kavaliere mit einem gnädigen Lächeln begrüßen und Gnade üben ohne Meyerbeersche Instrumentalbegleitung.

Dem realen Leben sein Recht, wie der idealen Poesie. Auch am späten Abend, wenn Musiker und Zuhörer längst nach Hause gegangen sind, beleben sich diese Räume. Es sproßt und duftet, wenn die Nachtigallen in den Büschen erwachen mit hellem Gesange und der Mond die silberne Brücke über den Elbstrom schlägt, auf welcher die Elfen den verlockenden Tanz beginnen. Der Elbgeist wirft den Wellenmantel von sich und zeigt sich in seinem reichen, blendenden Schmuck. Das ist der Augenblick, wo der Dichter voll Begeisterung ruft: „Sesam, thu' dich auf!" Und es wird ihm aufgethan.

Und der lebendige Dichter, der hier in den Schattengängen wandelt und den Tänzen der Elfen zuschaut, wird nicht scheiden, ohne der Dichter zu gedenken, die unsern von ihm unter dem leichten Rasen schlummern, während ihre Gesänge fortrauschen und ihre Lieder weiter klingen von Geschlecht zu Geschlecht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

weiße

ie dort
neueſte
verließ.
inrich
leien",
ſetzte.

wenn
jährige
dieſer
nd den

ibt.

e ſich,
weſt=
urück=
törten
aber
en ſie
regel=
Feuer
ächen.
engli=
aber
eiheit
n die
e ſich
dönig
baren
Bald
te er
, —
, ſich
tigen
olgte

Dort unter der hohen Linde vor der Ottenser Kirche schimmert der weiße Marmor, der Klopstocks irdische Hülle deckt.

„Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen!"

Und auch den herrlichen Liedersänger Schmidt von Lübeck haben sie dort begraben; ihn, der das Paradies der guten alten Zeit besang und in die neueste hinein lebte, ein halbvergessener Einsiedler, der seine Klause nicht mehr verließ. Und als dritter im Bunde ruht auf dem Kirchhofe zum heiligen Geist Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino" und der „Tändeleien", dem Lessing in seinen Briefen über die neueste Literatur ein ehrenvolles Denkmal setzte.

Drei Dichtergräber!

Mögen liebende Hände sie auch fernerhin schirmen und schützen. Und wenn am dreiundzwanzigsten August des kommenden Jahres 1864 der zweihundertjährige Städte-Jubeltag Fremde und Einheimische zusammenführt, wollet dann auch dieser Gräber gedenken und einen blühenden Kranz darauf legen, Euch zur Ehre und den unter dem Rasen Schlummernden zum Gedächtniß.

Heinrich Smidt.

Schloß Carnarvon.

Die Bewohner von Wales, die Nachkömmlinge der alten Briten, welche sich, von den Horden der kriegerischen Sachsen gedrängt, allmälig nach diesem westlichsten und von hohen Gebirgen geschützten Theile der britischen Insel hatten zurückziehen müssen, waren hier viele Jahrhunderte lang unabhängig und im ungestörten Genusse ihrer Freiheit, Muttersprache und heimischen Gesetze geblieben. Wenn aber England, was häufig der Fall war, von Parteikämpfen zerrissen wurde, hatten sie regelmäßig eine solche Gelegenheit benutzt, und waren mit ihren wilden, unregelmäßigen Truppen in die nächsten englischen Provinzen eingefallen, um sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und sich dadurch an ihren Unterdrückern zu rächen. Solche Nachbaren mußten natürlich für England höchst lästig sein, und die englischen Könige waren deshalb von jeher bemüht gewesen, sie zu unterwerfen, aber ohne Erfolg. Die gebirgige Beschaffenheit des Landes hatte sie und ihre Freiheit geschützt, denn die englischen Truppen waren nie vermögend gewesen, ihnen in die tiefen und gefährlichen Schluchten ihrer heimischen Berge zu folgen, wohin sie sich stets zurückzogen, sobald sie von überlegenen Feinden angegriffen wurden. König Edward I. war es endlich, welcher sich diese kühnen und gefährlichen Nachbaren theils durch Gewalt der Waffen, theils durch List zu unterwerfen wußte. Bald nachdem er im Jahre 1272 den Thron von England bestiegen hatte, forderte er ihren Häuptling Llewelyn, — den letzten unabhängigen Fürsten von Wales, — auf, ihm den Huldigungseid zu leisten, und als Letzterer, wie er vorausgesehen, sich weigerte, benutzte er diese Weigerung als Vorwand, um mit einem mächtigen Heere in Wales einzurücken. Alle Schwierigkeiten des Landes besiegend, verfolgte

er die tapferen Vertheidiger ihrer Freiheit und Heimath bis in die fernsten Schlupfwinkel, und nöthigte sie nach langen Kämpfen endlich, sich zu unterwerfen. Llewelyn und sein Bruder David fielen im Streite, und mit ihnen erlosch die lange Reihe unabhängiger Fürsten von Wales. Später machte das Volk zwar dann und wann noch Versuche, das ihm auferlegte Joch wieder abzuschütteln, allein vergeblich; Wales blieb von jener Zeit an eine inkorporirte Provinz Englands. Um solchen Versuchen zu begegnen und das wilde Volk, welches sich nur mit Widerstreben der größeren Gewalt fügte, in Zaum zu halten, ließ Edward I. in Wales, längs der englischen Grenze, mehrere feste Schlösser erbauen und mit starken Besatzungen versehen, und unter ihnen Schloß Carnarvon.

Die Unterwerfung der unglücklichen Walliser war jedoch nicht unbedingt erfolgt. Ihrer früheren Erklärung, nur einem einheimischen Herrscher gehorchen zu wollen, getreu, hatte Edward versprechen müssen, ihnen einen in Wales geborenen Fürsten, der nicht englisch sprechen könne, als Herrscher zu geben. Sie ahnten nicht den Doppelsinn, welchen ihr schlauer Gegner mit diesen Worten verband, nicht die betrügliche Art, in der er das Versprechen erfüllte. Als seine Gemahlin Eleonora ihrer Entbindung nahe war, ließ er sie nach Schloß Carnarvon bringen und dort ihre Niederkunft abwarten, und stellte dann den versammelten Häuptlingen von Wales den von ihr — auf walliser Grund und Boden — geborenen Sohn als ihren dereinstigen eingeborenen Fürsten vor, welcher nicht englisch sprechen konnte. Bitter mögen die Empfindungen der armen Getäuschten gewesen sein, allein Widerstand war nicht möglich, sie mußten sich der Gewalt fügen, und von jener Zeit an führte der erstgeborene Sohn jedes nachfolgenden englischen Königs den Titel — Prinz von Wales.

Schloß Carnarvon, — oder richtiger Cearnarvon, — welches die vorstehende Abbildung zeigt, ist eine äußerlich noch gut erhaltene Ruine, und galt vor Einführung des Schießpulvers und der Kanonen für uneinnehmbar. Im Jahre 1283 ließ Edward I. durch den Architekten Henry d'Electon den Bau beginnen, welcher sehr schnell vollendet worden sein muß, da, wie erwähnt, seine Gemahlin Eleonora schon im Jahre 1285 ihren Sohn, den nachmaligen König, Edward II., daselbst gebar. Das Zimmer, in welchem die Niederkunft erfolgte, ist ein im unteren Stockwerke des sogenannten Adlerthurmes belegenes düsteres Gemach, welches den die Ruine besuchenden Touristen als der Ort gezeigt wird, an dem die Wiege des ersten Prinzen von Wales gestanden hat. Das Gebäude wurde mit großer Pracht und Festigkeit aufgeführt, und noch jetzt gewährt das schöne Portal einen imposanten Anblick, in dessen Nähe die verstümmelte Bildsäule des Gründers steht. Die Mauern des Schlosses sind sieben Fuß stark und von dreizehn meist achteckigen Thürmen umgeben, welche sämmtlich in edelem Style erbaut sind. Der höchste und wichtigste von ihnen ist jedoch der Adlerthurm, zu dessen Spitze eine aus 158 Stufen bestehende Wendeltreppe führt.

Im Jahre 1402 machten die Walliser, unter Anführung ihres Feldherrn Owen Glyndwer, noch einmal den Versuch, sich des Grenzschlosses Carnarvon zu bemächtigen, aber wurden von der englischen Besatzung zurückgeschlagen. Im Laufe der darauf folgenden Kriege zwischen den Parteien der weißen und rothen Rose wechselten die Besatzungen häufig, und im Jahre 1664 wurde das Schloß endlich bei der Erstürmung durch Oliver Cromwell theilweise zerstört. Seitdem ist es Ruine.

Du Bois.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Das Hôtel du Louvre in Paris.

Die Zeit jener kleinen, gemüthlichen Wirthshäuser, welche das Entzücken unserer Vorväter gewesen, ist vorüber, wie die alte Art zu reisen selber. Wir reisen nicht mehr in unsern Tagen, wir kommen nur noch an, und was das Heer der auf Schienen- und andern Wegen, durch alle Mittel der Lokomotive zu Wasser und zu Land auf einen Punkt zusammengeworfenen „Ankommenden" bedarf, ist kein Gasthof, wie in dem verklungenen Jahrhundert des Posthorns und der Relaispferde, sondern nimmt immer mehr die Züge und den Umfang eines Karavanserais an, natürlich in civilisirten Formen und seiner wüstenhaften Ursprünglichkeit entkleidet. Wie geht uns das Herz auf, wenn wir in alten Büchern, Romanen und Reisebeschreibungen das gemüthliche Leben in den Wirthshäusern geschildert lesen, in denen der Held liegen blieb, weil die Räder seiner Kutsche gebrochen waren, oder weil der Regen die Wege grundlos gemacht hatte, oder weil es „wegen der Räuber" nicht rathsam war, den benachbarten Wald bei „nachtschlafener" Zeit zu passiren! In einem solchen Wirthshaus, von denen sich hier und da noch ein Rest in irgend einer Provinzialstadt bei uns und in andern Ländern finden mag, bildeten der Wirth und seine Gäste eine Familie, saßen an einem Tische, betranken sich aus einem Kruge und ließen sich schließlich von einem getreuen Knechte in ihre Betten bringen. Aber das Wirthshaus mit seinem individuellen Gepräge, seinem rothen Ochsen, seinem goldenen Löwen und blauen Engel (welch köstliche Beiträge zur Farbenlehre!), der Gasthof, in welchem nicht nur jeder Fremde seine eigne Person, sondern auch jedes Zimmer seinen besondern Namen hatte (wie z. B. noch heut in einigen abgelegenen englischen Landstädtchen), ist auf den Aussterbeetat gesetzt und an seine Stelle ist das „Hôtel" getreten, mit keinen andern, als sehr allgemeinen und nichtssagenden Bezeichnungen für seine Schilder, ohne Farben und Figuren, und mit nichts Anderem für Personen und Zimmer, als — Nummern! Nun, der Fortschritt — wenn es ein solcher ist! — liegt in der Zeit und nicht in den Wirthen. Es gibt überhaupt keine Wirthe mehr im alten Sinne, so wenig als Wirthshäuser. Er hat die ehrfurchtgebietende Erscheinung der Tage, die gewesen, eingebüßt. Wo ist seine rothe Nase und sein stattlicher Bauch? Der schwarze Frack und die steife Binde hat die Vertraulichkeit des ehemaligen Verhältnisses zwischen Wirth und Gästen aufgehoben; es gibt keinen Wirth und keine Gäste mehr, der Erstere ist nichts als eine Null, die sich hinter die Letzteren, die Ziffern, stellt, und zwar in beliebig verdoppelter Anzahl, je nach dem umgekehrten Werthe. Das Resultat pflegt erst in den Rechnungen zu Tage zu treten.

Nun, wenn das Gasthausleben an jenem Reiz des Individuellen, in welchem die „Gemüthlichkeit" besteht, verloren, so hat es dafür in andern Dingen gewonnen, die dem verwöhnten Geschlecht, zu dem wir gehören, noch viel weniger entbehrlich sein würden. Was ist es denn, was heutzutage das Hôtel auszeichnet und charakterisirt? Mit einem Ausdruck: der Comfort. Die Heimath dieses Ausdruckes ist auch diejenige des Begriffes; aber alle civilisirten Nationen haben ihn adoptirt, in ihre Wörterbücher aufgenommen, verstehen ihn und suchen ihn so gut es geht, nachzumachen. Was „Comfort" ist, weiß man eigentlich nur in England;

allein die Hôtels, sowohl in Frankreich als auch in Deutschland, kommen dem Begriffe desjenigen, was man dort darunter versteht, so nah als möglich, und nach dem größern oder geringern des von ihnen erreichten Maßes bestimmt sich der Rang derselben. Die alten Gasthöfe kannten ein solches Ding, wie Comfort, kaum dem Namen nach. Der biedere Landedelmann polterte in seinen Nagelschuhen auf dem holperigen Holzboden herum, ohne seinen Nachbar, den ehrenwerthen Handelsherrn, zu stören, der — ermüdet von der langen Postreise — auf einem mit Stroh ausgestopften Pfühl unter einem Federbett von solcher Unbeweglichkeit und Härte schnarchte, daß uns der Athem ausgehn würde, wenn wir nur daran dächten, uns unter einem solchen Chimborasso von fest auf einander gestopften Gänsefedern zu begraben. Teppiche, Matratzen, Plümeaus — alle jene Bequemlichkeiten des Zimmers, an welche heutzutage der geringste Reisende gewöhnt ist, gab es damals nicht; Wasserleitung und Bäder standen außer jeder Frage. Die Glockenzüge, wenn deren überhaupt vorhanden gewesen, waren in der Regel abgerissen und der Hausknecht, welcher die Pferde zu versehen hatte, pflegte wenig Zeit und Laune für die Kleider und Stiefeln Derer übrig zu behalten, welche auf jenen angeritten kamen. Kurz, was das Hôtel an Gemüthlichkeit gegen frühere Zeitläufte vermissen läßt, das ersetzt es an Bequemlichkeit, an besserer Bedienung und größerer Behaglichkeit insgemein. Es hat aufgehört, die mannigfaltige Romantik der Landstraße fortzusetzen, und hat dafür den Charakter der Großstadt bis in seine kleinsten Gemächer aufgenommen. Und dann ist es ja auch nicht mehr als natürlich, daß es nun, wo Stunde nach Stunde Eisenbahnzüge ankommen, welche Hunderte von Passagieren auf Einmal mit sich bringen, auch Hôtels gebe, welche eben so viele auf Einmal gastlich aufnehmen und mit Bequemlichkeit unterbringen können.

Das unübertroffene Wunder von einem Hôtel und dasjenige, welches die größte Massenhaftigkeit mit der verfeinertsten und ausgesuchtesten Vollendung des Comforts vereinigt, ist das Hôtel des Louvre in Paris, „le Grand Hôtel du Louvre", zwischen der Rue Rivoli und dem Platz des Palais Royal. Der Bau dieses Hôtels fällt in jene Zeit, vor nunmehr etwa sieben oder acht Jahren, wo ganz Paris in der Hand seines kaiserlichen Machthabers plötzlich anfing, von einer Art von Baufieber zu zittern — ungeheure Straßenschlünde öffneten sich gähnend, Thürme stürzten ein, Paläste brachen krachend zusammen, das alte Paris, das Paris der Bourbonen, versank unter seinem eignen Schutt, und das neue Paris, das Paris der Napoleoniden, stieg daraus hervor. Es ist möglich, daß die politische Schöpfung dieses Mannes einst wieder versinkt, als sei sie nie gewesen; aber seine andere Schöpfung, dies kaiserliche Paris, wird stehn bleiben, um seinen Namen auf die entfernte Nachwelt zu tragen. Denn der Charakter des neuen Paris, im Vergleich zu dem alten, welches der Geschichte angehört, ist vorzugsweise imperialistisch, kaiserlich, in dem Sinne, wie dieser Mann das Kaiserthum versteht. Sein erstes Gesetz ist der imposante Masseneindruck, in welchem ein Anspruch des Einzelnen weder aufkommen kann noch darf. Die Grandeur der Erscheinung ist Alles und das Recht der Individualität ist Nichts: dieses ist die tyrannische Signatur des Imperialismus und so unterscheidet sich das kaiserliche Paris mit seinen stattlichen, hohen, hellen Colonnaden und Façaden, von denen eine aussieht wie die andere, von dem alten, königlichen Paris, in dessen winkligen Höfen, engen Gäßchen und dunkeln Passagen sich die Fußspuren von Jahrhunderten abgedrückt hatten. In diesem Sinne ist die Straße des neuen Paris die Rue Rivoli, und das Hôtel desselben unser „Grand" Hôtel du Louvre.

Es ist nicht unmöglich, nicht einmal unwahrscheinlich, daß das Muster dieses Hôtels nach und nach auch in den andern großen Städten des Kontinents nach-

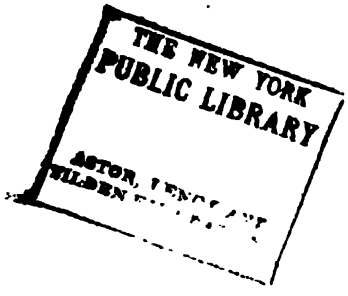
geahmt werde; aber erfunden werden konnte es nur in Paris, und zwar nur im kaiserlichen Paris, obwohl derjenige, der es im kaiserlichen Geiste gebaut und eingerichtet hat, ein guter Deutscher, ein Sachse ist, Herr Eduard Dremel, der Eigenthümer des Victoria-Hôtels in Dresden. Aber die große Kunst ist, seine Leute zu finden; und wenn der Imperialismus der ersten Aera sich seine Generale aus Polen nahm, warum sollte derjenige der zweiten sich seine Hôteliers nicht aus dem Königreich Sachsen nehmen dürfen? — In London würde ein Hôtel, wie dieses, nicht existiren können, denn, wiewohl es grade die Engländer sind, welche das Hôtel du Louvre in Paris patronisiren, so würden sie sich doch in ihrem eignen Lande gegen den imperialistischen Geist auflehnen, welcher einzig im Stande war, es zu schaffen. Es gibt große Hôtels in London — Westminster-Hôtel mit Sälen von 70 und 90 Fuß Länge und mehr als 200 Zimmern, Grosvenor-Hôtel, New-Palme-Hôtel; aber was sind die größten unter ihnen gegen dieses Riesenwerk in der Rue Rivoli?

Vor allen Dingen ist es kein Hôtel in dem bisher gebrauchten Begriffe, sondern eine ganze Stadt für sich, eine kleine Stadt Paris in der großen Stadt Paris. Man braucht den Fuß nicht über die Schwelle des Hôtels zu setzen, und kann sich doch mit all' der raffinirten Bequemlichkeit versorgen, für welche Paris berühmt ist. Mr. Caumont, der Groß-Parfümeur und Friseur des Kaisers, hat seinen Sitz im Erdgeschoß, und Mr. Bisson, der große Photograph den seinen unter dem Dache des Louvre-Hôtels. Der erste Schneider, der erste Schuster und der erste Hutmacher von Paris sind seine Insassen; und die ausgezeichnetste Waschanstalt sowie die besten Bäder in der durch ihre Bäder seit Alters renommirten Lutetia bilden Theile desselben, und zwar bis in seine höchsten Stockwerke hinauf. Das Haus hat gegen 1000 Zimmer, aber keiner von den Bewohnern desselben stört oder hört den Nachbar; und mehr als 150 Kellner, von denen gleichfalls keiner den Namen der Gäste weiß, welche er zu bedienen hat. Hier wird der Mensch vollständig zur Nummer, und eine Nummer unterhält sich mit der andern in Frage, Antwort und Befehl leis und unhörbar durch den Draht von Telegraphen oder das nicht minder verschwiegene Sprachrohr. Kein Wort und kein Schritt lassen sich vernehmen; und zu wissen, daß man nebenan und oben und unten und überall von Hunderten, mag sein von Tausenden von Menschen umgeben ist, die man nicht kennt, die man nicht hört und meistens auch nicht einmal sieht: das hat in der That etwas Zauberhaftes für den Fremden. Von unsichtbaren Händen wird man bedient und die Märchen der Jugend, diejenigen vom Tischchen-deck-dich und Knüppel-aus-dem-Sack scheinen hier zur Wahrheit geworden. Man wünscht einen neuen Anzug, oder ein paar neue Stiefel, oder einen neuen Hut. Hier unter der Büchse mit Streichhölzern an der Wand befindet sich ein Behälter mit bedruckten Schematen, die man nur auszufüllen hat: dies für „Mr. le marchand-tailleur", dies für „Mr. le cordonnier" und dies für „Mr. le chapellier". Man wirft den ausgefüllten Zettel in einen dazu bestimmten Briefkasten und in weniger als einer Viertelstunde ist das Gewünschte da, der neue Anzug, das neue Paar Stiefel, der neue Hut. — Man will den Kellner sprechen. Ein Glockenzug ist nicht da, denn eine Glocke würde Lärm machen und ein Glockenzug könnte reißen. Nichts ist da, als ein kleiner Messingknopf mit Telegraphenleitung; ein leiser Druck gegen denselben genügt, um den dienstbaren Geist zur Stelle zu bringen, und da es auch im Reiche dieser Geister Abstufungen gibt, so belehrt uns eine Notiz in Goldschrift, daß das Stubenmädchen auf zweimaligen Druck und der Hausknecht auf dreimaligen erscheinen wird. — Nun hat man Appetit und will ihn befriedigen. Man begibt sich die Treppe hinab, nach der verschiedenen Nei-

gung entweder in die Konditorei oder das Kaffeehaus oder den Speisesaal (welcher beiläufig 800 Menschen faßt). Am Eingang überreicht uns die Dame des Bureaus wiederum ein Schema, auf welches wir unsre Wünsche nur auszufüllen haben, nachdem wir unsre „Nummer" auf demselben verzeichnet haben. Denn wie gesagt, wir haben, so lange wir im Louvre-Hôtel sind, Werth und Geltung nur als Nummern, und um sich in diesem Ocean von Nummern zurechtzufinden, ist das ganze Hôtel obenein noch in Quartiere und Straßen eingetheilt. Wir wohnen z. B. im „Quartier Malakoff, Rue St. Honoré, Nr. 450." Nachdem wir also unsern Speisezettel ausgefüllt und einem der Kellner übergeben haben, telegraphirt dieser unsere Wünsche an unsere Nummer in der bezeichneten Weltgegend des Hôtels, und sogleich erscheinen dieselben verkörpert vor uns auf irgend einem der kleinen zierlich gedeckten Tische. Vergeblich nach eingenommenem Mahle würden wir uns bemühen, dasselbe zu bezahlen. Denn es gehört zu den größten Unmöglichkeiten, so lange man im Hôtel du Louvre weilt, in demselben Geld los zu werden, und von allen Wundern, die dem Fremden darin begegnen, dürfte er dieses vielleicht für das größte halten. Aber die Wahrheit ist, daß über jede „Nummer" am betreffenden Orte in einer von den Weltgegenden des Hôtels genau Buch geführt wird und daß an demselben alle Schulden, die er in irgend einem noch so entfernten Punkte des Etablissements macht, koncentrisch zusammenlaufen, um ihm am Tage des Gerichts, der Abrechnung und Abreise in genauester Fassung vor das Auge und Gewissen zu treten. Auf diese Weise wird die Kontrole mathematisch genau, und um sie nicht im Mindesten zu gefährden oder in Frage zu stellen, ist es keinen von allen Angehörigen des Dienstpersonals erlaubt, das Hôtel auch nur für Minuten ohne einen Paß zu verlassen, welchen der oberste Leiter des gesammten Hôtelbetriebes ausstellt, in dessen Händen sich alle Fäden desselben vereinigen.

Um nun auch Denjenigen zu befriedigen, welcher beschlossen hat, Paris zu sehn ohne das Hôtel zu verlassen, bietet der Hof des Louvre-Hôtels ein Schauspiel Pariser Lebens, wie es in dieser Gedrängtheit kaum eine seiner volkreichsten Straßen zu bieten im Stande wäre. Hier ist das große Kaffeehaus und die große Konditorei, welche fortwährend der Sammelplatz des elegantesten Publikums sind. Hier ist ein fortwährendes Ankommen und Abfahren aller Arten von Wagen mit allen Arten von Menschen, aus allen Ländern und von allen Nationen; und hier zu sitzen, der großen Treppe gegenüber — einem Meisterstück der Treppenbaukunst — und unter dem kolossalen Glasdach, welches das ungeheure Gebäude mit all' seinen Stockwerken überwölbt, — so zu sitzen, die ganze Klarheit und das volle Licht des Himmels über sich, aber vor jedem Luftzug geschützt: das ist in der That ein Triumph des Jahrhunderts, welches nicht mehr an Märchen glaubt, aber dafür Märchen schafft, welche deswegen nicht an Werth verlieren, weil sie wirklich sind! —

Julius Rodenberg.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

SCHLOSS TEGERNBERG

Schloß Trostburg im Grödenerthal.

Zu den bekanntesten Thälern in sämmtlichen Alpengebieten gehört das Grödenerthal. Keineswegs aber deshalb, weil sich jemals der Zug der Reisenden dorthin gewandt hätte. Das Grödenerthal ist nur dem Namen nach bekannt, ja populär geworden und zwar bis zu fernen Welttheilen. Dieser Ruf, der sich eigentlich blos traditionell fortpflanzt, gründet sich nicht auf Naturschönheit, sondern auf die kunstfertigen Holzschnitzereien jener Thalbewohner, welche ihrer Zeit die ersten und besten in dieser Beschäftigung waren.

Sie bildete einen so ungeheuren lukrativen Industriezweig, daß noch die meisten ethnographischen Werke über Tyrol von Schilderungen über die unverhältnißmäßige Rührigkeit und Wohlhabenheit dieses Alpengaues wimmeln.

Wie sehr aber haben sich diese Zeiten geändert und zwar zum Nachtheil der Bewohner! Wohl findet der Reisende einen noch hie und da bestehenden Reichthum, daneben aber macht sich beklagenswerthe Armuth geltend, und die betrübende Wahrnehmung von einem vollständigen Rückgang in der sonst so fröhlichen Gewerbthätigkeit.

Der eigentliche Erfinder der, man kann sagen, verhängnißvollen grödener Holzschnitzerei war Johann de Metz aus der Gemeinde St. Ulrich, welcher ganz zufällig diese Beschäftigung begann und durch sein Beispiel hunderte von jungen Leuten dazu hinriß, weil seine Arbeiten ungewöhnlichen Beifall bei den Käufern fanden. Einige andere grödener Holzschnitzer gingen endlich nach Italien, besonders nach Venedig, um dort förmlich plastischen Unterricht zu nehmen. Die Arbeiter bezogen anfangs die tyroler, später überhaupt die europäischen Märkte und kehrten bereichert von ihnen zurück. Ja es wurden sogar auswärts große Niederlagen gegründet, in Lissabon, in Madrid, in Rom, in Neapel, in Philadelphia, in Mexiko und die Männer, welche diese Etablissements besaßen, waren sämmtlich geborene Grödener.

Später aber änderte sich der Gang der Geschäfte mit der neuen Zeit. Es half nichts mehr, selbst zu reisen, denn fremde Spekulanten rissen den Vertrieb der Holzschnitzartikel an sich und bedrückten, unterstützt von der Konkurrenz vieler anderer nun gleichfalls in Holz arbeitenden Alpenthalbewohner, die Verfertiger solcher Gegenstände gerade in gleicher Weise, wie noch heute die Weber und Spitzenklöppeler im Erz- und Riesengebirge durch die großen Handlungshäuser um ihr eigentlich ihnen zukommendes Verdienst gebracht werden.

Um die Verlegenheit der Grödener zu steigern, gesellte sich zu diesen Verhältnissen noch ein beinahe lächerlicher Umstand: den guten Thalbewohnern ging das Holz zu ihren Arbeiten aus. Hundert Jahre lang hatten sie ohne das mindeste Nachdenken mit ihren scharfen kleinen Messern holzwurmartig darauf losgeschnitzelt, bis endlich im weitesten Umkreis ihres Grundes fast alle Zirbelnußkiefern, aus denen sich am vorzüglichsten Holzbijouterien herstellen lassen, vom Erdboden verschwunden waren. Vergeblich betete man inbrünstig für das schleunige Wachsthum der kleinen übrig gebliebenen Bäumchen. Doch die Zirbelnußkiefer (Arve, pinus cembra), die sich nur auf einer beträchtlichen Meereshöhe findet,

gedeiht langsam und nur die Palme der Unwissenheit und Dummheit ist es, die überall wie ein Pilz aus der Erde hervorschießt.

Jetzt, wo das Holzschnitzen so allgemein in Tyrol, in der Schweiz und im bayerischen Hochlande geworden ist, würden auch den Grödenern ganz neue Waldungen von Arven nichts mehr nützen. Ohnedies modellirt man gegenwärtig eben so viel in Ahorn, Nußbaum und Birnbaumholz. Im letzteren Material haben sich ganz vorzügliche Talente, die freilich oft erst in Wien eine nachhelfende Ausbildung erlangten, künstlerisch hervorgethan. Der reisende Kunstfreund möge es nicht versäumen, Einiges von ihren besten Leistungen, häufig Schlachtbilder aus dem Tyrolerkrieg oder Madonnen im Relief, im Ferdinandeum zu Innsbruck oder auch bei manchen Privatleuten (zum Beispiel beim Bürgermeister Haller in Meran) in Augenschein zu nehmen.

Wenngleich das Grödenerthal mitten in den deutschen Alpen liegt, so herrscht doch darin nicht die deutsche Sprache, sondern eine romanische Mundart. Ob und wie sie sich aus den Römerzeiten hier in dieser Gegend entwickelt hat, ist eben so schwierig zu entscheiden, als sich über das Ladinische und Romanische im Engadin urtheilen läßt.

Einer der schönsten und unbedingt interessantesten Punkte dieses im Allgemeinen monotonen, nur sechs Stunden langen Thals ist das alte Schloß Trostburg, welches man gleich unweit der Eisack jenseit Kollmann am Eingange des Val Gardena auf einem ziemlich beträchtlichen Felsenhügel zur Rechten erblickt.

Unser Bild zeigt es in der Ansicht von Süden gegen Norden gerichtet mit seinen viereckigen Thurmbauten und mächtigem Gemäuerwerk des Burghauses.

Diese merkwürdige Ruine gehört zu den wohlerhaltensten mittelalterlicher Vesten in ganz Tyrol, ja in Deutschland. Es knüpfen sich aber auch daran so romantische Erinnerungen aus alten Tagen, daß es nur aus Unkenntniß zu erklären ist, wenn so viele Reisende des Eisackthales den kleinen Umweg zu jener Burg scheuen, während sie doch sonst mit einer wahren Passion Ruinen erklettern, die nicht im Mindesten den Werth und Reiz geschichtlicher Ueberlieferung haben.

Hier auf Trostburg wurde vor fünfhundert Jahren, 1367, ein seltsamer Mann geboren, der, wie kaum ein anderer, der vollkommenste Repräsentant des abenteuerlichen Mittelalters genannt zu werden verdient. Hätte er gethan, was Marco Polo that, und jetzt so viele unbedeutende Köpfe zur Ermüdung der Leser für ihre heiligste Pflicht halten, — hätte er in einer genauen Schilderung seine Lebensgeschichte niedergeschrieben, so würden uns Nachrichten und Sittenbilder über ferne Tage und Länder aufbehalten sein, wodurch manche unausfüllbare Lücke in der Spezialhistorie vermieden wäre.

Jener ruhelose, thatendurstige, lebensmuthige Mann, dem nur daheim eine Penelope fehlte, um ein tyroler Odysseus zu sein, war der Ritter und Minnesänger Oswald von Wolkenstein.

Der rothe Faden seiner irdischen Schicksale ist so lang und hat so viel Knoten und Verschlingungen, daß wir nur einzelne Episoden aus seiner Laufbahn näher betrachten können, wenn wir in dem alten Rittersaal seines väterlichen Schlosses stehen und das ehrwürdige Archiv der Trostburg durchblättern.

In Oswald von Wolkenstein lebte der Geist jener Tage, die sich noch sehr nahe an das ächte kraftvolle Ritterthum voll Thatendrang und ungemessener Frauenverehrung anlehnten. Man verband damals mit der kriegerischen Aktion den Gesang der Minnepoesie und die meisterhaften Dichtungen einer kurz vorhergegangenen Periode, eines Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg klangen noch fort und zwar lebendig im Munde zahlreicher Liederfreunde.

Schon in seinen Kinderjahren war Oswald ein leidenschaftlicher Verehrer der Liederkunst, die oft von fremden herumziehenden Sängern, besonders Wälschen, zur Unterhaltung vornehmer Burgbewohner zum Besten gegeben wurde. Man liebte in jenen Tagen gesellige Freuden der Art bei Wein und Becherklang, wenn es in der späten Herbstzeit, ja selbst im Winter die schneefreien Wege erlaubten, daß sich die Ritter einander zu Gaste luden. Das schlechte Wetter des eigentlichen Winters verödete sie auf ihren Felsennestern und es waren lange, einsame Monate, die sie oft bis zum Beginn des Frühjahrs vertrauern mußten. In ihnen wurde die Phantasie dann um so nachhaltiger zu neuen Thaten und Unthaten angeregt und die bessere Jahreszeit machte es möglich, die angesammelte, häufig für die Unterthanen nicht segensreiche Kraft auszutoben.

Bei einem der Vergnügungsspiele, die in der Fastnachtzeit auf der heimischen Trostburg gefeiert wurden, hatte Oswald bereits in seiner Kindheit das Unglück, durch einen Bolzenschuß sein rechtes Auge zu verlieren. Er selbst erzählt, daß er deshalb sein ganzes Leben hindurch viel Spott und Hohn habe erdulden müssen, besonders von Solchen, die man nicht ritterlich strafen kann, von „minniglichen Frauen".

Diese Unzartheit eines schonungslosen Urtheils würde uns von Seiten des schönen Geschlechts jetzt gar hart und ungewöhnlich erscheinen. Damals jedoch hielt man sich von humanen Rücksichten viel weiter entfernt. Wenn ein Ritter an seinem Körper oft Zeitlebens beschädigt war und dennoch den Frauen und Jungfrauen zu gefallen strebte, so bedauerte man sein Gebrechen nicht, sondern man zürnte ihm noch oben ein, daß er so kraftlos oder ungeschickt gewesen, sich von einem Gegner verletzen zu lassen. Auch nicht alle Damen, die Oswald später anbetete, — und er betete sehr viel an — wußten wohl, daß er sein Auge schon als wehrloses Kind durch Zufall verlor; da er auch die Kunst des romantischen Lügens mit Odysseus gemein hatte, so mag er wohl den Meisten seinen Verlust durch einen grimmigen Zweikampf erklärt haben. Prahlerisches Aufschneiden und männlich tapferes Handeln war ehedem nicht, wie gewöhnlich heute, gänzlich getrennt, sondern oft innig mit einander verbunden.

Doch zurück zur abenteuerlichen Knabenzeit unseres Helden.

Kaum zehn Jahre alt, fing das Leben bei seinen Eltern an ihn zu ermüden. Ein alter hinkender Schloßkaplan hatte ihm, wie er erzählt, nur eine mangelhafte Bildung beizubringen vermocht. Um so eifriger war er aber in einem stolzen ritterlichen Selbstbewußtsein auf die tyroler Landesfreiheiten und Gerechtsame erzogen. Die Seinen schwärmten nicht für ihren Landesfürsten, sondern für den Glanz der deutschen Kaiser.

Nun lagen gerade zu jener Zeit in den fernen Provinzen an der Ostsee, welche von germanischer Sitte kultivirt werden sollten, die deutschen Ordensritter fortwährend mit der dortigen slavischen Bevölkerung im Kampf. Es war zugleich ein bekehrender Religionskrieg, denn jene rohen, mächtigen, kriegsmuthigen Stämme hingen vielfach noch dem Heidenthum an und beugten sich nur theilweis, gewöhnlich erst durch das Schwert gezwungen, den Satzungen der christlichen Lehre. Zu Oswalds Jugendzeit war der Hochmeister Kniprode der Ordensgeneral jener deutschen Ritter. Die Veste Marienburg galt als ein vielberühmter Sammelplatz für Dichter und Helden und aus allen Theilen Deutschlands zogen junge Degen dorthin, um sich im Kampfe gegen die wilden Horden der Ostsee Sporen und Rittermantel zu verdienen.

Da hörte der junge Oswald, dessen Sehnsucht ihn schon längst in die Ferne lockte, daß der Herzog Albert III. von Oesterreich einen solchen Kriegszug nach

Preußen unternahm. Auch der Graf Hugo II. von Montfort-Bregenz führte dabei eine Schaar seiner Vorarlberger und Tyroler an und noch fünfzig andere Dienstmannen und fünf österreichische Grafen gaben der Kriegsfahrt des Herzogs für jene Zeit einen verführerischen Ritterprunk.

Als die Reisigen das Eisackthal passirten und Oswald die glänzenden Rüstungen daherschimmern sah, verließ er heimlich die Trostburg und schloß sich den Kriegern an.

Noch ein halbes Kind, konnte er nur die Stellung eines Troßbuben einnehmen. In einem Stück Brod und drei Pfennigen bestand sein ganzer Proviant für die Zukunft. Indem er bei den Rittern die gemeinsten Dienste besorgte, die Rosse, Waffen und Harnische putzte, mußte er den größten Theil des weiten Weges unter schweren Anstrengungen zu Fuß zurücklegen. Immer sein phantastisches Ideal festhaltend, durch einen Dienst von unten auf und durch eigene Kraft ein Ritter „sonder Furcht und Tadel" zu werden, kämpfte er siegreich mit Hunger und Durst, mit Sonnenbrand und endlich mit jener nordischen Kälte und unwirthlichen Regennässe, welche für den Südtyroler ungewohnte Qualen bieten. Seine Nachtherberge war die aller Troßbuben, der Stall oder ein geschützter Platz außerhalb der Zelte inmitten der etwas wärmenden, ringsum gelagerten Pferde, wenn nicht in menschlichen Wohnungen kampirt werden konnte.

Die Kriegsthaten des Herzogs von Oesterreich erwiesen sich jedoch weder groß, noch langdauernd, denn er kehrte, nachdem er auf seinen Streifzügen viele vereinzelte Heiden erschlagen und gefangen hatte, des nordischen Klima's wegen bald nach Oesterreich zurück. Oswald aber blieb acht Jahre lang, also bis zu seinem achtzehnten Jahre, bei dem mächtigen wohlorganisirten Ordensheer, in welchem er alle Artikel der damaligen Kriegskunst in vollendeter Weise lernte.

Die Ausdauer seiner Natur und seines Muthes grenzte an's Unglaubliche. Bei einem Kampf in Litthauen mit dem Schwert durch den Leib gerannt und durch gefährliche Schläge am Haupte beschädigt, entwich er doch unter tausend Gefahren nach seiner Genesung der Gefangenschaft. Bei einer andern Gelegenheit gerieth er in einen tiefen See und die Kälte des Wassers lähmte ihn so, daß der kühne Schwimmer zu Grunde sank. Man sagt, erst nach Verlauf von beinahe einer Stunde gelang es, ihn an das Land zu ziehen. Als er wieder zu sich kam und man ihn höhnisch fragte, was er auf dem Boden des Sees gesucht, hatte er noch Humor genug zu antworten: „Fische mit meiner Nasenspitze!" Auch in den gefährlichsten Kampfspielen entwickelte er eine, selbst dem nordischen Ritterthum Staunen einflößende Kühnheit und ein eben so gutes Glück. Er stürmte einst mit solcher Gewalt auf einen berühmten Lanzenschwinger ein, daß er, als dieser eine Seitenschwenkung machte, mit dem sich überstürzenden Pferde eine Thür einrannte und 24 Stufen in einen Keller hinabfiel. Nur sein Roß hatte den Hals gebrochen; er selbst stieg lustig wieder herauf und trank noch an demselben Tage auf die Gesundheit seiner Kriegsgenossen.

In Königsberg lernte Oswald die Verlockungen der Seeschifffahrt kennen und sein Thatendrang konnte denselben nicht widerstehen. Er vertraute sich dem Meere an und besuchte einige nordische Punkte, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern, Dänemark und später England und Schottland.

Damals hatte sich das alte skandinavische Reich in drei verschiedene aufgelöst, in Norwegen, Schweden und Dänemark; doch immer wieder suchte eins davon die Oberherrschaft zu gewinnen. Auf den dänischen Thron stieg die männliche Königin Margaretha und der Augenblick schien ihr günstig, die mit einander in Zwist liegenden Norweger und Schweden zu unterjochen. Oswald schwärmte für die

ritterliche Gestalt Margaretha's und focht für dieselbe jenen Kampf mit, welcher 1388 durch die Niederlage bei Falköping Norwegen, Schweden und Dänemark zu Gunsten Margaretha's mit einander vereinigten.

Als später Oswald in London sich in träumerischer Versenkung mit der heiligen Graalssage und dem fabelhaften König Artus von der Tafelrunde beschäftigte, rissen ihn neue Kriegskämpfe mit sich fort.

England versuchte es, Schottland unter dessen bereits alten friedlichem Herrscher Robert II. zu erobern. Der berühmte Graf James Douglas führte die Schotten an. Mit seiner geringen Macht warf er sich dem heranrückenden Heere der Engländer unter Henry Percy vergeblich entgegen. Seine Mannen wichen vor den zahlreichern Gegnern. Da stürzte Douglas sich allein vor und als er, von drei Lanzenstößen durchbohrt, zu Boden fiel, rief er sterbend den Seinen zu: „Es ist eine Prophezeiung in meinem Hause, daß der todte Mann das Feld gewinnt. Heut geht sie in Erfüllung, erhebt das Banner und rächt meinen Fall!" Die Schotten, durch diese Worte begeistert, sprengten die Reihen der Engländer und gewannen den Sieg. Diese Schlacht war eine der blutigsten des ganzen Jahrhunderts. Oswald kämpfte sie mit und war Augenzeuge der eben beschriebenen Scene.

Bald darauf reiste der junge Ritter über Irland nach Königsberg und von hier aus unternahm der wahrhaft großartige, unvergleichliche Abenteuerer, indem er sich einer kleinen Karawane anschloß, eine Landreise zu den Küsten des schwarzen Meeres. In Tana in der Krim, einem den Venetianern gehörigen Stapelplatz, trat er in die Dienste eines Kauffarteifahrers und der muthige Schlachtenrecke, der sich schon mit den ersten Rittern seiner Zeit im Kampfspiel und im Kriege siegreich gemessen hatte, zog freiwillig einen Matrosenkittel an und war bald Ruderknecht, bald Schiffskoch. Einst wurde aber auf einer Fahrt nach Trebisonde die Brigantine, auf welcher er diente, an einem Felsenriff im Seesturm zerschmettert. Es ertranken Alle bis auf zwei, wovon der eine ein Pole und der andere natürlich Oswald war. An ein Faß Malvasierweins sich festklammernd, schwamm er mit seinem Gefährten in den Hafen und kaum gerettet, erwachte schon wieder die unverwüstliche Laune Oswalds und er schilderte den versammelten Matrosen mit heiterem Humor, wie ihn nur der Duft des Malvasierweins die Kraft der Ausdauer im Festhalten gegeben und ihn von der Bequemlichkeit abgehalten habe, sich lieber zu Grunde gehen und ertrinken zu lassen.

Von hier aus gelangte der merkwürdige Mann mit einer Karawane bis an den Euphrat, kehrte nach zwei Jahren zum schwarzen Meere zurück, segelte als Schiffskoch mit nach Candia, lernte Konstantinopel kennen, schiffte durch den griechischen Archipel und verweilte schließlich mehrere Jahre lang auf Candia. Er betrieb dort alles Mögliche, Hülfleistungen beim Kaufmannsstande, und das wenig respektable Amt eines Stallknechts. Doch seine Armuth mit Heiterkeit bekämpfend, entzückte ihn dieses üppige, warme Cypresseneiland mit dem weißen Haupte des Berges Ida, und was eigentlich seine dichterische Phantasie bewegte, waren die alten Zaubersagen und Wundermärchen, welche damals wie Sirenengesänge von den felsigen Küsten und Vorgebirgen der hellenischen Inselwelt wiederklangen. Antike Mythen mischten sich darin mit den Sagen sarazenischer Grausamkeit und mit den Ueberlieferungen von den Großthaten der Rhodiser Ritter, welche Frauen und Jungfrauen aus den Ketten der Sklaverei retteten und ihr Gelübde haltend oder brechend, zuweilen der dämonischen Gewalt ihres Herzens zum Opfer fielen. An diesen Phantasiegebilden labte sich der Poet in Oswald.

Und in der That, ein Poet war er. Man wird in seinen Liedern keine große Produktionskraft finden, ja sie litten sogar an manchen Geschmacklosigkeiten

des Meistergesanges und enthalten Derbheiten, die jener Zeit ein Bedürfniß waren, wie sie der unsrigen ein Spott auf den sittlichen Anstand sind. Doch findet sich in seinen Gesängen, lyrischen Gedichten, Reimsprüchen, romantischen „Aventuren" (Abenteuern) und Minneliedern eine lebendige Einbildungskraft, ein fesselnder Vortrag und jener Wohllaut, welchen er durch die Bekanntschaft mit der provencalischen Troubadour-Manier gewonnen hatte. Daneben erfrischte naive Einfachheit und gesunder Humor, mit dem er uns die idyllischen Reize und ländlichen, schalkhaften Liebeshändel auf dem Berg- und Flurleben seines heimischen Tyrolerlandes schildert. Oswalds Gesangsvortrag fesselte alle Hörerkreise, zumal er die Harfe vorzüglich zu spielen verstand. Sein unglaubliches Talent, welches ihn nach und nach über zehn verschiedene Sprachen Herr werden ließ, machte ihm die Unterhaltung mit den verschiedenen Landsleuten leicht.

Schon früher auf seinem Kriegszuge nach Preußen war Oswald mit Markgraf Sigmund von Brandenburg bekannt geworden und als dieser die Königskrone von Ungarn erhalten hatte, verließ unser Held Candia und eilte zu Sigmunds Heer; denn dieser lebenslustige, glänzende, ruhmbegierige Monarch hatte für die ganze europäische Ritterjugend eine vielversprechende Anziehungskraft. Er lebte damals im Streite mit dem Sultan Bajazeth und an der Spitze einer Armee von hunderttausend auserwählten Kriegern verlor er gegen jenen Helden des Halbmondes die berühmte Schlacht bei Nikopolis. Auch diese machte Oswald unter Herrmann von Cilli mit, und entkam als getreuer Ritter und Sänger Sigmunds mit diesem auf einem Donauschiff nach Dalmatien. Nachdem er die damals noch reiche Republikanerstadt Venedig kennen gelernt, zog ihn das Alpenheimweh in die Väterhallen des Schlosses Trostburg zurück.

Hier tritt uns eine eigenthümlich interessante Wahrnehmung entgegen, welche jene Zeitanschauung charakterisirt.

Oswald, durch sein bewegtes, thatenreiches Leben freilich so reich an Erfahrungen, um zehn gereifte Männer stattlich damit ausrüsten zu können, befand sich doch erst in einem Alter von 25 Jahren.

Wie aber hatte er sich verändert! Sein Gesicht zeigte keine Spuren mehr von frischer Jugendlichkeit und sein Haupt war völlig ergraut. Ein solches Ergrauen in der Jünglingsperiode war aber damals keine Seltenheit. Im Gegentheil rühmten sich die Minnesänger ganz besonders dieser Erscheinung, welche sie für das ehrenwerthe Resultat liebesgewaltiger Herzensleidenschaften ausgaben. So erzählt der berühmte Petrarka selbst, daß er schon in seinem siebzehnten Jahre vollständig ergraut gewesen wäre. Oswald hatte gewiß mehr Veranlassung dazu; denn seine Abenteuer und Strapazen in Leid und wohl auch in Lust würden genügt haben, Petrarka zu tödten, und den meisten Männern nicht blos weißes Haar, sondern sehr bald auch eine Perrücke zu verschaffen.

Die Frauen und Edelfräulein des damals sehr lebenslustigen tyroler Adels, der seine Burgen im Vintschgau und Etschthal mit Uebermuth bewohnte und belebte, ließen sich jedoch von dem gealterten einäugigen Jüngling nicht abschrecken. Durch seine Reisen, Heldenthaten und seine gereimten und ungereimten, mit einer köstlichen Mimik vorgetragenen Lieder und Erzählungen, in denen sich ab und zu eine piquante Lüge am rechten Orte einfand, wurde er der Mittelpunkt der geselligen Adelszirkel.

Oswald verliebte sich leider dabei in ein so koquettes als sprödes und herzloses Mädchen, Sabina von Jäger, welche er mit der zu seiner Zeit höchst überspannten Ritterlichkeit für sein Ideal erklärte und ihr seine ewig treuen Minnedienste antrug. Oswald sagt selbst über sie in seiner eigenthümlichen Weise:

„Schön und glänzend ist sie wie der Mai. Ihr Haar, ihr Mund, ihre Wänglein, ihre rubinhellen Augen funkeln blühend im Scheine des Junius. Der Julius hat seinen Fleiß nicht gespart, ihre Brust, Arme, Hände rein und blank auszuzieren, daß sie leuchten wie Silber in der Glut. Rund ist sie wie die Birn des Augusts voll Lust und gutes Muthes. Doch schnell artet sie wieder dem September nach, los und schwer, alle Lust und Fröhlichkeit zu erdrücken. Vielleicht bringt mir der Oktober nach seiner Art Glück in's Haus. Ihr November ist ja reich mit Vorräthen ausgestattet. Ach vergebens! mich umfängt kalter December."

Der Arme hatte Recht. Nachdem ihn das leichtfertige Mädchen mit allen Künsten der Verführung behandelt hatte, versprach sie ihn zu heirathen, obgleich sie innerlich längst durch spöttische Zungen gegen seine Einäugigkeit eingenommen war. Deshalb wurde ihm auch von ihr die Bedingung gestellt, daß er vor der Hochzeit erst durch eine Pilgerreise nach Jerusalem die Kraft seiner Liebe beweisen solle.

Der bethörte Mann ging darauf ein und trug ein goldenes Kettchen der Sabina als eine wirkliche Sklavenkette fortwährend an seinem Herzen, das sich durch das Martyrium der Entsagung peinigte. Abermals ein Narrenthum jener excentrischen Tage!

Doch bei dem gesunden Sinn Oswalds hatte es nicht lange Bestand. Der schöne Anblick der blühenden Stadt Genua überwältigte seine Ascetik so sehr, daß er seine Pilgerkutte von sich warf und mit einem Schiffe nach Alexandrien segelte. In Kairo, damals Neu-Babylon genannt, stellte sich der sprachgewandte Reisende dem Sultan der Mamelukken vor und später sehen wir ihn nach dem Berge Sinai durch die arabische Wüste in die Thore von Jericho einwandern und von dort nach Bethlehem und Jerusalem ziehen. Durch Kleinasien ging er endlich über Cypern, Malta, Sicilien, Neapel, Rom, Florenz und die Lombardei abermals nach Trostburg zurück und zwar jetzt in seinem 33. Jahre.

Hier aber wurde von Unglück und Trübsal seine Kraft fast gebrochen. Sein erkrankter Vater starb bei seiner Ankunft, ohne noch einmal für den Sohn das brechende Auge öffnen zu können; seine Mutter war in Verzweiflung und Schwermuth verfallen und Sabina Jäger hatte sich treulos einem Andern vermählt.

Wir haben bis jetzt die Lebensschicksale dieses kühnen Mannes mit einiger Ausführlichkeit verfolgt, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten die Energie der menschlichen Kraft zu überwinden vermag, wenn sich vielseitige Talente mit der Ausdauer des Muthes und mit dem nie schlafenden Sporn ehrgeiziger Phantasie verbinden. Das Gegebene wird den Lesern einen Anhalt bieten, sich auch von der zweiten Lebenshälfte Oswalds, die nicht minder thatenreich war, ein detaillirtes Gemälde zu ergänzen.

Nur noch referirend bemerken wir, daß sich Oswald von seinem häuslichen Unglück nicht niederwerfen ließ. Nachdem er sein Hauswesen geordnet, zog er mit Kaiser Rupert von der Pfalz nach Italien gegen Mailand und wurde später ein sehr thätiges und durch seine Weltbildung gefürchtetes Hauptmitglied des tyroler Adelsbundes, der sich in der Stille unter dem Namen „Elephantenbund" gegen den tyroler Herzog Friedrich von Oesterreich „mit der leeren Tasche" erhob. Man agirte für den Kaiser, aber eigentlich für sich selbst, denn der im Lande unbeliebte Friedrich strebte darnach, den Uebergriffen des Adels einen eisernen Zügel anzulegen. Zu den bedeutendsten Reisen und Kriegszügen, die Oswald jetzt noch unternahm, gehört die nach Spanien und Portugal; auch besuchte er den Maurenkönig Jousef in Granada, ging später mit dem zum Kaiser gewordenen Sigmund nach Paris, nach dem Koncil zu Konstanz und vertheidigte, wieder nach Tyrol zurückgekehrt, sieg- und ruhmreich die Burg Greifenstein gegen Friedrich. Auch verheirathete

er sich indessen mit Margaretha von Schwangau (jetzt Hohenschwangau), welche er später durch den Tod verlor.

Dieser Tod hatte eine sehr tragische Bewandtniß. Wir übergehen den Kriegszug, welchen Oswald gegen die Hussiten in Böhmen unternahm, sowie die Gesandtschaftsreisen, die er für Kaiser Sigmund machte, um jenes Ereigniß zu erzählen. Immer noch empfand der leider nur zu ächte Minnesänger eine alte Zuneigung zu Sabina von Jäger, die inzwischen Wittwe geworden war. Da sie Rechtsansprüche auf eine Oswald und seinen Brüdern zugehörige Burg zu haben glaubte, so lag sie deshalb mit dieser Familie in Streit und unter dem Vorwand, ihn zu schlichten, lockte sie ihren alten Anbeter in ihre Nähe. Hier wurde der arglos Unbewaffnete aus einem Hinterhalt überwältigt und nachdem er in Ketten auf die empörendste Weise in die Schwebe gehängt war, daß er nach seinem eigenen Geständniß „vor Schmerzen schrie wie eine gequetschte Maus", warf man den tödtlich Verwundeten in eine lange Kerkerhaft. Endlich durch Sigmunds Vermittelung befreit, starb bald darauf die rachsüchtige Sabina und der im Grunde seines Herzens hochsinnige Mann brach bei dieser Nachricht unter Thränen in die denkwürdigen Worte aus: „Was sie mir Liebes und Leides gethan, wolle ihr Gott vergeben!"

Wohl hatte er des „Leides" genug davon getragen, denn er blieb durch die erduldeten Mißhandlungen an einem Fuße gelähmt und im Kerker halb verhungert, war er zu einer Jammergestalt herabgesunken. Sein armes Weib Margaretha stürzte bei seinem Anblick zusammen und vor Gram verschied sie an der Schwindsucht.

Doch der Unverwüstliche, Niegebeugte erholte sich nach und nach auch von diesem Weh des Gemüthes und Körpers in soweit, als er wieder durch mancherlei öffentliche und heimliche diplomatische Sendungen zu Gunsten des Kaisers und zum Nachtheile Friedrichs im deutschen Reiche umherreisen und dem Adelsbunde Anhänger verschaffen konnte.

Friedrich hingegen blieb durch seine Beharrlichkeit endlich doch in diesem Kampfe Sieger, Oswald aber wurde auf einer dieser Reisen in Vorarlberg gefangen genommen und zu Bellenberg, drei Stunden von Innsbruck, schwer eingekerkert.

Nach langer Pein und nachdem Ruhe im Tyrolerlande heimgekehrt war, sehnte sich Friedrich mit versöhnlichem Gemüth wieder nach seinem alten Jugendgefährten Oswald, denn Beide waren früher auf manchen Lustfahrten mit einander befreundet, als der Adelsbund gegen den Herrscher sich noch nicht zu offener Fehde entwickelt hatte. Oswald wurde begnadigt, es fand eine herzliche Versöhnung statt und der alte Sänger ergriff wieder die Harfe und vertrat die Stelle des heiteren Gesellschafters im hohen Fürstensaal, bis er von Innsbruck nach Trostburg schied und dort in seinem 78. Jahre, ein Opfer des gebrechlichen Alters, unter philosophischen Betrachtungen, Nacht und Tag in einem alten Ritterstuhl sitzend, zur Ruhe seiner Väter hinüberschlummerte.

So lebte und starb ein Held und Abenteurer, der in allen männlichen Künsten, ja selbst durch eigenes Studiren in den Wissenschaften geübt war und an großen Unternehmungen in seiner rastlosen Laufbahn kaum seines Gleichen hat. Sein Angedenken lebt wie ein Hausgeist in den alten Mauern der Trostburg fort. —

Otto Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

LEIBNIZHAUS in HANNOVER.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Das Leibnitzhaus in Hannover.

Es ist vortheilhaft, Wirth des Genius zu sein. Goethe spricht das Wort. Die Stätte, heißt es im Tasso, die eines großen Mannes Fuß betrat, bleibt geweiht für alle Zeiten. Das Bild, welches diesen Zeilen beiliegt, führt an eine der Stätten, die geweiht sind durch das Gastgeschenk, welches der Herberge der Beherbergte mit seinem Namen zurückließ.

Unsre Illustration zeigt das Wohnhaus des größten Denkers, des bedeutendsten Kopfes, den das siebenzehnte Jahrhundert in und für Deutschland hervorbrachte.

„E pur si muove!“ An dem nämlichen Tage, obschon nicht des nämlichen Jahres, an welchem Galilei seinen Widerruf vor der römischen Inquisition thun mußte, den 23. Juni 1646, wird dem Leipziger Moralprofessor Leibnitz ein Knabe Friedrich geboren. Im kleinen, armseligen Wittwenstübchen härmt sich die Mutter mit der sechsjährigen Waise, der ein allzufrüher Tod den Vater entrissen hat. Mit beengendem Mangel und mit Noth hat die Frau zu kämpfen. Aber voll Zuversicht und hoffnungsfroh blickt die Wittwe auf den vielversprechenden Sohn, der den Virgil auswendig weiß und den halben Livius, als er mit fünfzehn Jahren die Universität bezieht. Ein Lustrum später machen sie den jungen Magister der Philosophie in Altdorf zum Doktor der Rechte.

Eine Scene des Zufalls, des Ungefährs! An dem Ehrenplatze einer Gastwirthstafel zu Nürnberg speist ein ältlicher Reisender, ein gar vornehmer Herr. Der kurmainzische Minister Boyneburgk ist der Fremde. Am untern Ende der Tafel plaudert fröhlich und harmlos ein anderer jüngerer Reisender mit seinen Nachbarn. Unter heiterem Lachen erzählt er von einem Scherz, den er sich jüngst gemacht. Auf der Fahrt von Altdorf nach Nürnberg habe er von einer geheimnißvollen Gesellschaft Goldmacher gehört, die in letzterer Stadt ihr Wesen triebe. Rasch habe er nach seiner Ankunft einen Brief in dem alchymistischen Rothwälsch an diese Grillenfänger geschrieben, der jene so neugierig gemacht, daß sie ihn freiwillig in ihre Genossenschaft aufgenommen. Mit witzigem Spott schildert der Erzähler die albernen Thorheiten seiner Genossen. Der Minister horcht auf das Gespräch. Die Excellenz mengt sich in dasselbe. Eine nähere Bekanntschaft des Ministers mit Leibnitz, denn er war der Erzähler, ist das Resultat des Tischgesprächs. Bekanntschaften haben ihre Folgen. Kurfürstliche Gnaden Johann Philipp von Schönborn geruhen den Doctor juris zu Höchstihrem Kanzleirevisionsrath zu ernennen.

Der Faustische Drang, das All zu begreifen und zu erfassen, die Richtung auf Universalität ist eine hervorstechende Specialität des germanischen Charakters. Die amtliche Thätigkeit für den Staat konnte bei Weitem nicht alle Kräfte des reichen Geistes von Leibnitz in Anspruch nehmen. Seinem Genius war es beschieden, fast in allen Wissenschaften zu arbeiten und alle mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Auf eine mathematische oder naturwissenschaftliche Studie folgte eine philosophische oder historische, eine chemische oder theologische Untersuchung; in den Tiefen der spekulativen Philosophie war er nicht minder zu Hause wie auf den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung. Die Schnelligkeit und Schärfe seines Geistes, verbunden mit einem beispiellosen Gedächtniß, waren gleich bewunderungswürdig. Beim ersten Blick durchschaute er nicht nur die verworrensten Gegenstände, die schwierigsten Probleme; er vermochte sie sofort mit der prägnantesten Klarheit

und Gründlichkeit zur Darstellung zu bringen. Eh er es selber wußte oder ahnte, galt er Europa als eine erste Autorität. Davon sich zu überzeugen, ward ihm Gelegenheit, als er zu Anfang der siebenziger Jahre Huygens in Paris und Newton in London besuchte. Die Akademien beider Weltstädte rechneten es sich zur Ehre, den Gast zu ihrem Mitgliede ernennen zu dürfen.

Von seinen Reisen heimgekehrt, trat Leibnitz als Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, da inzwischen sowohl der Kurfürst von Mainz als sein Gönner Boyneburgk gestorben waren.

Wohl ziemt es sich, mit einem Gefühl der Bewunderung und Pietät einen Blick auf die Stätte zu werfen, welche vierzig Jahre (1677—1716) die rastlose, unermüdete Arbeit des Mannes gesehen, um dessen Freundschaft die Großen der Welt und außer ihnen die Edelsten und Besten buhlten, wie nur immer in späterer Zeit um die Freundschaft eines Göethe oder Humboldt. Die Arbeitskraft von Leibnitz entsprach seinem Arbeitsdrange. Erst um zwei Uhr nach Mitternacht gönnte er sich in der Regel den Schlaf. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit. Nie unterbrach er eine Arbeit, außer wenn ihn der Hunger bis zum Umsinken erschöpft. Gar oft vermied er das Bett überhaupt bei Studien, deren Gegenstand ihm ein besonderes Interesse abgewonnen. Dann schlief er nur ein paar Stunden in einem einfachen Lehnstuhl, um gleich beim Erwachen im Stande zu sein, ohne Zeitverlust bei der Arbeit fortzufahren. Eine eiserne Konstitution ermöglichte es, daß er mitunter monatelang auf diesem Stuhl fast ohne aufzustehen gearbeitet hat.

So einfach das Arbeitszimmer des Gelehrten eingerichtet war, so stattlich und elegant konnte das übrige Haus eingerichtet werden. Die Fürsten wetteiferten, dem Eigner reiche Jahrgehalte und reiche Geschenke zu schicken. Als Ernst August Kurfürst von Hannover wurde, setzte er seinem Geheimrath und Hofhistoriographen einen Gehalt von 1300 Thalern aus, und bewilligte ihm außerdem freie Bedienten und freie Equipage. Der Herzog von Wolfenbüttel gab ihm jährlich 600 Thaler; Peter der Große schenkte ihm den Titel eines Kaiserlichen Justizraths mit einem Jahreseinkommen von 1000 Albrechtsthalern. Kaiser Karl VI. fügte der Erhebung in den Reichsfreiherrnstand ein Jahrgeld von 2000 Reichsgulden hinzu, und Sophie Charlotte, die geistreiche Gemahlin Friedrichs III. von Brandenburg, stellte ihre Chatoulle dem Begründer der Berliner Societät der Wissenschaften, aus der nachmals die Akademie wurde, bereitwilligst zur Verfügung.

Aber von dieser letztern Verbindung, von dem Verkehr mit der ersten Königin Preußens sollten Leibnitz nicht blos Auszeichnungen, Ehren und Geschenke die Fülle werden; auch die Fülle an Mühen, der Beschwerden, der Verdrießlichkeiten. Bayle's Zweifel, dessen Werke sie mit brennendem Eifer studirt hat, will die Königin von Leibnitz widerlegt haben. Der gelehrte Freund schreibt der gekrönten Freundin eine lange Reihe der scharfsinnigsten Briefe, aus denen in der Folge die „Theodicee" entstand; aber die Königin hat fortwährend zu fragen, die Erklärungen von Leibnitz bereiten ihr immer neue Schwierigkeiten und sie kann sich nimmer genug thun. Dem alternden, von Gichtanfällen heftig geplagten Manne ist diese Korrespondenz häufig eine kaum mindere Plage, eine Quelle der Störung und des Unmuths. Manchen Seufzer hört der Lehnstuhl: „Ihro Majestät will immer das Warum des Warum hören!"

Die Bäder von Pyrmont sollen dem 71jährigen Greise Linderung von der Uebermacht der Schmerzen und der Krankheit bringen. Die Reise wird unternommen, indeß ohne Erfolg. Wie er gelebt, die Feder in der Hand, stirbt Leibnitz auf seinem Lehnstuhl den 14. November 1716.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ten
ge,
So
en.

r
e

B
=

e
=
:
:

Mit schmerzlichem Neide neidete Alexander es Achill, daß er in Homer seinen Herold gefunden. Wir begreifen den Neid. Die Heroen, nicht blos der Sage, auch die Heroen im Sinne Carlyles bedürfen ihrer Herolde und Sänger. So viel bereits über Leibnitz geschrieben ist, Leibnitz wartet noch seines Biographen.

Thad. Lau.

Glückstadt.

Dieser Ort, der mit der reichen Cremper Marsch an der einen und mit der Wilster Marsch an der andern Seite grenzt, gehört zu denjenigen Städten, die vieles wollten, noch mehr sollten und schließlich wenig erreichten.

Um einen möglichst freundlichen Eindruck von demselben zu gewinnen, muß man es von der Wasserseite betreten, oder, wie der Seemann sagt, mit dem Dampfer anbienen.

Von Hamburg aus stromab dampfend, passirt man, hannoverscher Seits, die Batterien zu Brunshausen, deren Kanonen nach aufgehobenem Stader Zoll eigentlich nichts mehr zu bewachen haben. Nun geht es an den beiden Eilanden „Bützflether Sand" und „Ahler Sand"*) vorüber und steuert man alsdann geradeswegs dem am nördlichen Elbufer belegenen Glückstadt zu, dessen rothe Dächer im Sonnenglanze hell aufleuchten und uns gastlich anlachen.

Willkommen binnen!

Es ist nicht schwer, einen guten Liegeplatz zu erreichen. Der Rhin — beileibe nicht in's Hochdeutsche zu übersetzen und dabei an unsern westlichen Grenzstrom zu denken! — der Rhin ist zwar nur ein kleiner Fluß, allein er bildet einen tiefen und sichern Hafen, bevor er in die Nordelbe mündet und sich völlig darin verliert.

Und dieser Hafen ist ein sicherer Zufluchtsort für Viele. Wenn im Spätherbst ein früher Frost eintritt und die Schifffahrt durch Eisgang unterbrochen wird, dann laufen diejenigen Fahrzeuge, die bereits an Cuxhafen vorüber sind und nicht mehr nach Altona oder gar nach Hamburg hinaufkönnen, hier ein. Und nicht etwa kleine Stromfahrzeuge oder Küstenfahrer, sondern große Dreimaster und selbst transatlantische Dampfer finden hier ausreichenden Raum. In solcher Zeit entsteht hier ein bewegtes Hafenleben, welches diesem Orte sonst nicht eigen ist. Glückstadt führt seinen Namen nicht mit vollem Rechte und sein Wappen stimmt nicht sonderlich mit der Wirklichkeit überein. Letzteres ist eine Fortuna, die auf einer Kugel dahinschwebt. Sie schwebt! das ist eben das Schlimme. Es hat ihr nicht gelingen wollen, festen Fuß zu fassen.

Glückstadt ist eine Schöpfung König Christian des Vierten von Dänemark. Dieser König, gleich tapfer zu Lande, wie zur See, ist einer der hervorragendsten Monarchen aus dem Hause der Oldenburger. Er genießt bei dem Volke in Dänemark eine Popularität, wie Friedrich der Große solche nicht nur in Preußen,

*) Die Inseln heißen auf der Niederelbe Sande, auf der Weser Platen.

sondern in Deutschland, ja in Europa und darüber hinaus genießt. Ihn meint das berühmte Volkslied mit seiner ergreifenden Melodie:

„Held Christian stand am hohen Mast
In Rauch und Dampf!"

welches auch bei uns von der Bühne herab in der Tragödie „Struensee" eine großartige Wirkung macht.

Aber König Christian, den Heiberg in seinem „Elfenhügel" so prächtig in Scene setzte, war nicht nur ein tapferer, kriegerischer Herr. Er war auch klug und umsichtig und im gewissen Sinne, wie der weiland deutsche Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches. Sein Sinn stand unablässig nach Hamburg, dessen wachsender Wohlstand ihn mächtig reizte, weshalb er die Idee seines Vorgängers, des dritten Christian, wieder aufnahm. Er verlangte von dieser Stadt die Erbhuldigung, die indessen von Einem Edlen Rathe, dem mannhaften worthaltenden Bürgermeister Joachim von Benkendorf an der Spitze, beharrlich verweigert ward. Scheinbar sich fügend, ließ sich Christian der Vierte mit der Zusicherung treuer, nachbarlicher Freundschaft genügen und verließ Hamburg, woselbst er ein ritterliches Turnier abhielt, das auf dem Hopfenmarkte stattfand, mit lächelnden Mienen. Aber in seinem Innern dachte er anders und brütete über einem Plan, dessen Ende die Gründung von Glückstadt war, welches er ungefähr sechs Meilen unterhalb Hamburg anlegte und damit die stolze Hansestadt zu ruiniren dachte, weshalb er es auch zuweilen Trotz-Hamburg nannte.

Zu dem Ende legte er auf der Rhede von Glückstadt Kriegsschiffe mit starker Besatzung, die alle vorüberseglenden Schiffe anhielten und sie zwangen, ihre Papiere vorzuzeigen, Rede und Antwort über das Woher und Wohin zu geben und sie schließlich besteuerte. Es wurden für jeden Mast anderthalb Thaler und ein Rosenobel erhoben und außerdem die in dem Raum befindlichen Waaren mit einem bedeutenden Durchgangszoll belegt. Der König setzte Himmel und Erde, Kaiser und Reich in Bewegung, um Glückstadt groß und mächtig zu machen, allein es ist ihm nicht gelungen. Die Fortuna blieb blos in dem Wappen, wo sie noch heutigen Tages steht.

Des Königs festes Wollen ist anerkennenswerth und hat sich auf die Bürgerschaft von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Viele Anstrengungen sind gemacht worden, um sich zu einer großen Stadt aufzuschwingen. Man hat den kleinen Fährjollen den Abschied gegeben und eine regelmäßige Dampfschifffahrt mit Altona-Hamburg angeknüpft, um sie später wieder einzustellen. Man hat hierauf größere Dampfer gebaut, die mit England in Verbindung treten sollten. Man ist durch einen Schienenstrang an die Altona-Kieler Eisenbahn gefesselt — Alles umsonst! Fortuna fährt fort, wie eine Fata Morgana hier- und dorthin zu schweben und will sich nicht haschen lassen.

Da sind wir nun im Hafen. Seht jene breiten, etwas unbeholfen aufgezimmerten Dreimaster, deren Buge mit starken Eisenbohlen verplankt ist, damit sie dem Eise desto besser Widerstand leisten können. Das sind ein Paar Grönlandsfahrer, Schiffe, die auf den Wallfisch- und Robbenfang ausgehen, denn auch in dieser Branche will Glückstadt mit den andern Städten des Landes in Reihe und Glied stehen. An dem großen Mast des vordersten der Grönlandsfahrer lehnt ein robuster Gesell. Sein Gesicht ist mit einem starken röthlich schimmernden Bart eingefaßt und dichte Augenbrauen dämpfen den düstern Blick. Er ist der Speckkönig am Bord, der dem getödteten Fisch auf den Bauch springt und die erste Rolle bei dem Zerlegen desselben spielt, indem er die einzelnen Stücke mit einer gewal-

tigen Gabel aufspießt und zu Deck flenst. Wortwitzler würden ihn dafür zu einem Flensburger machen. Ein flüchtiges Lächeln fliegt über sein Gesicht, als er ein halbes Dutzend junger Burschen in der Rundjacke an sich vorüberfliegen sieht, die mit lustigem Zuruf sich gegenseitig verfolgen und zu greifen suchen. Es sind junge Robbenschläger, die sich hier spielend auf ihr ernstes, gefahrdrohendes Geschäft einzuüben suchen und von einem Brett auf das andere springen, wie sie künftig von der einen Eisscholle auf die andere entern müssen.

Auch eine Geschichte hat unsere Stadt. Nachdem Christian der Vierte sie gegründet und bald darauf zu einer Festung ausersehen hatte, erbaute er daselbst 1630 die Glücksburg. Aber die Geschichte Dänemarks lehrt uns, daß in der Marsch keine feste Burgen gedeihen. Warum wollte also der Ausläufer der Cremper Marsch etwas voraus haben? Bereits im Jahre 1708 ward sothane Burg wieder abgerissen. In den Jahren 1627 und 1628 dagegen hielt Glückstadt mannhaft eine Belagerung Tilly's aus, während sie 1814 den vereinigten Angriffen der Schweden und Engländer zu Wasser und Land nicht zu widerstehen vermochte. Sie mußte sich nothgedrungen ergeben, worauf dann die festen Wälle abgetragen wurden und Glückstadt in die Reihe der offenen Orte trat.

Glückstadt ist der Sitz hoher Landeskollegien. Es residiren daselbst das Holsteinische Obergericht und das Oberkonsistorium.

Bezüglich des letzteren muß ich die wenig bekannte Geschichte eines Epigramms (und dieses selbst) erzählen, welches von einem einstmaligen Mitgliede dieses hochwürdigen Collegiums herrühren soll, was ich aber nicht glaube. Als geistliches Oberhaupt über die vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein fungirte der General-Superintendent Adler. Der viel gepriesene und viel geschmähte Claus Harms war erster Prediger an der Sanct Nicolaikirche in Kiel und Dr. Nikolaus Funk erster Compastor an der evangelisch-lutherischen Hauptkirche zu Altona. Dieser Letztere übersetzte die heilige Schrift und versah sie mit Anmerkungen. So entstand die sogenannte Funk'sche Bibel, die bei ihrem Erscheinen ein fast tumultuarisches Aufsehen erregte. Claus Harms zog gegen sie geharnischt zu Felde und mit diesem ersten Angriff entbrannte ein gewaltiger Kampf, dessen Pointe das nachstehende Epigramm ist:

„Wie auch Afterglaube mit tollen Gestalten sich einschwärzt,
In des Adlers Gebiet, näher dem reineren Licht:
Strahle immer Vernunft, dein heiliger, göttlicher Funke,
Daß in den Nächten des Harms rettend das Lämpchen uns glimmt."

Aber trotz dieser hohen Dykasterien, woran sich noch eine wohlberufene Gelehrtenschule schließt, trotz ihres stolzen Namens, war aller Glanz, der die Stadt umgab, nur ein rasch vergänglicher. Für uns Knaben hatte insbesondere der Name Glückstadt stets etwas Abschreckendes und wir konnten ihn nicht aussprechen hören, ohne einen gewissen Schauer zu empfinden. Es hieß nämlich, wenn Einer sich etwas übermüthiger gebehrdete, als es die Hausordnung gestattete: „Wenn du dich nicht schickst, mußt du nach Glückstadt und bekommst die rothe Jacke an!" Roth war die Farbe der dänischen Uniformen. Soldat werden galt damals für einen Schimpf und das Lied der Rothröcke:

„Sieben Ellen Buttermilch
Und sieben Ellen Klümp,
Und wenn die Schuh' verjubelt sind,
So tanzt man auf die Strümpf"

war ein Gesang, der nur von gänzlich Aufgegebenen gesungen werden konnte.

Sonst lebt es sich in diesem Städtchen ganz gemüthlich, das schon eine gewisse Berühmtheit erlangte durch den langen Peter aus Itzehoe, der hier seines Vaters goldene Füchse in einer einzigen Nacht durchbrachte. Bei dieser Gelegenheit wäre die noch immer offene Frage zum Austrag zu bringen, ob Schiller mit den goldenen Füchsen solche Münzen gemeint hat, welche wir als Studenten Füchse nannten, oder ob es ein Viergespann von Goldfüchsen ächt Itzehoer Race gewesen sei, womit der lange Peter seinem Herrn Vater davon fuhr, um zuletzt unter die Wallensteiner zu gehen.

Offenbar zählt Glückstadt als erste unter den Städten, die in der Marsch liegen, oder mit derselben grenzen, wie schon aus nachstehender Geschichte hervorgeht: Der Chef des Obergerichts frägt eines Morgens früh vom Arbeitstische aus den eintretenden plattdeutsch sprechenden Bedienten, ob schon Jemand im Vorzimmer warte, und erhält zur Antwort:

„Da is een Herr ut Glückstadt, een Mann ut Itzehoe, een Minsch ut Wilster un een Keerl ut de Cremp."

Die nächste Umgegend bietet übrigens sehr anmuthige und schattige Spaziergänge dar, wo man sich behaglich niederlassen und ausruhen kann, wenn man sich vorher durch eigenes Anschauen eine erschöpfende Belehrung verschafft hat, wie reich der Boden ringsum mit Kartoffeln, gelben Wurzeln (Möhren) und Weißkohl gesegnet ist, alles von riesiger Größe und in solcher Ueberfülle, daß man mit diesen höchst nützlichen Gegenständen ein nicht unbedeutendes Ausfuhr-Geschäft betreibt.

Dann aber wandern wir harmlos weiter und stehen plötzlich vor einer stolzen Eiche, die hier kräftig grünt, obgleich die Marsch dem Waldbaum nicht günstig ist. Oder vielmehr, der Waldbaum zürnt der Marsch und weigert ihr seinen Schatten, weil sie es duldete, daß die Axt des Menschen viele tausend und abertausend Stämme fällte aus reiner Habsucht. Vordem war das Land so waldreich, daß ein Eichhörnchen von Heide nach Maldorf gelangen konnte, ohne nur ein einziges Mal den Boden zu berühren.

Und diese vereinzelte Eiche ist auch nur ein Wahrzeichen. Sie ist eine Erinnerung an eine Sage, die uns nun schon zum zweiten Male hier in Glückstadt mit Schiller in Verbindung bringt, indem sie uns an die „Kraniche des Ibikus" dieses Dichters erinnert, versteht sich mit dem Unterschiede, der zwischen dem sonnigen Hellas und der prosaischen Elbmarsch obwaltet. Dort ist der Held ein Dichter und Sänger, hier ein armer Handelsmann.

Der Platz, wo die Eiche steht, war mit Buschwerk und Röhricht bewachsen. Hinter demselben lagerten ein Paar Tagelöhner. Da kam ein in der Umgegend wohlbekannter wandernder Krämer des Weges, ließ sich auf der andern Seite des Busches nieder, um auszuruhen und überzählte seinen magern Verdienst. Die Kerle hörten das Geld klingeln und wechselten einen Blick des Einverständnisses. Rasch erhoben sie sich, warfen sich auf den wehrlosen Krämer und würgten ihn.

Durch den Lerman aufgestört, stieg eine Flucht wilder Enten aus dem Röhricht mit lautem Geschnatter steil in die Luft. Der Erschlagene raffte sich im Todeskampfe auf und die Hand zum Himmel erhebend, kreischte er: „Ihr da oben, meldet mein jammervolles Ende und klagt meine Mörder an!" Da schlugen die Kerle ein lautes Gelächter auf, versteckten die Leiche im Röhricht und gingen ihres Weges.

Nach dreien Tagen lungerten sie am Hafen. Der karge Raub war verzehrt und sie suchten neue Arbeit. Da verfinsterte sich plötzlich die Luft. Ein unabsehbarer Zug wilder Enten zog mit lautem Flügelschlage über die Stadt hin.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

MEDINET - ABU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

„Hollah, was ist das?" rief der Eine und der Andere antwortete: „Das sind die Enten des Krämers, die uns angeben sollen."

Diese Worte fielen einem Polizeidiener auf, der in der Nähe stand und die verdächtigen Gesellen schon einige Zeit beobachtet hatte. Bewältigt von der Macht des Augenblicks, waren sie der That geständig:

„Und es gestehn die Bösewichter
Getroffen von der Rache Strahl."

Zur Erinnerung an jene That wurde auf dem Platze, wo der Krämer ermordet ist, die Eiche gepflanzt und sie grünt wahrscheinlich noch bis auf den heutigen Tag.

Heinrich Smidt.

Medinet-Abu in Egypten.

Wir vervollständigen unsere Gallerie altegyptischer Trümmerstätten mit einem der wichtigsten und interessantesten Punkte des Nillandes: der photographisch getreuen Darstellung von Medinet-Abu, einem Theile des alten Theben, jener Urmutter der Städte, die, das Denkmal eines wunderbaren Geschicks, seit fast neun Jahrtausenden der gänzlichen Zerstörung trotzt. Ueber die geschichtliche Bedeutung der alten Metropole Egyptens brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren. Weiß doch Jedermann aus den Geschichtskompendien, daß ihr Name die Stätte einer uralten Kultur bezeichnet; daß hier ein jetzt vergessenes Volk zu einer Zeit, wo alle andern Nationen des Abendlandes noch in tiefster Barbarei lebten, Wissenschaft und Künste, als rohe Elemente von Indien empfangen, zu einer bedeutsamen Blüthe ausbildete und ein Geschlecht von Menschen, das jetzt wie ein Auswurf der Menschheit betrachtet wird, die Aethiopier, sociale und religiöse Systeme gründete, die, natürlich unter mannigfachen Modifikationen, bis heute über die Welt regieren. In Theben war es, wo die merkwürdigsten und größten Männer des Alterthums, die Gesetzgeber, Philosophen, Dichter und Propheten, ihre Bildung erhielten und die Lehren empfingen, deren Anwendung der Kulturgeschichte der Menschheit ihren Gang anwies; hier wirkte Joseph, der hebräische Staatsmann; hier drang Moses, der große Stifter der geläuterten Gotteslehre und der Regenerator seines Volks, in die Tiefe der Geheimnisse der Priester; hier holte Pythagoras die Ideen für seine Theorie der Seelenwanderung. Herodot sammelte hier Stoff für sein Werk; Plato lebte 13 Jahre in Egypten, meistens in Theben, und Hippokrates verdankt das Meiste seiner Kenntnisse in der Heilkunst der Mittheilung thebaischer Gelehrten. Lykurg und Solon brachten aus Egypten die Ideen einer Neugestaltung der gesellschaftlichen Ordnung in ihr Vaterland zurück und Thucydides, Thales, Euklid, Archimedes, Diodor, Strabo, Plutarch und viele andere Griechen machten in Theben ihre Studien.

Gegründet ward Theben von Osiris, einem äthiopischen Fürsten, der es zur Hauptstadt seines, Oberegypten, Nubien und Abyssinien umfassenden Reiches erhob.

Später (etwa 6200 Jahre vor unserer Zeitrechnung) wurde die Stadt durch Memnon mit den herrlichsten Bauwerken geschmückt; ihren Glanz erreichte sie aber unter Sesostris, dem „Alexander der Urgeschichte", unter dessen Regierung sich Theben mit unermeßlichem Reichthum und unglaublicher Bevölkerung anfüllte. Noch Homer, zu dessen Zeiten Theben schon durch das emporblühende Memphis von seinem alten Glanze viel verloren hatte, spricht bewundernd von den Schätzen der „hundertthorigen Stadt". Die Ruinen derselben liegen oberhalb des heutigen Kene in Oberegypten, und bedecken noch jetzt die ganze beckenartige, etwa 4 Quadratmeilen große Erweiterung des Nilthales, aus dem sich die Stadt mit ihren Palästen und Tempeln massenhaft erhob, während die Menge der Kolosse und Obelisken einem steinernen Walde ähnlich war. Im Umfange der Ruinenstätte liegen jetzt die Dörfer Karnak und Luxor auf dem rechten, Gurnah und Medinet-Abu auf dem linken Ufer des Flusses, und die gewaltigsten und herrlichsten Reste egyptischer Baukunst erregen ringsum das Erstaunen der Beschauer. „Mir war — sagt ein Reisender — als ob ich in eine Stadt träte, die ehemals von Riesen bewohnt gewesen, welche nach einem langen Kampfe alle aufgerieben worden, so daß die Ruinen ihrer verschiedenen Tempel als die einzigen Beweise ihres ehemaligen Daseins übrig blieben". Das bedeutendste Bauwerk im Bezirk von Medinet-Abu ist der Palast oder die „große Wohnung" des Sesostris, in welcher noch viele erhaltene Skulpturen und Inschriften die Thaten des großen Eroberers preisen. In einem der Säulenhöfe waren auch die sitzenden Kolosse des Königs und der Königin aus rothem Granit aufgeführt, von denen der erstere, die berühmte Memnonssäule, die beim Aufgang der Sonne freudige, beim Untergang derselben klagende Töne hören ließ, als unerklärtes Wunderding angestaunt wurde, bis neuerdings Erfahrungen über ähnliche Naturlaute, welche durch den Einfluß des plötzlichen Temperaturwechsels bei Sonnenaufgang auf den Granit gehört wurden, dem Phänomen den Schein des Wunderbaren geraubt haben. Weiter westlich in der libyschen Bergkette liegen die Grabstätten Thebens, Katakomben, die sich zwei Meilen weit fortziehen und mehre Stockwerke von Grabkammern mit Korridoren, Treppen, Stollen und Schachten enthalten. Die Skulpturen und Fresken der Wände sind in merkwürdiger Frische erhalten und lassen wie in einem Bilderbuche das ganze Leben der alten Egypter erscheinen. Auf dem rechten Ufer erheben sich, besonders bei Karnak, auf einer künstlichen Terrasse mächtige Palast- und Tempelbauten, unter denen vor allen der von Thotmosis I. aufgeführte Palast durch die Massenhaftigkeit der Dimensionen, den Reichthum der Skulpturen und die zarten, zum großen Theil erhaltenen Freskobilder sich auszeichnet. Zu ihm gehört der erhabenste Ueberrest egyptischer Baukunst, ein Saal von 47,000 Quadratfuß und von solcher Höhe, daß die Notredame-Kirche von Paris bequem darin Platz fände. Aber wir können auch nur die hervorragendsten Bauwerke kaum aufzählen, geschweige beschreiben; die ganze weite Ebene ist voll Trümmer. Tempel, Kolonnaden, Obelisken, Kolosse, Mauern voll Gemälde, Ornamente aller Art, chaotisch und wild durch einander gestürzt, ruhen majestätisch durch eigenes Gewicht auf alter Basis, oder dienen wieder als Grundlage für die schwächlichen Bauten jüngerer Jahrtausende. R. B.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Straßburg.

Von allen Regungen des menschlichen Herzens ehren am höchsten diejenigen, welche von der Theilnahme des Einzelnen am Schicksal der Gesammtheit zeugen, und sie ehren doppelt, wenn zur Hervorrufung derselben von Seiten der obersten Leitung dieser Gesammtheit nichts geschehen ist, als etwa der Versuch zur Niederhaltung jedes Gemeingefühls.

Unsere deutschen Landsleute wissen, wohin das zielt; wir brauchen eine solche Gesammtheit nicht weit zu suchen, wir stehen mitten in ihr. Denn von all den vielerlei Jammern und Jämmerlichkeiten, die Deutschland betroffen, war Nichts geeigneter, Kraft und Gesundheit des Volks bis in's Mark zu zerstören, als jener Kultus der Selbstsucht, der von den souveränetätsseligen Dynastien auf Deutschlands Boden eingeführt wurde.

Schon lange vor der Zeit, wo „Kaiser und Reich" an der schweren Krankheit vergingen, welche innerlich an ihnen gezehrt hatte, war dieselbe auch offen mit ihren verderblichen Einflüssen auf das Volksthum aufgetreten. Die Gelegenheit bot sich dazu am vortheilhaftesten, als die deutsche Nation an den Wunden des dreißigjährigen Kriegs darniederlag, und sie ist auf das Gierigste ausgenutzt worden. Trotz Kaiserlicher Majestät, Reichstag und Reichskammergericht war in all den vielen deutschen Ländern und Ländchen vor dem Schimmer der „Landesherrschaften" der Glanz der Reichskrone erblichen; jene thaten was sie wollten, und diese störte sie nicht darin, so lange das Interesse des regierenden Kaiserhauses nicht beeinträchtigt wurde. Die Klagen einzelner patriotischer Männer über den Verfall der Macht und Ehre des Reichs verhallten, an den vielen Höfen entwickelte sich der Residenzgeist immer üppiger und verdarb den Bürgersinn der Städter; in den aus dem großen Schiffbruch des Reichs im westfälischen Frieden noch geretteten sogenannten freien Reichsstädten spielten die Patrizierfamilien die Dynastenrollen, und vergeblich war das Anrufen des Kaisers und des Reichsgerichtes zum Schutz ihrer zertretenen Rechte, die große Masse des Volks aber war von der harten Noth auf die Sorge für die eigene Erhaltung angewiesen, eine Sorge, die neben dem blinden Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit von der Geistlichkeit aller Glaubensformen als erste und einzige Unterthanenpflicht geprebigt wurde: bald war der Gedanke an das gemeinsame deutsche Vaterland in jedem einzelnen Reichsgebiete etwas Mißliebiges, und es begannen sehr früh die Zeiten, wo Männer, die jenen Gedanken energisch auszusprechen wagten, ihre deutsche Vaterlandsliebe als Verbrechen gegen die Territorialherren büßen mußten.

Trotz alledem gelang es doch nie, das Nationalgefühl in den Deutschen ganz zu unterdrücken, ja seitdem der Nationalstolz gebrochen war, regte sich um so tiefer — der Nationalschmerz: er blieb das Gemeinsame aller Vaterlandsfreunde bei jedem Unglück des Reichs, und er wurde wohl nie allgemeiner empfun-

den, als in jenem Augenblick, wo das edelste Kleinod Deutschlands am hellen Tage aus der Reichskrone gestohlen ward.

In unseren Tagen, wo das Fürstenthum sich wieder so breit macht mit seiner ganz besondern Gottentsprossenheit, ist es wohl für unsere krankhaften Zustände angezeigt, durch die Geschichte zu lehren, wie schlecht sich zu Zeiten der fürstliche Patriotismus in Deutschland bewährt hat. Es gibt leider noch schlimmere Beispiele, als das vorliegende, aber niederdrückender gibt es keines.

Noch Kaiser Karl V. hatte einst ausgesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten". Und die große, durch das herrlichste Bauwerk deutscher Kunst geschmückte, deutsche freie Reichsstadt erkannte selbst dann noch ihren hohen Werth und ihre Wichtigkeit, als Deutschlands Bollwerk gegen Frankreich, als Deutschland, nach Außen ganz machtlos geworden, im Innern an seinen Kaisern und Fürsten dahinsiechte. Es ist kaum glaublich, bis zu welcher Tiefe politischer Gemeinheit deutsche Fürsten zu sinken fähig waren! Keine andere Nation bietet so empörende Beispiele von Niederträchtigkeit, von offenem Vaterlandsverrath! Man höre!

Ludwig XIV. von Frankreich, der böse Geist der „Monarchie", dessen Sünden seine Nachkommen auf dem Schaffot büßten, war der Musterfürst für die deutschen Höfe. Während dem deutschen Volke das Herz blutete von den Greueln und der Schmach, die er dem Reiche anthat, sandten die deutschen Herrschaften ihre Söhne nach Paris, um nach den Gnadenblicken der französischen Majestät zu haschen, und jubelten der Ehre entgegen, ihre Länder von französischen Gesandten, Kommissären, Gouverneuren, Bonnen, Offizieren, Fecht- und Tanzmeistern überschwemmt zu sehen. Die sogenannte höhere Gesellschaft ward französisch, ihre Hauptstadt war Paris. Es gebrach nur noch an einem Schlagwort, durch welches das gemeinsame Interesse dieser Dynastien und des französischen Königthums den Ausdruck seiner öffentlichen Rechtfertigung erhielt. Und dieses fand sich. Es hieß: „das Heil des monarchischen Princips". Diesem Heile konnte natürlich „alles Volk" als feindselig gegenübergestellt werden, als die entschiedenen Widersacher des „monarchischen Princips" waren aber am einleuchtendsten die Republiken und freien Reichsstädte zu erklären. Damit hatte man französischerseits die rechte Saite in den landesväterlichen Herzen der deutschen Territorialherren angeschlagen, und fortan forderte das gemeinsame Interesse gegenseitige Berücksichtigung. Darum schwiegen die deutschen Fürsten, als Frankreich „dem monarchischen Princip zum Heile" in Holland einfiel und nach und nach die elsässischen Reichsstädte Colmar, Schlettstadt u. A. sich unterwarf. War man doch nicht undankbar, rieth doch Ludwig XIV. Bayern zur Wegnahme von Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Ulm, und es war nicht seine Schuld, daß der Kurfürst sich vor der Hand mit Donauwörth begnügte; noch mehr: französische Truppen halfen dem Bischof von Chalon zur Unterjochung von Münster; französische Truppen halfen dem Kurfürsten von Mainz zur Unterjochung von Erfurt, und als diese damals ganz protestantische Stadt nicht sofort katholisch werden wollte und deshalb vom deutschen Kaiser in die Reichsacht gethan wurde, so waren es wiederum französische Truppen, mit welchen Mainz diese Acht vollzog! War da nicht ein guter Wille des andern werth? Sollte man es etwa der so überaus gnädigen Majestät von Frankreich noch erschweren, „das monarchische Princip" von einem sehr ehrenwerthen Gegner, der freien Reichsstadt Straßburg, auf eigene Rechnung zu erlösen?

So war's damals, und so geschah's! — Wie heutzutage Schleswig-Holstein, so klammerte einst das Elsaß sich am deutschen Reiche an, von dem es

nimmermehr losgerissen sein wollte: die ganze Nation jammerte und klagte, wie man heute klagt um den „verlassenen Bruderstamm", aber Reichstag und Bundestag waren Eines Geistes Kinder, die Ehrenrettung der Nation kam nicht von Regensburg, wie sie nicht von Frankfurt kommt. Selbst der härteste, der heldenmüthigste Kampf, die unsäglichen Leiden Straßburgs für seine Reichstreue haben kein deutsches Fürstenherz gerührt. Sechszig Jahre lang widerstanden die braven Bürger von Straßburg allen Angriffen und Verlockungen, aller List und aller Gewalt Frankreichs, mit dem entschlossenen Willen, ihre Reichsfreiheit zu behaupten, vermehrten sie fortwährend ihre Festungswerke, hielten besoldete Truppen und zogen, zu mehrer Sicherheit, selbst je den dritten Tag auf die Wachen. Ungeheure Summen verschlang dieses rastlose Gerüstetsein, keine andere deutsche Stadt hat so große Opfer länger ertragen für die Lieb und Treu zum Vaterland, als Straßburg, und keine ist schmählicher verlassen, ja verrathen worden. Eine solche Stadt auch noch offen selbst angreifen, das wagte allerdings weder Fürst noch Pfaffe, aber ihren Wohlstand und dadurch ihre Widerstandskraft gegen Frankreich untergraben zu helfen, dazu verstand sich der Bischof von Speyer. Er unterband den Straßburgern eine ihrer Hauptlebensadern: den Weg nach Frankfurt; bei Lauterburg und Philippsburg lauerten seine gewappneten Schnapphähne, um Alles, was von Straßburg kam, dem Diener Gottes in den Schooß zu legen, Mord und Raub zu üben an Bürgern einer Stadt, die es wagte, auf eigene Faust deutsch und frei bleiben zu wollen! Dieses Mittel half. Je tiefer Handel und Wandel der bedrängten Stadt sanken, desto leichter ward der innern Unzufriedenheit, der französischen Bestecherei und endlich dem Zwiespalt in der Bürgerschaft, ihren Beamten und Geistlichen Bahn geöffnet. Trotzdem war es immerhin nur eine kleine Partei, die der französische König sich mit schwerem Gelde erkaufen konnte, aber es war eben auch eine einflußreiche, die mit derselben Perfidie vorging, wie anderwärts kleine, aber einflußreiche Parteien: sie bereitete den Schlag im Stillen so genau vor, daß sie selbst für die wünschenswerthe Verwahrlosung der Vertheidigungsmittel sorgte und den herbeischleichenden Franzosen zur Ausführung ihrer Raubthat eine Zeit verrieth, zu welcher viele Bürger auf auswärtigen Messen und Märkten abwesend waren. Da sah sich plötzlich die Stadt von französischen Truppen umringt. Versprechungen und Drohungen fielen über die, ihre tüchtigsten Kräfte entbehrende Bürgerschaft her; die Verräther, beliebte protestantische Prediger an der Spitze, beredeten zu friedlichem Anschluß an die glorreiche Majestät von Frankreich, die Noth in der eingeschlossenen Stadt wuchs, der Muth, da vom Reiche keine Hülfe zu erwarten stand, war endlich gebeugt, Zorn, Verzweiflung und Verachtung an die Stelle der alten Vaterlandsliebe getreten, — und so fiel — man sagt, ein siebzigjähriger Schneider habe allein und vergeblich zum Widerstande mit den Waffen aufgerufen! — so fiel Straßburg, mitten im tiefsten Frieden, am 13. Oktober 1680 in französische Gewalt!

Niemals ist ein Gewinn ehrloser erworben, aber auch niemals ein Verlust ehrloser ertragen worden. Als Ludwig XIV. — dessen Wangen nicht dazu eingerichtet waren, wegen einer solchen Art von „Eroberung" zu erröthen — seinen feierlichen Einzug in Straßburg hielt, trat der schamloseste aller Verräther, ein deutscher Fürst und oberster Geistlicher zugleich, dessen Name für ewige Zeiten am Schandpfahl steht, der Bischof Fürst Franz Egon von Fürstenberg, dem Triumphator mit dem Gruße Simeons entgegen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" — Und die deutschen Fürsten im Reiche, — wie faßten sie das große nationale Unglück auf? Sie duldeten es, daß die französischen Gesandten an den deutschen

Höfen die Behauptung wagten: „diese subtile Eroberung Straßburgs gereiche zu des heiligen römischen Reichs höchster Wohlfahrt und Ruhe, als welche dadurch wäre befördert worden". Sie vergaßen sich bis zur Schadenfreude über den Fall einer freien Stadt; daß es zufällig zugleich eine deutsche war, bewog allerdings die deutschen Reichsstände, in einer Schrift an Ludwig XIV. gegen diese subtile Eroberung zu protestiren, und selbst die Unterzeichnung dieser Protestation verweigerte der „große Kurfürst" von Brandenburg, der mit Frankreich gegen den Kaiser sich verbündet hatte und es seiner Politik angemessen fand, daß dadurch dieser, zur selben Zeit von den Türken bedrängt und von jeder Reichshülfe verlassen, zu jenem schmählichen Frieden gezwungen wurde, welcher allen Raub der sogenannten Reunionen, und dazu ganz besonders Straßburg und Luxemburg, Frankreich nun auch rechtlich überließ.

In einem solchen Zusammenhang stehen die deutschen Fürsten mit dem Schicksale Straßburgs. — Und wie verhielt sich das Volk dazu? Trotz des verkümmerten Nationalstolzes ging ein Klageschrei durch das ganze Reich. Hunderte von Schriftstücken aus jener Zeit bezeugen das. In den „reunirten" Ländern konnte sich gegen die französische Uebermacht nur wenig Widerstand zeigen; aber in Meisenheim bewaffneten sich die Weiber und schlugen die Franzosen zurück, die ihnen ihren protestantischen Pfarrer nehmen wollten. Nur die Kölner zeigten, daß sie den französischen Hohn nicht so ruhig, wie die Fürsten, ertrugen: als der französische Resident die „Eroberung Straßburgs" festlich beging, Wein austheilte und „vive le roi" schreien ließ, stürmte das Volk sein Haus und gab so der Feier einen deutschen Schluß. Damit war für Deutschland dieses blutlose, aber jammervolle Trauerspiel beendet.

In den neuen deutschen Gebieten Frankreichs begann sofort das Werk der gewaltsamen nationalen und kirchlichen Bekehrung: die protestantischen Deutschen sollten in möglichster Eile katholische Franzosen werden. Man griff dies so plump an, als die Gewalt es gewohnt ist. Während man aus Straßburg ein mächtiges und unaufhörlich drohendes Zwinguri für Deutschland und für die neuen Muß-Franzosen herstellte, wurden außer den für Frankreich verdientesten Verräthern Straßburgs Franzosen an die Stellen der protestantischen Beamten und Geistlichen gesetzt; der Münster in Straßburg ward den Protestanten genommen, selbst auf dem Lande kein protestantischer Geistlicher geduldet. Eine Menge Protestanten mußten auswandern. Und um der Masse des Volks den Religionswandel recht schmackhaft zu machen, wurde (nach den Frankfurter Relationen) „den 4. Junius 1685 im ganzen Elsaß ein Mandat publicirt, vermöge dessen der König allen von der Augsburgischen oder reformirten Konfession zur katholischen Tretenden vergönnet, in drei Jahren keine Schulden zu bezahlen, und daß sie nirgends deshalb belangt werden könnten." Die Französirung begann man, charakteristisch genug, mit der Mode, denn nach demselben Mandat „mußten anjetzo auf Befehl des Königs alle junge Weibspersonen nach französischer Mode gekleidet werden (denn gerade in Straßburg hatte sich die alte Kleidertracht bei den Frauen von aller französischen Nachäfferei frei erhalten!), weshalb auch der Rath daselbsten am 25. Junius solche Tracht bei Straf anbefohlen, auch denen Mannspersonen die hohe und spitze Hüt zu tragen verboten". — In der Entdeutschung des Elsaß energischer vorzugehen, war den beiden Napoleonischen Zeiten vorbehalten.

Straßburg und das Elsaß sind bis heute offene Wunden für die deutsche Nation geblieben. Sie sind zu tief, sie können nicht verharschen. Bei jeder neuen Regung des Nationalgefühls in Deutschland brechen sie wieder auf.

Wir haben das nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs gesehen. Es war die Stimme nicht blos der Volksführer, sondern des ganzen deutschen Volks, welche damals die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem deutschen Reich forderte. — Sollen wir den Schmerz jener Tage erneuen? Wer wollte denn damals wieder ein deutsches Reich? Doch nur das Volk, dem man, nachdem man ihm mit Blut und Eisen sich sattsam hervorzuthun gestattet, nicht auch noch eine Stimme bei der Entscheidung über sein Schicksal gewähren konnte. Lieber gar! Das paßte noch! Die deutschen Fürsten begehrten — mit wenigen Ausnahmen — volle Souveränetät, die sich mit einer Wiederherstellung des Reichs nicht vertrug, und das Reichssurrogat, der Bundestag, hätte, auch wenn er nicht zu spät gekommen wäre, kein Interesse an der Vergrößerung des deutschen Bundesgebiets gehabt. Welche schwere Arbeitslast wäre ihm mit noch ein paar Millionen Unterthanen hinzugekommen, und zwar solcher, welche fast 135 Jahre lang Franzosen gewesen und all die bösen Revolutionsgeschichten so gründlich mit durchgemacht hatten! Nein! Statt sich über das Elsaß zu grämen, hat er ohne alle Noth nachträglich halb Luxemburg dazu hergegeben, und Niemand kann behaupten, daß ihm das je die Ferien getrübt habe.

So stehen wir denn in der Gegenwart noch auf dem alten Fleck. Neu ist in unseren Tagen das Nationalbewußtsein der Deutschen erwacht, und wieder brennt die alte Wunde. Wir können das beschämende Gefühl über die Schmach jenes Verlustes so wenig verwinden, als den Schmerz, mit einem Lande, wie das kerndeutsche Elsaß, eine Stadt wie Straßburg, und mit Straßburg unseren schönsten Bau für immer verloren zu geben. — Wer diesen Schmerz nicht mit uns theilt, belächle uns wenigstens nicht. Wir wissen, daß er uns entgegenrufen kann: Das Große und Schöne *jedes* Landes, *jeder* Nation ist *der Menschheit* Eigenthum, und wer dem Nationalitäten-Kultus huldigt, vergesse nicht, daß unsere Tage die Selbstbestimmung der Völker anerkennen, und daß man daher billig warten müsse, ob der Elsässer überhaupt wieder ganz ein Deutscher sein wolle. Darauf lautet die Antwort: Alles Schönste und Größte auf Erden, alle Werke und Thaten des Geistes von ewigem Werth sind gewachsen nur auf dem Grunde einer festen, selbständig ausgebildeten Nationalität, und darum ist die Pflege derselben eine heilige Pflicht der Humanität. Was aber die Völker-Selbstbestimmung betrifft, so ist gerade sie es, auf die wir unsere letzte Hoffnung bauen. Es *muß* ein einiges, grundrechtlich freies Reich der Deutschen erstehen, *die* Zuversicht sitzt fest in allen wahrhaft deutschen Herzen. Dann, aber auch nur dann, wenn der Schild der deutschen Ehre wieder hell in alle Welt strahlt, werden auch die entflohenen und entrissenen Kinder gern zur Mutter zurückkehren.

Es kommt nur auf jenen Schild an. Für denselben gibt seinem deutschen Volke Ludwig Börne die folgende Lehre: „Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: *Reinige dich!*"

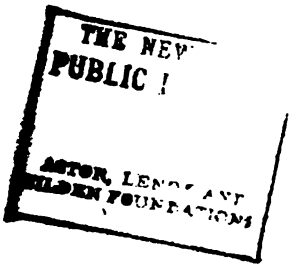
Unser Bild zeigt uns Altes und Neues von Straßburg zugleich. Die alten Stadtbefestigungsthürme erinnern uns an Nürnbergs Thürmekranz, das Münster überragt aus dem Hintergrund die modernen Häuser an und auf den Kaien, die von den hier zusammenfließenden und schiffbaren Flüssen Ill und Breusch bespült werden. Ueber beide führen 60 größere und kleinere Brücken innerhalb der Stadt, die bekanntlich über 3 Stunden im Umfang hat und in

deren 270 Straßen, Gassen und Gäßchen nahe an 80,000 Menschen herumlaufen würden, falls einmal die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht werden sollte; und geschähe dies wegen der Auswahl der Schafe und Böcke für das jüngste Gericht, so würden wir so ziemlich die eine Hälfte in die katholischen, die andere in die protestantischen Kirchen eilen sehen, nur ein Paar Tausend Juden würden in ihre Synagoge rennen, um sich auch ihren Antheil an der ewigen Seligkeit zu retten. Die Rothhosen der Besatzung machen kein besonderes Religionscorps aus, sondern suchen im Gemang mit dem Civil in den Himmel zu kommen.

Straßburg war vor seiner französischen Zeit ein Hauptsitz deutscher Wissenschaft, Kunst und Industrie. Es erfreute sich einer der ausgezeichnetsten Universitäten Deutschlands, die, 1621 gegründet, während der Revolution zu Grunde ging. Ihre Wiederbelebung geschah in französischem Geiste, aber es ward im Laufe der Jahre wenigstens dafür gesorgt, daß die Hochschule Straßburgs neben der von Paris die einzige wissenschaftlich vollständig vertretene in ganz Frankreich ist. — Die Industrie und der Handel der Stadt werden durch deren günstige Lage außerordentlich gefördert, obwohl die frühere ängstliche Schutzzollsperre der Ausbreitung, dem kühneren Fluge der großen Unternehmungen unmöglich günstig gewesen sein kann. Wenn daher französische Stimmen lobpreisen, daß erst seit der Vereinigung mit Frankreich Straßburg zu seiner dermaligen Blüthe gediehen sei, so ist dem zu entgegnen, daß dieses Verdienst der Zeit mit gehört, nicht ausschließlich Frankreich, daß deutsche Städte, wie z. B. Leipzig, aus weit tieferem Fall durch Zerstörung und Entvölkerung sich weit höher emporgeschwungen haben, als Straßburg, und daß erst durch den neuesten Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein die eigentliche Industrie- und Handelsblüthe Straßburgs hervorgerufen werden wird.

Zum Schluß noch ein Wort der Mahnung. Noch ist das Volk im Elsaß deutsch, und selbst in Straßburg ist nur die gesammte Welt der sogenannten höheren Stände französisch geworden. Die Regierung will aber, daß Alles französisch werde; ihre Maßregeln zersplittern vor der Hand nur an dem, woran des ersten Napoleon ganzer Kaiserthron zersplittert ist: an der Urkräftigkeit des deutschen Geistes. Dem mächtigen Arm der französischen Regierung gegenüber steht nur eine schwache Anzahl Schriftsteller und Dichter im Dienste dieses deutschen Geistes. Und auch sie stehen so einsam und von Deutschland so verlassen, wie einst Straßburg dastand, bis es fiel. Liebe Deutsche, unterstützt diese Männer dadurch, daß ihr deren Bücher kauft, deren Zeitungen (z. B. das Elsäß'sche Sonntagsblatt) haltet. Das ist besser, als hochpatriotisch auf die Franzosen loszustürmen, denen wir lieber recht herzlich die Hand drücken wollen, und auf Napoleon den Neffen zu schimpfen, für dessen mephistophelische Thätigkeit alle nach wahrhaft bürgerfreien Staatsgeist und Staatsformen strebenden Völker ihm, wie seinen bismärkischen Jüngern, schließlich doch zum Danke verpflichtet sind.

Fr. Hofmann.


THE NEW
PUBLIC L
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Digitized by the Internet Archive

Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau.

„Alle Männer, welche je Vaterland, Recht und Gesetz vertheidigt haben, ohne diese heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Moment verewige, wo die Gruft die sterbliche Hülle verschlingt. Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von Fürsten, gegen die er gedient, hochgeschätzt worden war; sein Name gehört der ganzen civilisirten Welt an, seine Tugenden der gesammten Menschheit." So sprach am 31. Oktober 1817 in der Kirche zu St. Rochus Lafayette bei der Trauerfeier, welche die Waffenbrüder Kosciuszko's ihrem, am 15. Oktober zu Solothurn gestorbenen, unsterblichen Helden widmeten. — Und zu einer Zeit, wo das gebildete Europa die menschenfeindliche Politik der preußischen Regierung gegen Polen verurtheilt; wo der preußische Staatsminister zur Begründung dieser seiner Politik fast dieselben Worte benutzt, mit denen 1792 der abscheulichste Verrath und Raub an Polen motivirt werden sollte; zu einer Zeit also, wo alle wahrhaft freien Menschen mit neuer Theilnahme nach jenem unglücklichen Lande blicken: ist es wohl eine ernste Pflicht, dem Angedenken jenes unsterblichen Helden ein neues Erinnern zu widmen. — Dies aber kann nicht einfacher, wahrer und tiefer geschehn als in der Trauerrede, die Lafayette bei jener Kirchenfeier zu St. Rochus dem Helden zweier Welttheile hielt. Wir geben daher zu ihrem Eingangs citirten Anfang auch noch den Schluß; er lautet — nach den Aufzeichnungen des Moniteur vom 3. November 1817 — also: „Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit gewidmet war. Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen, in gefaßten Grundsätzen unerschütterlichen Mann, dessen Festigkeit durch Unglück noch bestärkt wurde. Alle Polen betrachteten sich wie seine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht wie mit einer Nationalhülle und zeigten ihn mit Stolz den andern Nationen als Muster jeder vaterländischen Tugend, der groß an der Spitze der Armeen, bescheiden im häuslichen Kreise, furchtbar als Held, rein als Mensch, unbescholten als Bürger, selbst Denen noch Gutes erwies, welche ihn beleidigten, und der seine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entstellte".

So war Kosciuszko! — Und er muß uns die Ueberzeugung geben, daß ein Volk, welches noch befähigt war, solche Erscheinung aus seinem Schooße zu gebären, noch befähigt ist, sie bis zur Stunde als heiliges Symbol seiner Zukunft zu betrachten: daß ein solches Volk, „trotz alledem und alledem", noch nicht verloren sein kann; noch eine Zukunft haben muß! —

Und in diesem Glauben wandern wir hin zu dem gewaltigen Denkmal, was während dreier Jahre, vom 16. Oktober 1820 bis 16. Oktober 1823, von den Händen der polnischen Nation, von Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Alt und Jung, Jungfrau und Jüngling, in nie erlebter Kraft und Gemeinschaft, dem unsterblichen Helden errichtet wurde: zum Kosciuszko-Hügel bei Krakau! — Es ist der größte Hügel, den jemals Menschenhände emportrugen; das mächtigste Denkmal, was nach den Zeiten der Egypter und Griechen einem Sterblichen errichtet wurde; einzig erinnernd an den „Fels der Rosen", den das italische Volk seinem begeisterungsvoll geliebten Hohenstaufen-König Manfred auferbaute an der Brücke des Calore, nachdem der fürchterliche Anjou — der Suwarow Frankreichs in Sicilien — ihn erschlagen hatte.

Eine Viertelstunde von Krakau, am linken Weichselufer, erhebt sich 750 Fuß hoch über dem Flusse die freie Anhöhe Bronislawa, d. h. „Vertheidiger des Ruhmes;" von ihr aus hat man eine weite, herrliche Aussicht und erblickt den Zusammenhang der Karpathen mit dem schlesischen Gebirge. Die beschneiten Gipfel und Hörner der Karpathen schimmern prächtig herüber. Auf dieser Anhöhe steht der Kosciuszko-Hügel; 300 Fuß hoch und 700 Fuß im Durchmesser seiner Basis, — wahrlich ein gewaltiges Werk von Menschenhand! — In der Nähe ist eine alte Kapelle, der Rest einer früheren Einsiedelei, und in geringer Entfernung von derselben wurde eine Wohnung für die Aufseher und Pfleger des Hügels erbaut. Vier Bauern, welche noch unter Kosciuszko gedient hatten, waren ihre ersten Bewohner. Ein guter Weg führt in bequemen Schlangenwindungen hinauf zu dem heiligen Denkmal; zu dem ehrwürdigen Zeichen erhabenen Unglücks; zu dem gewaltigen Symbol nationaler Kraft und Gemeinschaft. — Und wie wir da oben stehen und die Geschichte dieses Hügels an uns vorüber ziehen lassen, müssen wir sagen: Kein Volk der neuern Weltgeschichte mußte für seine eigenen großen Fehler, wie für die Verworfenheit seiner letzten Könige so schrecklich büßen, als das Volk der Polen. An keinem hat sich das Vertrauen auf edelmüthige Freundschafts-Versicherungen eines benachbarten Königs so furchtbar gerächt, als an ihm. Keines wurde durch die habgierige Eifersucht dreier mächtigen Nachbarn so tückisch und höhnisch, so verrätherisch und grausam zu Boden geworfen, als das Volk der Polen. Darum aber auch können keine Segnungen der Bildung und Industrie, die dem zertretenen Volke durch seine Zwingherrn wurden, die Wunden heilen, die ihm geschlagen wurden; nicht unterdrücken den ewig heiligen Drang nach nationaler Freiheit, nach dem höchsten Palladium eines Volkes. Und darum auch werden diese Wunden fort und fort glühen und brennen; darum wird dieser Drang immer wieder neu ausbrechen in fürchterlichen Zuckungen: bis entweder der blutende Körper ganz zermalmt ist oder sein unsterbliches Menschenrecht sich wieder erobert hat. Aber „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" und zwar das ewig gerechte. Und darum ist uns der Kosciuszko-Hügel ein Symbol: Ein Auferstehungs-Hügel für Polens Freiheit im Geiste seines unsterblichen Helden! Und von ihm aus wird noch einmal weithin durch das Land rauschen der gewaltige Schlachtgesang von Dubienka:

„Noch ist Polen nicht verloren!"

A. Schloenbach.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

JAGDSCHLOSS HERDRINGEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Herdringen.

Man rühmt Westfalen nach, daß es seine Stammes-Eigenthümlichkeiten und seine Sitten vor vielen andern Landschaften treu bewahrt habe und nicht allein ein historischer Boden sei, sondern historisches Leben in seinen Traditionen und in seinen Anschauungen besitze. Wir wollen dem nicht widersprechen, obwohl wir nicht der Ansicht sind, daß dies eben eine in Deutschland vereinzelt vorkommende Erscheinung sei; denn unseres Erachtens haben die sämmtlichen deutschen Stämme und namentlich die süddeutschen, die Schwaben, die Bayern, die Tyroler ihre Stammesbesonderheiten und ihr Volksthum, wie es sich im Dialekt, in seinen Festen, in seinen Sagen und Gebräuchen zeigt, noch so ziemlich und wenigstens ebenso gut wie die Westfalen bewahrt, trotz allem, was wider dasselbe geschehen und gesündigt ist. Es hängt das ja auch mit den staatlichen Zuständen Deutschlands zusammen, wo noch so vielfach Staat und Stamm mehr oder weniger zusammenfallen — die Stämme wenigstens nicht in einem überwältigenden Staatsganzen aufgehen, sondern auch meist noch politisch von einander gesondert sind und ihr partikulares Wesen durch Schlagbäume und Grenzsteine geschützt sehen. Nur Eine Besonderheit hat Westfalen jedenfalls voraus, und das ist sein Adel — wir meinen nicht den eingewanderten Adel, der unter dem Militär und in der Bureaukratie so dicht gesäet ist, oder den, welcher aus dem eingeborenen vornehmen Bürgerthum hervorgegangen und durch frühere kaiserliche Verleihung mit dem Recht, sich von zu nennen, begnadigt ist — denn das Alles zählt nicht zum „adeligen Westfalen", wenn auch in der Statistik, die uns berechnet, daß in Preußen auf 18 Köpfe ein Adeliger kommt, während in England auf 30,000 einer kommt. Wir meinen hier die alten autochtonen Ritterbürtigen, die Geschlechter, welche einst das Land beherrschten. Denn das thaten sie in diesen kleinen geistlichen Fürstenthümern, Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, wo die Gewalt in den Händen der Ritterschaft lag, die sich in zwei Bänke, eine weltliche und eine geistliche (das Domkapitel) schied und ihrem Fürsten just so viel Macht überließ, wie etwa die venetianischen Nobili ihrem Dogen! Die Nachkommen dieser Geschlechter nun mit ihrer strengen Abgeschlossenheit gegen die übrigen Stände, mit ihrer bevorrechteten Stellung in der Gesellschaft, mit ihrem zumeist sehr großen, oft kolossalen Grundbesitz, mit ihrem Einfluß, mit ihrer engen Verbündung mit der katholischen Geistlichkeit und dem Jesuitenorden, der seine Noviziate und seine Sacre-Coeur-Pensionate im Lande aufgeschlagen hat, mit seiner Entfremdung von der Bildung der Kunst und der Literatur der Zeit und dem stillen Haß wider die größten Träger dieser Bildung, die Deutschland hervorgebracht hat — dieser Adel ist eine Landesbesonderheit, die, wie sich nicht leugnen läßt, doch wieder ihre sehr achtbaren und imponirenden Seiten hat; auch der enragirteste Fortschrittsmann, meinen wir, kann ihr nur das widmen, was der Franzose une haine respectueuse nennt,

und der Beobachter von Menschen und von Sitten, der Kulturhistoriker wird sein Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen sehen durch westfälisches Adels- und Rittersitz-Leben. Welchen Reichthum umschließen nicht diese alten Edelhöfe, wie sie daliegen zumeist in Niederungen, umgeben von breiten Wassergräben, in wald- und wiesenreicher Umgebung, entweder alte im rechten Winkel aufgebaute „steinerne Häuser" aus dem 16. Jahrhundert, mit hohen Giebeln und Wendeltreppen-Thürmchen daran, oder im Roccocco-Schloßstyl aufgeführte Schöpfungen des 18. Jahrhunderts — welchen Reichthum umschließen sie nicht an schönen alten Bildern, prachtvoll geschnitzten Schränken, ausgezeichneten Silberarbeiten, venetianischen Flügelgläsern und all dem übrig gebliebenen Väter-Hausrath, der heute wieder zu so hohen Ehren gekommen! Die Bibliothek freilich ist sehr oft dürftiger bestellt als „die Schenke", die den Silbervorrath enthält, und es ist zu allen Zeiten viel weniger dafür aufgewandt, als für den fideicommissarisch sich vererbenden Familienschmuck, der oft allein ein bedeutendes Vermögen repräsentirte. — Doch sind hier freilich große Ausnahmen zu machen und es gibt in diesen Edelhöfen auch Bibliotheken von großem Werth, worin namentlich ältere historische Werke den Hauptraum einnehmen, denn Geschichte ist neben der Rechtswissenschaft immer des Westfalen eigentlichstes Berufsfeld gewesen.

Und welcher Reichthum von Traditionen haftet nicht an diesen wettergrauen Giebeln und Mauern, welche merkwürdigen Familiendramen und Geschichten haben nicht fast unter jedem einzelnen dieser dunkeln Schieferdächer gespielt! Welche Erinnerungen an denkwürdige Menschen und Charaktere knüpfen sich nicht daran, z. B. gleich an dieses Herdringen, von welchem wir heute reden wollen. Herdringen ist der Sitz der Hauptlinie eines Geschlechts, das an Männern, welche für die Geschichte von Westfalen denkwürdig sind und an eigenthümlichen Charakteren, an „Originalen", vorzugsweise reich ist.

Die Herren, später Reichsfreiherren und jetzt Grafen von Fürstenberg leiten nach einer Familiensage ihren Ursprung von den Grafen von Oldenburg ab, doch ohne Beweismittel dafür zu besitzen, so daß wir ihre Ursprünge dreist da suchen können, wo der fast unsers gesammten niedern Adels liegt, im Ministerialienstande, und die Ahnen unsrer stolzen Barone waren sehr oft unfreie Leute, die von ihren Herren vertauscht, verkauft oder verpfändet wurden. Den Namen aber haben wir herzuleiten von der nicht weit von Herdringen bei Neheim an der Ruhr liegenden Burg Vorstenberg, welche 1345 von dem Grafen von der Mark und dem Grafen von Arnsberg gründlich zerstört wurde. Ihre Erhebung in den Reichsfreiherrenstand erfolgte 1660 durch ein Diplom Kaiser Leopolds, die in den Grafenstand 1840 durch den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Seit sie die alten Edelherren der Grafschaft, deren Wappen in dem ihren fortdauert, beerbten, seit sie wiederholt die Fürstenstühle von Münster, Paderborn und Hildesheim einnahmen, hat sich ihr Besitz in ungemessener Weise erweitert, sie gelten für das reichste Adelsgeschlecht Westfalens.

Die glänzendste Illustration erhielt das Geschlecht der Fürstenberg durch den Fürstbischof Ferdinand, der, 1626 geboren, 1661 zum Bischof von Paderborn erwählt, in seinen spätern Lebensjahren auch den Stuhl von Münster bestieg. Er erhielt seine Bildung während eines jahrelangen Aufenthaltes in Rom; er war Cameriere segreto des Papstes Alexander VII. und hinterließ als Denkmal seiner gelehrten Arbeiten die trefflichen Monumenta Paderbornensia, deren Werth schon die große Anzahl von Auflagen andeutet, die ihnen in den Jahren 1669 bis 1714 zu Theil wurde — darunter eine schöne mit Kupfern geschmückte Ausgabe, die die Elzevir in Amsterdam besorgten. Großes Ansehn hat auch Ferdinand

von Fürstenberg erlangt als lateinischer Dichter; seine Poemata erschienen zuerst in der 1656 in Rom veröffentlichten Sammlung von Dichtern, die unter den Auspicien des Papstes Alexander VII. schrieben und daher den Namen der Plejas Alexandrina erhielten; eine prächtige Ausgabe in Folio ging später, 1682, aus der königlichen Druckerei in Paris hervor.

Neben Ferdinand von Fürstenberg steht, als Regent und Staatsmann eben so bedeutend und einflußreich für seine Zeit, Theodor von Fürstenberg, sein Vorgänger auf dem Stuhle von Paderborn, eine strenge, feste aristokratische Natur und Hauptgönner des Jesuitenordens. In neuerer Zeit aber ist am berühmtesten von allen, welche den Namen Fürstenberg trugen, jener Minister Franz Friedrich Wilhelm, Domherr zu Münster und Hildesheim, geworden, den im Jahre 1763 Kurfürst Maximilian Friedrich von Köln als Fürstbischof von Münster mit der Administration dieses letztern Landes beauftragte und der hier eine unendlich segensreiche Wirksamkeit nach allen Seiten hin entwickelte und für die materielle Hebung des durch den siebenjährigen Krieg schauderhaft verwüsteten Landes, für die Bildung und Aufklärung der Unterthanen, für das Schulwesen insbesondere. — Er war ein leuchtender Stern in der Reihe jener Regenten, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Träger der neu erwachten Humanitäts-Ideen wurden, und von denen Kaiser Joseph II. und Karl Friedrich von Baden die berühmtesten sind. Der Kreis geistiger Größen, den der Name Fürstenberg nach Münster zog, ist oft besprochen worden und wir nennen hier nur die Fürstin Gallitzin, Hamann, den Magus aus Norden, Fr. H. Jakobi, Hemsterhuys Sprickmann, Hermes, Stolberg — auch Goethe's glänzendes Gestirn berührte auf seiner leuchtenden Bahn diesen Kreis.

Außer Theodor, Ferdinand und Franz von Fürstenberg hat die Familie, welche Herdringen bewohnt, noch einen vierten Landesherrn und Fürsten hervorgebracht: den letzten Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, Franz Egon von Fürstenberg, der durch seine testamentarisch vermachte Erbschaft den Grund zu dem großen Reichthum der jüngern Linie der Grafen von Fürstenberg zu Stammheim (bei Mühlheim am Rhein) gelegt hat. Er regierte von 1786 bis 1802, bis zur Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer und war ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, wegen seiner Wohlthätigkeit allgemein verehrter Mann, wenn er auch die geistige Bedeutung seines Bruders, des Ministers, oder seiner Vorfahren Theodor und Ferdinand nicht besaß.

Wenn übrigens jemals in einem Geschlecht bestimmte, Jahrhunderte hindurch sich treu bleibende Race-Eigenschaften und Erbeigenthümlichkeiten sich geltend gemacht haben, so ist es in dem, von welchem wir reden. Nie hat eine Familie eine solche Anzahl von originellen Menschen und Sonderlingen hervorgebracht, nie hat die Individualität sich mehr nach ihrem eigenen capriciösen Triebe entwickelt und absonderliche Charaktere in solcher Menge hervorgebracht, als in diesem Hause*).

*) Man erzählt von einem Fürstenberg, der als leidenschaftlicher Jäger für sein Wald- und Buschleben nichts zweckmäßiger gefunden, als einen Anzug ganz von Leder, von dem er sich nie mehr trennte und in welchem er auch seine Werbung um seine Braut bei deren Vater angebracht. Dieser knüpfte an seine Einwilligung die Bemerkung, zur Hochzeit werde der Herr Schwiegersohn in anständigem Aufzuge kommen, und mit der Antwort, daß an dem anständigen Aufzuge nichts zu wünschen übrig bleiben solle, verabschiedete sich der letztere. Am Hochzeitstage nun wälzte sich ein wahrer Heerzug dem schwiegervätterlichen Schlosse zu: Jäger und Piqueure mit ihren Meuten, Reitknechte mit langen Zügen von Reit- und Handpferden, Karossen, in deren letzter der Bräutigam in seinem geliebten Leder, und endlich Wägen mit allen Requisiten, um ein großes Lager für dieses Cortège aufzuschlagen, dessen Bewirthung den Schwiegervater in Kummer und Sorgen stürzte. — Tragischer waren die Berührungen eines andern dieser Reichsfreiherren mit einem

Das Schloß zu Herdringen ist eine in gothischem Style inmitten eines schönen Parks ganz neu auf der Stelle des ursprünglichen Edelhofs aufgebaute Prachtburg. Der jetzige Fideicommiß-Inhaber, Graf Egon, hat sie in den Jahren 1840 bis 1845 nach den Plänen des Baumeisters der Kölner Domkirche, des Geheimenraths Zwirner, aufführen lassen.

Levin Schücking.

Schloß Tarasp in Graubünden.

Es genügt, den Namen der Schweiz zu nennen, um in unserer Brust eine lebhafte Sehnsucht, ein Gefühl wie Heimweh zu wecken. Vor unserer Phantasie baut sich ein majestätisches Bild auf: wir sehen ragende Firnen und weite Schneefelder, umflossen von blauem Duft und goldenem Sonnenschein; wir schauen hinab in's tiefe Thal und unser Blick weilt träumerisch auf dem friedlichen Dorf und der altersgrauen Kirche, deren spitzer Thurm aus einem Walde von Nußbäumen hervorlugt. Am grünen Hang treibt ein stattlicher Senn die Heerde hinauf zur kräuterduftenden Alpe, der Kuhreigen weckt das Echo der Felsen und von steiler Höhe antwortet das fröhliche Jodeln der Sennerin. Wir denken an Wilhelm Tell und das Rütli, an die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, an all die erhebenden Bilder, die in unserer Seele leben, seit unser Schiller das große Drama gedichtet und der schweizerischen Nationalsage, ja der ganzen Schweizergeschichte erst die rechte poetische Weihe ertheilt hat, er, der selbst das schöne Land mit leiblichen Augen niemals sah und doch mit echt dichterischer Sehergabe über sein Werk den ganzen Zauber der großartigen landschaftlichen Natur zu gießen wußte, welche den Thaten seiner Heldengestalten zum Schauplatz und passendsten Hintergrund diente. So ist die Schweiz für uns das Land der romantischen Natur und der idealen Freiheit geworden. Nach diesem erwacht unsere Sehnsucht, dieses suchen wir, wenn wir unsere Schweizerreise antreten. Und nur dieses Land unserer Phantasie haben wir gewöhnlich gesehen, wenn uns nach wenigen Wochen die Eisenbahn in die Heimath zurückträgt, und wenn wir von der Wirklichkeit erzählen sollen, so müssen wir in der Regel bei enthusiastischen Naturschilderungen und einigen Gasthofsabenteuern, wie sie uns überall sonstwo auch begegnen könnten, stehen bleiben.

Man würde es kaum für möglich halten, daß jene Momente, welche gegenwärtig auf uns die lebhafteste Anziehungskraft ausüben, einst für ein früheres

---

Schwiegersohne. Er wurde auf einem tief im Sauerlande liegenden einsamen Burgschlosse von dem Schwiegersohne förmlich belagert, weil die unglückliche, von letzterem mißhandelte Frau sich dorthin geflüchtet hatte. Am bekanntesten durch seine Seltsamkeiten ward ein dritter, der seine einzige Tochter auf eine Weise erzog, daß die damaligen französischen Behörden sich hineinmischen und sie ihm entziehen mußten. —

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Geschlecht nur einen ziemlich untergeordneten Reiz besaßen. Und doch hatten unsere Urgroßväter, welche vor wenig mehr als hundert Jahren die Schweiz besuchten, in ihren Tagebüchern gewöhnlich von ganz anderen Dingen zu berichten, als vom Vierwaldstättersee und dem herrlichen Panorama des Rigi oder der erhabenen Alpenwelt des Berner Oberlandes. Man würde vergeblich in den Reisebeschreibungen jener Zeit nach Gemüthsergüssen suchen, wie sie heutiges Tags jeder sentimentale Tourist in seinen Reisebriefen pflichtschuldigst niederlegen zu müssen glaubt. Es würde in der That eine interessante und an kulturgeschichtlichen Ergebnissen reiche Parallele liefern, wollten wir einmal die Eindrücke eines gebildeten Reisenden von heute mit denjenigen einer „Person von Distinktion", welche vor hundert Jahren in schwerfälligem Reisewagen die schweizerischen Thäler gemächlich durchzog, genauer vergleichen. Wir können uns leicht überzeugen, was damals einen Mann aus der gebildeten Gesellschaft in der Schweiz besonders interessirte, wenn wir z. B. in des seiner Zeit nicht mit Unrecht berühmten J. G. Keyßler „Neuesten Reisen" (Hannover 1740) die der Eidgenossenschaft gewidmeten Kapitel durchblättern wollen. Von eingehenden Naturschilderungen ist keine Rede, noch weniger von irgendwelcher Bewunderung der majestätischen Alpenwelt, im Gegentheil, es fehlt nicht an einem gelegentlichen gelinden Horror vor der rauhen Unwirthlichkeit dieses Hochgebirgs und seiner tiefen, felsenumragten Thäler. Nur wo er eine wohlangebaute Landschaft findet, verweilt der Verfasser einen Augenblick, um den Fleiß der Bewohner, die fruchtbaren Felder und wohlkultivirten Weinberge zu loben. Wir müssen diesen gänzlichen Mangel an Naturromantik dem deutschen Reisenden nicht allzu hoch anschlagen, findet sich doch bei schweizerischen Schriftstellern derselben Zeit wenig mehr Sinn für die wilde Schönheit ihres Vaterlandes. Ja der Zürcher Arzt und Naturforscher J. J. Scheuchzer, welchem wir sonst so viel für Alpenkunde verdanken, weiß für das bekannte schweizerische Heimweh, welches bei den Tönen des Kuhreigen unwiderstehlich erwacht, so daß bei den schweizerischen Söldnertruppen im Ausland (z. B. in Frankreich und Piemont) das Anstimmen dieser Weise streng verboten war, keinen andern Grund aufzufinden, als einen rein physiologisch-materiellen. Die Schweizer, meint er, könnten das Klima des Flachlandes nicht wohl vertragen und ihre Lunge sehne sich ganz unbewußt zurück nach der „reinen, subtilen, frischen Luft" der heimischen Berge. Wie viel seelischer und wahrer ist der Grund dieses Sehnens ausgesprochen in dem alten ergreifenden Volksliede „Zu Straßburg auf der Schanz".

Nein, unsere Urgroßväter waren keine Romantiker, aber es waren praktische, auf realistische Ziele gerichtete Leute, und wenn sie reisten, so wollten sie vor allen Dingen sehen, wodurch sich das Menschenleben in den fremden Ländern auszeichne und was dort etwa sonst der Menschengeist Merkwürdiges und „Kurioses" hervorgebracht habe, was man zu Hause nicht fand. So sind denn z. B. auch Keyßler's Reisen voll der interessantesten Bemerkungen über Staatsleben, Religion, Sitten und Gebräuche, Handel und Wandel der durchstreiften Länder und enthalten neben allerlei überflüssigem Raritätenkram Beobachtungen, welche durch ihre Genauigkeit, Gründlichkeit und Schärfe noch heute jeder Reisebeschreibung zur Zierde gereichen würden.

Wenn wir nun hier die polarartige Verschiedenheit der geistigen Richtung der Reisenden vor hundert Jahren und unserer heutigen Touristen hervorheben, so wollen wir bei aller Anerkennung des sich darin kundgebenden Fortschritts des innern Gemüthslebens zu Gunsten der Gegenwart doch damit keineswegs gesagt haben, daß nicht unsere heutigen Schweizerreisenden mancherlei von ihren Vorgängern lernen könnten. Die Schweiz ist eben nicht blos ein Land, welches nur

mit den schwärmerischen Augen des Naturenthusiasten angesehen werden will. Ebenso wenig ist es zweckmäßig, nur eine mit dichterischen Idealen genährte Phantasie mitzubringen, wenn man bei Basel den Rhein überschreitet oder über den Bodensee südwärts dampft. Ein warmes, empfängliches Gemüth ist eine glückliche Mitgabe für Jeden, so auch für den Reisenden, der das Vaterland der Heldengestalten der Schillerschen Dichtung betritt; ebenso nöthig aber wäre es, klare, unbefangene, hellsehende Augen mitzubringen.

Denn in der That, die Eidgenossenschaft bietet in ihren Staatseinrichtungen, in ihren gesellschaftlichen Zuständen, in Volksleben und Kultur überhaupt noch eine Menge der eigenthümlichsten und charakteristischsten Erscheinungen, die ebenso wohl gesehen und gemerkt zu werden verdienen, wie es recht ist, das erhabne Bild der schweizerischen Natur für ewige Zeiten tief der Seele einzuprägen. In der Schweiz können wir kennen lernen, wie germanisches und romanisches Wesen, von äußerer Hemmung befreit, sich selbständig staatlich gestaltete und nach manchen harten Kämpfen endlich den demokratischen Freistaat ausbildete, wie er heute einzig in seiner Art in Europa dasteht. Hier treten uns in dem Verhältniß der einzelnen Kantone zu einander die Segnungen eines mit Folgerichtigkeit durchgeführten föderalistischen Prinzips in sichtbarster Wirklichkeit entgegen. Hier können wir erfahren, wie ein Bundesstaat sich nach Außen hin kräftigen, seine innere Macht und seine allgemeinen Interessen concentriren und in einem Punkt zusammenfassen kann, ohne darum die Selbständigkeit der einzelnen Glieder zu beeinträchtigen. Denn hier sehen wir endlich trotz der neuen Bundesverfassung, welche viele Kurzsichtige einst für das Grab der Freiheit und Eigenartigkeit der einzelnen Kantone hielten, die größte Mannigfaltigkeit in den innern Einrichtungen, in den Verfassungen, dem Gerichtswesen, den Sitten, der Sprache und überhaupt in Allem, was unmittelbar mit dem geschichtlich entwickelten Volkscharakter zusammenhängt und daraus hervorgeflossen ist, noch heute fortbestehen. Von den schweizerischen Kantonen kann man in der That und Wahrheit behaupten, daß sie ebenso viele historisch-politische Individualitäten sind, aber solche, welche sich gleichermaßen aus innerer Nothwendigkeit, wie mit freiem Entschluß dem allgemeinen Prinzip, dem gemeinsamen Besten untergeordnet haben. Und wenn nur von diesen Thatsachen der Schweizerreisende eine flüchtige Anschauung in die Heimath zurückbringt, so hat er, unseres Bedünkens, mindestens ebenso viel gewonnen, als in den tiefsten Eindrücken der großartigen Alpenwelt.

Unser Bild führt uns in einen Kanton, der zu den eigenthümlichsten und merkwürdigsten Gliedern der Eidgenossenschaft zählt, in den Kanton Graubünden, das alte Rhätien, dessen Namen schon in früher Zeit in der Geschichte genannt wird. Ja die älteste Sage des Landes führt seine Geschichte bis fast sechshundert Jahre vor Christi Geburt zurück. Damals (d. h. zwischen 590 und 580 v. Chr.) sollen die Etrusker oder Tuscier in Oberitalien, von den vorrückenden Galliern verdrängt, unter ihrem Anführer Rhätus eine Zuflucht jenseits der Alpen, in dem von tiefen Thälern durchschnittenen Gebirgsland gesucht haben, welches nun von jenem etruskischen König den Namen Rhätien erhielt. Er auch soll die Burg Hohenrhätien oder Realta erbaut haben, deren mächtige Trümmer noch heute am Eingang der berühmten Via mala auf den Wanderer ernst herabschauen. Ueberhaupt ist das graubündische Land reich an historischen Denkmälern; Anhöhen und Felsen sind mit zahlreichen Burgen und Schlössern geschmückt, an welche sich hier eine geschichtliche Erinnerung, dort das phantastische Gebilde einer alten Sage knüpft. Unter den zehn noch in bewohnbarem Zustande erhaltenen Burgen des Kantons ist Schloß Tarasp im untern Engadin eine der bestkonservirten.

Malerisch schaut der ehrwürdige Bau, fast überall im Thalgrund des Unterengadin, selbst auf den Höhen des Flüelapasses sichtbar, vom steilen Schieferfels am rechten Innufer hernieder, ein noch lebenskräftiges Bild von

„der alten Tage Blüthe,
Die biedere Kraft mit rohem Trotz gepaart."

Aber als müßten wir uns mit diesem lebendigen Zeugniß begnügen, sind die historischen Erinnerungen, welche Tarasp zum Schauplatz haben, spärlicher als bei vielen andern der graubündener Burgen. Was uns noch Geschichtliches erhalten ist, gehört einer spätern Zeit an und zeigt uns nur eine Reihe trüber Bilder. Das feste Felsenschloß diente den Oesterreichern zum Stützpunkt, als sie diese Gegenden, die sich schon im Reformationszeitalter der Kirchenverbesserung angeschlossen hatten, im dreißigjährigen Kriege verwüsteten. Manche denkwürdige Züge von wilder Grausamkeit auf der einen, todesmuthiger Tapferkeit auf der andern Seite werden aus jenen schweren Tagen berichtet. So hatten sich 1621 die Einwohner des gegenüber auf dem linken Innufer liegenden Dorfs Schuls nach ihrer auf hohem Felsen gelegenen Kirche vor den hereinbrechenden Oesterreichern geflüchtet. Männer und Frauen fochten mit verzweifeltem Muth und schlugen wiederholte Angriffe der Feinde zurück. Endlich aber erlagen die tapfern Bauern der Uebermacht und wurden fast alle von den Siegern dem Tode geweiht. Ebenso brannten in demselben Jahr die Schaaren des österreichischen Generals Baldiron den benachbarten Ort Fettan nieder. Tarasp und der an dem Fuße des Felsens gelegene Weiler Fontana, welcher auch wohl Dorf Tarasp genannt wird und gegen 300 Einwohner zählt, waren bis 1815 österreichisch und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Gemeinde katholisch geblieben ist, während die übrigen Einwohner des Unterengadin, wie gesagt, dem Protestantismus angehören und sich durch ihren Glaubenseifer, vielleicht gerade, weil er sich in frühern heißen Kämpfen stählte, auszeichnen. Man findet in den meisten Häusern dieses Thals alte deutsche oder romanische Bibeln, in welche die Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert die Geschichte der Märtyrer eingezeichnet haben, welche damals, bald von äußern, bald von innern Feinden verfolgt, für ihre Ueberzeugung leiden mußten. Die Geschichte des Glaubenskampfs in Graubünden, der schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entbrannte und in Verbindung mit politischen Parteistreitigkeiten im dreißigjährigen Kriege seinen Höhepunkt erreichte, ist reich an dem vielseitigsten Interesse. Manche weltliche und geistliche Heldengestalt ragt glänzend aus dem Dunkel dieser wilden Zeit hervor, darunter jener Ulysses von Salis, welcher 1622 den genannten kaiserlichen General Baldiron wieder aus dem schon eingenommenen Chur vertrieb und auch das Engadin, freilich nur auf kurze Zeit, von den Feinden befreite.

Im weitern Verlauf des Kampfes hatten die Franzosen unter ihrem Marschall Coeuvres die Protestanten unterstützt, dann aber nach Gutdünken mit dem Land geschaltet und es schließlich preisgegeben, um den Graubündnern, wie ein Geschichtschreiber sagt, die Lehre zu hinterlassen, daß kleine Republiken Herren finden, wenn sie im Augenblick der Noth den Schutz fremder Höfe anrufen. Erst mit dem westfälischen Frieden kehrte auch für diese Thäler die Ruhe zurück, aber noch im achtzehnten Jahrhundert wiederholten sich die konfessionellen und politischen Parteikämpfe mehrfach, welche gelegentlich von Frankreich und Oesterreich ausgebeutet wurden.

So war denn auch Graubünden Jahrhunderte hindurch wilden Stürmen verfallen, bis es an dem friedlichen Glück theilnahm, welches sich in unsern Tagen fast über alle eidgenössischen Glieder gleichmäßig ausbreitet. Die Staatsverfassung des Landes gehört zu den eigenthümlichsten der Schweiz. Noch vor nicht ferner Zeit trug sie alle Spuren ihres altgermanischen Ursprungs, der auch für den romanischen Stamm maßgebend gewesen war. Das Land bildete einen Bund aus drei verschiedenen Bünden, die ihrerseits wieder aus einzelnen Demokratien mit eigenthümlichen Verfassungen, den sogenannten Hochgerichten und Gerichten, zusammengesetzt waren. Die absoluteste Decentralisation herrschte in dem Kanton, die Macht der Gemeinde beschränkte überall die des Staats. Erst in der neuern Zeit, 1850 in Folge der Bundesverfassung von 1848, ist hierin eine gewisse Aenderung eingetreten, indem die Konstitution des Landes den Grundsätzen und Bestimmungen jener angepaßt und z. B. die Staatsgewalt mehr centralisirt und befestigt wurde. Doch hat das Volk keineswegs auf die Prärogative der Gemeinde verzichtet, noch jetzt müssen alle vom großen Rath, d. h. der gesetzgebenden Behörde des gesammten Landes, gutgeheißenen und angenommenen Gesetze und Verfassungsänderungen den einzelnen Gemeinden zur Abstimmung vorgelegt werden.

Ueberhaupt ist es ersichtlich, daß das Volk mit großer Zähigkeit an seinen alten Institutionen festhält und keineswegs Neuerungen begünstigt. Ebenso sind die verschiedenen Stämme ihren alten Sitten mit großer Anhänglichkeit treu geblieben und Graubünden ist in dieser Hinsicht eine wahre Fundgrube für das Studium des schweizerischen Volksthums. In erster Linie steht hier das Thal, in welches uns unser Bild führt. Die Einwohner des Engadin, größtentheils romanischer Abstammung, sind ein kerniger, scharf ausgeprägter Menschenschlag, besonders in dem obern Theil des Thals, welches zu den höchsten bewohnten Regionen der Alpen gehört und bekanntlich reich an den mannigfaltigsten Naturschönheiten ist. Die Engadiner pflegen häufig in's Ausland, meist als Zuckerbäcker oder Kaufleute, auszuwandern, aber gewöhnlich, wenn sie sich einiges Vermögen erworben haben, in ihre rauhe Heimath zurückzukehren, von der sie nicht lassen können, obschon sie selbst zu sagen pflegen, daß das Jahr dort aus neun Monaten Winter und drei Monaten Kälte bestehe. Aber auch von ihnen gilt der Ovidische Vers:

Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui.

Und dann finden sie im Heimathlande ein Gut, welches sie dort, wo sie ihre Schätze sammeln, nur selten finden: die Freiheit und Unabhängigkeit. Sagt doch ein alter Spruch: „Im Engadin ist nächst Gott und der Sonne der einfache Bürger das höchste Wesen."

W. Lampmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

WETZLAR

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Wetzlar.

Goethe! — Werther! — Lotte! Das allein reicht schon hin, diese kleine, liebe Stadt des achten preußischen Jäger-Bataillons für alle denkenden und gefühlvollen Menschen interessant zu machen. Abgesehen von Wetzlars tragikomischen Erinnerungen an das Reichskammergericht, dem würdigen Ahn unseres, leider immer noch nicht selig entschlafenen, Bundestags zu Frankfurt am Main; abgesehen auch von seinen, doch gewiß auch interessanten historischen Erinnerungen an den falschen Hohenstaufen im „Kaisergrund"; auch abgesehen von seinem anmuthsvollen, liebenswürdigen Thale mit den romantischen Hügeln und Höhen, von der Wetz, der Dill und der Lahn spielend und fluthend durchzogen und umflossen. Also Wetzlar, — der Stammsitz aller Werther und Lotten der weiland lesenden Welt! Doch halt, — ich muß den Gelehrten erst zeigen, daß ich nicht nur ein Poet, sondern so zu sagen auch ein Mensch bin; das heißt ein Mann, der sich in ehrbarer Weise auch mit der Etymologie eines Ortes beschäftigt; sich wenigstens darüber von jenen höheren Wesen, den Gelehrten, gläubig belehren läßt. Und so versichere ich denn meinen wißbegierigen Lesern als außerordentliche Thatsache, daß der Name Wetzlar herkommt von dem Flüßchen Wetzfe und dem Worte Lar, was ein von Wald entblößter Weideplatz bedeutet; ja, ich thue für meine Leser noch mehr, ich thue etwas, wofür ich gewiß ihren lebhaftesten Dank verdiene; ich — verschweige ihnen alle die unzähligen anderen Deutungen, womit eine umfassende, echt deutsche Gelehrsamkeit sich des Wortes Wetzlar gewaltsam bemächtigt hat. Gegen die ungeheuerlichen Untersuchungen über das Wann und Wie der Entstehung Wetzlars, werde ich meinen Lesern als Beschwörungsformel das berühmte Urtheil eines namhaften — Naturmenschen citiren; nämlich die entscheidenden Worte: „Nichts Gewisses weiß man nicht"; dies namentlich hier, da vor Zeiten ein sehr weiser Rath der Stadt sich bewogen fand, gerade das älteste Archiv derselben als Makulatur zu verkaufen.

Was die fernere Geschichte der Stadt anbetrifft, so verweise ich die Leser auf das gut orientirende Schriftchen eines tüchtigen Wetzlarer Gelehrten, Herrn Dr. P. Wigand, „Wetzlar und das Lahnthal". — Allda wird der fleißige Leser erfahren, daß es mit dieser Stadt eben so ging, wie mit einigen Tausend andern Städten; daß Pfaff und Ritter (der Friese sagte: „Fuchs und Rabe"), eine Kirche und eine Burg, ihr vorausgingen; daß um diese her sie sich anbaute; von diesen erst Nahrung und Schutz, dann Leid und Noth aller Art bekam, bis sie aus ihrer eigenen bürgerlichen Kraft heraus sich fest in die Hüften setzte und stark und rüstig wurde, während die Burg zerfiel und aus den Pfaffen — Priester wurden, vom reformatorischen Geist gehalten und getragen. So wurde denn auch Wetzlar eine der vier freien wetterauischen Reichsstädte mit bedeutsamen kaiserlichen Rechten und Privilegien, unter andern auch das Münzrecht, geschützt von sieben starken Thürmen; als Symbole ihrer sieben Zünfte, riesigen Zöpfen vergleichbar; kämpfend mit den solmser und den hessischen Fürsten; kämpfend in sich, gegen Zünfte und Pfaf-

fen und deren Regiment; dann schwer leidend unter dem dreißigjährigen Kriege, unter Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten; und gegenüber anderen größeren, von lebhaftem Handel gehobenen, von Weltstraßen durchzogenen Städten, arm und bedeutungslos werdend, bis es durch die im Jahre 1690 hier erfolgende Niederlassung des Reichskammergerichts neue Bedeutung nach Außen hin und Wohlstand, fast Luxus nach Innen bekam. — Die dreihundertjährige innere und äußere Geschichte dieses Institutes wartet noch auf ihren umfassenden und gründlichen Historiker und Herkules. Sie ist zugleich die Geschichte der fürchterlichsten Langweiligkeit und Faulheit; der fratzenhaftesten Komik und Trivialität; der schwersten Verbrechen und Rechtsverletzung; als würdige Mutter des Bundestags hinterließ es demselben nach Auflösung des heiligen römischen Reiches, und somit seiner selbst, seine unübersteigbaren Aktenberge. Nach und nach wurden 80,000 Aktenstöße nach Frankfurt und von dort an die betreffenden Gerichte der einzelnen Bundesstaaten expedirt; demnach blieb ein volles Dritttheil des vorhandenen Ballastes, mit sämmtlichen Protokollen und Urtheilsbüchern, noch für Preußen zurück, und unter dessen Regierung wurde das, schon im Jahre 1782 begonnene, Archivgebäude vollendet und darin der ungeheure papierne Reichthum untergebracht. Der weiland heilige Ruhesitz des Reichskammergerichts (das ehemalige gräflich Virmontsche Haus, nahe dem Hauserthor), von wo aus die delphischen Orakel seiner dunkelen Urtheile in langen Sitzungen ausgingen, ist jetzt die Kaserne des achten preußischen Jäger-Bataillons; eine Wandlung, die den Gelehrten des Kladeradatsch Motive zu treffenden Interpretationen geben könnte. — Anfangs tagte das Reichskammergericht im Rathhaus am Fischmarkt; als es aber seine Sitzungen in jenes neu erworbene Gebäude verlegte, wurde das Rathhaus, — vom Volk naiver Weise „die alte Kammer genannt", — zu einem Magazin und Fruchtboden degradirt. Jetzt aber ist es das hübsche Geschäfts- und Wohnhaus eines Buchhändlers und, — „Alles wiederholt sich nur im Leben" — der alte, rostig gewordene Doppel-Adler, den das Reichskammergericht als sein Symbol an der „alten Kammer" befestigt hatte: er schaut jetzt wieder blink und blank hinein in die neue Zeit, die noch einmal ihn flügge machen soll. Nach Auflösung dieses deutschen Reichs-Institutes wurde das, durch wenig eigentliche Arbeit und Industrie, wohlhabend, in gewisser Beziehung reich gewordene Wetzlar wieder arm, recht arm, und es verging geraume Zeit, bis es durch eigene Kraft, durch tüchtige Arbeit und aufblühende Industrie wieder emporwuchs. Deutschland aber, ja die ganze Weltliteratur, hatten durch das Reichskammergericht einen ewig unveräußerlichen Schatz erhalten: Goethe's Werther! Und will man mit „hohem Ernst im kindischen Spiel" den Spielen und Fügungen des Zufalls nachgehen, so könnte man sagen: Hätte nicht der edle Kaiser Max im Jahre 1495 zu Worms, zur Begründung des „ewigen Landfriedens", das Reichskammergericht proklamirt; oder hätte dasselbe nicht vor den Verheerungen der Armee Ludwigs XIV., des sogenannten „Großen", aus Speier nach Wetzlar fliehen müssen: wir hätten wohl niemals einen Werther bekommen. Denn nur das Reichskammergericht war es, was Goethe nach Wetzlar brachte, und gerade hier mußten Neigung und Zufall zusammen treffen, um gerade dieses Werk so entstehen zu lassen, wie es entstand. Wenn man in Wetzlar vom Kirchplatz aus eine enge Gasse zu ziemlich steiler Höhe emporsteigt, kommt man an die Armenschule, die früher ein Haus des deutschen Ordens war. Ein großer Hof umfängt das Gebäude und links vor diesem Hofe steht das kleine Haus, worin der mit elf Kindern gesegnete Amtmann Buff wohnte, dessen Tochter Charlotte das Urbild zur weltberühmten „Werthers Lotte" wurde. — Gegenüber dem alten Franziskanerkloster aber steht, in Mitten einer Reihe alter Gebäude, ein Haus, das lange Zeit schmutzig und

verarmt aussah und erst neuester Zeit wieder frisch aufgeputzt wurde; es gehörte ehemals dem Buchdrucker und Buchhändler Winkler und in dem Erkerzimmer dieses Hauses erschoß sich um jene Zeit der junge Jerusalem (Sohn des weiland berühmten Kanzelredners und Theologen Jerusalem), der als Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft am Reichskammergericht angestellt war. Er liebte die junge Frau eines Hofraths von H., der der kurpfälzischen Gesandtschaft attachirt war, und diese unglückliche Liebe, verbunden mit einer schweren Kränkung, die ihm, — als einem Bürgerlichen, — im hochadlichen Hause des Präsidenten von Bassenheim zugefügt wurde, führte ihn zum Selbstmord. — Goethe hatte indessen eine tiefe Neigung zu Charlotte Buff gefaßt, in deren Haus er durch ihren Verlobten, den hannoverschen Gesandtschafts-Sekretär Kästner, eingeführt worden war, und als dieser eines Tages mit der schrecklichen Nachricht von dem Selbstmorde Jerusalems zu Goethe kam und ihm erzählte, wie Jerusalem Tages vorher sich Kästners Pistolen habe ausbitten lassen, angeblich zu einer Reise nach Frankfurt: da fühlte sich Goethe furchtbar erschüttert, und da mochte wohl im Augenblick die Idee zu seinem Werther vor ihm auftauchen, durch dessen Ausführung er sich von seinem eigenen Leide befreien, an der er sich wieder gesund und tüchtig schreiben wollte. So entstand durch Neigung und Zufall, aus Eigenem und Fremdem, Werther; mit seiner, in der Literaturgeschichte einzig dastehenden Wirkung, weit über Deutschlands Grenzen hinausragend. So entstand die Werther-Periode, mit all ihren Verschwommenheiten und Thränenbächen; so entstand die unermeßliche Werther-Literatur, deren zahllose Untersuchungen, Behauptungen und Aufstellungen sich zuletzt auflösen in jene ganz einfachen Thatsachen, die wir vorhin angaben. — Und so entstand denn auch bei Wetzlar der, lange Zeit hin von Reisenden aus allen gebildeten Ländern her viel besuchte, Werther-Brunnen; der alte Brunnen in der Felsengrotte vor dem Wildbacher-Thore, den Goethe so gerne besuchte und den er durch seinen Werther also beschreiben läßt: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, und unten das kälteste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht; die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken; die Kühle des Orts, das hat Alles so etwas Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze." — Und noch heute gibt dieser Brunnen sein köstliches Wasser; aber es sitzt Niemand mehr davor mit solchen Empfindungen wie Goethe-Werther da empfand. — Berühmt wurde auch das Dörfchen Garbenheim bei Wetzlar, denn es ist kein anderes, als das in Werther beschriebene „Wahlheim". Goethe-Werther schreibt darüber: „Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. — Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee, und was über Alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen, und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer."

Näheres über diesen Gegenstand und über das „Werthergrab" lassen wir den oben bezeichneten würdigen Gelehrten, Herrn Dr. Wigand, in Folgendem sagen: „Ja, der Platz vor der Kirche ist noch da, mit seinen kleinen Häusern und Höfen; aber die ausgebreiteten Aeste der beiden Linden bedecken ihn nicht mehr. Auch die Erinnerungen an jene alte Zeit sind im Absterben. In einem der kleinsten Häuser entschlief vor Jahren eine alte neunzigjährige Wittwe; sie hatte Goethe und Jeru-

salem gekannt, und that sich viel darauf zu Gute. Sehr häufig gingen Fremde hin, und ließen sich von ihr den Platz zeigen, und auch das Glas, aus welchem sie Goethe manchen Trunk Milch gereicht, so wie den geschnörkelten hölzernen Stuhl, den sie ihm, und auch dem jungen Jerusalem einst unter die Linden gesetzt. Sie hat das Glas ihrer Tochter und den Stuhl einem Sohne, der das älterliche Häuschen erhielt, vermacht. Sie hatte zwölf Kinder, und ist die „junge Frau", von der Goethe im neunten Briefe erzählt, wie sie so freundlich ihn grüßt, für ihre Kinder so liebevoll sorgt, und ihm zum freundlichen Bild der Gelassenheit und Zufriedenheit wird; wodurch sie es wahrscheinlich auch zu so hohem Alter brachte. Jetzt hat Garbenheim ein hübsches, geräumiges Wirthshaus mit einem großen Garten am Ende des Dorfes. Es war früher der Landsitz eines Prokurators des Reichsgerichts, der sich hier wohnlich eingerichtet hatte. In der von „Werthers-Leiden" bewegten Zeit ließ er an einem von hohen Bäumen überragten Platze einen Hügel aufwerfen, und zum Andenken an Werther-Jerusalem eine Urne darauf setzen, die bei einem Durchmarsch der Russen im Jahre 1813 ein namhafter General wegnehmen und nach Petersburg senden ließ. Dennoch kommen in Sommertagen viele Fremde dahin und lassen sich den Hügel zeigen, der von Vielen für Werthers Grab ausgegeben wird. — Andere werden auf den Kirchhof bei Wetzlar verwiesen, wo ihnen der Küster oder Todtengräber nach Willkür einen Hügel an der Kirchhofsmauer zeigt.

Es gibt also für Werthers Grab zwei Wallfahrtsorte. Gewiß ist aber, daß Jerusalems Grab nirgends mehr zu finden ist. Denn ich habe von einem alten Bürger, dessen Vater bei der Beerdigung zugegen gewesen war, sicher die Stelle erfahren, wo er begraben worden ist. In der Mitte des Kirchhofs nämlich, der an einer Höhe liegt, war eine Vertiefung, wo auch jetzt noch einige Treppenschwellen vorhanden sind. In diesem unteren Theile des Friedhofs wurden gewöhnliche Dienstboten, Handwerksburschen und andere geringe Leute beerdigt. Dahin brachte man auch Jerusalems Leiche und beerdigte sie dicht an die Mauer, die den untern Theil vom obern trennt, in der Richtung des Monumentes, das später auf dem höheren Theil der Frau von Albini, einer Wohlthäterin der Armen, errichtet wurde. Nach dem großen Brand zu Ende der siebenziger Jahre wurde nun der massenhafte Schutt in jene Tiefe gebracht, und die alten Grabhügel wurden hoch überdeckt.

Die Empfindsamkeit feiert aber noch immer ihre Triumphe, und selbst aus weiter Ferne sucht man sich diesem Heiligthum, dem Grabe Werthers, zu nähern. Ein Freund erzählte mir vor Jahren, daß er einst ein Schreiben aus Ungarn erhalten habe, mit der Bitte, einige Zweige oder Blüthen vom Grabe Werthers ihm dahin zu schicken. In diesem lässigen Dörfchen feierte denn auch die Stadt Wetzlar ein schönes würdiges Goethefest am 28. August 1849 und zwar hauptsächlich durch Errichtung eines Denkmals auf dem Wertherplatz vor der Kirche. Eine einfache Marmor-Pyramide trägt die vergoldete Inschrift:

Ruheplatz des Dichters

Goethe,

zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Drei junge schlanke Linden wurden gleichzeitig um das Monument gepflanzt. Damit hätten wir nun aber auch das Wichtigste berichtet, was von Wetzlar zu berichten wäre. Die Stadt selbst hat gewiß nichts Anziehendes; ihre, am Abhange des Löhnberges sich hinziehenden, häßlichen, engen, krummen Straßen sehen aus, als wenn sie von da Oben herunter gepurzelt wären, und architektonische Schön-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

PARTENKIRCHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

heit oder Charakteristik ist an seinen alten Kirchen und sonstigen Baulichkeiten nicht zu finden. — Indessen wandern wir noch mit dem Forscher nach historischen Dingen hinaus zum Oberthor, zwischen baumreichen Gärten in das enge schöne Thälchen des Kaisergrundes, wo der falsche Hohenstaufen, Tito Kolup, auch Holzschuh oder Holzstuch genannt, im Jahre 1285 von Rudolph von Habsburg gefangen genommen, hingerichtet und verscharrt worden sein soll, nachdem er fünf Jahre lang die unglückliche Rolle eines Afterkaisers gespielt hatte. Historisch erwiesen ist aber sein Aufenthalt wie sein Ende in dieser Gegend nicht; indessen mag man gerne der Inschrift eines Steines glauben, den im Jahre 1787 ein gläubiger Assessor von Gülich in einen engen Wiesgrund, dicht neben dem bezeichneten Thale, dem Andenken des hier hingerichteten und eingescharrten falschen Kaisers setzen ließ. — Wir verlassen Wetzlar, indem wir durch das Silhöfer-Thor, durch eine schöne Aepfelbaum-Allee, dann durch ein lauschiges Tannenwäldchen hinauf zur Höhe des Kalsmunt wandern, von dessen kegelförmigem Vorsprung aus die Ruinen der alten Reichsveste und der gewaltige Rest eines Römerthurmes in das Land schauen. Wir überlassen es den Freunden und Historikern solcher Reste und Ruinen, deren Ursprung und Geschichte nachzusehen; für uns und das ganze neue Geschlecht haben sie kein weiteres Interesse, wenn sich nicht große nationale Erinnerungen daran knüpfen, was hier keineswegs der Fall ist. Aber der Naturfreund möge zu dieser Höhe wandern, um von ihr aus frische, fröhliche, köstliche Blicke zu thun weit hinaus in die Thäler der Dill und Lahn, hin über die duftigen Höhen und träumenden Wälder. Manche der specifisch-charakteristischen Naturschönheiten von Nassau, Hessen und Westphalen scheinen hier sich vereint zu haben zu einem reichen und eigenthümlichen Gemisch. Und erblickt man die großen demokratischen Adern der neuen Zeit, die Eisenbahnschienen, die sich schon hinziehen durch die gesegnete Gegend; erblickt man im Geist auch diejenigen schon als fertig, die erst in Vorbereitung sind: so kann man dem alt ehrwürdigen Wetzlar eine neue schöne Zukunft voraussagen.

A. Schloenbach.

Partenkirchen.

Inmitten der großartigsten Gebirgsscenerie ruht der friedliche stille Marktflecken Partenkirchen, das ehemalige Parthenum der Römer, durch das schöne Bild von Peter Heß „Ein Morgen in Partenkirchen" weithin auch unter Nichtbesuchern bekannt, und als einer der Glanzpunkte in den südbayerischen Alpen ein glücklicher Rival von Berchtesgaden, dem es aus mancherlei Gründen von den münchner Landschaftsmalern fast vorgezogen wird. Es besitzt zwar in seiner unmittelbaren Nähe keinen so herrlichen, in einen Rahmen der mächtigsten Gebirgsformen gefaßten Wasserspiegel wie der Königssee, auch nicht die dichte und frische Vegetation, wie das Berchtesgadener Ländchen sie bietet; dafür sind die Gebirgsformen gewaltiger, wilder und charakteristischer, die Schluchten an geheimnißvollen Reizen reicher und der Aufenthalt im Orte selbst gemüthlicher und idyllischer; denn die Bevölkerung dieser Thäler ist im Allgemeinen naiv, treuherzig und zutraulich. Dazu kommt oder kam wenigstens, als der Verfasser gegenwärtiger Schilderung vor

Jahren acht oder neun der glücklichsten Tage seines Lebens dort zubrachte, eine fast beispiellos zu nennende Wohlfeilheit bei bester Bedienung und Bewirthung im Posthause.

Der Marktflecken an sich erscheint unbedeutend, die Gassen sind eng und, wenn sie in neuester Zeit keine Verbesserung in dieser Hinsicht erfuhren, schlecht gepflastert; aber die reinlichen Häuser mit ihren Galerien, hervorragenden Giebeln, weißem Anstrich und al fresco gemalten Heiligenstücken haben doch etwas Pittoreskes und stechen lieblich gegen den finstern Hintergrund des Eggenberges und von diesem aus gesehen, gegen das umliegende Wiesengrün ab.

Mehrere Gebirgszüge mit ihren Thälern treffen hier zusammen, weshalb auch die Römer an diesem Punkte eine militärische Station anlegten. Von diesen Gebirgszügen ist der großartigste der Wetterstein, eine meilenlange Linie barock zugespitzter, ausgezackter, zerrissener und in den Himmel starr hinaufragender Kalkfelsen, so daß man von Partenkirchen nicht wie von Neapel sagen kann, es sei ein Stück Himmel, das auf die Erde herabgefallen, sondern ein Stück Erde, das hundertarmig zum Himmel hinaufstrebe. Dieser Gebirgszug erreicht in dem fast zahllos oft abgebildeten, durch ein Schneelager weithin glänzenden und schon von München aus in die Augen fallenden, charakteristisch geformten Zugspitz die Höhe von mehr als 10,000 Fuß über der Meeresfläche. In der Nähe dieses Riesen, der die ganze doch auch hoch aufgeschossene Gebirgsfront als gewaltiger Flügelmann überragt, tritt der Wärenstein mächtig aus der Kette heraus und beherrscht, fast senkrecht abfallend und von Stein starrend, als Riesenwächter das Thal von Ober- und Untergrainau bis Partenkirchen; hinter ihm öffnet sich das sogenannte Höllenthal, jene weite und erhabene, mit einem ewigen Schneelager ausgepolsterte Felsschlucht unterhalb des Zugspitz, die diesem vorzugsweise seine charakteristische Physiognomie verleiht. Wohl selten, auch bei heiterm Wetter, ist die Kalksteinpyramide des Zugspitz von einem leichten Wölkchen frei, das fast mit ihm verwachsen zu sein scheint und von seiner höchsten Spitze wie ein Schleierfaden in die Lüfte flattert.

Auch bei trübem und nebligem Wetter hat der Anblick dieser unzähligen riesigen Felsspitzen seine Reize. In milchigten Massen dampfen die Wolken aus den Thälern und Schluchten auf oder erscheinen zuweilen in luftigen Einzelgebilden von sonderbar gezackter Form, die, Ungethümen gleich, wie eine wilde Jagd hinter einander herziehen. Dies sind die Vortruppen, die leichten Reiter, denen die kompakte Wolkenmasse auf dem Fuße zu folgen pflegt. Diese hängt nun häufig herab, scheinbar bis nahe an den Thalgrund, theilt sich dann und läßt die Kuppen der Berghöhen hervortreten, daß diese, wenn sie bewaldet sind, gleich bebüschten Inseln in einem weiten Meere sich emporheben oder wie hängende Brücken, welche sich von einer Wolkenmasse zur andern hinüberspannen, oder wie phantastisch-schwebende Gärten erscheinen. Dann wieder öffnen sich Schlünde und Risse in den Wolken, hinter denen die Bergwand als dunkler Hintergrund wie ein finsterer Bestandtheil der Wolke selbst erscheint. Zuweilen gibt es nur ein ätherisches Spiel von leichten Wölkchen, welche sich hier und da wie ein flatternder, bauschiger Schleier an die Kuppen anlegen und abwechselnd verschwinden. Nach einem gewitterigen Tage treibt der Wind die ausgewetterten Wolken wie flüchtige Heerschaaren über die Höhen hinab in die Thäler, die Schlüchte füllen sich mit weißlichen und schwärzlichen Nebeln, an verschiedenen Orten dampft es auf und erhebt sich wie dünne Rauchsäulen, die sich wiederum mit den höheren Wolken vereinigen; und wenn sich der Nebel jetzt, gedrückt und drückend, gedämpft und dampfend, von Berg zu Berge zieht und die Thäler füllt, so löst er sich im nächsten Augenblicke,

die Wolken steigen an den Spitzen in strebenden Rauchsäulen empor, und die Kuppen selbst erscheinen wie Krater, welche Dampf emporsenden, die Schlünde unterhalb wie Lavabehälter, von denen man nur den Dampf, nicht die Lava sieht.

Diese Erscheinungen haben etwas Dämonisches, an das Wirken finsterer Mächte Erinnerndes; dagegen scheint ein Sonnenuntergang an einem heitern Sommertage dem Feenreiche anzugehören. Der Besucher begebe sich zu diesem Zweck z. B. nach dem Bergvorsprung, der Eck genannt. Schaut um euch! wie Schnitzarbeiten stechen die zierlichen Tannen gegen das Abendroth ab, das zwischen den gegenüberliegenden Bergen, wo diese eine Durchsicht gestatten, in den Farbenschichten von Purpurroth, Goldgelb und Smaragdgrün sich ausbreitet. Aus weiter Ferne erglänzen die Sternberger Seen wie Silberplatten, die ihr eigenes Licht haben. Alles sonst ist dunkel und ununterscheidbar. Die Bergkette gegenüber stellt sich wie eine einzige dunkle, oben ausgeschnittene und gezackte Masse dar, nah herantretend, kolossal; denn während die Mittagssonne scheinbar die Massen verkleinert und in die Entfernung rückt, weil ihr entschiedenes und energisches Licht die Umrisse der Berge scharf abgrenzt, so werden sie dagegen durch die Dämmerung und jedes zweifelhafte Licht vergrößert und scheinbar in die Nähe gerückt. Ein Kranz von rothen Strahlen aber legt sich inzwischen wie ein Heiligenschein um des Bergzugs mittlere Spitze und schießt, allmälig erblassend, in den dunkelblauen Himmel hinauf. Es ist in dieser Lichterscheinung eine Innigkeit und Größe, wie sie weder in Worten noch in Farben genügend dargestellt werden kann. Endlich verlieren sich vor den Blicken des Beschauers Berg und Thal in eine einzige Masse, kaum daß die weißen Wände des Alberspitz, als hätten sie das Sonnenlicht in sich aufgesogen und strahlten es nun in die Dunkelheit aus, noch eine Zeitlang fortleuchten; dafür treten die Sterne hervor wie ruhende Brillantkäfer, und Brillantkäfer umschwärmen den entzückten Wanderer wie losgerissene fliegende Sterne.

Der nur flüchtig durch Partenkirchen Reisende sollte, auch wenn er sich nur einen Tag dort aufhält, nicht unterlassen, wenigstens einige in unmittelbarer Nähe des Marktfleckens gelegene interessante Punkte zu besuchen: die Burg Werdenfels, den Faukenfall und die sogenannte Teufelsbrücke oder Klam. Letztere ist eine finstere Felsschlucht, durch welche sich das Flüßchen der Partenach schäumend und wild grollend hindurchzwängt und über die sich eine Brücke spannt. Schauerlich ist der Hinabblick in die gewaltige Tiefe, und dieser schauerliche Eindruck wird noch verstärkt durch die umgebende Baumwildniß, die kaum einen Sonnenstrahl hindurchläßt, und durch die dunkle Färbung der in perpendikulärer Richtung gespaltenen Uferfelsen. Mächtige Steine, wie sie des Führers starke Hand nur regieren kann, in diesen düstern Abgrund geschleudert, zersplittern in hundert Stücke, in Staub, und erwecken des Nachhalls dumpfen Donner, der zwischen den Felsblöcken in der Tiefe lang nachmurrt. Vielbesucht, wiewohl schon ein etwas weiterer Ausflug, ist Hinter-Graseck, ein einzelnes Gehöft, in furchtbarer Einsamkeit auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, die durch eine enge Thalschlucht von dem hochgethürmten Wetterstein getrennt wird. Rings steigen die Felszacken empor in furchtbarer Nacktheit: rechts die Gruppe des Zugspitz, geradeaus der Drei-Thor-Spitz mit einem andern Theile des Wettersteins, links in weiterer Entfernung das von aller Vegetation entblößte hohe Karwendelgebirge, die Felsgipfel um Mittenwald. Fast nirgends sonst wo sieht man diesen Kranz von Zacken und Gipfeln vollständiger. Zu den bequemeren und dabei beliebtesten Ausflügen gehört ferner ein Besuch des unmittelbar unter der Pyramide des Zugspitz in wilder majestätischer Einsamkeit friedlich und still gelegenen romantischen Eybsee; zu den weitern,

aber ebenfalls bequemen ein Besuch des Klosters Ettal und des Dorfes Oberammergau, am Fuße des Ettaler Männl, berühmt durch die hier verfertigten Spielsachen aus Holz und Elfenbein und durch die geistlichen dramatischen Darstellungen aus der Passionsgeschichte, die von den aufgeweckten Bewohnern alle zehn Jahre aufgeführt werden und bei denen zwischen 300 und 350 Personen mitwirken.

Wer einige Anstrengung nicht scheut und einen mehrtägigen Aufenthalt in Partenkirchen nimmt, unterlasse nicht, das Reinthal zu besuchen und den Krotenkopf zu besteigen. Das Reinthal ist ein an malerischen Schönheiten reiches Felsenthal, das, zu beiden Seiten der Partenach von den Wänden des Wettersteins gebildet, sich mit allen Chikanen der in Schlangenwindungen sich krümmenden Gebirgspfade auf sieben Stunden Weges erstreckt. Das Vorderreinthal ist das offenere, zahmere, lieblichere, das vier Stunden lange Hinterreinthal das großartigere, wildere, mehr eine Gebirgsschlucht, als ein Thal. Links starren hier die Wände des Wettersteins empor in Nadeln und Zacken, ohne alle Vegetation, schroff, jäh und rissig, scheinbar vom Gipfel bis zum Fuß in geradlinigter Richtung abfallend. Die Wand rechts (von Partenkirchen aus) ist längs einem waldigen Abhang auf einem engen, bald auf-, bald niedersteigenden Pfade gangbar. Mitten durch die Thalschlucht hindurch braust und tost die durchsichtige hellgrüne Partenach, stürzt in tausend Wirbelchen und kleinen Stromschnellen daher und bildet fast ununterbrochen Wasserfälle, deren Geräusch durch die in der Fluth liegenden Steinmassen gesteigert wird. Der Pfad führt über Geröll und Gebröckel oft mehrere hundert Fuß empor, so daß der Fluß immer kleiner erscheint, sein Toben immer dumpfer wird. Dann senkt sich der Pfad plötzlich, das Rauschen des Flusses kommt näher, und ehe er sich's versieht, steht der Wanderer hart an dem Flußbett. Hier erblickt man ganz nahe den Drei-Thor-Spitz, des Teufels G'säß, eine sich mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche erhebende Felsenmasse, so genannt von ihrer sesselähnlichen Platte, den Schönberg, den Frauenberg, den Reinschroffen und wie sie sonst noch heißen mögen, diese riesigen Felsen, deren Namen der Führer dem Wanderer nennt. Man gelangt weiter an die sogenannten Blaukumpen, zwei kleine Seen oder Wasseransammlungen, die durch ein herrliches Farbenspiel von Blau und Grün einen anmuthigen Wechsel in die furchtbar schauerliche Wildniß bringen, dann an einen ungeheuern, die Schlucht bis zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe ausfüllenden Bergsturz, durch dessen Steinmassen das wüthende Flüßchen jedoch sich einen Durchgang zu bahnen gewußt hat; weiter an einen Wasserfall, den die hier immer durch Hindernisse strömende und sie alle überwindende Partenach bildet, indem sie in bedeutender Höhe sich durch ein enges Felsenloch drängt und als kompakte Masse in einer einzigen Strömung schäumend und laut tosend herabstürzt, endlich an die eigentliche Wiege dieses trotzigen Felsenkindes, die sogenannte Eiskapelle, einem ewigen Eisgletscher, unter welchem die Partenach plötzlich zu Tage kommt. Empfindliche Kälte verbreitet sich um die Schneehöhle ringsher; es erzeugen sich aber auch heiße Dämpfe unter dem Schnee, die, mit den kalten Strömungen rasch abwechselnd, den erstaunten Wanderer stoßweise berühren, so daß man nicht gern in dieser Region lange weilen mag. Diese Eiskapelle bildet den grandiosen Schlußpunkt des mannigfachen Scenenwechsels im Reinthal; denn sie befindet sich am Ende des Thals, nachdem dieses zu einem höhern Plateau aufgestiegen ist, in einem Winkel unter dem Zugspitz. Wer die südlich gelegenen Bergkuppen übersteigen könnte oder möchte, würde geradeswegs in's Land Tyrol hinabsteigen. Ohne einen kundigen Führer wird der Reisende die Wanderung durch das Reinthal nicht gut unternehmen können; auch hüte er sich, zu spät von Partenkirchen aufzubrechen oder Mittags zu lange in dem im Vorderreinthale ein-

sam gelegenen Wirthshause des Reinbauer, wo man nach der Tour auch sein Nachtlager nehmen kann, oder im Reinthale selbst zu verweilen; denn häufig ziehen sich an heißen Sommertagen gegen den Spätabend plötzlich über dem Reinthale Gewitterwolken zusammen, und es ist dann, wie der Verfasser bei seiner Wanderung selbst erfahren hat, nicht blos höchst beschwerlich und ängstlich, sondern selbst gefährlich, in der undurchsichtigen Finsterniß auf dem schmalen, durch Geröll und Steinstücke unsicher gemachten, von Gebirgsbächen und Brückchen ohne Geländer unterbrochenen, zwischen Waldung oder Buschwerk bald auf-, bald abführenden Pfade an dem Rande des schauerlichen Abgrundes dahinzuschreiten. Ohne einige empfindliche Beschädigungen an den Reisekleidern wenigstens wird es dann schwerlich abgehen.

Wenden wir uns aus dieser wilden Thalschlucht auf die luftige Höhe des Krotenkopfs. Es ist dies ein Berg, der hoch genug ist, um auf seinem Gipfel in Vertiefungen, die den Strahlen der Sonne nicht ausgesetzt sind, einige kleine Vorräthe ewigen Schnees zu bergen, die selbst im Hochsommer nicht schmelzen, während im wunderbaren Gegensatze dazu in nächster Nähe die sonst seltene schöne Kreuzblume blüht. Seinen ziemlich unpoetischen Namen hat er ohne Zweifel von einer gewissen Aehnlichkeit in der Bildung seines Gipfels mit dem Kopfe einer Kröte. Schon diese mehr gestreckte Bildung läßt voraussetzen, daß sein Gipfel im Ganzen leicht zu ersteigen ist, wenn auch das Herabsteigen wegen des Steingerölls dem nicht mit Alpenstock und Alpenschuhen Versehenen einige Beschwerde verursacht und stellenweise mehr ein Herabrutschen als ein Herabsteigen ist. Als der höchste unter den Bergen des sogenannten Mittelzugs und wegen seiner vorgeschobenen Lage bietet der Gipfel des Krotenkopfs die belohnendste Aussicht auf ein unendliches Bergpanorama. Nur im Norden über Murnau, Weilheim und die Seneberger Seen hinweg liegt ein schmaler Ausschnitt der Ebene offen. Westlich und östlich erhebt sich Berg auf Berg; südlich und südöstlich starrt es von Felsenkuppen wie ein gefrorener Wellenschlag, wie eine mit ihren weißschäumenden Kämmen zu Gletschern erstarrte Brandung, wie ein versteinertes Meer. Hoch ragen die Gletscherwände in langem Zug, wie Schneemauern, aus Tyrol und der Schweiz herüber; Spitzen, Kuppen, Zacken und Kegel wechseln mannigfach; die Ortelesspitze, der Großglockner dehnen ihre Glieder weit über ihre Umgebungen hinaus; die salzburger, krainer und kärnthener Alpen drängen sich so nahe an einander, daß man meinen möchte, es bedürfe nur eines Schrittes von einer Kuppe zur andern und es sei unmöglich, daß Thäler, große Seen und Ströme und zahlreiche Ortschaften dazwischen liegen könnten. Der Wetterstein und das Karwendelgebirge als die nächsten großen Massen treten am mächtigsten heran; Seen in tiefdunkelblauer Färbung liegen, lieblich in Berge eingeschmiegt, zu des Beschauers Füßen; von den nächsten Thälern erblickt man fern die liebliche Jachenau, näher das Isarthal, das Thal von Mittenwald. Ein ganz eigenthümliches Grauen weht Einen zuletzt an in dieser Höhe, dieser Abgeschlossenheit, wo das Auge nur mit den starren und erhabenen Massen der Natur verkehrt, nichts in der nächsten Nähe gegenwärtig ist als die unendliche Tiefe, der unersättliche Schwindel, und von allen Kräften und Elementen nur die Luft thätig ist und lebendig sich regt.

Von den unfern von Partenkirchen gelegenen Kanitzer Schwefelbädern wollen wir nicht weiter sprechen. Man badet in Partenkirchen besser in der herrlichen Gebirgsluft und schlürft sich satt an den großartigen Reizen der Umgebungen, als daß man in Schwefel badet oder Schwefelwasser trinkt.

H. Marggraff.

Karlstein bei Reichenhall.

Diese malerisch schöne Ruine gehört zu den ältesten in Deutschland und auch ihren einstigen Bewohnern fehlte es nicht an einer bewegten Vergangenheit. Man erreicht Karlstein durch einen kurzen Spaziergang von dem berühmten Badeort Reichenhall.

Wir befinden uns hier überhaupt auf einem sehr alten, früh angebauten Kulturterrain.

Schon vor der Ankunft der Römer bildete Noricum (das Nordreich) einen eigenen Staat und zu diesem gehörten auch die Gegenden von Salzburg und Reichenhall. Die Salzquellen dieses Ortes waren schon damals in Betrieb, also viel früher, als man die von Hallein und Berchtesgaden entdeckte. Wir wissen allerdings nicht viel aus dieser dunkeln Periode und kennen nur zwei norische Könige, Kritasir und Vocion, welcher der Schwager des berühmteren Arioviſt war. Erst elf Jahre vor Christo gelang es dem Kaiser Augustus, dieses ausgedehnte Gebiet, das vom Ufer der Donau bis tief in die Centralalpen hineinragte, durch seinen tapfern Stiefsohn Drusus unterjochen zu lassen.

Die Römer entwickelten in allen eroberten Provinzen sofort eine rege Thätigkeit, Anbau und Verkehr zu heben und die Sitten und Anschauungen der Völker zu mildern. So legten sie auch in diesen Gebirgstheilen merkwürdig kühne Straßenbauten an und die Saline von Reichenhall, das damals Halle ad Salinas hieß, wurde natürlich als Kammergut des Kaisers in Beschlag genommen, das gleiche Verfahren, wie es von den Römern auch bei allen Silber-, Gold- und andern Bergwerken üblich war. Das Salz, welches wir noch heute unsern Fürsten abkaufen müssen — mit Ausnahme des attischen Salzes, das sich nicht in ihrem Besitz befindet — war also schon damals Monopol und die antiken Regierungen hätten auch sicher andere Artikel, welche sie wie die spätern Machthaber nicht erfunden haben, z. B. das Pulver und den Sprit (nicht zu verwechseln mit dem „Esprit") zum Alleinhandel mit Beschlag belegt, wären diese Dinge bereits damals vorhanden gewesen. Das allgemeinste Bedürfniß, das Wasser, zu besteuern, hat zwar schon manchem Finanzmann schlaflose Nächte bereitet; aber noch keiner fand eine praktische Methode, diese einträgliche Spekulation durchzuführen. Vielleicht gelingt sie der Zukunft.

Vierhundert und sechszig Jahre lang blieb Noricum unter römischer Herrschaft, bis die Völkerwanderung begann und der Westgothe Alarich und der Hunne Attila dieses fruchtbare Gebiet nebst vielen andern gewannen. Hierauf kam Otakar (Otto- oder Odokar-Odoacer), der nicht minder wilde Herulerkönig, welcher sein Reich wieder an den Ostgothen Theodorich verlor.

Während dieser Kriegszeiten lag der Salzhandel von Reichenhall darnieder, denn noch im Jahre 696, als die Bojoarier (die späteren Bayern) bereits in diesen Landstrich des Salzburger- und Chiemseegaus eingewandert waren und die einzelnen

Bibliograph Institut in Hildburghausen

KARLSTEIN bei REICHENHALL

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bezirke von Graviones (Grafen) verwaltet wurden, fand der heilige Rupert die Salzquellen mit demselben Schutte bedeckt, durch den sie Attila hatte verschütten lassen.

Unter den bayerischen Herzögen blühte diese fruchtbare Gegend allmälig wieder auf und es erhielt endlich durch seinen Salzreichthum das Städtchen den heutigen Namen Reichenhall, auch „Großhalle" zum Unterschiede von Hallein oder Halleinchen, welches „Kleinhalle" bedeutete. Da wir nur zeigen wollten, wie frühe dieser Alpenwinkel der Schauplatz historischer Bewegungen bei zeitigem Anbau war, so gehen uns die spätern Schicksale Reichenhalls nichts an und es sei nur erwähnt, daß es in einer Reihenfolge von Jahrhunderten durch viele Ueberschwemmungen des wilden Salachflusses und durch furchtbare Feuersbrünste, Eroberungen und Einäscherungen, auf eine gräßliche Weise furchtbaren Zerstörungen anheimfiel.

Ob zur Römerzeit der fünfhundert Fuß hohe Hügel, auf dem jetzt die Ruinen von Karlstein so wehmüthig mit ihren Grundmauern in der Morgensonne leuchten, schon mit einem Kastell bebaut war, läßt sich nicht entscheiden; ich habe wenigstens keine Ueberreste architektonischer Struktur bemerkt, die römischen Ursprung verriethen. Es läßt sich aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß schon zur Zeit der ersten bayerischen Herzöge dort eine Veste errichtet ist, denn es waren solche Schutzwehren an vielen Punkten nothwendig, um den Raubrittern und Wegelagerern zu steuern, durch deren Gewaltsamkeit die Salztransporte, besonders auf dem Salachflüßchen, weggenommen wurden.

Noch nachdrücklichere Fehden entstanden etwas später, als der heilige Rupert auf der verödeten Stätte der alten Stadt Juvavia das Bisthum Salzburg errichtete, welches dann sehr bald durch Schenkungen aller Art an Größe und Macht gewann und auf diese Weise auch Antheil an den Reichenhaller Salzwerken erhielt. Zwischen den Erzbischöfen von Salzburg und den Schutzherren Reichenhalls, die für die Rechte der bayerischen Fürsten kämpften, kam es selten zum dauernden Frieden.

Nun herrschte damals ein altes, eigentlich aus Franken stammendes Geschlecht in dieser Gegend, welches zu den bayerischen Herzögen hielt. Es war das der Grafen von Plain und von Peilstein oder Pilstein. Die Letzteren hatten ihren Hauptsitz auf der Veste Karlstein. Ob diese in der ersten Zeit ihrer Entstehung einen andern Namen getragen, ist nicht mehr zu ergründen; jedenfalls wurde ihr die Benennung „Karlstein" als eine Ehre in jener Zeit, wo sich Karl der Große gern hier und im Salzburgischen aufhielt und ohne Zweifel auch auf dieser Burg gewohnt hat, denn die Herren von Peilstein waren die Schirmvögte von Reichenhall und dem dabei gelegenen Kloster St. Zeno, welches Kaiser Karl 803 gründete.

Bei der Ruine selbst fällt ein seltsamer Umstand auf. Obgleich nämlich die Grundmauern noch stehen, so findet man doch in denselben keinen Eingang zu ebener Erde, sondern nur in einer gewissen Höhe ein Bogenthor. Diesem gegenüber liegt ein anderer Hügel, welchen wir auf unserm Bilde nicht sehen, da er sich gerade im Rücken des Beschauers befindet, und auf dieser Höhe steht die Kirche St. Pankraz. Wenn sie auch von neuerem Bau ist, so stand doch schon vor alten Zeiten an derselben Stelle die Burgkapelle von Karlstein und es geht die Volkssage, daß man nur von der Kapelle aus mit Hülfe einer ledernen Brücke über die Thalschlucht habe in die Veste gelangen können.

Diese Sage gründet sich jedenfalls auf Wahrheit, denn ein anderer Zugang, der doch in einer steinernen Pforte bestanden haben müßte und mit irgend einem Burgweg nothwendig verbunden gewesen wäre, hätte sicher bis auf unsere Zeit Spuren seiner Existenz zurückgelassen. Eine Brücke hingegen, wenn auch nicht

von Leder, so doch von Holz, konnte recht wohl im Laufe mehrer Jahrhunderte so verwittern, daß davon nichts mehr sichtbar ist, als eben der Zeuge jenes hochliegenden vorerwähnten Eingangbogens. Wer jetzt die Veste besteigen will, muß sich einer hohen Leiter bedienen.

Von hier droben genießt man eine herrliche Aussicht, im Hintergrunde von dem spitzigen Müllnerhorn und der weißlichen Felsenkuppel des Rißfeuchthorns überragt. Nicht weit vom Fuße der Burg zieht sich der Weg hin, der nach Tyrol über Lofer in das Pinzgau führt. An dieser Straße hatten die Herren von Peilstein eine Mauth, welche, wie Lazius, ein alter Chronist, sagt, „der Purch Charlstayn fünffzig Markh Silbers gilt", nämlich die Karlsteiner mußten den Herzögen von Bayern dafür jährlich fünfzig Mark Silber zahlen, eine Summe, die sie wohl fünffach von den Kaufleuten und Reisenden wieder einnahmen. Auf der entgegengesetzten Seite hin eröffnet sich dem Blicke der Ausgang des Reichenhaller Thales nach der Salzburger Ebene.

Von keinem Punkte bei Reichenhall kann man freier und tiefer in diese Thalöffnung hineinschauen, und das gerade war wichtig für die aufmerksamen Wächteraugen der mittelalterlichen Vögte von Karlstein, denn da in jenen frühen Tagen noch keine ordentliche, für den Krieg und massenhaften Ueberfall gangbare Straße von Bertholdsgaden (jetzt Berchtesgaden) nach Reichenhall führte, so konnten die Karlsteiner die Salzburger Söldnerschaaren in der weiten Thalsohle herannahen sehen. Auch duldete man zu diesem Behufe weder Waldung noch Buschwerk im Grunde. Hierbei will ich bemerken, daß sich die Leser überhaupt auch alle Burghügel und Schloßberge im Mittelalter nicht romantisch bewachsen denken dürfen, wie sie jetzt meistens sind, sondern völlig kahl rasirt, denn die Buchen, Tannen, Eichen und Haselnußstauden, deren sich dort heute der Wanderer und Maler erfreuen, würden als Schlupfwinkel von Spionen und feindlichen Schaaren viel zu gefährlich gewesen sein. Die Vesten lagen ganz dem heißen Sonnenbrande ausgesetzt und nur bei wenigen war Raum für einen kleinen Burggarten, in dem die Edelfräulein sich ein wenig erquickenden Schatten suchen und die Ritterfrauen einige Küchenkräuter und Gräser für eine sogenannte „Nothkuh" oder „Nothziege" bauen konnten, damit man in Zeiten der Belagerung für Kinder und Kranke etwas Milch hatte. Lag ein solches Gärtchen außerhalb der Ringmauern, so wurde es in solchen Tagen sofort von den eigenen Besitzern der Sicherheit wegen vertilgt. Diese Kriegstaktik sollten doch die unwissenden, überspannten und lügenhaften Romanschreiber bedenken, ehe sie uns erzählen, „daß ein feindlicher Trupp sich im Burggarten verborgen hielt, um bei Nacht die schöne Editha aus der Gefangenschaft des wilden Kuno von Eulenhorst zu entführen", oder „wie ein kühner Page sich an den buschigen Mauern der Veste entlang schleicht, um irgend eine verborgene Pforte auszukundschaften". Alle diese Dinge waren Unmöglichkeiten, eben so lächerlich für einen Kenner der Geschichte, als der Bericht von einem Lindwurm für den Kenner der Naturkunde.

Ein Mann war es ganz vorzüglich, der dafür sorgte, daß er das Thal von Reichenhall überall mit seinen Falkenaugen durchspähen konnte. Ich meine Paltram Wazo, den berühmten, in der Geschichte Wiens bekannten kühnen Vertheidiger jener Stadt, genannt „der Bürgermeister vom Stephansfriedhof." Herzog Heinrich von Niederbayern hatte sich nämlich aus Abneigung gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Ludwig II., mit dem kriegskundigen Ottokar von Böhmen verbunden, während Ludwig zum Kaiser Rudolph von Habsburg hielt. Im Jahre 1278 aber fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde der tapfere Böhme und der Kaiser verzieh Heinrichs Untreue, sich mit einem

Feinde Deutschlands verbunden zu haben, nur unter der Bedingung, daß er gegen seinen Bruder sich künftig friedlich und im Lande ruhig verhalte.

Unter den Streitern, die wegen dieses Kriegs geächtet waren und flüchtig im Lande umherirrten, befand sich auch Paltram, der Freund Ottokars, und als er sich schutzsuchend an den Herzog Heinrich wandte, gewährte ihm dieser auf der Veste Karlstein ein Asyl. Ja er that noch mehr, er sah es gern, daß ein in der Kriegskunst so erfahrener Kämpfer vom Karlstein aus fortwährend mit seinen Schaaren in das Gebiet des Erzbisthums Salzburg einfiel und den dort regierenden Friedrich II., den persönlichen Freund des Kaisers Rudolph, blutig befehdete.

Es waren offene Züge zu freier Feldschlacht auf Salzburger Gebiet, fast immer siegreich für Paltram, und nächtliche Ueberfälle, wie sie damals für nicht weniger ritterlich und ehrenvoll galten. Mit Fackeln ritt man vom Karlstein nieder; an der Grenze löschte man sie aus und ihre Ueberreste wurden erst wieder angezündet, wenn es galt, ein erzbischöfliches Dorf einzuäschern. Bei diesen schrecklichen Verwüstungen, wie sie leider allgemeiner Brauch waren, kamen zahllose vorher glückliche und durchaus unschuldige Menschen um. Es ist zwar immer noch politisches Recht, wenn es auch niemals ein moralisches war und wird: daß die Unterthanen sowohl mit ihrem Gelde als mit ihrem Glück für ihre Gebieter zahlen müssen; aber man ging früher in der rohen Unsittlichkeit noch weiter und hielt es für ordnungsgemäß, ganze Gemeinden zu decimiren, blos weil sie einen andern Oberherrn anerkannten, als der Feind wünschte. Und doch wurden die Aermsten gar nicht gefragt, wem sie zinspflichtig sein wollten!

Nachdem Salzburg durch diesen Vogt von Karlstein großer Schaden geschehen war, wurde Paltram wieder in Bann gethan und die Reichsacht über ihn erklärt. Er fühlte sich nicht mehr sicher und nachdem er, Verrath von seinen eigenen der Kirche ergebenen Mannen fürchtend, entflohen war, nahm er das Kreuz, zog nach Palästina und starb zu Akre.

Bis in das sechszehnte Jahrhundert blieb der Karlstein eine Schirmveste der Saline, denn im vierzehnten Jahrhundert war das Geschlecht der Fröschl von Fröschlmoos von den bayerischen Fürsten hier eingesetzt. Von den Fenstern dieser Burg aus sahen dessen Bewohner noch jenen schrecklichen Brand Reichenhalls, der zweihundert Menschen das Leben kostete und den eine Bademagd aus Rachsucht gegen eine Nachbarin angezündet hatte. Sie wurde dafür mit glühenden Zangen „gezwickt“ und dann auf den Scheiterhaufen gestellt. Doch ein Konventuale aus St. Zeno erzählt, man habe sie zum Schrecken aller christlichen Gemüther, nachdem der ganze Holzstoß, — und Holz sparte man damals nicht, — niedergebrannt sei, unversengt und unversehrt und nur vom Rauch erstickt mit geballten Fäusten am Pfahl festgebunden und aufrecht stehend erblickt und erst Tags darauf sei es gelungen, sie zu Asche zu verbrennen. Dies geschah 1515 und Christina hieß diese Missethäterin, und da es noch heutigen Tages Romantiker gibt, die von historischen Fällen erzählen, in denen Menschen ohne jede äußere Veranlassung zu einer Selbstverbrennung in Flammen aufgegangen sind, so mögen sie hier ein Beispiel erblicken, welches eben so viel Werth und Gewicht hat, als die ihrigen und beweist, daß es auch Menschen gibt, welche, trotz der dringendsten äußeren Veranlassung, sich feuerfester erweisen, als viele unserer modernen eisernen Geldschränke.

Jener Stadtbrand, dem im Laufe der Zeiten fünf andere vorhergingen, ist wohl das letzte Schauspiel für die politisch bereits überflüssigen und ohnmächtigen Besitzer von Karlstein gewesen. Das Geschlecht der Fröschl starb dahin, man ließ die Burg verfallen und in demselben Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg begann, 1618, benutzte man das Material des stattlichen schönen Baues, soweit es

leicht abzubrechen war, um es zur Errichtung der Traunsteiner Soolenleitung zu verwenden.

Man hatte damals keine Pietät vor Ritterburgen, die man soeben begann, in die Rumpelkammer der Weltgeschichte zu werfen. Erst eine viel spätere Zeit fand in diesen Reliquien die Poesie der Rückerinnerung wieder, die immer größer und anregender wird, je seltener die Ruinen geworden sind, die von der bewegten Vergangenheit erzählen.

Otto Banck.

Schloß Penshurst,

der alte Landsitz der Familie Sidney.

Es ist keine moosbewachsene Ruine aus grauer Vorzeit, deren Trümmer von wichtigen Begebenheiten in der britischen Geschichte erzählen, kein Gebäude von historischer Bedeutung, sondern der schöne, alterthümliche Landsitz einer der edelsten Familien Englands, unter deren Mitgliedern sich Namen befinden, die nicht nur jeder englischen Brust theuer sind, sondern auch im Auslande hohe Achtung genießen.

Das Schloß liegt in geringer Entfernung von Tunbridge Wells, dem bekannten Badeorte in Kent, und der Weg dahin führt durch eine reizende Gegend, zwischen grünen Wiesen und üppigen Getreide- und Hopfenfeldern entlang, bis man, einen Hügel hinabsteigend, das alte Gebäude vor sich liegen sieht, dessen graue Mauern und Thürme, mit den hohen und spitzigen Giebeln, einen ehrwürdigen Anblick gewähren. Es steht in einem Thale, auf einer sanften Anhöhe. Der schöne Park, besonders reich an uralten Eichen, erstreckt sich nordwärts vom Schlosse einen Hügel hinauf, und vor dem Gebäude gruppiren sich die malerische Kirche, die Pfarrwohnung und andere Häuser des Dorfes, während ein Rahmen belaubter Hügel das liebliche Bild umschließt.

Das Schloß hat zwei Façaden, eine westliche und eine nördliche, deren erstere eine freie Aussicht über das schöne Thal gewährt. In ihr hat auch der jetzige Besitzer die Wohngemächer für sich und seine Familie einrichten lassen, und zwar im alten Style, aber zugleich mit vielem Geschmack und den Bedürfnissen der jetzigen Zeit und Sitte angemessen. Die nördliche Façade, dem Park gegenüber gelegen, welche die Hauptfront bildet, ist vom Besitzer wieder hergestellt worden und bietet dem Auge eine bunte Reihe bezinnter und verschiedenartiger, aber eng zusammenhängender Gebäude, deren Ganzes ein schönes, alterthümliches Bild liefert. In der Mitte derselben steht der alte Thorthurm, über dessen Pforte eine Marmortafel mit einer Inschrift im altenglischen Style angebracht ist, welche die erste Verleihung der Besitzung durch König Edward VI. an „seinen getreuen Diener, Sir William Sidney" beurkundet.

In der Mitte des innern Hofes steht die alte Banket-Halle, ein hohes Gebäude, mit rothen, spitzigen Giebeln, über denen sich die Trümmer einer ehemaligen

Bibliograph Institut in Hildburghausen.

SCHLOSS HEYNHURST

Bibliograph Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Kuppel erheben. Diese Halle ist ohne Zweifel der merkwürdigste Theil des Schlosses, und erinnert an die rauhe, kriegerische Zeit seiner Entstehung, — wahrscheinlich unter der Regierung Edwards III., — als der Herr mit seinen Dienstmannen, Hohe und Niedere noch zusammen an einer Tafel zu speisen pflegten, und nur das Salz die Grenzscheide zwischen ihnen bildete. Am westlichen Ende der Halle steht die Daïs, oder erhöhte Plattform, mit dem Lordstische, und in ihrer Mitte befindet sich am Fußboden ein achteckiger, von einem Steinkranz umfaßter Raum, auf dem das Feuer zur Erwärmung der Halle brannte, dessen Rauch durch eine Oeffnung im Dache entwich. Die schweren eichenen Tische stehen noch dort, an denen vor Jahrhunderten die ehemaligen Herren des Schlosses mit ihren Gästen die Mahlzeiten hielten, und manche hohe Persönlichkeiten sind darunter, die der englischen Geschichte angehören. König Edward VI., seine herrische Schwester Elisabeth, mit ihren Günstlingen Leicester und Essex, und Jakob I., mit seinem unglücklichen Sohne Karl besuchten öfters diese Halle und speisten an der rohen Tafel, denn die Tudors standen in nahen verwandschaftlichen Beziehungen zu der Familie der Besitzer.

Von dem Innern des Schlosses verdient nur die reiche Kunst- und Gemäldesammlung Erwähnung, welche letztere sich jedoch größtentheils auf Porträts der zur Familie gehörigen Personen beschränkt.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses ist nicht genau bekannt, und seine Geschichte enthält keine Momente von besonderem Interesse. Aber unter den Besitzern sind Namen, an die sich unsterblicher Ruhm knüpft.

Der Gefeiertste von Allen ist unzweifelhaft Sir Philip Sidney, dessen Mutter, Mary Dudley, eine Tochter des Herzogs von Northumberland und die Schwester Lord Guilford Dudley's war, der mit seiner jungen Gemahlin, Jane Grey, unter Henkershand verbluten mußte, weil Letztere auf den Rath ihres Schwiegervaters nach Heinrichs VIII. Tode gewagt hatte, der blutigen Maria gegenüber als Kronprätendentin aufzutreten. Nach dem einstimmigen Urtheile seiner Zeitgenossen und Biographen war Sir Philip der vollkommenste männliche Charakter aller Zeiten, von dem selbst sein eigner Vater mit Stolz zu sagen pflegte, daß „er mehr Tugenden besitze, als irgend ein anderer Mensch". Wie zu allen Zeiten große Männer die Söhne vortrefflicher Mütter gewesen sind, so erfreute sich auch Sir Philip einer solchen. Das schwere Unglück, welches die Familie in der Person ihres Bruders und seiner Gemahlin betroffen, hatte sie bestimmt, sich von der Welt zurückzuziehen und nur der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Unter der Leitung dieser vom Schicksal schwer geprüften Frau wuchs der Knabe auf und entwickelte alle die vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, deren Keime er schon bei der Geburt von seiner edeln Mutter empfangen hatte. Er war ein guter Sohn, ein zärtlich liebender Bruder, namentlich seiner Schwester, der schönen und geistreichen Gräfin Pembroke, mit unbeschreiblicher Innigkeit zugethan; groß als Staatsmann, wie als Krieger, und genoß auch im Auslande so hohe Achtung, daß die Polen ihm selbst ihre Krone antrugen. Allein jedem Ehrgeize fern, schlug er sie aus, denn alle seine Kräfte wollte er nur dem Vaterlande weihen. So ruhmvoll jedoch sein Leben war, eben so kurz war es; schon im frühen Alter von zwei und dreißig Jahren fand er auf dem Schlachtfeld von Zutphen (1586) in Flandern seinen Tod. Auch die letzten Lebensmomente dieses merkwürdigen Mannes geben noch einen schönen Zug seines edeln Herzens. Kurz vor dem Verscheiden vom brennendsten Durste geplagt, verlangte er nach Wasser, das ihm endlich gebracht wurde, und war im Begriffe, die ersehnte Flüssigkeit an seine trockenen Lippen zu setzen, als er die

620428A

Klage eines neben ihm liegenden schwer verwundeten Soldaten vernahm und das Gefäß mit den Worten zurückwies: „Gebt es ihm, er braucht es nöthiger als ich!“

Ein zweiter großer Charakter in dieser Familie ist Algernon Sidney, der edle Republikaner, dem ohne Zweifel von Jugend auf ein Musterbild römischer Tugend vorgeschwebt hatte. In einer unruhigen Zeit geboren, nahm er an ihren Kämpfen Theil, focht unter Cromwell gegen den König und mußte nach der Restauration in das Ausland fliehen, von wo er, ringender Familienangelegenheiten halber, und auf ein ihm von Karl II. zugesichertes freies Geleit bauend, mehrere Jahre später nach England zurückkehrte, um dort verhaftet, vor Gericht gestellt und dem Henkersbeil überliefert zu werden. In den Hallen von Penshurst hängt sein Porträt, welches den festen, aber melancholischen Blick eines Mannes trägt, der unter politischem Märtyrerthume aufgewachsen ist und ein dunkles Ende seiner Laufbahn vorauszusehen scheint.

Gegenwärtig ist das Schloß im Besitze des Lord de L'Isle, eines Seitensprößlings der Sidney'schen Familie, der mit ächt englischer Gastfreundschaft jedem Fremden Zutritt darin gestattet und von den Eingesessenen seiner Besitzung geliebt und verehrt wird.

Das Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und seinen Unterthanen ist in England überhaupt ein ganz anderes, als in den meisten Theilen von Deutschland, so wie auch die Stellung des Adels den übrigen Ständen gegenüber eine andere ist. Der Gutsherr — gleichviel ob Lord oder nur Squire — herrscht nicht, wie im Norden von Deutschland noch heutigen Tages, als Despot über seine Eingesessenen, welche ihm Frohn-, Hand- und Spanndienste leisten müssen und selbst in den Bewegungen ihres Privat- und Familienlebens von seinem Willen abhängig sind; er übt keine Polizeigewalt über sie aus, und darf nicht nach Gutdünken Gefängniß oder andere Strafen verhängen. Wehe dem Gutsherrn, welcher der persönlichen Freiheit eines seiner Eingesessenen in England zu nahe zu treten wagte! Beide, wenn gleich Ersterer eine Grafenkrone im Wappen trägt, und Letzterer nur ein schlichter Landmann ist, genießen gleiche Rechte, gleiche persönliche Freiheit, und sind in gleichem Grade eifersüchtig auf die Wahrung derselben. Der Eingesessene hat keine andern Verpflichtungen gegen den Gutsherrn, als die pünktliche Entrichtung der jährlichen Pachtgelder und Grundzinsen; in jeder andern Beziehung ist er so unabhängig, wie der reichste Lord. Aber der Gutsherr ist in der Regel der Freund, der Rathgeber und, wo die Noth es erfordert, der Helfer seiner Eingesessenen. Nicht mit Furcht und Zagen, sondern mit Vertrauen wendet sich der Landmann an ihn, und findet, was er sucht. Dagegen erzeigt er ihm bereitwillig die seinem Range gebührenden äußeren Ehren, und denkt und spricht mit Liebe von seinem Gutsherrn. Dieses schöne Verhältniß gründet sich lediglich darauf, daß jeder von Beiden die Rechte des Andern achtet, — eine nothwendige Folge der freien und heilig gehaltenen Verfassung eines Landes, in dem das Gesetz nicht Lüge, sondern Wahrheit ist.

Du Bois.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

CANTERBURY

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Canterbury.

Warum ich diese alte Stadt so lieb habe, mehr als alle andern alten Städte, die ich kenne? Sind es die Erinnerungen an Copperfield's Schultage und an die blonde Agnes? Sind es die an den alten Poeten Chaucer und seine Pilgrime und das Wirthshaus zum „Tabard" oder „Talbot" in London, welches ich selber noch gesehen habe, mit dem alten eingemauerten Schilde und der Inschrift: „Dies ist das Wirthshaus, wo Sir Jeffry Chaucer und die neun und zwanzig Pilgrime lagen auf ihrer Reise nach Canterbury, anno 1383." — Ich weiß es kaum zu sagen. Aber da ist sie, die alte erzbischöfliche Stadt, die Cantuaria der Sachsen, die Stadt der Männer von Kent, das „Kantelburg" der deutschen Studiosen, so der Gottesgelahrtheit beflissen. Da steht sie vor mir mit ihrer alten Kathedrale, mit ihren alten Kirchen, Asylen und Klosterresten, mit ihren alten Straßen und alten Giebelhäusern! Ein Gefühl überkommt mich, wie an jenem Morgen, wo ich zuerst unter dem Schatten dieser Häuser wanderte — nicht, als ob ich alt geworden, aber als ob ich in der alten Zeit gelebt hätte. Eine solche Ruhe ist über sie ausgebreitet, wie aus vergangenen Jahrhunderten. Die Sonne bescheint diese grauen Dächer mit ihren alten, alten Schiefern und diese Thürme wie eine andere Sonne; als ob weniger Farbe darin wäre, blasser, matter, träumerischer, wie auf dem Hintergrund von alten Heiligenbildern. Und ringsum ist die alte Mauer, eingestürzt an einigen Stellen, aber überall bekleidet mit Epheu und wilden Blumen, welche stark in der Mittagsstille duften, und stille Gärten liegen hinter den Mauern und in den stillen Straßen sind alte Wirthshäuser mit großen, kühlen, gewölbten Gemächern. . . . Ist es diese Erinnerung, welche mich ergreift, so oft ich an Canterbury denke?

Und ein duftiger Morgen im August war es, als ich von Deal, einem Hafenstädtchen an der Küste von Kent, dahin fuhr, durch grüne Wiesen an beiden Seiten, ganz in Sonne gebadet, und nur mit einem Baume hier und dort, welcher seinen dunkelblauen Schatten auf die weite, breite Fläche blendenden Grüns warf, und auf ein paar Kühe, die darunter standen, am Bache, halb im Wasser.

Ein herrliches Land! Ein Hopfen- und Wiesenland, ein Obst- und Kornland, ein Land voll stattlicher Eichen und überwölbender Ulmen, ein Land von Flüssen bewässert, in welchen die Forelle sich tummelt — ein Land mit Dörfern am Wege, still und reinlich und von Feldern umgeben, in denen kernige Bauerburschen und starke Bauermädchen arbeiten, mit dem ächt goldenen Sachsenhaar und den treu blauen Sachsenaugen ihrer Vorfahren vor tausend Jahren. Dazwischen hier und da, durch Strecken breiten Grüns und Gehölzes getrennt, eines jener altmodigen Manor-Häuser aus rothem Backstein, welche das Entzücken des Reisenden in England sind — Tudorstyl mit Thürmlein und Thorbögen, mit einem großen Aufwand malerischer Fenster und seltsamer Giebel-Enden, mit aus-

gezacktem Gebälk und vorspringenden Mauerecken, auf denen jetzt die Vögel sich versammeln. Diese Häuser sind die Ueberreste des herzigen Alt-Englands. Grundbesitzer lebten hier — Squires genannt, — jenes vortreffliche Geschlecht von Trinkern und Fuchsjägern in ledernen Hosen, welches wir so sehr lieben — Squires mit ihren runden Frauen, den Squiressen, und apfelbäckigen Töchtern und geschmeidigem Nachwuchs von Söhnen, Jungen, welche ein wundervoll schlaues Auge für den Schritt eines Pferdes hatten und ein Rebhuhn so sicher unterbringen konnten, als ihre fröhlichen Väter. Diese waren von der berühmten alten „Gentry" des Landes, Leute, welche zwischen den adeligen Eigenthümern zahlloser Aecker und den Hüttenbewohnern standen, die ihre Nachbarn waren; Etwas von dem Blute der großen Grafschaftsfamilien war in ihnen und mit einem Mylord als Vetter hatten sie ein ganzes Dorf zu Freunden und guten Bekannten. Weise, lustig, ein wenig rauh und roh zu Zeiten, aber immer nützlich war die landbegüterte Gentry jener Zeit, etwa das — aber ohne adelig zu sein — was die kleinen Landedelleute in unserm Vaterlande sind. Herr Fielding gibt uns eine lebendige Skizze derselben in seinem Roman von „Tom Jones, dem Findling," in den beiden würdigen Nachbarn Squire Allworthy und Squire Western, von denen der Eine unaufhörlich damit beschäftigt ist, Leute glücklich zu machen, während der Andere — offenbar ein viel treueres Bild seiner Zeit — ebenso unaufhörlich auf die Jagd reitet, flucht und sich mit seinen Pastoren betrinkt.

Unter solchen Bildern aus alter Zeit kommt der Fremde nach Canterbury und zu dem West-Thor (Westgate), dem einzigen, welches noch stehen geblieben auf der Straße, die von London hereinführt und durch dessen gothischen Bogen aus dem 14. Jahrhundert schon damals die Canterbury-Pilgrime einzogen, — er voran, den wir eben geschildert haben, der „Squire", mit einer eigenen Art von Kappe auf dem Kopfe und mit einem mächtigen Rappier an der Seite, der „Yeoman" mit einem langen Spieß über der Schulter, der gottesfürchtige „Priester", mit einem ungeheuern Kragen angethan, die „Priorin" mit verschleiertem Haupte, die lustige „Frau von Bath", der „Koch" und der „Advokat" — alle beritten auf stattlich gegürteten Pferden mit Muschelzäumen und reich verbrämten Decken. Denn hochberühmt als Wallfahrtsort war Canterbury in jenen katholischen Jahrhunderten. Hier, in seiner eignen Kathedrale, war Thomas a Becket ermordet worden, am Altare, auf einer Steinplatte, die noch heute die Flecken seines Blutes zeigt. In dem Kampf der Kirche gegen den Staat, welcher das Mittelalter kennzeichnet, war er fast der letzte Kämpfer von Bedeutung gewesen. Denn Gregor VII. war lange todt und der Papst Alexander war im französischen Exil. Aber auf englischem Boden hätte sich das Schauspiel von Heinrich IV. und dem Schloßhof von Canossa wiederholen sollen. Nur daß Heinrich II., der König von England damals, der erste Plantagenet, aus anderm Stoffe war, härter, eiserner, jünger dabei, nicht blos von Jahren, auch im Blute, als jener Vorletzte des erlöschenden fränkischen Kaiserhauses, der in Acht und Bann der Kirche starb. Heinrich II. hat den Grund gelegt, den Anfang gemacht zu jener frühen und vollständigen Befreiung Englands von dem katholischen Joche. Er begriff den eigentlichen Kernpunkt des Kampfes und gab die Parole zu rechter Zeit aus: entweder Krone oder Mitra! Thomas a Becket war ganz sein Geschöpf — bevor er der übermüthige Prälat geworden, war er ein City-Knabe von ganz bescheidenem Herkommen gewesen. Aber ein genialer Knabe, unermüdlich in seinen Studien, der sich bald bemerklich machte. Durch Heinrichs Gunst stieg er zu seinem Kanzler empor — etwa das, was man heute einen Premierminister nennen würde. Ein Weltmann war er dabei, hielt eine verschwenderische Tafel, ein glän-

zendes Gefolge, zahllose Diener und Pferde und unterstützte den König in seinen Bestrebungen gegen die Hierarchie, bis er Erzbischof von Canterbury und Primas von England geworden. Da kehrte er den Spieß um, gegen den König. Und einen harten Widersacher, hart wie er selber, hatte der König an ihm. Acht Jahre dauerte der Kampf, abwechselnd mit Verbannung und Achtserklärung. Fitzstephen, der Historiker des Erzbischofs, und nach ihm Hume, erzählen das Ende folgendermaßen: „und der König selbst, welcher heftig erregt war, brach in einen Ausruf gegen seine Diener los, deren Mangel an Eifer, sagte er, ihn so lange den Unternehmungen dieses undankbaren und herrschsüchtigen Prälaten hätte ausgesetzt gelassen. Vier Herren von seinem Hofhalte, Reginald Fitz-Urse, William de Traci, Hugh de Moreville und Richard Brito, welche diese leidenschaftlichen Ausdrücke als einen Wink für Becket's Tod nahmen, theilten sogleich ihre Gedanken einander mit, und schwörend, den Streit ihres Fürsten zu rächen, entfernten sie sich heimlich vom Hofe" (welcher damals, wie dies in den normannischen Zeiten zuweilen vorkam, innerhalb der französischen Besitzungen, zu Bayeux, gehalten ward). „Drohungen, welche sie hatten fallen lassen, gaben einen Argwohn ihrer Absicht; und der König sandte ihnen einen Boten nach, ihnen anbefehlend, daß sie Nichts gegen die Person des Primas unternehmen sollten. Aber diese Befehle kamen zu spät an, um ihr verhängnißvolles Vorhaben zu verhindern. Die vier Mörder, obgleich sie verschiedene Wege nach England einschlugen, kamen doch fast zu derselben Zeit in Saltwood bei Canterbury an, und nachdem sie sich dort mit einigen Helfern vereinigt hatten, eilten sie in großer Hast nach dem erzbischöflichen Palaste. Sie fanden den Primas, welcher sich gänzlich auf die Heiligkeit seines Charakters verließ, sehr unzulänglich bewacht; und obgleich sie viele Drohungen und Vorwürfe gegen ihn ausstießen, so war er doch der Furcht so unfähig, daß er, ohne irgend welche Vorsicht gegen ihre Gewalt anzuwenden, sogleich nach der Kirche des heil. Benedikt ging, um die Vesper zu hören. Sie folgten ihm dahin, griffen ihn vor dem Altar an und nachdem sie sein Haupt gespalten hatten, zogen sie sich zurück, ohne Widerstand gefunden zu haben. Dies war das Ende von Thomas a Becket." —

Aber nur sein weltliches. Denn die Kirche hatte ein anderes Schicksal für ihn in Bereitschaft. Er war als Märtyrer für sie gefallen, und sie machte ihn zum Heiligen; ja, sie zwang den Monarchen, zu seinem Grabe zu wallfahrten. Auf spirituellem Gebiete mochte sie ihren Triumph proklamiren: in der Wirklichkeit hatte sie verloren. Mit Thomas a Becket war die Kirche von Rom in England für alle Zeiten zertreten worden, und seinem Sturz hatte es die Zukunft zu danken, daß es keinen katholischen Theil von England geben sollte, wie es einen katholischen Theil von Deutschland gibt. —

Freilich, das währte noch vierhundert Jahre. Denn zwischen Ursache und Wirkung ist oft ein langer Zwischenraum in der Geschichte. Zwei Jahre nach seiner Ermordung wurde Becket kanonisirt und wurde der populärste von allen Heiligen. Am 7. Juli 1220 wurde der Leichnam des Heiligen unter großen Festlichkeiten in der Kapelle beigesetzt, die fortan ihm gewidmet war und blieb bis zur Reformation — „die Kapelle des heil. Thomas, des Märtyrers". Der päpstliche Legat und die Erzbischöfe von Canterbury und Rheims trugen auf ihren Schultern den Sarg in den Heiligenschrein. Der 7. Juli wurde fortan der Tag des Heiligen, und der Schrein, in dem er ruhte, blieb Jahrhunderte lang der Zielpunkt großer und berühmter Wallfahrten aus aller Herren Länder.

Von der Hauptstraße der Stadt, High-Street (so heißt fast in jeder Provinzialstadt von England die Hauptstraße), führt ein schmales, alterthümliches Gäßchen, Mercerylane, zu dem Platze der Kathedrale. In diesem Gäßchen ver-

sammelten sich in jenen alten Zeiten die zahlreichen Pilgrime, welche von allen Gegenden nach Canterbury zum Feste des Heiligen strömten, wie der alte Chaucer singt, der die Pilgerschaft in seinem unsterblichen Gedichte gefeiert:

Aus jeder Grafschaft zogen sie
In Engelland nach Canterbury,
Um durch des Heil'gen Nähe zu genesen,
Der ihnen half, so oft sie krank gewesen.

Hier nun, sobald man aus dem Gäßchen herausgetreten, steht die Kathedrale vor dem Beschauer in ihrer ganzen mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit. Ihre viereckigen Thürme in der That sind überall sichtbar, so lange man einen Blick von Canterbury hat; der Reisende sieht sie, wenn er auf der Eisenbahn von Dover nach London fährt, eine Erinnerung an das mönchische England, wie das Kastell von Dover ihm eine gewesen an das feudale England. Die Kathedrale ist der vorherrschende Zug in dem Bilde von Canterbury, und wo immer man auch stehen mag in den Straßen oder der Umgebung dieser Stadt: sie bleibt uns gegenwärtig, wie ein ernster und feierlicher Gedanke. Der Grundstein dieses heiligen Gebäudes ist unter Wilhelm dem Eroberer gelegt worden — so weit zurück, bis in's 11. Jahrhundert, reicht ihre Entstehung; aber ihre hervorragende Bedeutung erhielt sie erst durch das Märtyrerblut des heil. Thomas, das in ihr geflossen. Könige machten ihr Schenkungen, das Volk opferte hier seinen Sparpfennig, und die Erzbischöfe, wie sie einander folgten, hatten reichliche Mittel, um das herrliche Werk, welches die Zeit überdauern soll, zu fördern und zu vollenden. Aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen die einzelnen Theile, aus jenen Jahrhunderten, die für die nationale Baukunst das klassische Alter gewesen. Daher das Ganze in seiner hehren Gestalt den Charakter des Mannichfaltigen trägt, innerlich gebunden durch den Einen Geist, welcher damals das Höchste in seinen steinernen Gedichten zu feiern liebte, in jenen Domen, deren Thürme sehnsuchtsvoll zum Himmel emporzustreben scheinen. Solch ein Geist lebt in den dunkeln Gängen und hohen Hallen, in die der Fremde tritt, für einen Augenblick vergessend, indem ihn die Stille und Heiligkeit des Ortes anweht, daß er nur gekommen ist, um zu schauen. Zuweilen, mitten auf unsern Wanderungen, überkommt uns solch ein Gefühl der Andacht vor Dem, was gewesen: so gut in einer Kirche, als auf einem Kirchhofe oder in einem alten Hause, dessen Geschlechter dahingegangen sind.

Der Chor der Kathedrale ist von einer imposanten Wirkung, wenn man seine Pfeiler, seine Bögen zuerst erblickt und unter seine Wölbung tritt, wie unter die Wölbung eines Eichenhaines, denen der germanische Heimathsgeist diese Art zu bauen abgelauscht hat. Er ist in anglo-normannischem Styl, welcher sich von unserer Gothik wesentlich nicht unterscheidet. Es sind dieselben germanischen Grundelemente in beiden. Auf der Nordseite der Kathedrale sind die Kreuzgänge, das Kapitelhaus und die Reste des erzbischöflichen Palastes. Die Schatzkammer befindet sich in einem viereckigen Thurme von anglo-normannischer Bauart am östlichen Ende, und hier, vor der Aufhebung des katholischen Glaubens, wurden der Hirtenstab Becket's und die zahlreichen Reliquien niedergelegt, welche noch Erasmus beschrieben. Im Schiff, in den Flügeln und der Krypta liegt ein König von England, eine Königin, ein Prinz von Wales, Kardinäle und alle Erzbischöfe von 1162 bis 1502 begraben — eine lange Reihe von Männern, nun zu Staub geworden, aber in ihrer Zeit für groß erachtet und herrlich und heilig. Viel steinerne Figuren mit der Mitra auf dem Haupte, mit Gesichtern, als ob sie schliefen, mit gefalteten Händen, ruhen hier unter den Pfeilern, in der Dämmerung, die

durch gemalte Scheiben fällt. Man empfängt hier kaum den Eindruck des Todes — aber man wandert hier in einer andern Welt, in einer, die zu Stein geworden. Stein ist Alles: Stein der Boden, Stein die Decke, Stein das Leben selber. Mein längster Aufenthalt war vor dem Grabe des schwarzen Prinzen — jenes Unerschrockenen, Lebenslustigen, Siegesfrohen, den die Sage, das Volk und Shakespeare lieben. Er war ein Prinz von Wales und derjenige, der zu dem stolzen Titel das stolze Emblem gewann: den Stirnreifen mit den Straußenfedern und der deutschen Devise: „Ich dien!" Das war in der Schlacht von Crecy, ruhmreichsten Andenkens für England, wo er die Truppen und Heeresvölker seines königlichen Vaters, des dritten Eduard, zum Siege führte auf französischer Erde. Da, nach gewonnener Schlacht, fand er erschlagen den König von Böhmen, der seinem Vetter von Frankreich zu Hülfe gezogen war. Von dem Haupte des Gefallenen nahm er dessen Stirnschmuck — jenen Goldreifen, dessen deutsche Inschrift den Träger als einen Vasallen des Kaisers deutsch-römischer Nation bezeichnete. Auf die schwarzen Locken — nach denen das Volk ihn nannte — drückte da der ritterliche Prinz den goldenen Reifen mit Spruch und Federn, die nachher allen Prinzen von Wales in ihrem Wappen bis auf diesen Tag verblieben sind. —

Dieser Prinz ist noch immer der Liebling des englischen Volkes und das Buch aus alter Zeit, welches seine Kriegsthaten, seine Liebesabenteuer und seinen frühen Tod erzählt, ist noch heute, neu gedruckt „in diesem Jahre", zu finden in all' jenen Läden Londons und der Landstädte, welche mit Aepfeln, Honigfladen und Balladen handeln, unter dem Titel: „Geschichte von Eduard, dem schwarzen Prinzen, zusammen mit der Eroberung von Frankreich". Einen interessanten Theil desselben, und derjenige, welcher am populärsten ist, bildet des Prinzen Liebesgeschichte mit Johanna (Joan), „dem schönen Mädchen von Kent". Der alte Chronist beschreibt das Paar folgendermaßen: „Er, die Glorie seines Geschlechtes wegen seiner kriegerischen Thaten und aller fürstlichen Tugenden; und sie, die Blume des ihrigen, wegen einer höchst überraschenden Schönheit." — Auf ihrer Rückkunft von der Normandie, so erzählt das alte Buch, wurden der König und sein Sohn von Wales mit einem großen Bankett zu Dover begrüßt. Das „schöne Mädchen von Kent" ist gegenwärtig und der Prinz, bezaubert von ihrer Schönheit, kann sein Auge nicht abwenden. Der Prinz, welcher seinen Vater durch eine zu offene Kundgebung seiner Leidenschaft zu erzürnen fürchtet, reist mit dem königlichen Zuge ab, unterwegs aber stiehlt er sich fort und eilt nach Dover zurück, wo er um eine heimliche Zusammenkunft mit Joan nachsucht, welche sie ihm auch bewilligt. In einer „kühlen Laube" gesteht er seine Leidenschaft und die Liebenden geben sich das Wort der Treue. Staatsgeschäfte rufen den Prinzen nach Frankreich zurück, aber er unterhält einen Briefwechsel mit seiner schönen Herrin, welchen das alte Buch auch getreulich mittheilt. In einem von ihren Briefen ermahnt die Holde den theuern Mann, „sich in Acht zu nehmen und um ihretwillen sich keiner Gefahr auszusetzen." Diesen guten Rath scheint der Prinz befolgt zu haben, denn bald darauf kommt er im Triumph nach seinen vaterländischen Küsten zurück, der König, in einem Anfall von guter Laune, nimmt Joan als Schwiegertochter an und so schließt die Geschichte — wie jeder gute Roman soll — „mit der Heirath". — Es schadet der Romantik des alten Buches nicht viel, daß die historische Kritik ein weit verschiedenes Bild von dem schönen Mädchen von Kent entwirft, — daß sie nicht ein „überschäumendes junges Ding" gewesen, wie das alte Buch es will, sondern eine Wittwe mit vier Kindern, und Alles in Allem beinahe das Ideal jenes andern Prinzen von Wales hätte sein können, jenes, dessen unsere Zeitgenossen sich noch recht wohl als des „feinsten Herrn in Europa"

erinnern, des nachmaligen Georg IV., dessen Wahlspruch in Bezug auf das schöne Geschlecht gewesen: „fett, vergnügt und vierzig."

Nun — da liegt er in der Kathedrale von Canterbury begraben, in dem Boden, den er liebte, in der Stadt, in welcher er gestorben — es sind nun bald fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend. Auf seinem Sarkophage ausgestreckt ruht seine Figur von vergoldetem Erz, vollständig bewaffnet, mit einer Krone auf dem Haupte, aus welcher die Steine gebrochen, mit geschlossenen Händen, aus welchen Cromwell („der Frevler" sagt mein Guide-Book) das Schwert gestohlen. Ueber ihm von der Wölbung herab hängen seine Trophäen — seine Handschuhe, vergoldet, aber schwarz geworden von der Farbe der Zeit, sein Panzer, mit Leinen gefüttert und gestickt mit Gold — fünfhundert Jahre alt, ein halbes Jahrtausend! Und eine Inschrift in dem Normanno-Französisch jener Zeit sagt:

„Hier liegt der sehr edle Prinz Eduard, ältester Sohn des sehr edlen Königs Eduard III., Prinz von Aquitanien und Wales, Herzog von Cornwall und Earl von Chester, welcher starb auf dem Sonntag nach Trinitatis, den 8. Juni 1376. Der Seele desselben gewähre Gott Gnade. Amen."

Und nun wollen wir noch ein Wort hinzufügen über den Erzbischof von Canterbury, welcher noch heute die vornehmste Person in England nach dem königlichen Hause ist. Er ist „Primas Regni" (Primate of all England), der Primas von ganz England, während der von York nur Primas von England ist. Er ist der erste Peer des Reiches, daher er auch sogleich nach den Prinzen von Geblüt seinen Rang hat und allen Herzogen und vornehmen Kronbedienten vorgeht. Er hat das Vorrecht, sich acht Kapläne zu halten, während ein Herzog nur sechs haben darf. Sein Titel ist: Your Grace (Ew. Gnaden) und „most reverend father in God" (hochwürdigster Vater in Gott). Er schreibt sich „von Gottes Gnaden" (by divine providence, Divina providentia) und empfängt auch diese Titel vom Könige. Er krönt die Könige und Königinnen von England im Westminster und 21 Bischöfe stehen unter ihm. Der Bischof von London ist sein Provinzial-Dechant, der Bischof von Wincheſter sein Unterdechant, der Bischof von Lincoln sein Kanzler und der von Rocheſter sein Kaplan. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf mehr denn 100,000 Thaler und seine Stadtresidenz in London ist der Palast von Lambeth, jener stattliche Bau in der frühen englischen Gothik, den Parlamentshäusern gegenüber, auf dem rechten Themseufer, den der Fremde mit Recht bewundert, wenn er auf einem von den Themseböten an seinen Grundmauern vorüberfährt.

Ein solcher Mann ist der Erzbischof von Canterbury — und zu denken, daß der Geringste aus dem Volke durch Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und persönlichen Werth sich zu diesem Platze, welcher dicht hinter den Königen von England ist, emporarbeiten kann: das erfüllt uns auf's Neue mit Achtung und Ehrfurcht vor der Verfassung dieses Landes, welches zwar streng hält an den Vorrechten der Geburt, aber daneben auch diejenigen des Geistes und Verdienstes in weltlichen sowie geistlichen Dingen wohl anzuerkennen weiß.

Aber fast zu lange schon bei dem letzteren haben wir verweilt. Und doch ist Canterbury im eminentesten Sinne die geistliche, die erzbischöfliche Stadt. Ihr mittelalterlicher Charakter, mitten in der Zeit, in der wir und ihre Einwohner leben, kann gar nicht anders verstanden werden. So viele Kirchen, so viele Klosterreste sind übrig geblieben, die nun, nicht wie sein Abbild, sondern wie das Mittelalter selber in dieses Jahrhundert hineinragen. So viele Abtei- und Priorei-Höfe, so viele Thorwege, so viele Thürme! Kirchen aus jedem Jahrhundert, von den frühesten nach kirchlicher Rechnung angefangen. Die ersten christ-

lichen Briten, die Sachsen, die Normannen haben der Stadt ihre kirchlichen Monumente hinterlassen. Da ist auch eine, von all' diesen alten Kirchen die älteste, in einer Vorstadt von Canterbury, die Kirche des heiligen Martin, von einigen Christen der römischen Armee erbaut, welche Britannien dem fernen Rom unterjochte. Diese Kirche, in welcher die gute Königin Bertha einst betete und darin begraben ward, sieht den Fremden mit jenem Blick an, den das Herz versteht — ernst und traulich, als ob man wünschen sollte, einst hier auch ruhen zu dürfen, als ob sich's hier heiliger ruhte unter den uralten Eichenbäumen und den zeitgebeugten Mauern, welche ganz von Epheu umhüllt sind. Und so viele Hospitäler und Armenhäuser sind da — das des heiligen Johann und das des heiligen Nicholas von Harbledown, hochgeehrt in den Pilgertagen von Canterbury und noch heut mit seinem Epheu und wilden Mauerblumen, mit seinen grauen Steinen, seinen Rissen und Sprüngen in hohem Grade malerisch, wenn man es aus den Schluchten des Hohlwegs betrachtet, welcher einst die Straße nach London war. —

Aber die Stadt selbst hat diesen Charakter, — die Giebelhäuser, die engen Straßen, die Winkelgassen, obgleich sich nun mit ihnen auch der Eindruck des soliden Reichthums und der Behaglichkeit des Lebens mischt, für welche Kent berühmt ist. Und eine andere Erinnerung wird in mir lebendig, indem ich im Geiste noch einmal an diesen altmodigen Gebäuden dahingehe, durch die Straßen, welche voll sind von dem warmen Augustsonnenschein und Schatten, von dem Gedränge der Menschen und dem bunten Marktgewühl des Vormittags — eine Erinnerung von ganz anderer Art, aber mir nicht minder werth. Denn welcher lesende Mann unserer Zeit könnte in Canterbury sein, ohne an den Roman zu denken, dessen rührendste Scenen in dieser Stadt liegen, und an den Verfasser desselben — an David Copperfield und Charles Dickens? Mit dem ihm eigensten Zauber von Wehmuth und Humor hat er für mich jedes dieser Häuser umkleidet — auch das dort, das „sehr alte Haus, welches sich über die Straße vorneigt; ein Haus mit langen, niedrigen Gitterfenstern, welche sich noch weiter vorneigen und Balken mit geschnitzten Köpfen an den Enden, welche sich auch vorneigen, so daß ich mir einbildete, das ganze Haus lehne sich vorwärts, um sehen zu können, wer auf dem engen Pflaster darunter vorübergehe." Dieses ist ein ächtes Canterbury-Haus, und kann als ein Muster für alle andern gelten; und in diesem besondern, mit seinem altmodigen Messingklopfer, seiner niedrigen Bogenthür und Ecken und Winkeln und Schnitzereien und seltsamen kleinen Glasscheiben und noch seltsameren kleinen Fenstern („obwohl so alt wie die Berge, doch so rein wie der Schnee, der jemals auf die Berge fiel") hat die blonde Agnes gewohnt — jenes stille Geschöpf mit der liebenden Seele, welche den Helden des Romans beglückte, als er krank war von all' den falschen Freuden und Täuschungen der Welt; als seine erste Liebe gestorben war — die kleine Dora, dieses Kind von einem Weibe, welches lieben konnte, aber doch nur wie ein Kind, und ihren Hund ebenso liebte, wie ihren Mann, und den Tod ihres Hundes nicht überlebte.

Tausend Erinnerungen werden in mir wach, jetzt, wo ich an Agnes und an Canterbury denke und daran, ob der Mann jemals seine erste Liebe vergessen kann? Aber solch' eine Liebe, die Nichts ist als ein Gefühl, ohne den Hintergrund des wirklichen Lebens und Nichts in sich hat von der hülfreichen Kraft, die das wirkliche Leben verlangt: sie kann nur ein Jugendrausch sein, ein Traum, der mit der Jugend entschwinden muß. Glücklich Derjenige, der dann gleich unserm Helden in irgend einem abgeschiedenen Hause, gleich diesem von Canterbury, ein Wesen findet mit einer stillen, starken Seele, um ihn empfinden zu lassen, daß die erste Liebe

nicht immer die wahre gewesen, welche das Leben von denen fordert, die es gemeinsam in Lust und Leid ertragen wollen.

Spät in der Dämmerung verließ ich Canterbury. Das letzte Bild der schwindenden Stadt, wie es das erste gewesen, war die Kathedrale, welche sich mit dem feinen Spitzenwerk ihrer Thürme und dem grauen Gemäuer ihres Längenschiffs klar gegen den hellen Sommerabendhimmel abzeichnete. Und was Dickens von der Kathedrale sagt, das möchte ich jetzt, wenn ich jenes Tages gedenke, auf ganz Canterbury anwenden: „Der erdige Geruch, die sonnelose Luft, die Empfindung, daß die Welt ausgeschlossen sei, das Dröhnen der Orgel durch die schwarz- und weißgewölbten Gallerien und Flügel sind Schwingen, die mich zurücktragen und mich schwebend halten in einem halbschlafenden und halbwachenden Traume." —

Julius Rodenberg.

Cherbourg.

„Zwing-England" würde der Name dieser französischen Seefestung sein, wenn es noch Mode wäre, ein solches Kind beim rechten Namen zu nennen. Da der Zweck dieses großartigen Hafenbaues indeß schon so oft unverhohlen ausgesprochen worden ist, als eben der alte Erbhader zwischen Franzosen und Engländern sich auf der Weltbühne breit machte, so ist längst jener Name zur Sache nicht mehr nöthig.

Die Anerkennung der Wichtigkeit dieses Platzes gehört der neuern Zeit an. Vor etwa 170 Jahren gab ein damaliger Geograph eine kurze Beschreibung von Cherbourg, die uns den Kontrast mit dem heutigen Bilde desselben am klarsten vor Augen bringt. Sie lautet: „Cherbourg, von den Lateinern Caesaris Burgum genannt, weil sie Julius Cäsar solle erbauet haben, ist eine Stadt und Schloß in dem Constantinischen Gebiet, und von König Carln dem VII. Anno 1449 denen Engelländern abgenommen worden, als er sie aus Frankreich verjaget, deswegen dann jährlich den 12. Augusti eine general Procession bey allen vornehmsten Kirchen in der Normandie gehalten wird. Vor dieser Stadt liegt eine reiche Abtey, St. Augustini Ordens. Und hat es allhier auch einen kleinen Hafen oder Port, darein die Schiffe, bey anlauffendem Meer-Wasser, gelangen können".

Aus diesem „kleinen Hafen oder Port" ist seit 1783 bis 1857 mit einem Aufwand von über 190 Millionen Francs ein Bollwerk geworden, mächtig genug, um von den Franzosen „der Schlüssel des Kanals" genannt und selbst von den Engländern als solcher mit besorgten Augen angesehen zu werden.

Es ist eine ungeheure Summe, welche die verschiedenen französischen Regierungen schon seit Ludwig XIV. auf diesen Kriegsbau verwendet haben; aber gerade die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem königliche, republikanische und kaiserliche Herrscher an demselben festgehalten, deutet genügend an, daß er einem nationalen Gedanken dient, ein populäres Ziel verfolgt, und daß er deshalb in der Hand der Gewalthaber eines jener kostbaren Mittel ist, in Wechselfällen der innern Politik die Aufmerksamkeit der Masse auf einen äußern Punkt hinzulenken.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

CHERBOURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

ten und nach Umständen auch sehr schmutzigen Straßen; Handel und Wandel gedeihen doch leidlich in ihr, die Befestigungsarbeiten öffneten ihr reiche Quellen des Erwerbs und ihre Einwohnerzahl ist bis zu 36,000 emporgestiegen. Dieses alte Cherbourg hat an seiner Ostseite seinen besondern Handelshafen, der durch einen Kanal mit dem Meer verbunden ist, und auf der Westseite einen kleinen Winterhafen. An letzteren schließt sich im Nordwesten die neue Militärstadt an. Die Seeseite derselben bilden breite, mit Gebäuden bedeckte Kai's, während auf der Landseite die Befestigungen in einem Halbkreise von $1^1/_4$ Stunden Länge um die Stadt bilden, die noch besonders von einem Graben umgeben ist.

Innerhalb dieses Raums befindet sich die Hauptsache von Cherbourg, sein Kriegshafen, der aus drei großen, getrennten Bassins besteht. Von der Rhede oder dem Außenhafen gelangt man zuerst in den Vorhafen, der auch „Hafen Napoleons I." oder kurzweg „Napoleonshafen" heißt, weil er unter jenem Napoleon, der überhaupt dem ganzen Hafen seine dermalige Gestalt vorgezeichnet hat, noch im Jahre 1813 vollendet worden ist. Sein Bassin hat eine Länge von 900 Fuß, eine Breite von 750 Fuß, faßt 40 bis 50 große Schiffe und hängt mit der Rhede durch einen 206 — 530 Fuß breiten Kanal zusammen. Eine 130 Fuß lange und 58 Fuß breite Schleuße verbindet diesen Vorhafen mit dem nördlich davon gelegenen Fluthbassin, das unter Karl X., im Jahre 1829, ausgebaut und deshalb auch „Hafen Karls X." genannt wurde. Es ist ebenfalls 900 Fuß lang und 700 Fuß breit. Westlich von demselben nimmt das jüngste Werk, der Hinterhafen oder „Bassin Napoleons III.", an welchem von 1836 (als dem „Hafen Louis Philipps") bis 1858 gebaut worden ist, eine Fläche von 1300 Fuß Länge und 650 Fuß Breite ein und steht sowohl mit dem Vorhafen, als mit dem Außenhafen (Rhede) durch Schleußen in Verbindung. Er ist durchweg in Granitfelsen gehauen. Um diese drei Abtheilungen des Kriegshafens her reihen sich die riesigen Bauten, welche alle Erfordernisse einer großen Flotte herstellen oder aufbewahren, als da sind Werften und Zeughäuser, Magazine und Depôts, Maschinenbauanstalten und andere große Werkstätten, Ketten- und Ankerschmieden; am Hinterhafen insbesondere finden wir die sogenannten Helgen, d. h. schräge und überdachte Ebenen, auf welchen Schiffe gebaut werden, und acht Wasserdocks, deren größtes 500 Fuß lang ist. Diesen Theil von Cherbourg zeigt uns unser Bild, das uns nun noch auf eine andere Merkwürdigkeit des Hafenbaues hinweist.

Es ist dies der den Außenhafen oder die Rhede begrenzende Wellenbrecher, ein Steindamm von 11,900 pariser Fuß oder ungefähr eine halbe deutsche Meile Länge, welcher die Rhede und dadurch Stadt und Hafen vor den von Norden heranandrängenden Wogen schützt. Der Bau dieses Schutzdammes hat erst Millionen vergeblich verschlungen und viele Menschenleben gekostet. Begonnen ward er unter Ludwig XVI. und zwar machte man den ersten Versuch mit ungeheuern, kegelförmigen Holzkästen, die, bei einer Höhe von 70 Fuß, am Boden 142 und oben 60 Fuß breit und lang waren. Diese Kästen, und zwar 18 an der Zahl, wurden mit Steinen gefüllt und dann in das zur Ebbezeit hier 30 — 40 Fuß tiefe Meer versenkt. Die Räume zwischen den Kästen füllte man mit losen Felsstücken und Steinen aus. Diese sogenannten „Cherbourger Kegel" wurden jedoch gegen den Rath und Willen des Ingenieurkorps ausgeführt, und ebendeshalb geschah dies in so schlechter und gewissenloser Weise, daß sehr bald von den 18 Kegeln nur noch 8 aufrecht standen. Damit waren Millionen aus dem Staatsbeutel in's Wasser geworfen. Vom Jahre 1789 an ersetzte man die umgefallenen Kegel durch einen Steindamm; schon 1792 berechnete man das auf diese Art verbaute Material auf 2,665,400 Kubikmeter; nach und nach erhob sich der

Damm in seiner ganzen Länge von einer Stunde aus dem Wasser, an dem stumpfen Winkel der beiden Flügel desselben stand das Fort Napoleon und noch außerdem war es mit schweren Batterien armirt. Und all diese Arbeit von 16 Jahren zerstörte der Sturm einer einzigen Nacht im Jahre 1807. Die empörten Wogen begruben Damm, Fort, Batterien, Arbeiter und Besatzung in der Tiefe des Meeres. Napoleon und die Bourbonen ließen die Arbeiten am Molo liegen, erst Louis Philipp nahm sie wieder auf. Doch verfuhr man nun anders. Man brachte auf den losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel (17 Fuß dick), und erst darauf errichtete man ein vertikales Mauerwerk von 36 Fuß Breite an der Basis und 30 Fuß Breite an der Spitze. Nach der Seeseite wurde der Fuß des hier im Winkel auslaufenden Molo durch Versenken von 200 Kub.-Fuß starken Blöcken von künstlichem Granit befestigt, auf welche man dann noch Felsstücke von 50 — 100 Centner Schwere niederließ. Aber auch dieses Werk wäre im Jahre 1836 fast einem Sturm erlegen und bedurfte neuer Verstärkung; gegenwärtig ist der Damm an der Basis 246 Fuß breit, oben, wo er mit behauenen Steinen übermauert ist, $92^1/_2$ Fuß breit und 50 Fuß hoch und trägt als Befestigungswerke 2 Bastionen und 2 Forts. Sein Bau nahm im Ganzen nicht weniger als 66,862,000 Francs in Anspruch. Dafür haben nun allerdings hinter ihm 50 Linienschiffe und ebenso viele Fregatten Platz und Schutz, und das übrige Befestigungssystem zu See und Land, mit Benutzung der Inseln und Vorgebirge, ist ein solches Meisterstück der Kriegsbaukunst, daß man wohl annehmen darf, daß ein gewaltsames Eindringen in den Hafen auch der mächtigsten, zahlreichsten Flotte nur zum Verderben gereichen würde, so geschickt und wirksam sind die Kreuzfeuer aus hunderten von Kanonenröhren angelegt. Im Ganzen zählt man auf der Seeseite nicht weniger als 11 Forts, 2 Bastionen und eine Redoute, und auf der Landseite 7 Forts und 7 Redouten; von den Landforts ist das, von seinen Granitfelsen aus den Bahnhof beherrschende Fort de Roule für eine Besatzung von 10,000 Mann eingerichtet. Die Einweihung des fixundfertigen „Zwing-England" geschah am 6. August 1858.

Es ist vielleicht manchem unserer Leser entfallen, wie eifrig im Jahre 1853 ein möglicher Krieg mit England und die Art desselben öffentlich besprochen wurde. „Es soll," so sagte man, „in Cherbourg und in Brest eine Flotte zusammengehalten werden, theils zum Schutz, theils zur Deckung einer gelegentlichen Landung in England, im Allgemeinen soll aber der Krieg auf der atlantischen Seite ein Korsarenkrieg werden." Und darin stimmten alle, vom Admiral bis zum Schiffbauer, überein. „Im Kanal," sagt ein Anderer, „brauchen wir rasche Schiffe mit Schrauben und geringem Tiefgang, so daß sie in jeden unserer Häfen an der atlantischen Küste einlaufen können. Sie sollten wahre Raubvögel sein, um über die feindlichen Schiffe herzufallen, wo sie solche treffen, und um nöthigenfalls mit Sicherheit entfliehen zu können." — Cherbourg und dieser französischer Seits so schwärmerisch gepriesene Korsarencharakter des England zugedachten Seekriegs sind für den Franzosen zwei ebenso unwiderstehliche Reizmittel, jenes durch die Siegeszuversicht, die es ihm einflößt, dieses durch die Aussicht auf Gewinn, — als sie dem Engländer alles Ernstes zu denken und — zu thun gegeben haben. Die schwimmenden Festungen Altenglands sind — trotz Freundschaft und Bündniß — seitdem gegen Frankreich allezeit auf der Wacht.

Fr. Hofmann.

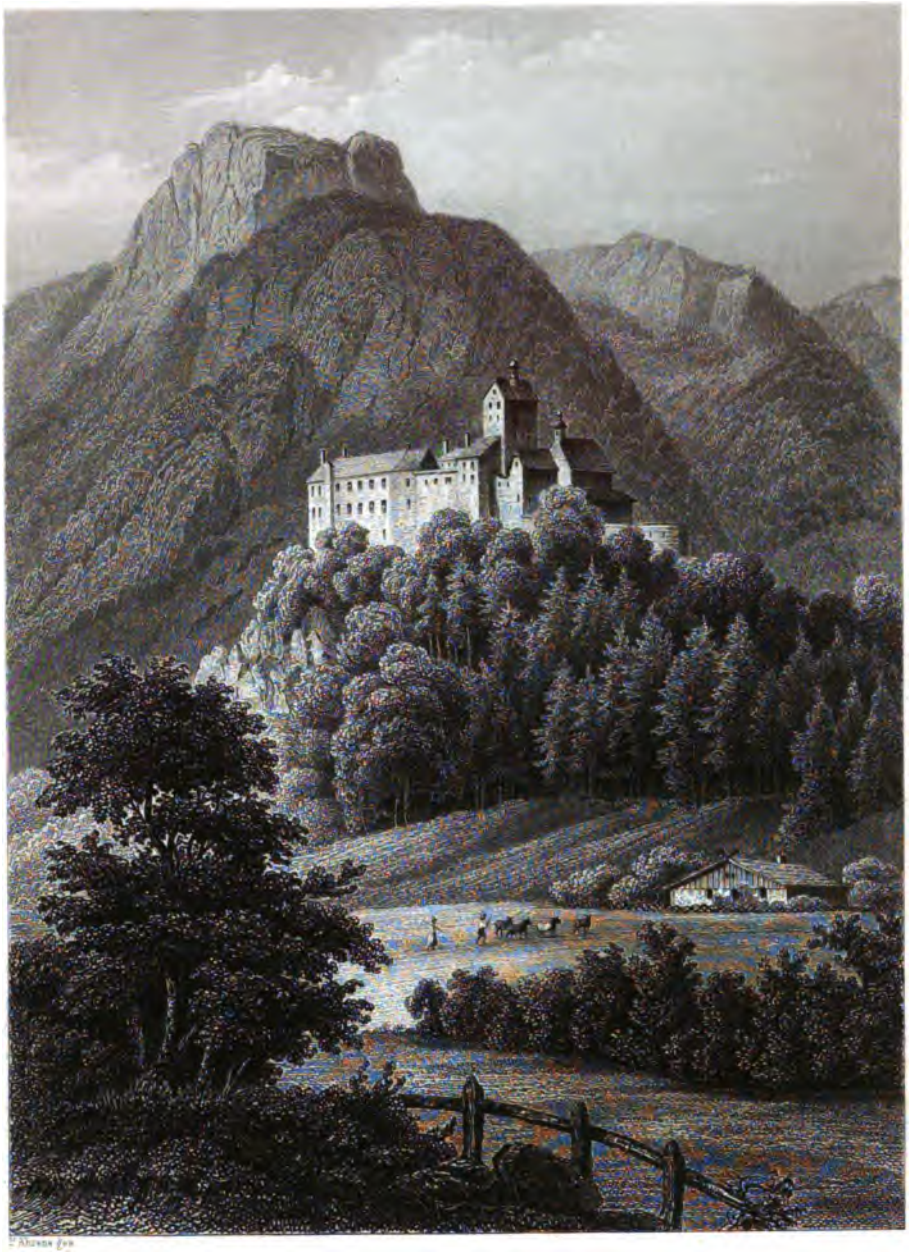
Hohenaschau.

Bekanntlich haben nicht die Heiligen allein das Vorrecht, an einigen Dutzend Weltenden zugleich gestorben und begraben zu sein. Auch berühmten Ketzern ist hin und wieder das Nämliche begegnet, und sogar bei ihren Lebzeiten haben sie wohl die selbe Nacht unter mehr Dächern verschlafen, als der Heiland Jünger hinterließ. So ist beispielsweise Luther nach seiner Flucht aus Augsburg in einer hübschen Anzahl von Herbergen gesehen worden; eine der stattlichsten derselben zeigt das beifolgende Bild. Die Sage verschweigt indessen alle nähern Einzelnheiten dieses Aufenthalts, und es steht demnach Jedem frei, sich den kühnen Widersacher des Papstes aus einem der untern oder obern Fenster der alten Veste in das Thal der Prien hinabguckend zu denken oder etwa sich die Betrachtungen auszumalen, welche den Gegner Roms bei dem Anschauen des alten Thurmes beschlichen haben mögen, des uralten Gemäuers, dessen Quadern, so heißt es, ein römischer Baumeister zusammenfügte. Daß nach so viel hundert Jahren in diesem selben Lande ein deutscher Forscher und Lehrer noch durch jenes selbe Rom verdammt werden würde und zwar mit anderm Erfolge, als dem Lächeln verwunderten Staunens über sothane römische Bevormundung, das hat freilich Luther während jenes Nachtlagers sich schwerlich träumen lassen.

Wenn ein Wanderer heute dieses anmuthige Thal des zwiegläubigen Bayerns durchzieht, so stehen ihm übrigens noch Erinnerungen anderer Art zu Gebote. Alte Leute werden ihm von den schönen Erbtöchtern erzählen, deren Ruf von einem Hundertjährigen auf den andern Hundertjährigen forterbte, bis die erste dieser, für die alte Veste und ihre damals hörigen Untergebenen so wichtigen Schönen als eine ziemlich nebelhafte Persönlichkeit von heftiger Gemüthsart dem Wanderer und Frager vor die Augen tritt, der letzte Sprosse des Ministerialen-Geschlechts Derer von Aschau, mit deren Hand und Brautsteuer die Veste in den Besitz Derer von Freiberg kam, und zwar schon im 14. Jahrhundert. Wieder war dann eine Erbtochter, diesmal eine noch viel schönere und dabei taubensanfte, die Ranke, mit welcher sich, um das Jahr 1610, das absterbende Geschlecht Derer von Freiberg an den frischern Stamm Derer von Preising knüpfte. Fünfzig Jahre später wurden die Preising-Aschauer in den Reichsgrafenstand erhoben und die schöne Erbtochter, damals vermuthlich schon eine betagte Matrone, konnte nun, wenn sie Abends vom Söller auf den fernen Chiemsee und das Sacharanger Thal hinabblickte, mit ihrem vielwerthen Reichsgrafen von der wachsenden Macht ihres Hauses träumen, das denn auch im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte noch Neubeuren und Wildenwart an sich brachte, nicht minder Braunenburg, Falkenstein und gar manch' anderes gesegnetes Stückchen Nachbarschaft. Erst vor zehn Jahren starb der letzte Sprosse dieses wohlbestellten Geschlechts, und diesmal hatte ein nüchternes königlich bayerisches Erbgericht den Verkaufschilling auszumitteln: keine Erbtochter war da, um mit ihrem Herzen die schöne alte Veste zu verschenken.

So liegt sie denn etwas verdüstert da, inmitten der lachenden Natur, und wer den Bau von fern beäugelt, wie er sich immer höher gipfelt, als hätte er an der hohen Lage noch nicht genug und sehne sich nach weiterem Umblick, — dem ist's wohl, als blicke die alte Erbveste traurig nach den Zeiten aus, wo junge, wagende Freier um die schönen Erbtöchter von Hohenaschau warben.

Robert Waldmüller.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

EBURG.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Iburg.

Unter den vielen Tausenden von Burgen, die aus den Zeiten stammen, in welchen das Leben noch viel mehr als heute ein „Krieg Aller gegen Alle" war und die, unsere Berge und Felsen krönend, einen „romantischen" Schmuck unserer schönen deutschen Landschaften bilden — unter ihnen gibt es also auch eine Iburg, hören wir sagen; aber wo liegt sie, welche Bedeutung hat sie einst gehabt, welche hat sie noch heute?

Wir wollen Rechenschaft darüber geben: Iburg liegt am Fuße des Dörenbergs, der letzten bedeutenden, 1092 Fuß über dem Meeresspiegel betragenden Erhebung in dem Höhenzuge, der, vom teutoburger Walde in nordwestlicher Richtung auslaufend, den westfälischen Landbusen gegen den flachen Nordost abschließt und ein Ende findet, wo er das Flußbett der nach Norden strömenden Ems erreicht. Es ist eine jener alten fürstbischöflichen Residenzen, die wir in den geistlichen Staaten des heiligen römischen Reichs immer ein wenig abseits von der Landeshauptstadt und der Hochstiftskirche finden, in der doch der Thron dieser Quasi-Monarchen stand. Denn die Hauptstädte dieser Länder waren eben Hauptstädte, angefüllt mit einem mehr oder weniger wohlhabenden, unabhängigkeitliebenden, männlich kräftigen Bürgerthum, das in sein freies Gemeinwesen nicht gern eine absolute Macht sich mischen ließ und dem Satz: gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist, eine möglichst vage Deutung zu Ungunsten des Cäsars gab. Konnte man es ihm übel deuten? Da, wo es nicht so war, wo der freie Mann nicht muthig sein Recht vertrat, was ist da nicht am Ende Alles des Cäsars geworden! Und so kam es, daß dies Bürgerthum vor allen Dingen darüber wachte, daß sein gnädigster Landesvater ihm nicht zu nahe rücke, daß es ihn nicht innerhalb der Mauern sich festsetzen ließ, daß es ihm nur Besuche der Hauptstadt auf Wochen, auf Tage, ja zuweilen nur auf 24 Stunden erlaubte, und daß die Fürsten also ihre Residenzen entfernt von ihrer Hauptstadt und von ihrer Hauptkirche und von ihrem Thron und von den Reliquien des Heiligen, den sie als ihren Vollmachtgeber und Patron verehrten, aufschlagen mußten. So wohnte Kurmainz in den älteren Zeiten meist zu Eltville, dem Hauptort des Rheingaues, Kurtrier zu Ehrenbreitstein, später Koblenz, Kurköln zu Brühl und Bonn, Speier zu Bruchsal, Münster zu Sassenberg oder Ahaus, und endlich Osnabrück zu Iburg — der alten Benediktiner-Abtei Iburg, die also ein Stück deutschen Eskurials war, Kloster und Schloß zugleich, aber freilich eines sehr demüthigen und schmucklosen, dem Namen „escurial", zu deutsch Stall, viel mehr Ehre machenden, als das spanische Klosterschloß. —

Von dem Ursprunge der Iburg haben wir an anderer Stelle Folgendes geschrieben*): „Der Sage nach gebot einst ein alter Sachsen-Adaling über das ganze Land am Osning; er hatte drei Töchter, Iva, Theckla und Ravena, denen er als Ausstattung drei Burgen schenkte, und die er nach ihnen nannte. Ravena erhielt Ravensberg, Iva Iburg und Theckla Tecklenburg." Es scheint, so gemacht diese Sage klingt, Iburg allerdings ursprünglich eine sächsische Befestigung gewesen zu sein, auf deren Grundmauern Bischof Benno II. von Osnabrück in den Jahren 1060—1070 eine geistliche Burg, eine große Benediktiner-Abtei aufführte. —

*) Bilder aus Westfalen, Elberfeld 1860, Friedrichs.

Bischof Benno II. von Osnabrück ist ein historischer Charakter von eigenthümlich anziehendem Gepräge. Ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, nicht allein in dem gewöhnlichen historisch-theologischen Wissen jener Zeit, sondern auch in der Architektur und den Realien bewandert wie Berengard von Hildesheim es war, zeichnete er sich zuerst durch eine von ihm geleitete Restauration des Domes zu Speier aus. Kaiser Heinrich IV. ernannte ihn dann zu seinem Major Domus und zum Aufseher über die kaiserlichen Bauten, ein Amt, welches seiner Thätigkeit einen weiten Spielraum bot — man weiß ja, wie fleißig Kaiser Heinrich IV. Schlösser, Burgen und Befestigungen im Sachsenlande baute. Später erhob ihn der Kaiser auf den Bischofstuhl von Osnabrück. Doch hielt er sich zumeist am Hofe des Gebieters auf und theilte mit diesem alle wechselnden Schicksale; er wurde der treue Genosse des flüchtigen, verfolgten, abgesetzten alten Kaisers. Diese Flucht des treuen Mannes hat ein Osnabrücker Dichter von bedeutendem Talente, der am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, Broxtermann, nicht ohne Glück in einem erzählenden Gedichte geschildert. Als nach dem Tode Papst Gregors VII. die Macht Kaiser Heinrichs sich neu befestigte, kehrte auch Benno in sein Bisthum zurück, und erbaute nun die Benediktiner-Abtei zu Iburg, die von nun an sein Lieblingsaufenthalt wurde und bis zum Jahre 1680 den Fürstbischöfen von Osnabrück zur Residenz diente. In dem Altar der neuen Klosterkirche ließ Benno eine Höhlung anbringen, wie sie sich unter dem Altare im Dome zu Brixen befindet. Dort hatte nämlich Kaiser Heinrich einst eine Anzahl von Bischöfen, welche ihm anhingen, versammelt und durch sie den Papst Gregor VII. seiner Würde entsetzen lassen — als aber der Augenblick des Abstimmens gekommen, war Benno in die Höhlung unter dem Altare geschlüpft, um nicht seine Stimme wider seinen rechtmäßigen Oberhirten abzugeben; als der kritische Akt vorüber war, saß Benno wieder ruhig an seinem Platze. Weshalb er diese eben nicht rühmliche Schlauheit in seinem Neubau verewigte, ist von dem Chronisten, der uns die Thatsache erzählt, nicht aufgehellt!

Benno starb im Jahre 1088 auf seinem Thurme zu Iburg. Nach seinem Tode wurde dieses bald, wie erwähnt, die gewöhnliche Residenz der Prälaten von Osnabrück. Namentlich war die Iburg dies zu den Zeiten des Bischofs Franz von Waldeck, der die Hochstifter Münster, Osnabrück und Minden gerade in der Zeit besaß, als in Westfalen die Wiedertäufer-Unruhen ausbrachen. Franz von Waldeck bot Alles auf, den tollen Eiferern den Krieg zu machen und als er sie endlich, Dank der Hülfe guter Freunde, überwältigt hatte, wüthete er mit der ganzen Barbarei des Kriminalverfahrens des 16. Jahrhunderts wider sie.

Er selber war jedoch in seinem Herzen von der alten Kirche längst abgefallen und hatte sich dem Protestantismus zugewendet. Er lebte in einer Art Gewissensehe mit Anna Prelmans, die wie eine Fürstin auf Iburg Hof hielt und, wie man sagte, das Hochstift Osnabrück regierte. Zwei Söhne des Bischofs und der Anna Prelmans waren es denn auch, welche König Johann von Leiden in seine Gewalt bekommen hatte und die er als seine Pagen seinem Hofstaat zugesellte. Franz von Waldeck vermochte es jedoch dem hartnäckigen Widerstande seiner Landstände gegenüber nicht, die Reformation in seinen Landen durchzusetzen. Er mußte den kühnen Gedanken fahren lassen, wollte er nicht Land und Leute meiden, wie Gebhard Truchseß von Waldburg, der Erzbischof von Köln. Auf einem 1548 zu Osnabrück gehaltenen Landtag erklärte der Fürstbischof, daß er der augsburgischen Konfession entsagen und der katholischen Lehre treu bleiben wollte.

In dem westfälischen Frieden wurde die Bestimmung getroffen, daß das Stift Osnabrück abwechselnd durch einen katholischen und einen protestantischen

Fürsten regiert werden solle. Unter den protestantischen Bischöfen war gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kurfürst Ernst August von Braunschweig und Lüneburg. Dieser erbaute 1680 das Schloß zu Osnabrück, und von nun an wurde Iburg als Residenz verlassen.

Mehrere Jahre vorher jedoch, 1665, war Iburg Zeuge eines bewegten und anziehenden kleinen Familiendrama's, das damals die fürstlichen Kreise Deutschlands in einige Aufregung versetzte. Im Jahre 1639, am 7. Januar, war auf dem Schlosse Olbreuse bei Usseau zwischen Niort und Rochelle in Poitou dem Alexander II. d'Emiers, Seigneur d'Olbreuse und der Inguline la Poussard de Vaudal eine Tochter geboren worden, welche den Namen Eleonore erhielt, und berufen war, die Stammmutter der Königshäuser von England und Hannover und auch des preußischen Hauses zu werden — sie, die aus niederm Adel hervorgegangene Frau, der noch obendrein an den zur Stiftsfähigkeit erforderlichen 16 Ahnen einer fehlte, und die dadurch eine beklagenswerthe Verwirrung in die allerhöchsten Stammbäume bringen sollte! Im Uebrigen, wenn das neben einem solchen betrübenden Faktum erwähnt zu werden verdient, war Eleonore schön, wohlgebildet, edeldenkend und eine vortreffliche Frau, an der nicht der leiseste Flecken haftet, von „großem Verstand und sonderbarer Tugend." — Alexander d'Olbreuse gehörte zu den von den Jesuiten verfolgten Anhängern des Protestantismus in Frankreich; es ist jedoch nicht festgestellt, ob er als Flüchtling seine Heimath verließ; man weiß nur, daß seine Tochter Eleonore, als sie 26 Jahre alt war, sich mit einer aus Frankreich geflüchteten Familie, der des Prince de Tremouille, Fürsten von Tarent, am Hofe des Oraniers zu Breda in Holland aufhielt; sie war Hofdame der Gemahlin des Prinzen, einer gebornen Landgräfin von Hessen-Kassel. Hier nun lernte sie jenes oben genannten Kurfürsten und Osnabrücker Fürstbischofs Ernst August Bruder, der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg, kennen und faßte eine heftige Leidenschaft für das schöne Fräulein aus dem Lande Poitou. Er warb um sie und sie mag Anfangs manchen innern und äußern heftigen Kampf zu bestehen gehabt haben, denn um die Sache zum Austrage zu bringen, ließ Ernst August sie aus Holland nach Iburg abholen; dort wurde sie von dem Letzteren und seiner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie, so lange bearbeitet, bis sie sich darein fand, dem Herzoge Georg Wilhelm anzugehören, ohne Stand und Namen seiner Gemahlin zu beanspruchen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, worin es heißt: Comme l'affection que j'ai pour mon frère m'a fait résoudre de ne me jamais marier, pour son avantage et celuy de ses enfants, dont je ne départiray jamais, et que Mademoiselle d'Olbreuse s'est résolue de vouloir vivre avec moy, je promets de ne l'abandonner jamais et de luy donner 2000 écus par an, et 6000 écus par an après ma mort. Sodann verlieh Georg Wilhelm seiner Geliebten den Namen Madame de Harburg und schenkte ihr das Gut Nilhorn auf der Elbinsel bei Hamburg, die er Wilhelmsburg nannte, so daß sie auch den Namen Frau (und später Gräfin) von Wilhelmsburg erhielt. In dem Abschiede der lüneburgischen Stände von 1676 heißt sie Eleonore von Harburg, Gräfin von Wilhelmsburg; die Stände bewilligten ihr 120,000 Thaler; 1680 aber heißt es in einem solchen Abschiede: „da nach der Hand der Frau Gemahlin Sr. Durchlaucht der Titel einer Herzogin von Braunschweig beigelegt worden." Es hatte nämlich Kaiser Leopold I., durch den herzoglichen Agenten Praun gewonnen, am 22. Juli 1674 Eleonoren von Harburg zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg ernannt; und nun ließ Georg Wilhelm durch den Großvoigt von Hammerstein seinen Bruder Ernst August um dessen Einwilligung zur priesterlichen Einsegnung seines Verhältnisses

angehn. Dieser ließ sich dazu bewegen, nach eingeholtem Gutachten einer Juristenfakultät und unter der von den Ständen bekräftigten Bedingung, daß an der Erbfolgeordnung des Landes nichts geändert werde. Es fand nun 1676 die öffentliche Trauung in Celle unter vielem Glanze Statt, und Eleonore galt von diesem Augenblicke an als die vollberechtigte Gemahlin des Landesherrn.

Schon am 15. September 1666 aber hatte Eleonore ihrem Herrn eine Tochter, Sophie Dorothea, geboren; noch drei Töchter folgten, die aber unmittelbar nach der Geburt starben. Sophie Dorothea war unzweifelhaft ein außerehelich geborenes, wenn auch später legitimirtes Kind; nichts desto weniger wurde sie um ihres großen Allodialvermögens willen und zur Sicherung der Erbfolge in sämmtliche hannoversche Lande dem Sohne des Kurfürsten Ernst August angetraut, jenem fatalen Georg I., — trotz dem, daß Eleonoren d'Olbreuse fast das Herz darüber brach, als man ihr einziges geliebtes Kind an einen solchen Menschen aus der Familie fortgab, welcher sie so manche Bitterkeit verdankte, die sie ihre niedere Herkunft so schonungslos hatte fühlen lassen. Welches Ende diese Verbindung nahm, wie die arme Sophie Dorothea als Prinzessin von Ahlden 32 Jahre lang in der Gefangenschaft schmachtete, ist bekannt genug. Weniger bekannt ist, was Eleonore dabei litt, während Georg Wilhelm sich seiner Tochter gegenüber fühllos und ohne Herz zeigte. Der Mutter wurden nachher spärliche Besuche der gefangenen Tochter verstattet, bis ihr Gemahl starb, 1705. Nun war Eleonore ohne Schutz und Schirm, und der cellische Minister von Bernstorff suchte sich dem neuen Gebieter, dem Kurfürsten-König Georg I., dadurch gefällig zu erweisen, daß er die edle Frau auf alle Weise beschimpfte, ihr den Aufenthalt auf dem cellischen Schloß unmöglich machte und sie nach Lüneburg vertrieb. Hier hatte ihr Gemahl ihr ein Schloß als Wittwensitz erbauen lassen, und hier wohnte sie, wie es heißt, von den Thränen, die der Kummer ihr erpreßte, in den letzten Lebensjahren erblindet. Sie starb am 3. Februar 1722 im 83. Jahre ihres Alters. Neben ihrem noch im Sarge prunkenden Gatten wurde ihre sterbliche Hülle in der cellischen Familiengruft in einem ganz schmucklosen Sarge von Zinn beigesetzt, dem am 16. November 1726 die irdischen Ueberreste der unglücklichen Tochter in gleich unfürstlicher Ausstattung beigesellt wurden.

Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte eines armen französischen Weibes, das zuerst in unserm Iburg den Boden deutscher Fürstenschlösser betrat!

Das Schloß ist jetzt Sitz der hannoverschen Behörden und seine Gemächer bieten nichts Sehenswerthes, außer den Bildern der Osnabrückschen Fürsten, welche um 1653 von dem Römer Vitus Andreas Aloysius gemalt, durch Kunstwerth nicht gerade ausgezeichnet, den großen, ein wenig verwahrlosten Hauptsaal schmücken, aus dessen Fenstern eine weite und freundliche Landschaft zu überblicken ist.

Levin Schücking.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der ILSENSTEIN im HARZ.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Das Ilsethal und seine Umgebung.

Die Ilse entspringt hoch am Brocken und der Heinrichshöhe und eilt im tiefeinschneidenden Granitbette der Ebene zu. Ehe das eiskalte Wasser des Schneeloches sich mit der Ilse vereinigt, bildet diese schon ihre berühmten Wasserfälle. Da finden wir bald in einem schattigen Buchengrunde einen großen dreieckigen Stein, den das Wasser silbern umfließt. An einem andern engen Wasserfalle unter Buchen und Tannen sehen wir eine ganz kleine Insel in dem Flüßchen. Dann wieder erblicken wir, sehr groß, eine bemooste Felsenplatte, zu deren Seite, nur wie ein breites Silbergewebe, das Wasser hinabrinnt. Mondscheinartig, das ist der Charakter des Ilseflüßchens und insonderheit ihrer Wasserfälle. Deshalb denkt man sich auch bis zu den Wasserfällen herauf vom Ilsensteine die Prinzessin Ilse wandeln.

Nach dem hochgelegenen Ilsensteine, der mit der Umgebung der prächtig sich wölbenden Wälder unter einer herrlichen Eiche im Ilsethale sich am besten ansieht, winkt das hohe gußeiserne schwarze Kreuz*), welches vom Ilsensteine aus über dem Grün thront und viel dazu beiträgt, der Natur dort ihr eigenthümliches Gepräge zu geben. Es gemahnt uns an eine uns nahe Vergangenheit und führt uns einen Harzgrafen aus dem hier regierenden stolberg-wernigerodischen Geschlechte vor, welcher als jüngerer Bruder die väterlichen Jagdgründe verließ und in den Freiheitskrieg zog, am 19. Oktober 1814 aber dies Kreuz zum Gedächtnisse von sechs gefallenen Freunden und Waffenbrüdern (darunter die Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und Christian von Anhalt) setzte. Am Ilsensteine beschenkt Ilse die Köhler mit Tannenzapfen, welche, unwillig weggeworfen, auf dem Steingrunde der Ilse als lauter Silber und Gold erklingen. Eine schöne und alte, aber zugleich wunderlich und gelehrt klingende Sage setzt die Prinzessin Ilse mit der ganzen jetzigen Gestaltung dieser reizenden Landschaft in Verbindung. In alten Zeiten, so erzählt sie, schmückte die Ilse noch nicht den nördlichen Brockenabhang und ihre beiden Felsenufer, der Ilsenstein und der Westerberg, waren ein einziger noch geschlossener Bergkamm. Zur Zeit aber, da Gideon Richter über Israel war, kam ein vertriebener König mit Namen Ilsung aus Rom und baute hier ein blankes Schloß auf steiler Felswand. Da klomm Rolf, der Sprößling eines uralten deutschen Grafengeschlechtes, im tiefen Schnee auf der Jagd, wie die alten Deutschen sie trieben, im Gebirge empor und sah staunend von dem Schlosse die Tochter des ersten römischen Königs oder Kaisers in Deutschland, die Prinzessin Ilse herabschauen. Der Jäger aus Norddeutschlands Wäldern fand Eingang in dem schönen Römerpalaste; dort vergaß er am behaglichen Herdfeuer der ganzen

*) Es ist durch eine hier sich zeigende Abweichung der Magnetnadel merkwürdig.

rauhen Heimath, die ihn umgab, und ein schönerer Süden ging ihm auf in den Armen der römischen Jungfrau. König Ilsung hoffte durch die Vermählung dieses Paares bereits, wie lange nach ihm Karl der Große gethan hat, eine mächtige deutsche Herrschaft an die römische Herrschaft anzuknüpfen. Eine furchtbare deutsche Seherin, wie sie den Römern öfter entgegengetreten sein sollen, vereitelte seine Hoffnung. Sie wohnte in einer ärmlichen germanischen Hütte am Fuße des Brockengebirges, wo nachmals das Ilsenburger Kloster stand. Ihre Tochter Trute war dem Harzgrafen Rolf vermählt, ehe er in dem Römerpalaste verschwand, wo er sich von einem Zauber erlöst glaubte und der rothen germanischen Haare seines deutschen Weibes spottete. Der deutsche Winter verging im Römerschlosse voll Freude und Wonne und die gewaltigen Schneemassen auf dem Dache des Römerschlosses, auf den Felsen und Tannen ringsum, wurden feucht und beweglich. Da ließ die Zauberin, welche ihre Tochter rächen wollte, den Thauwind so gewaltig daherstürmen, daß ungeheure Wassermassen vom Brocken herabstürzten. Sie höhlten das Felsenbett der Ilse aus und als sie sich gegen die Felswand warfen, auf der das Römerschloß stand, rissen Blitze und Gewitter diese auseinander. Seit dieser Zeit ragt im Westen des Ilsethales der Westerberg, im Osten der Ilsenstein empor. Nicht nur Rolf, sondern auch Trute, sein deutsches Weib, kamen in den Fluthen um und beide lagen im Tode vereint zu den Füßen der Seherin. Der Römerpalast war verschwunden und in den Ilsenstein versunken. Dort sitzt Ilsung, der älteste römische König in Deutschland, und sind auch, wie man hört, andere deutsche Kaiser, sonderlich aus dem sächsischen Hause, nach ihrem Tode bei ihm eingekehrt. Deswegen singt Heinrich Heine von der Ilse:

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein. — — —

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein krystallenes Schloß;
Da tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Die römische Jungfrau Ilse rettete sich zunächst auf die Spitze des Ilsensteines und büßt durch ein spukhaftes Leben noch jetzt dafür, daß sie den Gemahl einer deutschen Ehefrau verführte. Jedoch ist ihre Erscheinung gar lieblich und sittsam. Als die Wassersnoth vorüber war, stieg sie hinab in's Thal und lebte unter den Blumen des Flusses, welcher nach ihr genannt wurde. Am Morgen tritt sie aus ihrer Wohnung, dem Ilsensteine, hervor, wenn nach einer lauen Sommernacht ein reines Morgenroth im Osten schimmert; aber nur bis der erste Sonnenstrahl hervorbricht, weilt sie auf der Erde. Sie badet in der Ilse und wer sie belauscht, wird in eine Tanne verwandelt. Ihre Kleidung ist glänzend und weiß und ihr Walten weiht mitunter in wenigen sehr schönen Sommertagen die Ufer der Ilse, als ob hier ein italischer Himmel sich mit dem Himmel Germaniens mischte. Wer, der oft dort verweilte, hatte nicht dies Gefühl schon einmal, und war es auch unten im Garten der „rothen Forelle" in den Lauben an

dem vom Blau prächtiger Berge umgebenen Hüttenteiche? Die Teiche sind die eigentlichen Perlen von Ilsenburg. Ein kleiner Teich zwischen Ilsenburg und dem Gebirge spiegelt die Wälder prächtig auf seinem klaren Kiese, die Buchen aber hängen weit über ihn her und verdecken ihn zum Theil.

Wo der Fluß aus dem Gebirge tritt, liegt der Flecken Ilsenburg. Dieser unscheinbare, aber anziehende Ort hat eine gar berühmte geschichtliche Vergangenheit. Das Schloß neben dem Dorfe liegt auf einem Felsenvorsprunge an der Ilse und wird nach einer Seite von weiten Grasgärten umgeben, in welchen ich bei meinem frühesten Aufenthalte in Ilsenburg angenehme Spaziergänge machte, bei denen mein Führer, der Lehrer des jetzt regierenden Grafen Otto, den Rock über dem Arme trug, während wir zwischen Bäumen und zum Trocknen ausgebreitetem Heu einherschritten. Einst schaltete ein anderer Ottonenjüngling in Ilsenburg, der nicht von Grafen-, sondern von Kaiserwittwen erzogen wurde. Nachdem nämlich Heinrich der Finkler Schloß Ilsenburg 920 erbaut und oft sich hier an der Jagd erfreut hatte, weilte auch Otto III. gern hier. Er schenkte aber Ilsenburg 996 an den Bischof Arnulf von Halberstadt und dieser verwandelte zwei Jahre später das Kaiserschloß in eine Abtei. Obgleich nun seitdem in Ilsenburg mit den Mönchen die Wissenschaften einzogen, so erhielt der von den Sachsenkaisern einst gegründete Ort auch in der Klosterperiode seine höchste Bedeutung durch den alten stolzen sächsischen Geist, der gegen Karl den Großen gekämpft, unter Heinrich I. Deutschland erzogen und beglückt und gegen Heinrich IV. sich nochmals empört hatte. Zu den Häuptern der Empörung gehörte der Bischof Burchardus oder Buko von Halberstadt, der in dem bekannten Kinderliede vorkommt, in welchem er aufgefordert wird, den Kindern goldne Schuhe mit Ringen heimzubringen. Seine Reisen aber waren blutig und endlich fehlte ihnen auch die gemüthliche Heimkehr nach Halberstadt, denn er ward bei einem Streite im Dome zu Goslar erschlagen. Die Leiche dieses sächsischen Volksfreundes wurde nach der Ilsenburger Abtei geschafft. Hier war damals sein Freund Herrand Abt. Als Herrand zu Buko's Nachfolger ernannt worden, war ihm der Kaiser feindlich gesinnt. Herrand zog sich daher nach Reinhardsbrunn zurück und starb dort wahrscheinlich am 22. November 1101. Unter Herrand erstand 1070 die berühmte Klosterkirche, die nachmals im Bauernkriege zerstörte Bibliothek und eine weitgepriesene Schule für die vornehmen sächsischen Jünglinge, indem „viel feine Leute ihre Kinder der Lehre und Zucht halber in dies Kloster" thaten. Die Glanzperiode des Klosters war jedoch, wie sich leicht errathen läßt, zugleich eine Periode des Kampfes. Neben dem Klostergebäude standen noch die frühern Burggebäude und in sie warf der Kaiser 1080 eine kaiserliche Besatzung. Diese belegte Papst Paschalis II. im Anfange des 12. Jahrhunderts mit dem Banne; der Erzbischof von Magdeburg und der Landgraf von Thüringen zerstörten die Burg. Nun hatten die Benediktinermönche von Ilsenburg gute, wenn auch ruhmlose Tage bis zur Reformation. Indem die Grafen von Stolberg-Wernigerode sich an die Reformation anschlossen, gewannen sie auch hier die Klostergüter, obgleich ihnen dies der vorletzte Abt von Ilsenburg dadurch erschwerte, daß er nun gleichfalls sich zur Reformation bekannte. Nach dem Tode seines Nachfolgers, des neunundbreißigsten Abtes, zog die wernigerodische Dienerschaft in das Kloster ein, welche noch jetzt dort wohnt. Ja, das umgewandelte Kloster war lange Zeit die Residenz der Grafen, welche erst 1680 durch die Pest in ihre Residenz Wernigerode getrieben wurden. Neuerdings war Ilsenburg der Aufenthaltsort des Erbgrafen Hermann. Dieser war ein trefflicher Mann und ein echter Volksfreund. Als einst der Forstmeister ihm den Vorschlag machte, den Lohn für die Waldarbeiter herabzusetzen,

bestellte er ihn auf den andern Tag an eine bestimmte Stelle im Ilsethale, wo die gräflichen Arbeiter Holz zu ziehen pflegten. Als der Forstmeister dort die Berathung fortsetzen wollte, forderte der Erbgraf ihn auf, sich mit ihm vor den Wagen zu spannen. Mit großer Anstrengung zogen sie ihn beide eine Strecke weit und erst, als der Forstmeister keinen Athem mehr schöpfen konnte, hielt der junge Erbgraf inne. „Nicht wahr," sprach er, „die Arbeit dieser Leute ist zu mühsam, als daß es billig wäre, ihnen den Lohn zu verkürzen?" Der Forstmeister — stimmte ihm bei. — Aber „die Guten sterben jung". Erbgraf Hermann kam nie zur Regierung. Seine Wittwe wohnte im Flecken Ilsenburg auf dem Marienhofe. Sein Sohn Otto hat erst jetzt die Regierung unter preußischer Oberhoheit selbständig übernommen. Schloß Ilsenburg mit seinen herrlichen Baudenkmalen aus den Klosterzeiten her läßt er mit großem Kostenaufwande restauriren.

Die Beziehungen zu der jetzt wieder sehr reichen gräflichen Familie, welcher in allen industriellen Angelegenheiten unbegrenzte Betriebskapitale und weitgreifende Verbindungen zu Gebote stehen, haben viel dazu beigetragen, daß hier die Hohöfen und sonstigen Eisenwerke die 2300 Einwohner gut ernähren, was nicht mehr überall am Harze der Fall ist. Die kunstvolleren Arbeiten der strebsamen Eisengießerei haben selbst auf der Weltausstellung zu London Lob geerntet. Die einfachen gußeisernen ilsenburger Kreuze aber erkennt man weit herum auf allen Kirchhöfen, wie man die zur Aufstellung im Freien nicht geeigneten Marmorkreuze aus dem Mühlthale bei Wernigerode in mancher rothen und weißen Predigerstube bis Berlin hin wieder findet. So versorgt die fromme Grafschaft Wernigerode einen großen Theil von Preußen mit Kreuzen verschiedener Art. — Vor Allem aber ist es das kräftige starke Gefälle des Brockenflusses Ilse, welches hier Segen und Unsegen verbreitete; mit andern trefflichen Privatunternehmungen rief dieser Fluß eine Pulvermühle hervor, welche an den Ufern des friedlichen Flusses explodirte. Der Fluß selbst hat es bei der ersten sagenhaften Ueberschwemmung keineswegs bewenden lassen; selbst die kleinen gestrichenen Häuser an den Ufern der Ilse, die, von Obst- und Blumengärten umgeben, jetzt so Viele zum Monate langen Sommeraufenthalte anlocken, könnten ein Lied davon singen; allein sie sind verschwiegen und Niemand sieht ihnen im Sommer an, was im Frühjahre vorher geschehen ist, als Trutens Mutter die Wasser des Brockens löste.

H. Pröhle.

Jean Paul's Grab.

Die Festklänge sind verhallt, welche hie und da in Deutschland den hundertjährigen Geburtstag unsers größten Humoristen feierten, und diese Festlichkeiten selbst haben ein Urtheil gesprochen über ihn und unsere Zeit.

Es hat sich herausgestellt, daß wir im Zeitalter der Korrektheit leben, das sein Urtheil über Alles, was geschieht, was geschrieben, gesprochen, gepinselt, gemeißelt und gesungen wird, mehr von dem Wie? als von dem Was? bestimmen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

läßt. Wir sind in Allem sehr weit gekommen in der Technik, und darum hat die Form eine solche Wichtigkeit in unseren Augen erlangt, daß die Frage nach der Solidität des Inhalts und Gehalts darüber hintangesetzt wird. Inhaltlose, aber glatte Reimereien, leere, aber gefällige Kompositionen, spannende, wenn auch noch so geistlose Romane und dergleichen erfreuen sich des Beifalls des großen Theils derjenigen genußfähigeren Masse, die man das gebildete Publikum nennt, und von einem solchen war allerdings nicht zu erwarten, daß es, wenigstens vor dem hundertjährigen Geburtstag eines der geistreichsten und zugleich edelsten Männer der deutschen Nation, die Werke desselben aus den bestäubtesten Winkeln der Bibliotheken hervorsuche, um sich zu belehren, was der Mann seiner Zeit gewesen sein müsse und warum er im Leben zu den gefeiertsten Menschen gehörte, die je in Deutschland glücklich waren.

Jean Paul ist nicht so gefeiert worden, wie er es um das deutsche Volk verdient hat. Wer trägt die Schuld? Diejenigen, welche sie auf den Dichter selbst zu schieben suchten, die Presse und der Buchhandel.

Von der Mehrzahl unserer öffentlichen Organe ist, als die Zeit des Gedächtnißtags herannahte, die Ankündigung desselben sofort in der möglichst verkehrtesten Weise geschehen. Wie echte Musterreiter der Kritik wußten die schreibenden Herren nichts Besseres zu thun, als aus den neueren literargeschichtlichen wie den alten abgelegten Recensions-Vorräthen allen Tadel zusammenzusuchen, der je gegen die Dichtweise Jean Paul's ausgesprochen worden. Und dieser Tadel bildete dann die Einleitung zu der sehr klug und weise geäußerten Befürchtung oder gar Erwartung, daß diese Dichterfeier keine so allgemeine werden könne, wie andere. Solchergestalt trat die Einladung zur Jean-Paul-Feier in der Presse, oder vielmehr die Presse mit der Einladung auf, und es ist nur zu verwundern, daß nicht derselbe Ausbund von Weisheit hinterher in das Triumphgeschrei ausbricht: Seht ihr's, es ist genau so geworden, wie wir es vorausgesagt!

Wie viel besser würden diese gelehrten Menschen gethan haben, wenn sie sich vor Allem des Wortes erinnert hätten, das Ludwig Börne seinen Zeitgenossen zugerufen: „Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? ..... Jean Paul war — ein Emporkömmling: er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gern! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth!“ —

„Darüber lachen froh die Erben!“ Ja, trauter Börne, sie lachen, wenn du die oben bezeichneten Schriftgelehrten und die Pharisäer der Gegenwart darunter verstanden hast. Die lachen sich in's Fäustchen, jene, weil sie so herrlich wahrgesagt, und diese, weil die Männer des Fortschritts im Volke sich abermals eine

Gelegenheit haben entgehen lassen, einen öffentlichen Triumph der Wahrheit zu feiern und dem Volke einen für die ungeheure Mehrzahl seiner Glieder so gut wie neu gehobenen Schatz von Wahrheiten an das Herz zu legen.

Es ist sehr zu beklagen, daß man dies versäumt hat. Indeß ist nur das Fest Jean Paul's, nicht jener Schatz verloren, und darum ist in der Hauptsache nachträglich noch gut zu machen, was vor der Feier und zu ihrer wahren Erhebung zu einem segensreichen Volksfeste hätte geschehen sollen. Nicht eine vorlaute, halb absprechende, halb anerkennende, halb kritisch tadelnde, halb patriotisch und liberal lobpreisende Beurtheilung über Jean Paul hatte man dem Volke zu geben, sondern den Jean Paul selbst in dem kerndeutschen Geist aus seinen Werken! Dazu war jetzt in jeder Beziehung die rechte Zeit. Und welches deutschen Dichters Werke bieten eine größere Fülle von Sprüchen tiefer Weisheit, die sich dem Herzen unauslöschlich einprägen durch die durchschlagende Kraft ihres Ausdrucks, welche Perlenschnur herrlicher Gedanken ließe aus Jean Paul's Büchern sich spielend aneinanderreihen, wie leicht wäre es, gerade im rechten Sinn der Pietät, das ein rascheres Verständniß und den reinen frischen Genuß seiner wunderbaren Schilderungen aus dem Seelenleben des Volks hie und da störende „Gestrüpp des Waldes" zu entfernen, wie würden seine vielen kleinen entzückenden Lebensbilder veredelnd und erhebend wirken, kurz welch ein wahrhaftes Volksbuch würde ein Reichthum mehr des deutschen Volks werden, wenn der Buchhandel sich entschließen wollte, den Versuch damit zu wagen. Zu Gunsten eines solchen Versuchs spricht die sicherlich nicht unwichtige Thatsache, daß bei dem Jean-Paul-Feste in Leipzig (von der Schriftsteller-Gesellschaft „Leipziger Warte" veranstaltet) keine der zum Theil vortrefflichen Reden über Jean Paul die zahlreichen Festtheilnehmer so zu packen, zu erwärmen und zu begeistern vermochte, wie das Wenige, welches aus Jean Paul selbst vorgetragen wurde. Also! —

Und wie nahe, ja wie recht ganz an das Volksherz hinan legt sein eigener Lebenswandel gerade diesen Dichter! Wie allbekannt, kam er in dem fränkischen Städtchen Wunsiedel zur Welt, und zwar, wie er selbst erzählt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehrere Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, und zwar an dem Monatstage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerehrenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März, und zwar in der frühesten frischen Tageszeit, nämlich am Morgen um 1½ Uhr; was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war." Auf der Welt ist er, aber wie geht es ihm nun? Wie noch weit trauriger wäre das Leben des Knaben gewesen, wenn sein Inneres, auf das er nur gar zu frühzeitig ganz allein zum Spiel und zum Streben angewiesen war, ihm nicht Ersatz hätte bieten können für Entbehrungen aller Kinderlust in den Jahren der Schulzeit. Denn weil ihn einmal in der Schule ein langer Bauernjunge mit seinem Taschenmesser auf die Finger geklopft hatte, gab der in seinem geistlichen Ansehen dadurch gekränkte Vater fortan seinen Kindern selbst Unterricht und entzog ihnen allen Umgang mit andern Kindern. Der Vater war in Wunsiedel ein armer Tertius an der Stadtschule gewesen, und war später ein armer Pfarrer, erst im Dorfe Joditz, später im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale. Als er daselbst starb, kam seine Familie in die bitterste Noth. Jean Paul war zu selber Zeit Gymnasiast in Hof, wo seine Großeltern wohnten und wohin nun auch seine Mutter mit den Geschwistern zog. Da saß nun das Bißchen Armuth beisammen, bis es Jean Paul möglich gemacht wurde, die Universität

zu beziehen, und zwar der Theologie wegen, und Leipzig, weil dort Gellert lebte, von dem man sich's versehen konnte, daß er dem jungen Richter, wie so vielen Hunderten vor ihm, sobald er Kandidat geworden, auch eine Hauslehrerstelle verschaffen werde. Auch das kam anders. Jean Paul war nicht, wie die anderen Studenten, die etwas auf ihren Zopf hielten und möglichst schon im Aeußern die zukünftige Standeswürde ahnen zu lassen suchten; Jean Paul war der erste Deutsche, der sich den Zopf abschnitt, das Haar frei und unfrisirt um das Haupt wallen ließ, und dazu fügte er noch die ganz Leipzig empörende Frechheit, Hals und Brust nicht mit dem Halstuch-Wulste und dem Spitzen- und Krausenwerk zu verhüllen, sondern frei und offen zu tragen. Das hätte ihm allein schon die theologische Laufbahn versperrt, wenn er sie sich nicht bald genug selbst verriegelt hätte. Jedem Geisteszwang feind, gab er sie auf, und weil er für den Pfarrer verdorben war, mußte er Schriftsteller werden.

So betrat er denn diesen Dornenpfad, und genau an der Stelle, wo die Rosen am dünnsten standen. Er mußte vorwärts, er hatte zwei strenge Treiber: einen kalten Ofen und einen hungrigen Magen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen glückte es ein wenig; die „Grönländischen Prozesse" brachten einen Nothpfennig ein. Bald aber war der Pfennig alle und die Noth wieder da, ja sie stieg so hoch, daß Jean Paul, der namentlich die unaufhörlichen Mahnungen seines Speisewirths nicht mehr ertragen konnte, eine Winternacht benutzte, um aus Leipzig zu entfliehen. In jämmerlichem Zustand, die rechte Hand erfroren, tritt er in Hof in das Stübchen seiner Mutter, blutarm, aber doch froh, daß er da ist. Wie groß hier die Armuth war, erzählt Jean Paul selbst, wo er sagt: „Wenn uns einmal ein Gulden in's Haus kam, so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen!"

Trotz alle dem blieb Jean Paul bei der Schriftstellerei. Aber wie muß er sie *jetzt* treiben, wo er ihre Hülfe am nöthigsten hat? Blicken wir einmal in das einzige Stübchen im Häuschen am alten Schloßplatz zu Hof. Da steht die Mutter am Zuber beim Ofen und wäscht und kocht zugleich, von den jüngern Kindern spaltet ihr das eine Holz, das andere bricht Reißig zusammen, die andern poltern im Spiel in der Mitte der Stube, und im Winkel am Fenster steht der Tisch, und da sitzt der junge Richter, noch immer ohne Zopf, und schreibt die „Auswahl aus des Teufels Papieren!" — Eine Zeit lang war er Hauslehrer, dann zwang ihn endlich die Noth, eine Privatschule in Schwarzenbach zu übernehmen, um das Leben fristen und die arme Mutter unterstützen zu können. Er war selbst der „Schulmeister Wuz", es klingt ganz wie ein Stück aus seinem eigenen Leben, wenn er von seinem Wuz erzählt: „Abends, dachte er, lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen wie sie wollen, unter meiner warmen Zudecke und drücke die Nase ruhig in's Kopfkissen acht Stunden lang. Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines solchen Leidenstags unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knien bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei!"

Vorbei sollte endlich auch die Zeit der Noth für Jean Paul sein. Er hatte seinen ersten großen Roman „die unsichtbare Loge" vollendet und ihn an den Aesthetiker Moritz in Berlin gesandt. Da kommt nach einiger Zeit nach Schwarzenbach an den Herrn Kandidat Richter ein Brief mit einer Geldrolle. Jean Paul öffnet: Moritz ist entzückt, schreibt, daß Das (Jean Paul's Roman) noch über Goethe, daß es etwas ganz Neues sei, bietet ihm 100 Dukaten für das Manuskript und legt gleich als Abschlagszahlung 30 bei. O, wer ihn da gesehen hat, wie er mit Brief und Rolle spornstreichs nach Hof lief und in's liebe Häus-

chen rannte und die funkelnden Goldstücke seinem Mütterlein in den Schooß schüttete, daß es über so großes Glück vor Freuden laut auf weinte!

Jean Paul gab nun die Schulmeisterei auf und zog 1794 wieder nach Hof. Dieses jetzt so schmucke Städtchen ward das Nest des Adlers, aus dem er später sich auf gestählten Schwingen zu seinem Triumphfluge erhob. Schon zwei Jahre später erhielt er, vorzüglich in Folge der Veröffentlichung seines „Hesperus", seines „Quintus Fixlein" und seines „Siebenkäs", dringende Einladungen vom alten begeisterten Gleim und an den Musenhof von Weimar, ward von der Herzogin Amalie hochgeehrt, von Herder „als ein Schatz vom Himmel" an das Herz gedrückt und ist seitdem ein geliebter und gefeierter Mensch geblieben durch sein ganzes Leben.

Es war dies sein erster größerer Ausflug gewesen, oder, nach damaligen Verkehrsbegriffen, seine erste größere Reise, und hatte eine lebhafte Wanderlust in ihm erregt. Diese diktirte ihm sein „Kampanerthal" und trieb ihn 1797 nach Leipzig und von da nach Berlin, wo das Glück in Karoline Mayer ihm seine Gattin in die Arme führte. Besonders waren es jetzt die Höfe und fürstliche Personen, welche ihn in ihre Kreise zogen; von den Besten und Ausgezeichnetesten jeder Stadt verstand sich das von selbst, und von den Frauen, die in ihm die reine, edle Natur des Dichters und des Mannes verehrten, ward er fast angebetet. So empfingen ihn mit ungewöhnlicher Auszeichnung, ja herzlichem Entgegenkommen in Berlin die Königin Louise, in Weimar außer dem Hof und Herder auch Wieland und die La Roche, in Meiningen, wohin er 1802 kam, der edle Herzog Georg, in Hildburghausen die Schwester der Königin Louise, die Herzogin Charlotte. Immer aber gehörte sein Herz dem Volke, zu dem er aus den Hofkreisen stets wie aus der Fremde in die Heimath zurückeilte. Wie sinnig und herzlich er mit Leuten aus dem Volke zu verkehren verstand, davon habe ich in der Gartenlaube (Nr. 9, 1863) als ein Beispiel erzählt, in welcher Weise er einer Mutter, die während seines Aufenthalts in Koburg (im Jahre 1803) als Kindermädchen bei ihm diente, erklärlich machte, daß jedes Blättchen in seiner Arbeits-Mappe von großem Werth für ihn sei. „Weißt Du, was Du da unterm Arm getragen hast? Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen!" — sagte er zu ihr. — „Siehst Du, die kleinen Blätter, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nun merk' auf! Wenn Du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt Dir die Blätter fort, so springe nur ja nach den kleinen, die raffe mir alle zusammen, die großen kannst Du fliegen lassen. Denn, siehst Du, den Donner, den mach' ich selber und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!" — Dieses Gewitter waren die „Flegeljahre". Sein „Titan" war eine frühere Arbeit, die „Levana" eine spätere.

Um diese Zeit geschah das — trotz unserer vielen Fürsten — in Deutschland überhaupt Seltene, daß ein Fürst einem Schriftsteller, und zwar einem so freisinnigen, wie Jean Paul, einen Jahrgehalt aussetzte. Dies that der Fürstprimas von Dalberg, und nach seinem Tode übernahm die Krone Bayern die fernere Auszahlung dieser jährlichen 1000 Gulden. Jean Paul war von Koburg nach Bayreuth übergesiedelt und hier ist endlich sein fester Wohnsitz geblieben.

Hier hat er noch 22 Jahre gelebt, nach seinen äußern Verhältnissen glücklich. Die Sorgen des Alters standen ihm fern, er konnte den Regungen und Zielen seines Geistes und Herzens frei folgen, er brauchte nicht, wie zu seiner Dornenzeit, um Brod zu arbeiten. Reisen und Ausflüge, an den Rhein, nach Heidelberg, München, Berlin, Dresden, Stuttgart, Koburg u. s. w., erfrischten ihn nach jeder

vollendeten größern Arbeit. Zu der herzlichen und sogar oft schwärmerischen Verehrung von Tausenden kamen einzelne Anerkennungen, die für ihn besondern Werth haben mochten: der Herzog von Hildburghausen machte ihn zum Legationsrath, die philosophische Fakultät Heidelbergs zum Ehrendoktor, die Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem ordentlichen Mitglied. Mit einem Orden hat ihn der feinere Takt seiner fürstlichen Zeitgenossen verschont. Aber auf dem Gymnasiumsplatze zu Bayreuth zeugt seit 1842 ein ehernes Denkmal öffentlich dafür, daß sein König, Ludwig I., ihn nach seinem ganzen Werthe zu ehren wußte.

Ohne Schmerz konnten eines solchen Mannes Tage nicht bleiben, dafür sorgte schon die Zeit und das Vaterland. So gläubig er einst der in Frankreich aufsteigenden Freiheitssonne entgegen gejubelt hatte, so schwer drückte ihn der Gram über das durch jenes nun selbst geknechtete Frankreich so hart darniedergeschlagene Deutschland. Aber er spielte nicht dichterisch mit seinem Schmerze, sondern verwandelte ihn männlich in eine geistige Waffe gegen den Feind. Fast gleichzeitig mit Fichte erhob er seine Stimme für die Wiedererweckung des deutschen Geistes und ein großer Theil der wunderbaren Begeisterung der Frauen im Befreiungskampfe ist offenbar Jean Paul's Verdienst. Und wie die Klage, so tönte sein Siegesjubel durch das ganze Deutschland. — Als aber ein abermaliger Untergang allen Hoffnungen der treuen deutschen Patrioten drohte, als die mitsiegenden Ideen und die Männer, aus deren Häuptern sie hervorgegangen, zugleich verfolgt und unterdrückt wurden, bis endlich „das Mordattentat auf das innere Leben der Nation" durch die †††Karlsbader Beschlüsse ausgeführt wurde, — da ging der allgemeine Schmerz in dem nächsten des blutenden Vaterherzens unter: sein einziger herrlich blühender Sohn sank vor ihm in's Grab. Von dieser Zeit an wankte auch Jean Paul dem Grabe zu.

Früher, noch in der fröhlichen Zeit des Schaffens, hatte er, wie in Koburg in dem Gartenhaus auf dem Adamiberg bei der Stadt, so unweit Bayreuth einen stillen, ländlichen Winkel für sein Arbeitstischchen in der allbekannten Rollwenzelei gesucht. Die Stätte ist geweiht, zu ihr geht die eine Wallfahrt seiner Verehrer; die andere geht seit der Mitte des November 1825 zu der Stätte, die wir im Bilde vor uns haben. Unter dieser einfachen Pyramide ruht der Dichter und sein Sohn.

Wer diese Stätte betritt, der gedenke jener Worte, die der Unsterbliche einst bei dem Tode einer Jungfrau ausrief, und handle darnach: „Streut nur Blumen auf sie, ihr Freundinnen! Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzo feiert sie ihr größtes, denn die Bahre ist die Wiege des Himmels."

Friedr. Hofmann.

Luzern und der Pilatus.

Wir stehen an einer der großen Eingangspforten zum Wunderlande der Alpen, in der uralten Stadt Luzern.

Wie Chur im graubündnerischen Rhätien für den Touristen, den Geschäftsreisenden und für den alpinen Gütertransport der Schlüsselpunkt zu den wichtigen, sicheren Gebirgsstraßen über den Julier, den Splügen, Bernhardin, Maloja und Bernina ist, — wie Bern und sein freundliches Nachbarstädtchen Thun die natürlichen Ausgangspunkte für alle jene weltberühmten Routen sind, die durch das, an großartiger Naturpracht bis jetzt in Europa unübertroffene Berner Oberland führen, — so ist Luzern im Sommer der elektrisch-belebte Sammelplatz aller derjenigen Naturschwärmer, die eine Bergwallfahrt zum Rigi oder zu seinem (in neuester Zeit) siegreich durchdringenden Konkurrenten, dem wildfelsigen Pilatus, eine Wanderung zu den klassischen Stellen der Urschweiz oder eine Reise über den Gotthard unternehmen wollen.

Eine Iliade historisch wichtiger Thatsachen drängt sich uns auf, wenn wir an den Gestaden des herrlichen Vierwaldstätter Sees bei Luzern weilen und unwillkürlich einen Rückblick in die sturmbewegte Vergangenheit dieses kleinen Freistaates werfen.

Dort, in kühnen Zackenlinien seiner Berge liegt es vor uns, das Spartanerland der Alpen, an lieblicher Großartigkeit und majestätischer Milde landschaftlich den berühmtesten Gegenden ebenbürtig. Mit einem Blick überfliegt das Auge die Eingänge zu jenen Thalschaften, in denen vor einem halben Jahrtausend ein mannliches freies Volk von Hirten lebte, das, als der Druck der von Oesterreich ihm gesetzten Landvögte unerträglich ward,

„Getrosten Muths hinaufgriff in den Himmel, —
Herunter holte seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst, — —

(Schillers Tell.)

alle Ortsnamen, welche der führende Freund uns nennt, erinnern an Helden alteidgenössischer Volkskämpfe: an die Winkelriede und Walter Fürst, an Arnold von der Halden aus dem Melchthal und den ernsten Werner Stauffacher, an den von der negirenden Kritik ins Gebiet der Sage verbannten, aber im Herzen seines Volkes unsterblich, gleich einem Halbgott lebenden Wilhelm Tell und alle jene Gründer des Grütli-Bundes, die das Fundament zu jener Schutz- und Trutzburg der Freiheit legten, die tausendmal bedroht, unendlich oft in Gefahr, dem platten Lande gleichgeschleift zu werden, dennoch immer durch den treuen Gott des Rechtes gehalten und geschützt wurde.

Aber die Freude des Volksfreundes wird getrübt, wenn die Hand die nächsten Blätter der Chronik dieses Landes umwendet. Denn sie erzählt uns, wie das

LUZERN und der PILATUS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

freigewordene Volk von den mächtigen zu Amt und Würden berufenen Geschlechtern als Werkzeuge grenzenlosen Ehrgeizes und schnöder Geldsucht massenhaft bald nach Mailand, bald den Königen von Frankreich verschachert wurde, um Söldlings-Dienste zu verrichten, — wie das Volk durch diesen Menschenhandel entsittlichet und der altgewohnten Einfachheit und Treue entfremdet, seiner Heimath zur Last, zum Fluche wurde.

Und weiter lesen wir, wie zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch im Luzerner Lande lebhaft das Bedürfniß nach Verbesserung der kirchlichen Zustände und Läuterung der Glaubens-Satzungen von abergläubischen und ungöttlichen Vorschriften und eingeschlichenen Gewohnheiten sich fühlbar machte, wie der überhand nehmenden Pfaffen-Unzucht und der platten, geistesloſen Werkheiligkeit ein Ziel gesteckt und dadurch das Volk emporgezogen werden sollte zu größerer Freiheit und Selbständigkeit. Es traten Reformatoren auf, deren Namen die Kirchengeschichte noch heute mit Auszeichnung nennt, ein Myconius, Textor und Collinus; mit freiem Muthe und klarem, leuchtendem Verstande griffen sie die Wächter der Hierarchie an und kennzeichneten ihre verwerfliche Praxis. — Aber diese Streiter für Wahrheit und Licht wurden geächtet und mußten flüchtig dem Lande den Rücken kehren, dessen Wohlfahrt sie anstrebten. Das Volk, körperlich Handelswaare seiner ehr- und gewissenlosen Magistratualen, lag auch geistig in Nacht und Banden und ließ sich fanatisiren, mißbrauchen. Denn Schritt für Schritt, mit sicherer Berechnung, dehnte sich die geistliche Macht aus, und den Anfang der traurigsten Epoche bezeichnet das Jahr 1574, in welchem die folgenschwere Berufung der Jesuiten nach Luzern erfolgte.

Wehe! dem Volke, das diesem furchtbaren Orden unterthan wird, diesem Orden, dessen unantastbares Fundamental-Gesetz blinder Glaube, sklavischer Gehorsam ist, — der die Seelen-Polizei mit so entsetzlichen Konsequenzen handhabt, daß in jedem, unter der Wucht seiner Eisenherrschaft schmachtenden Menschen die letzten Keime geistigen und politischen Selbstbewußtseins ersterben, — der den ungetrübten Verstand so durch Sophismen zu verwirren, so durch bannende Schreckensworte zu foltern weiß, daß jeder unbefangene Drang nach Selbstforschung als Sünde erscheint, jede andersdenkende Meinung als Verbrechen dasteht. Diesem Orden, der mit der rechten Hand das segnende Zeichen des Kreuzes macht, während die andere Hand die Völker an's Kreuz schlägt, diesem Orden wurde das gesammte Erziehungswesen des Luzerner Gebietes anvertraut und damit die Blüthe der Zukunft im Voraus erstickt.

Aber es genügte nicht, sich der kommenden Geschlechter bemeistert und deren Schicksal im Voraus bestimmt zu haben, — auch die lebende, schon reife Generation des Volkes sollte dem Jesuiten-Orden und seinen Machinationen zum Opfer fallen. Eine ständige päpstliche Nuntiatur wurde in Luzern errichtet, die den Brennpunkt alles katholischen Lebens und Strebens innerhalb der Eidgenossenschaft abzugeben die Aufgabe hatte.

Durch diese Vermittelung sehen wir wenige Jahre später eine Liga der altgläubigen Freistaaten (der jetzigen sog. Urkantone) in Luzern entstehen, die als „goldener oder borromäischer Bund" keine geringere Aufgabe hatte, als die vier Waldstätte (Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern) nebst Zug, Freiburg und Solothurn zu dem Schwure zu vereinen: „Dem alten, allein-wahren Glauben unentwegt anzuhangen, Jeden, der von demselben abfallen wolle, mit Gewalt zur Rückkehr zu zwingen und diesen Glauben zu schirmen und zu schützen, wider Jeden, Niemand ausgenommen." Dieser Bund sollte „höher stehen, als jeder zuvor geschworene Eid (!) und kein älteres oder jüngeres Bündniß solle

diese Borromäus-Bundesglieder ihrer jetzt eingegangenen Verpflichtungen entheben".

Mit diesem, in der Stiftskirche zu Luzern feierlich gelobten Versprechen, war jenes von den Urvätern blutig besiegelte Band zerrissen, jenes Band, das die alten Schweizer so innig geeinigt und durch ihre Einigkeit so unüberwindlich gemacht hatte.

Die Kluft zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre erweiterte sich immer mehr und führte im Verlaufe der Jahrhunderte zu jenen traurigen Religionskriegen, in denen Schweizer gegen Schweizer, Brüder gegen Brüder kämpften.

„Divide et imperabis!" das heißt: „Entzweie die Völker, erwecke Hader, Neid, Haß zwischen ihnen und du wirst herrschen". Dieses jesuitisch-politische, alte Axiom (das auch Deutschlands Einheit und Größe untergräbt) bewahrheitete sich in der Schweiz auf's Bedauerlichste. Jenes Volk des Alpenlandes, das im schlichten, leinenen Hirtenhemde, barhaupt und barfuß, nur mit dem Morgenstern in nerviger Faust, aber mit dem Bewußtsein der Kraft so oft drei und zehnmal größere Heere in Stahl und Eisen gepanzerter Ritter und kriegsgewohnter Reisigen besiegt hatte, — vor dem die unüberwindlich scheinenden Phalanxen Karls des Kühnen von Burgund in den drei Riesenschlachten bei Murten, Grandson und Nancy wie Spreu vor dem Winde zerstoben waren, — jenes Volk, um dessen Gunst und Hilfe mächtige Nachbarstaaten buhlten, — es lag, durch innere Entzweiung ohnmächtig, gefesselt am Boden und wurde zum Spielball diplomatischer Intriguen. Dahin hatte es der Einfluß des geistlichen Regimentes gebracht.

Jahrhunderte lang hatte die Ohnmacht des schweizerischen Volkes gewährt. Wenn auch hie und da einzelne Häuflein es wagten, der brutalen Gewalt fremder, eindringender Söldlinge mit nackter Brust in altem Muthe sich entgegen zu werfen, wie in Unterwalden, Graubünden und in anderen Kantonen, so mußten sie doch bald der erdrückenden Uebermacht unterliegen.

Mit dem verzehrenden, geheiligten Grimme, den geknechtete, heiße Vaterlandsliebe bei jedem freien Manne hervorrufen muß, sahen die Wägsten und Besten im Volke dessen politische Schändung. Mehrmals wagten sie es, die Urheber des Unheiles muthig anzugreifen, — aber ihr Bemühen war vereinzelt, erfolglos. Nur um so kecker und zuversichtlicher geberdeten sich jene fanatischen Dränger, die wie ein böser Alp auf Land und Volk lasteten: Zum zweiten Male wagten sie es, das ehrliche, gute, leichtgläubige katholische Volk unter dem Vorwande der „Religionsgefahr" gegen den Staatenbund gesammter Eidgenossenschaft aufzuhetzen und einen „Sonderbund" zu errichten. Luzern wurde abermals der Brennpunkt dieser Jesuiten-Bestrebungen. Doch die Zeit war gekommen, die Frucht war reif.

Fest, einig und treu schaarten sich die Freunde wahrer Freiheit unter das alte Banner mit dem weißen Kreuz im rothen Felde. Fast Hunderttausend Mann unter des greisen Generals Dufour (einst Lehrer Kaiser Napoleons III.) Leitung mit 170 Geschützen zogen gegen Freiburg, die erste Veste des Jesuitismus. Beinahe ohne Schwertstreich fiel sie kapitulirend am 14. November 1847. Nach diesem leichten Siege rückten die Eidgenossen vor Luzern, wo die Armee der Sonderbündischen (79,000 Mann mit 74 Geschützen) unter dem Kommando des Generals Johann Ulrich von Salis-Soglio aus Graubünden konzentrirt war. Graubündens Volk, dies sei hier nebenbei gesagt, gehörte nicht zum Sonderbunde.

Einige kurze, aber hartnäckige Gefechte, in denen von beiden Seiten mit Entschlossenheit gekämpft wurde (bei Gislikon, Meyerskappel, Honau und im Entle-

buch), machten am 23. November so drastische Eindrücke auf die Sonderbunds-Regierung, daß diese am gleichen Tage es noch vorzog, ihr Kollegium durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Die aufhetzenden Patres der Gesellschaft Jesu begleiteten diese fliehende Regierung.

Am folgenden Tage hielten die Eidgenossen Einzug in Luzern. Freudenfeuer auf allen Bergen und Böllerschüsse durch alle Thäler verkündeten es weithin durch's Land, daß die Schweiz von einem ihrer gefährlichsten Feinde, vom Orden der Jesuiten, befreit sei.

Jetzt Hand an's Werk gelegt und rasch geschafft! Das war die Losung aller wahren Patrioten. Der alte Bund war gefallen! Hurrah! es lebe der neue Bund! Er wurde gegründet durch die Verfassung von 1848, unter deren Segnungen die Schweiz aus einem uneinigen Staatenbunde ein fester Bundesstaat wurde.

Durchwandern wir jetzt die Straßen der alten Stadt, — rudern wir auf leichtem Nachen über den See, so erinnern eine Menge Baudenkmale an die sturmbewegten Tage, deren historische Skizze wir soeben in ihren Hauptlinien kennen lernten.

Dort im Wasser, mit stumpfgespitztem Ziegeldach steht der angeblich aus Römerzeiten stammende Thurm, einst eine „lucerna", d. h. ein Leuchtthurm am See, welcher der Stadt den Namen gab. Rechts, etwas weiter drinnen, steigt aus dem Dächer-Gewirr der im Roccoco-Styl verzierte Thurm der Jesuiten-Kirche auf, ein lebendes und warnendes Denkmal für Kind und Kindeskinder. Noch weiter in der Stadt, auf unserm Stahlstich nicht mehr sichtbar, steht der „Kesselthurm"; hier saß ein wackerer Patriot, der Dr. Robert Steiger (ehemaliger Staatsrath) gefesselt, weil er (1845) schon vor dem Ausbruche des Sonderbundskrieges den Mannesmuth gehabt hatte, eine kleine, kühne Freischaar gegen das, die ganze Schweiz verwirrende Kutten-Regiment zu führen. Der Handstreich mißlang; sein Todesurtheil war von der Jesuiten-Regierung gesprochen. Die ganze Schweiz und ihre einflußreichsten Männer petitionirten um Begnadigung; — umsonst! die „Liebes-Priester Jesu" wollten Blut, Blut eines der edelsten Männer. Weib und Kinder rangen verzweiflungsvoll die Hände, Freunde und jeder freigesinnte Mann weinten blutige Thränen, den treuen Sohn Helvetiens, auf den das Vaterland stolz sein durfte, als Opfer des politischen und religiösen Fanatismus auf der Richtstätte fallen zu sehen. Aber der alte treue Gott des Rechtes und der Wahrheit lebte noch und richtete anders. Eines Morgens erscholl es durch alle Gauen der Schweiz und jubelnd hallte es wider durch ganz Deutschland: „Steiger ist frei! dem Kerker entflohen!" Drei entschlossene Männer brachen Ketten und Banden und ersparten den Schweizerischen Annalen, ein Schandblatt einheften zu müssen. — Jetzt ruht Steiger in freier Erde; segnendes Andenken der Eidgenossen ist sein schönstes Denkmal.

Ganz östlich, am Stadt-Ende, ragt die zweigethürmte Stifts-Kirche zu St. Leodegar empor, in welcher einst jener verhängnißvolle „Borromäus-Bund" geschlossen wurde. Nicht um diese Stätte unsegenvollen Andenkens kennen zu lernen, besucht heute der Fremde die hohen gewölbten Hallen, sondern um eines Meisters der Töne, des Organisten Kaufmann, wunderbare Harmonieen auf einer der herrlichsten Orgeln Europa's zu hören. Es ist, als ob das unvergleichliche Tonwerk durch seine Vox humana und Vox angelica die Welt unablässig zu versöhnen bemüht wäre mit den trüben Erinnerungen, die an diesem Tempel haften. —

Und ist die Stadt durchwandert, dann lenkt zum Schluß der Reisende noch seine Schritte hinaus vor's Thor, zum „Löwen-Monument". Als Kunstwerk neuerer Zeit ist es wohl einzig in seiner Art; es erinnert an jene kolossalen Skulpturen Aegyptens, die halb in Sand versunken als die bekannten Sphinx-Fragmente heute noch das Staunen jedes dort Reisenden erregen. — Aus einem

heimlich-umschatteten Teiche steigt jene senkrechte Felsenwand auf, die unseres Bildhauers Hand sich als Material für seine Arbeit erkor. Meister Thorwaldsen hatte das Modell geliefert. Ein riesiger sterbender Löwe, den abgebrochenen, tödtlichen Speer zwischen den Rippen liegt in tiefer Felsennische, mit der rechten Pratze noch das Bourbonen-Schild deckend, welches er vertheidigte. „Helvetiorum fidei ac virtuti" lautet die, über der Nische in den Fels gegrabene Inschrift, — und weiter unten folgen sächliche und Namens-Angaben, welche berichten, daß dieses Monument jenen Schweizer Garden gesetzt wurde, die bei der Vertheidigung der Tuillerien und der königlichen Familie Ludwigs XIV. am 10. August und 2. September 1792 fielen.

So widerwärtig der Eindruck stets und überall ist, wenn wir die freigebornen Söhne eines freien Volkes zu Häschern und Leibtrabanten, im Dienste eines ihnen völlig fremden Menschen, sich erniedrigen sehen, — so gewaltig es gegen unsere politischen und rechtlichen Gefühle ankämpft, Zeuge sein zu müssen, wie freie Männer, lediglich um des schnöden Verdienstes willen, Henker der Freiheit anderer Völker werden, — so müssen wir in dem hier vorliegenden Falle doch die seltene Bravour und das feste Halten des, ihrem neuen Herrn geschworenen Eides der Treue anerkennen, mit welchem diese, zu französischen Garden umgewandelten Schweizer in den Tod gingen.

„Auf Treue ruht des ganzen Lebens Bau!"

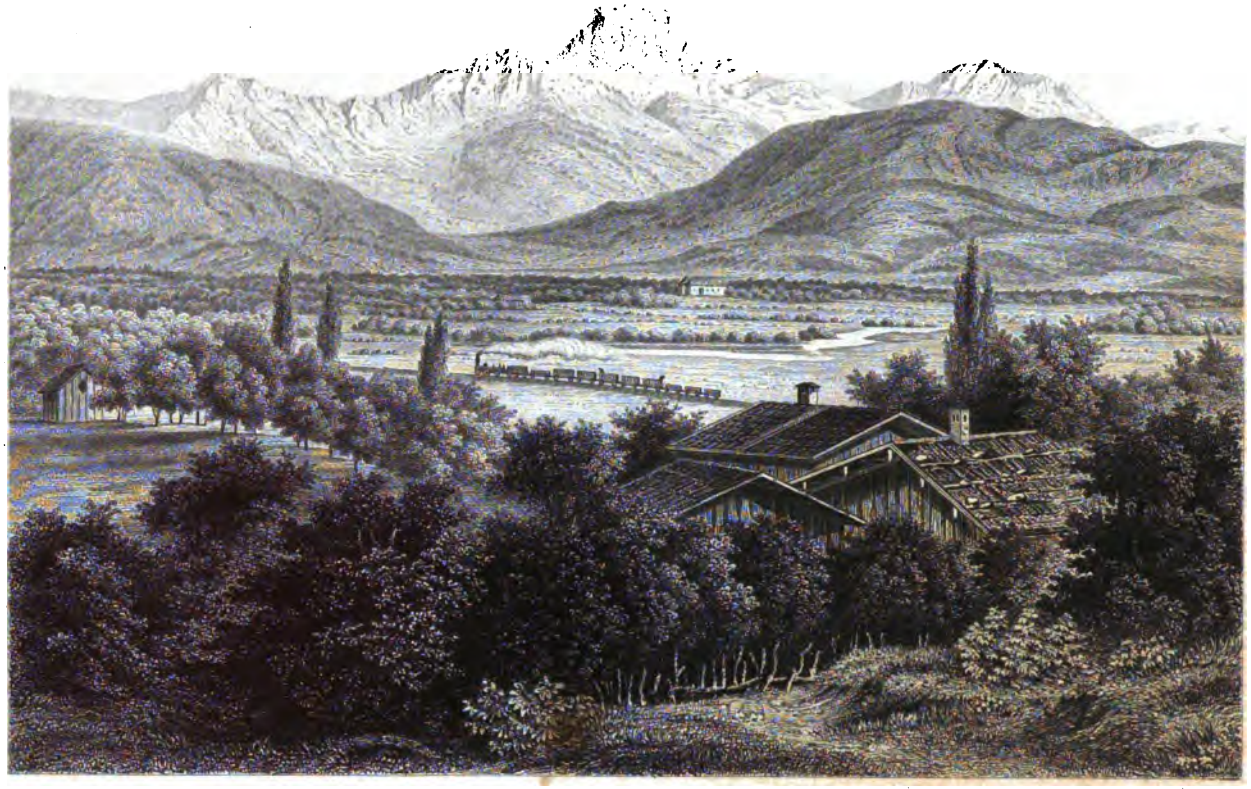
ruft uns der Dichter begeistert zu. Ja! ja! Treue ist lauteres, gediegenes Gold, besonders wenn sie sich da bewährt, wo sie tief aus dem Herzen quellen soll. Wir müssen es gelten lassen, wenn die Geschichte der Partei die unverbrüchliche Treue dieser für die Tuillerien gefallenen Schweizer rühmt. Aber als welche Helden würden sie erst dastehen, wenn sie kämpfend für ihr bedrängtes Vaterland und für die alte Freiheit desselben gefallen wären? Das war der ältere Schwur, den ihre Väter schon für sie geleistet hatten, — das wäre die rechte, echte, edle, hohe Treue gewesen, die Treue dem Vaterlande geweiht! Sie geht über alle andern Eide der Welt. Nicht einer Krone, nicht einer Dynastie, nicht einem herrschenden Prinzipe gehört zuvörderst unser Herz und unsere Hand; dem Vaterlande, dem lieben Lande der Heimath, wo unsere Eltern und Ureltern strebten, kämpften, litten, wo unserer Jugend Wiege stand, ihm gehört unsere erste ganze, volle Treue an.

An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Kämpfe für's Vaterland! Du kämpfst für deine Liebe!

H. Berlepsch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



DER WINDBERGSTEIN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

$$
\begin{aligned}
\frac{\partial}{\partial t}\left(\rho \mathbf{v}\right) &= -\nabla \cdot \left(\rho \mathbf{v}\mathbf{v}\right) - \nabla p + \nabla \cdot \left(\mu \left(\nabla \mathbf{v} + \nabla \mathbf{v}^{T}\right)\right) + \rho \mathbf{g} \\
\frac{\partial}{\partial t}\left(\rho E\right) &= -\nabla \cdot \left(\rho E \mathbf{v}\right) - \nabla \cdot \left(p \mathbf{v}\right) + \nabla \cdot \left(k \nabla T\right)
\end{aligned}
$$

Bibliographisches Institut

Der Wendelstein.

Wir sind einmal nicht mehr in dem Zeitalter der Landkutschen und Posthörner, und also darf der gewissenhafte Zeichner selbst bei einem Ausblick in's bayerische Hochgebirg uns nicht mehr der reinen Naturstimmung überantworten. Die Eisenschlange ist ja sogar in der Schweiz eine kaum noch entbehrliche Staffage geworden; wie viel mehr kommt sie demjenigen Lande zu, das sich rühmen darf, im deutschen Reiche die ersten Schienenstränge gelegt zu haben.

Dennoch würde ich, wenn mich Einer nach dem großartigen Auf und Nieder fragen wollte, das sich drüben vor uns ausbreitet, ihm lieber von dem erzählen, was ich mir selber erzählen ließ, bis ich selbst mit dem Alpenstocke von Senne zu Senne geklommen bin, ich meine von den Menschlein, die an den grünen Schwellen jener riesigen Steinmonumente ihr stilles Leben zwischen Himmel und Erde abspinnen, und zwar am liebsten von den Almerinnen, denn die „grämlichen Ochsner" sind eben auch kein fröhlicher Erzähler-Stoff.

„Ochsner" nämlich heißt der meist schon alternde Geselle, dem das traurige Loos zugefallen ist, drüben auf den grünen Viehhalden zwischen bequemen und leidenschaftslosen Wiederkäuern, die nur zum Fettwerden in menschliche Hut gestellt sind, seine Tage sang- und klanglos hinzudämmern. Er hat ein graues Gesicht, ein graues Kleid, eine graue Stimmung — Alles ist grau in und um ihn, und ob er nun in seine Holzbude hinein oder aus ihr heraus krieche — immer bleibt er der Inbegriff der vollendeten Freudlosigkeit.

Warum? Ich weiß im Grunde nicht, welches von seinen unzähligen Leiden das greulichste ist. Zuerst wohl die Temperamentlosigkeit seiner Umgebung. Da blökt keins nach dem erleichternden Melker, da schaut ihn keins mit der Frage an: ist's denn immer noch nicht Vesperzeit? Wird's denn nicht bald? Da hat auch keines Wehen und Beängstigungen und keines guckt sich das frisch geborne Kalb mit verwunderten Augen an und beschnuppert es und leckt ihm das Fell glatt. O, sind das Philister, diese Ochsen! Und nun, wenn der Holzknecht, wenn der Jäger bergauf geht, die seltenen Menschengesichter, mit denen der einsame Ochsner einmal, wie gern! ein Dutzend Einfältigkeiten austauschte, — wie sie Alle rechts steigen, statt links, wo der Ochsner mit seinen Freßmäulern wirthschaftet, wie sie Alle den Weg nach den Almhütten der Sennerinnen zu finden wissen, wo es Milch gibt und wer weiß auch wohl noch sonstige Erfrischung. Ja, wäre das Ochsen-Vieh nur wenigstens noch so gescheidt, wie es langweilig ist! Bliebe es nur, wo er es hingetrieben hat und gönnte ihm Zeit, ein Paar Stunden lang es dem Jäger und dem Holzknechte nachzuthun. Da jodeln sie ja drüben, die Wati und die Vevi und die Cilli, die ewig aufgelegten Dirnen, bei denen „halt wieder Besuch eingerückt sein muß" und denen „will's Gott!" spät und früh Sonnenschein ist! Aber das einfältige Vieh könnte sich verkrapeln. Nein! Der Ochsner muß auf seiner Alm bleiben und von Weitem sich grün und grau ärgern.

Es ist ein traurig Leben! Ein Leben wider die Natur — mitten in der Natur.

Den Sennerinnen dagegen weht jedes Lüfterle röthere Backen an. Und das kommt daher, weil sie weder allein sind, noch im Kloster, noch ohne schwere, schwere Arbeit, noch ohne ein zeitweilig schweres Herz. Weiß der Himmel, ob Eins von Allem an ihrem Glücke fehlen dürfte. Daß sie nun weder überstrenge gegen sich selbst sind, noch auch allzu gefällig gegen den ersten Besten, dafür sorgt die zwischen Stille und Lautigkeit, zwischen ernster Anspannung ihrer Kräfte und verhältnißmäßig unbegrenzter Freiheit sich gleichen Theiles hin und her bewegende Lebensweise. Die Natur webt spät und früh um sie her, und Wer, abseits von den Menschen, vor Allem in großartiger Umgebung sich selber und seinen Tagespflichten überlassen ist, dessen bemächtigt sich nach und nach eine Art nachdenklichen Ernstes, der auch in die Stunde der Fröhlichkeit noch hineinklingt.

Ihr „Glück" ist nun freilich ein nicht allzu genau zu nehmendes Wort. Aber wer möchte es ihnen nicht dennoch eher als irgend einem andern Kinde Gottes nachrühmen, wenn die reizvoll muntere Schilderung auf sie passe — und sie paßt wirklich vortrefflich — die sehr anheimelnde Schilderung, welche ein berühmter Tourist ohnlängst von ihnen entwarf. „Die Almerinnen," sagt er mit schalkhafter Ueberschwänglichkeit, „führen fast ein Leben wie die Elfen, streifen in der Frühe mit leichten Sohlen über die thauigen Alpenkräuter, verschwinden im Morgennebel, singen aus dem Gestein, daß man nicht weiß, von wannen es kommt und schallt, trinken nur Milch und Wasser, und schlummern im Heu, das sie kaum eindrücken. Das A[illegible]ben hat so viel eingeborne Poesie, daß selbst die Tausende von Schnaderhüpf[illegible]nd die schönsten Lieder vom Berge, so wie die süßinnigsten Zither-Melodien diesen tiefen und wahren Zauberbrunnen nicht ganz ausschöpfen. Wenn einer einmal einen dreibändigen Walter Scott'schen Roman darüber schreiben wollte, der würde sehen, was ihm da Alles entgegenkommt — die Almerin selbst mit ihren achtzehn Jahren und ihrem unbewachten Almenherzen, die Jägerburschen mit ihrem Stolz, die Wildschützen mit ihrem Haß, der Bauer im Dorf unten mit seiner Bäuerin, der Schwärzer mit seinem Tirolerwein, der Grenzwächter mit seiner Pflicht, der Kaplan mit seinem wunderbaren Finger Gottes, der städtische Reise-Enthusiast und Bergbesteiger mit seiner Dummheit, der münchner Maler mit seinen himmlischen Gedanken, die er nie verkörpern kann, der Praktikant vom Landgericht mit seinen bösen Lüsten, der feurige Bua von der Zell mit seinen eifersüchtigen Ansprüchen auf das Almenherz, nach dem so Viele trachten; dazu die Hütte, die Heerden, der düstere Hochwald, die Mittagsonne auf den einsamen Triften und die Mondscheinnächte, wo Mädchenworte am weichsten klingen — es könnte einer mit der rechten Kunst schon etwas Monumentales daraus aufbauen. Daß aber ja Keiner darübergeht, der's nicht versteht, sonst zerreißen wir ihn, wie die thracischen Weiber den zweckwidrigen Sänger Orpheus, und werfen sein Haupt in den Innstrom, auf daß es traurig jodelnd hinausflösse in das almenlose Flachland."

Robert Waldmüller.

NEW YORK
LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

JERUSALEM
(TEMPELPLATZ)

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Der Tempelplatz in Jerusalem.

Wir können diese Stätte nur mit Schauern der im tiefsten Innern erschütterten Menschennatur betreten, wenn wir an die Ströme von Blut und Thränen denken, welche von hier aus fast die Hälfte der bewohnten Welt überschwemmt haben. Was ist dagegen alle Herrlichkeit des Tempels Salomonis, der einst zu Ehren jener fanatischen Entäußerung des heiligsten aller Gefühle hier erbaut wurde! Und wenn er heute noch da stände in all seinem Glanze und unermeßlichen Reichthum, ein heiliges Wunder der Gläubigen, sein Glanz würde verdunkelt durch die Schatten der Opfer, welche derselbe fromme Wahn, der den alten Patriarchen Hand an seinen Sohn legen hieß, in den 3800 Jahren, die seitdem verflossen, geschlachtet hat.

Doch jenes Tempels Pracht, einst zu den Wunderwerken der Welt gerechnet, ist längst versunken. Es ist nicht einmal eine Spur mehr von ihr vorhanden. Der stolze, dem ewigen Gott errichtete Bau sollte kaum zwölf Menschenalter überdauern; sein heiliger und anspruchsvoller Name konnte ihn nicht davor schützen, daß eine rohe heidnische Kriegerhand die Brandfackel hineinschleuderte, die ihn in wenig Augenblicken verzehrte. Und vielleicht war gerade der Anspruch, das einzige und ausschließliche Heiligthum des wahren Gottes zu sein und die äußerliche Kundgebung dieses Anspruches durch eine Alles überbietende Pracht, die Haupturſache nicht allein der Zerstörung dieses Tempels, sondern überhaupt der feindlichen Angriffe auf den jüdischen Staat und seine Hauptstadt.

Es fließt für den Menschenfreund eine gewisse, wenn auch tragische Genugthuung aus der Wahrnehmung, daß von allem Jammer und Elend, welche der Fanatismus über die Menschheit verhing, die Stätte, wo er sein erstes Opfer brachte, ihren größten und fürchterlichsten Antheil erhielt. Es gibt keine Stätte auf dem ganzen weiten Erdenrunde, an welcher so viel Blut und so viel Thränen vergossen worden wären, als an dieser, keine, von welcher die Geschichte Grauen- und Entsetzenvolleres zu berichten hätte. Schon als der Tempel Salomo's noch in seiner Herrlichkeit prangte, war er Zeuge von der wüsten Tyrannei, welche die entarteten Nachkommen Davids an dem jüdischen Volke verübten und von den Familiengreueln in dem Herrscherhause selbst, die nachmals nur in dem unseligen Königsgeschlechte der Merovinger ihres Gleichen fanden. Athalja, Ahasja's, des Königs von Juda, Weib, und Ahabs und der Jesebel Tochter, hat mit der austrasischen

Fredegunde eine erschreckende Aehnlichkeit. Auch der scheußliche Molochsdienst im Thale Benhinnon, das nicht weit vom Tempelplatz sich an das Thal Josaphat schließt, blühete, während oben im „Hause des Herrn" dem Jehova geopfert wurde. Endlich machte der Babylonier Nebukadnezar der ganzen übeln Wirthschaft der Reiche Juda und Israel sammt der Herrlichkeit des salomonischen Tempels ein Ende; beide Länder wurden eine babylonische Provinz und die Wehrkraft des jüdischen Volkes in die Gefangenschaft geführt, gleich wie heutzutage der russische Despotismus die Wehrkraft der unterjochten polnischen Nation in das Innere seines weiten Reiches, nach Sibirien und an den Kaukasus, schleppt.

Nachdem die babylonische Gefangenschaft durch den Perserkönig Cyrus ihr Ende erreicht hatte, begannen die Juden den zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Er ward trotz der prophetischen Aneiferungen eines Haggai und Sacharja lässig genug betrieben und ward ein Stückwerk, wie das ganze restaurirte Judenthum. Gleichwie die Tafeln des Gesetzes, die von Moses selbst herrührten und den Kern des Allerheiligsten im Tempel Salomo's bildeten, unwiederbringlich verloren waren, so war dem Judenthum der ursprüngliche Geist entschwunden. Weder Esra, der erste Schriftgelehrte, noch Nehemia, der eigentliche Wiederhersteller Jerusalems, noch der eifrige und letzte Prophet Maleachi konnten ihm denselben wieder einhauchen. Das Judenthum verknöcherte sich immer mehr zu einem todten Formen- und Formel-Dienst. Es ist nichts Erquickliches in der ganzen zweihundertjährigen Restaurationsepoche von Serubabel (unter Cyrus) bis auf den Hohenpriester Jaddua (unter Alexander dem Großen). Man darf sich darüber nicht wundern, denn es fehlte dieser Restauration der feste und befruchtende Boden der nationalen Selbstständigkeit. Ohne diese vermag kein Volk sich gesund und kräftig zu entwickeln. Die Juden blieben unter der, wenn auch milden Herrschaft der Perser, und gingen aus dieser in die macedonische Herrschaft über. In dieser langen Zeit bewegte sich die Geschichte des Judenthums um die Wahrung der alten Satzungen und Formen vor dem verlockenden Heidenthum, und um die Ehre der Hohenpriesterwürde. Um diese Würde entstand oft bitterer Streit, der bis zum Brudermord entarten konnte. So stritten sich zwei Söhne des Hohenpriesters Jojada, Johanan und Josua, nach ihres Vaters Tode um dieselbe, und die Erbitterung ging so weit, daß Johanan den Josua im Vorhof des Tempels erschlug.

Als nach dem Tode Alexanders des Großen dessen Feldherren sich in die Weltherrschaft theilten, wurden die jüdischen Lande und zumal Jerusalem der Spielball der ländergierigen Eifersucht dieser Gewalthaber. Sie kamen bald in diese, bald in jene Hand. Zuletzt gewannen die Seleuciden, die Herrscher Syriens, die Oberhand. Diese verkauften die Hohenpriesterwürde an die Meistbietenden und ein solcher Schacher gab Anlaß zu Unruhen, welche den König Antiochus Epiphanes erzürnten, daß er mit Heeresmacht aus Aegypten heraufzog, die Stadt Jerusalem mit Gewalt einnahm und seine Kriegsknechte ohne Barmherzigkeit die ganze Bevölkerung über die Klinge springen hieß. „Da würgete man durcheinander Jung und Alt, Mann und Weib, Kinder und Jungfrauen, bis auf die Säuglinge, daß also in dreien Tagen 80,000 umkamen, 40,000 gefangen und 80,000 verkauft wurden. Darnach ging Antiochus trotziglich in das Heiligthum und ließ wegnehmen den goldenen Altar, Leuchter und was dazu gehörte, den Tisch, darauf die Schaubrode lagen, die goldenen Kannen, Becher, Schalen, den Vorhang, die Kronen und den goldenen Schmuck am Tempel — und nahm das Silber und das Gold und die köstlichen Gefäße und die verborgenen Schätze, so viel er fand, und führte es mit sich in sein Land, und richtete ein Blutbad an und redete große Lästerung." So die Chronik, aber das Alles war nur das Vorspiel größerer Greuel. Nach

zwei Jahren überfiel ein Kriegsoberster des Antiochus die Stadt in verrätherischer Weise, plünderte und verwüstete und erschlug viele der noch übrig gebliebenen Bewohner. Auf dem Berge Zion, der den Tempelberg beherrschte, errichtete er eine Veste, wo aller Raub geborgen wurde, und von wo aus die Besatzung die Juden, welche das Heiligthum besuchen wollten, erschießen mußte. Von der Zeit an ging Niemand mehr in den Tempel. Zuletzt ließ Antiochus den jüdischen Kultus ganz abschaffen und den Tempel dem Zeus weihen. Alle heiligen Bücher wurden zerrissen und verbrannt; die Mütter, welche ihre Kinder beschnitten, wurden getödtet, und diese selbst an den Hälsen aufgehangen; die Häuser derer, die die Beschneidung vollzogen, unterlagen der Plünderung.

Doch „eine Grenze hat Tyrannenmacht" — auch die Tyrannei des Antiochus trieb das verzweifelnde Judenvolk auf den Punkt, wo der Unterdrückte „hinaufgreift in den Himmel und herunterholt seine ew'gen Rechte". Ein einfacher Priester Mattathias aus dem Hause Hasmon erhob sich mit einem Häuflein bundestreuer Juden zum Widerstand gegen die Zwingherrschaft, und aus dieser Erhebung erblühte den Juden ihr größter Nationalheld, Judas Makkabi (d. i. der Hammer), der herrlichste unter Mattathias fünf Heldensöhnen, und überhaupt begann damit ihre ruhmvollste Heldenzeit.

Leider war dieser leuchtende Punkt in der jüdischen Geschichte nur von kurzer Dauer; er überlebte nicht das erste Glied der Nachkommen des Mattathias, die sich zur Hohenpriester- und Fürstenwürde emporschwangen. Mit der letzteren schlich sich der Frevel, der immer im Gefolge der Herrschsucht ist, in das Haus Hasmons und machte seinen Stern erbleichen. Schon der letzte der Heldensöhne des Mattathias, Simon, fiel durch Meuchelmord von der Hand seines Schwiegersohnes Ptolemäus. Von da an ward der Frevel erblich im Hause der Makkabäer, wie es die Herrschaft über Judäa ward. Simons Enkel, Aristobulus I., nahm den Königstitel an und tauchte seinen Purpur in das Blut der Opfer seiner Grausamkeit. Nicht besser trieb es dessen Nachfolger Alexander Jannai. Gegen den erhob einst beim Laubhüttenfeste das Volk einen Tumult, indem es ihn beim Opfer im Vorhof des Tempels mit Citronen warf und schmähte. Er aber sammelte alsbald seine Leibwache um sich, führte sie gegen die unruhige Menge und ließ sechstausend Menschen auf der Stelle niederhauen. Doch dies war nur der Anfang des Würgens; er ließ zum Schrecken des Volkes noch 40,000 Verdächtige hinrichten und setzte seinen Unthaten damit die Krone auf, daß er 800 Gefangene, indem er mit seinen Weibern beim Mahle schwelgte, „an Kreuze schlagen und während sie daran noch unter unsäglicher Marter litten, deren Weiber und Kinder unter die Kreuze schleppen und dort von seinen Söldlingen zusammenhauen ließ." So ward die einheimische Tyrannei so schlimm, als je die auswärtige gewesen war, und eine so würdelose, greuelreiche Selbständigkeit, wie die der Juden unter den spätern Makkabäern war, hatte kein Recht auf Bestand. Das Strafgericht brach bald herein. Im Hause der Makkabäer herrschte wilder Zwist um der Herrschaft willen: zwei Brüder, Hyrkan II. und Aristobulus II. stritten sich um den Thron; zu ihnen gesellte sich ein dritter Prätendent, der Idumäer Antipater. Die ersteren riefen wider einander die Hülfe des in Syrien siegreichen Römerfeldherrn Pompejus an. Pompejus kam und eroberte Jerusalem, scheinbar für Hyrkan, in Wirklichkeit für Rom. Hyrkan überließ die Regierungssorgen dem schlauen Antipater, der sich bald bei den Römern so in Gunst zu setzen wußte, daß sie ihm die Statthalterschaft über die neue römische Provinz Judäa übertrugen.

Durch blutige Gewaltthat und Argliſt ſchwang ſich Antipaters Sohn, Herodes, zum König von Judäa unter römiſcher Oberherrſchaft auf. Ein ſcheußlicher Tyrann voll Tücke und Grauſamkeit. Aus Furcht vor ihrer Popularität räumte er alle noch übrigen Sprößlinge des makkabäiſchen Geſchlechtes, ſeine eigene ſchöne Gemahlin Marianne nicht ausgenommen, gewaltſam aus dem Wege. Eine Verſchwörung gegen ihn wurde durch ſeine wachſamen Spione entdeckt und an den Theilnehmern durch grauſame Martern gerächt.

Um ſich die verſcherzte Volksgunſt wieder zu gewinnen, ließ Herodes den alten Tempel niederreißen, und einen neuen, großartigeren an ſeine Stelle ſetzen, der ſelbſt den Prachtbau Salomo's verdunkelte. (Wir verdanken dem jüdiſchen Geſchichtsſchreiber Joſephus eine genaue Beſchreibung dieſes herodianiſchen Tempels.)

Dieſer unvergleichliche Tempel konnte ebenſo wenig die Schandthaten ſeines Erbauers verhüllen, wie er den innern Verfall des Judenthums aufhalten konnte. Dieſes hatte ſich mit ſeiner theokratiſchen Ausſchließlichkeit ebenſo überlebt, wie ſein heidniſcher Gegenſatz. Im Schooße der Menſchheit ſproßten die Keime einer Neubildung, welche ſich an die Stelle der alten Kultur drängte. Das, was ihr am ſchroffſten widerſtand, mußte zuerſt abgeſtoßen werden: das war das im Formendienſt erſtarrte Judenthum mit ſeinem Pochen auf die auserwählte Gotteskindſchaft. Und mitten aus ſeinem eigenen Schooße ſchoß das kräftige Reis hervor, aus welchem der Baum des neuen Weltalters erwuchs, deſſen Grundidee die Verſöhnung des Kosmopolitismus der Heiden mit dem nationalen Monotheismus der Juden war.

Unter welchen Wehen dieſe Neugeburt vor ſich ging, das iſt wohl allen unſern Leſern bekannt. Wie der arme Zimmermannsſohn von Nazareth kühn gegen die Afterreligioſität ſeines Volkes auftrat und ihr die Religion der allgemeinen Brüderlichkeit aller Menſchen predigte, wie er um ſeiner Lehre und ſeines dieſer entſprechenden Lebens willen von den „Konſervativen" ſeiner Zeit gehaßt, verfolgt und zuletzt zum qualvollen Tode geführt wurde — wie die wenigen getreuen Schüler das Saamenkorn des gemordeten Meiſters pflegten und unter allen Anfechtungen und Verfolgungen weiter und weiter trugen, wir haben es geleſen und wieder geleſen, und die Stätte, an die ſich unſere Betrachtung anknüpft, erinnert uns daran mit tiefgewaltiger Stimme. Aber nicht ſie ſind es, bei welchen wir verweilen wollen, ſondern dem furchtbar tragiſchen Ende der jüdiſchen Nation, das an dieſer nämlichen Stätte beſiegelt wurde, gelten die letzten dieſer ernſten Zeilen.

Es iſt eine allbekannte Erſcheinung, daß überwundene Entwickelungsſtufen der Menſchheit, bevor ſie für immer aus der Geſchichte verſchwinden, noch einmal zu einem letzten Lebensverſuch mit ungewöhnlicher Kraftäußerung ſich aufraffen und ihren Untergang noch durch eine gewaltſame Kataſtrophe bezeichnen. Dieſe Energie der Reaktion des Alten und Abgelebten gegen das Neue und Lebenskräftige blieb auch im hinſterbenden Judenthum nicht aus. Je mehr daſſelbe zu der ſich vollziehenden Neubildung der Menſchheit im Gegenſatz trat, deſto krampfhafter klammerte es ſich an ſeine Ueberlieferungen, an die „Mumie ſeines Geſetzes", deſto feindlicher ſtellte es ſich zu Allem, was nicht dieſem Geſetz anhing. Hatte es daher von vornherein ſchon die römiſche Oberherrſchaft nur ungern ertragen, ſo ſteigerte ſich der Unmuth über dieſelbe je länger je mehr zum wüthenden Haß. Dieſer Haß, durch die Bedrückungen der römiſchen Statthalter noch genährt, mußte in offene Empörung ausbrechen, ſobald ein äußerer Anſtoß hinzutrat. Dieſer blieb nicht aus. Die zu ziemlich gleichen Theilen aus Juden und Griechen beſtehende Einwohnerſchaft von Cäſarea ſtritt ſich lange Zeit um die Herrſchaft in derſelben.

Der Kaiser Nero sprach sie endlich den Griechen zu. Seitdem kam es zu immer ernsteren Reibungen zwischen beiden Parteien. Dieselben erreichten ihren Gipfelpunkt, als ein Grieche ein ihm gehöriges Grundstück, über welches der Weg zur jüdischen Synagoge führte, bebaute und den Juden dadurch den Weg zu ihrem Heiligthum verlegte. Nicht genug, der Grieche opferte, um die Juden zu reizen, vor der Synagoge seinen Göttern. Darüber kam es zu offenem Kampfe. Der Prokurator Florus gab den Griechen Recht und legte den Juden nicht nur eine bedeutende Geldbuße auf, sondern raubte auch noch siebzehn Talente aus dem Tempelschatz. Die Nachricht hiervon erregte in Jerusalem Unruhen, bei welchen der Prokurator beschimpft wurde. Dieser versetzte die Stadt in Belagerungszustand, rückte mit einem Heer in sie ein, ließ einen Theil der Stadt plündern und eine Menge Juden umbringen. Den Geschonten legte er die Demüthigung auf, zum Beweise ihrer Unschuld den römischen Truppen entgegen zu gehen und sie zu begrüßen. Gleichzeitig aber befahl er den Soldaten, die Grüße der Juden nicht zu erwiedern, und wenn sie darüber einen Unwillen äußern sollten, sogleich auf sie einzuhauen. Solches geschah denn auch — und ein entsetzliches Blutbad war die Folge.

Jetzt erhob sich das ganze jüdische Volk. Die Römer wurden aus Jerusalem verjagt und es erfolgte ein Kampf, so reich an Heldenthaten, aber auch an haarsträubenden Greueln, wie kaum ein zweiter in der ganzen Weltgeschichte. Anfangs waren die Juden in allen Zusammenstößen mit den Römern siegreich. Der Statthalter Cestius Gallus, welcher Jerusalem zuerst belagerte, mußte unverrichteter Sache abziehen und wurde beim Rückzug nach Gibeon von den nachsetzenden Belagerten furchtbar auf's Haupt geschlagen. Jetzt war Judäa von der Fremdherrschaft thatsächlich frei. Die Juden errichteten eine nationale Regierung und rüsteten mit Eifer zu dem vorauszusehenden neuen Kampfe. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Der Kaiser Nero sandte seinen tüchtigsten Feldherrn, Titus Flavius Vespasianus, und dessen Sohn Titus mit einem sieggewohnten Heere von 60,000 Mann nach Palästina. Dieser Macht war die kleine Nation nicht gewachsen; dennoch ward der voraussichtlich fruchtlose Widerstand gewagt. Der höhern Kriegskunst und geschlossenen Macht der Römer erlagen alle festen Plätze und vereinzelten Streitkräfte der Juden. Noch ehe jene Jerusalem, die starkbefestigte Hauptstadt, erreichten, hatten sie mit dem Schwerte 100,000 Juden gefällt; über 40,000 in die Sklaverei verkauft. Doch was war das gegen die Opfer, welche der Kampf um Jerusalem selbst kostete! Hier würgte nicht allein das Schwert der Römer, sondern gieriger noch wütheten Parteihaß und Herrschsucht im Innern, dazu Hunger und Seuchen. Als Titus, der nach der Berufung seines Vaters auf den Thron der Cäsaren die Belagerung allein leitete, die Einschließung der Stadt nur eben vollendet hatte, fiel gerade das Osterfest, und dieses hatte gegen 3 Millionen Menschen in Jerusalem versammelt. Während der Feind draußen zum Sturm rüstete, rasten in der Stadt die Parteien wider einander, daß das Blut in Strömen den Tempelberg herniederfloß. „Um ein gutes Schlachtfeld zu gewinnen, brannten sie selbst den zwischen ihnen liegenden Stadttheil völlig nieder und gewährten einander nur dann einen Waffenstillstand, wenn der Feind vor den Thoren ihre gemeinsame Thätigkeit in Anspruch nahm." So erbittert sie gegen einander waren, so war ihr gemeinschaftlicher Haß gegen die Römer doch noch größer. Daher verwarfen sie auch einmüthig jede Aufforderung zu gütlicher Unterwerfung, die Titus an sie erließ. Dieselben Schaaren, die einander in der Stadt blutige Schlachten lieferten, konnten im nächsten Augenblick mit vereinter Kraft gegen die stürmenden Römer sich wenden und diese mit todesmuthiger

Tapferkeit zurückschlagen. Die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes konnte selbst die furchtbare Macht des Hungers nicht beugen, der hereinbrach, als Titus dicht um die Stadt eine ungeheure Mauer mit dreizehn Wachtthürmen aufführen und so den Einwohnern jeden Ausfall und jede Zufuhr abschneiden ließ. „Jetzt stieg die Noth auf's Aeußerste. Bleich und abgemagert, taumelnd und Wahnsinnigen gleich, schwankten viele Tausende umher, die ihr Leben noch erhalten hatten und verschlangen gierig Leder von Schuhen, Gürteln und Schilden, wenn sie solches noch erlangen konnten, ja sogar der Auswurf der Thiere diente als Nahrungsmittel. Wer noch eine Handvoll Heu zur Stillung des Hungers erhalten konnte, bezahlte es gern zu hohem Preise. Der Bruder tödtete den Bruder, um sich mit Dem zu sättigen, was er bei ihm zu finden hoffte. Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen fielen in den Straßen todt nieder; die Dächer waren voll von verhungerten Weibern und Kindern; die verpestete Luft erzeugte tödtliche Seuchen; viele starben über den Todten, die sie beerdigen wollten. Andere schleppten ihr ausgehungertes Gebein bis an's Grab hinan und stürzten todt hinein und keine Klage folgte den Todten. Ein Ueberläufer, welchem vom Anfang der Belagerung bis einige Zeit vor dem letzten Sturme die Aufsicht über ein Thor anvertraut gewesen war, erzählte dem Titus, daß in dieser Zeit blos durch dieses eine Thor über 150,000 Leichen herausgeschafft worden seien." Doch wir lassen den Schleier über dieses Schauergemälde fallen und eilen zum Schluß unserer Betrachtung.

Mit unsäglichen Opfern und Anstrengungen hatten die Römer nach und nach von allen Theilen der untern Stadt Besitz genommen, bis auf den Tempel. In diesen hatte sich der letzte Rest der Vertheidiger dieses Stadttheils zurückgezogen, um noch einen letzten Widerstand zu leisten. Titus wollte das erhabene Kunstwerk schonen; er forderte deshalb die Juden auf, den Tempel zu verlassen und einen andern Platz zum letzten Entscheidungskampfe zu wählen und gab die Versicherung, daß kein Römer das jüdische Heiligthum betreten und entweihen sollte. Der wohlgemeinte Vorschlag ward zurückgewiesen, ja, wer zu seiner Annahme rieth, wie der Hoheprieſter Matthias mit seinen drei Söhnen, hingerichtet.

So wurde denn zur Erstürmung des Tempelberges vorgeschritten. Die Juden selbst steckten die Vorhöfe des Tempels in Brand, um die vordringenden Römer abzuhalten. Titus wollte auch jetzt noch den Tempel schonen. Aber bei einem Ausfall, den die Belagerten machten und welcher von den Römern zurückgeschlagen wurde, wobei diese zugleich mit in das Thor des innern Vorhofes eindrangen, ergriff ein römischer Soldat in der Hitze des Gefechtes eine Brandfackel und schleuderte sie durch die goldene Pforte in die Hallen hinein, welche unmittelbar an das Allerheiligste stießen; rasch und unaufhaltsam griff die Flamme um sich; Titus eilte herbei mit dem Befehle, zu löschen — vergeblich, seine Stimme verhallte im wüsten Kampfgetümmel; die Zerstörung nahm ihren Verlauf.

„Als nun," erzählt unsere Quelle, „die Flamme hoch aufloderte gen Himmel, da erhob sich ein gräßliches Geheul unter den Juden. Mit verstörtem Blick und verzerrtem Angesicht starrten die Einen in die aufwallende Feuerfluth, die Andern stürzten zur Rettung herbei und rannten dabei voll blinden Eifers in die grause Flamme oder in die Schwerter der Römer, da nun ihr Heiligthum in Feuer aufging, um deswillen sie bisher Alles gewagt hatten. Viele durchbohrten sich selbst, um den Fall des Tempels nicht zu überleben. Ströme Blutes rannen aus den hoch aufgeschichteten Leichenhaufen durch die Hallen und Vorhöfe am Tempelberge herunter. Noch war der eigentliche Tempel von den immer weitergreifenden Flammen nicht erfaßt. Titus — so erzählt ein anderer Gewährsmann — ging mit

seinem Unterfeldherrn in das Allerheiligste. Voll Staunen über die Pracht und Schönheit des heiligen Wunderbaues kam er wieder heraus und traf neue Anstalten zum Löschen; seinem Hauptmann Liberalis befahl er, die Soldaten dazu mit Schlägen zu zwingen. Aber bei dem Grimme seines Heeres, der auch jetzt noch durch Hohn und Spott angeschürt ward, fand die Stimme des geliebten Feldherrn wenig Gehör; Wuth und Raubsucht machten die Soldaten unempfindlich auch gegen die Schläge; ja, einer von den eingedrungenen Soldaten legte, statt löschen zu helfen, Feuer unter die Thürangeln des Hauptgebäudes, ein anderer stieg auf dessen Schultern und warf einen brennenden Balken in das Heiligthum. Schnell stand das ganze Prachtgebäude in vollem Feuer und der ganze Tempelberg war von einem Flammenstrome übergossen. Fürchterlich mischte sich nun der Freudenruf der Sieger in das Sausen und Prasseln des mit schrecklicher Wuth emporlodernden Feuermeeres, in das Geheul der Juden, in das Aechzen der sterbenden Greise, Frauen und Kinder, die sich auf dem Boden wälzten, in das Geschrei der Männer, die in die lodernden Flammen des Gotteshauses sprangen, in den Donner der zusammenstürzenden Steine und in das Gekrach der Riegel und Sessel, die von den verzweifelnden Hütern des Tempels, ehe sie den Geist aufgaben, noch unter die Römer geschleudert wurden. Die Blutströme, die jetzt flossen, schwemmten die Leichname zum Berge hinunter. So sank das hehre Heiligthum der Juden, der Mittelpunkt des jüdischen Kultus" — und fügen wir hinzu mit ihm das Judenthum als Nation. Bald nach dem Tempelbrande fiel auch die Oberstadt mit der Burg unter Strömen Blutes in die Hände der Sieger, dann ward die ganze Stadt geschleift und der Boden, auf dem sie gestanden hatte, von den Römern verflucht. Was von den Besiegten nicht dem Schwerte der Sieger, dem Hunger, den Seuchen und ihrer Selbstzerfleischung erlegen war, das ward zum größten Theil in die Knechtschaft verkauft, und so das Judenthum in alle Welt zerstreut. Wenige Jahrhunderte später sank ihm auch die übrige antike Welt, in den Trümmern des stolzen Römerreiches, nach, um der neuen Bildungsphase der Menschheit das Feld völlig zu räumen.

Ueber ein Jahrhundert lag Jerusalem in Trümmern; der Kaiser Hadrian erbaute eine neue Stadt an ihrer Stelle, die nachmals auch zu einigem vorübergehenden Glanze gelangte; aber das alte Jerusalem, der Mittelpunkt einer Nation und eines eigenen Religionskultus, war für ewig dahin. Noch verleiht der fromme Glaube christlicher und mohammedanischer Gläubigen der Stadt, die den alten Namen führt, einen magischen Schimmer, von dem die Wirklichkeit fast häßlich absticht. Es wird in neuerer Zeit eifrig daran gearbeitet, jenen Schimmer zu erhöhen und zu verewigen — allein auch wir leben in einer Epoche, wo eine neue Entwickelungsstufe der Menschheit sich Bahn bricht, eine Entwickelungsstufe, vor welcher jener traditionelle Schimmer mehr und mehr erbleichen muß.

A. Peters.

Engelhartszell.

Donaufahrt oder Rheinfahrt? Welche ist schöner, genußreicher? Ueber diese Frage ist schon oft in Reisegesellschaften auf dem süddeutschen Strome eine lebhafte Erörterung entstanden. Wenn man von Regensburg stromauf die Walhalla passirt hat, wo die Dampfer nicht anlegen, und auf der Fahrt durch die große niederbayerische Ebene, die sich zur Rechten ausbreitet, begriffen ist, scheint es allerdings gewagt, für die Donau gegen den Rhein aufzutreten. Hier erklären Viele die Frage für längst entschieden: wie könne der Vorrang des Weltstroms mit seiner Großartigkeit, seinen blühenden und mächtigen Städten, den erhabenen Meisterwerken der Kirchenbaukunst vom Münster zu Straßburg bis zum Kölner Dome bestritten werden! Mehr Klöster gebe es hier, auch vielleicht mehr Burgen — aber der deutsche Rhein gehe doch über Alles!

Wäre er nur noch deutsch, wie vor Alters, von seinen Quellen bis zu seinen Mündungen! Ist unsere Donau weniger deutsch?

Bis Straubing ist allerdings die Fahrt sehr langweilig. Die Donau, zur Rechten von einer flachen, oft sumpfigen Niederung begleitet, macht so viele Krümmungen, daß man zuweilen schwören möchte, sie fließe zu ihrer Quelle zurück, wenn man denselben Punkt wieder sieht, den man vor einer halben Stunde verlassen hatte.

Die alten Passagierschiffe, „Ordinari" genannt, seit den Dampfern ein überwundener Standpunkt, fuhren freilich acht Stunden von Regensburg bis Straubing, da galt der Schifferwitz: „Kein Wegkommen und kein Ankommen". Wenn schlecht Wetter war und man viel windfeiern mußte, wie die Schiffer es nennen, brauchte man von Ulm bis Wien drei Wochen. Die werden auch in der schönsten Gegend lang. Jetzt hilft wenigstens der rasche Dampfer über diese uninteressante Strecke bald hinweg und hinter Straubing müssen schon die Reisenden, welche für den Rhein Partei ergriffen hatten, gestehen, daß die Donau doch auch ihre schönen Punkte habe. Da zeigt sich links das ehemalige Benediktinerkloster Ober-Altaich, der mächtige Bogenberg, der die Ruinen der Stammburg der alten Grafen von Bogen und eine Wallfahrtskirche trägt; auch rechts erhebt sich nun eine Felsmasse, der Natternberg, welche der Teufel durch die Luft geschleppt, um das hübsche Städtchen Deggendorf zu zerschmettern, beim Läuten des Ave Maria vor Schreck aber fallen gelassen hat! Aber das linke Ufer bleibt vor der Hand das interessantere. Welche prächtigen Ruinen? Das ist Hoch-Winzer, das Hildegardsberg! Die Bergmassen drüben, die bald bis an die Donau herantreten, gehören zum Böhmer- oder Bayerwalde — je nachdem! — dessen Bergkönig, der Arber, von hier nicht zu sehen ist.

Bibliograph. Institut. Ihldburghausen.

ENGELHARDTSZELL.

Bibliogr aph. Institut Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bald aber nimmt die ganze Fahrt einen andern Charakter an. Das rechte Ufer, das bisher ziemlich flach gewesen war, erhebt sich mehr und mehr in wechselnder Gestaltung, die Thalränder zur Linken werden immer mächtiger; das Urgestein in seiner eigenthümlichen Kuppenbildung engt den Strom ein, der hier seinen Durchbruch in den wunderlichsten Krümmungen erzwingt. Diese, in der Ebene so ermüdend, bieten hier die überraschendsten Uferbilder, jedes für sich scheinbar abgeschlossen, bis an der neuen Windung sich dem Blicke wieder eine andere Landschaft eröffnet, vom reichsten Zauber der Romantik bekleidet. Hier muß aller Widerspruch gegen den Reiz der Donaufahrt verstummen. Vergleichen wir doch nicht immer! Lassen wir Jedem sein Recht! Vergleiche stören immer den Vollgenuß der Gegenwart! Geben wir uns hier dem Reiz der Naturschönheit hin, welche sich immer poetischer, entzückender entfaltet.

Passau! Wie oft hört man dort den Ausruf: „Das ist hochromantisch!" Und wahrlich, Passau verdient vor allen Punkten, welche man bis jetzt auf der Donau gesehen hat, den Vorzug; Viele nennen es die Krone der ganzen Donaufahrt. Die Stadt auf der Landzunge zwischen der grünen Donau und dem gelben Inn, jenseits des Stromes auf der schroffen Höhe, an deren Fuß die Ilz ihre braunen Wasser in die Donau ergießt, das Felsenschloß, und am rechten Ufer des Inn das hochgelegene Kloster Mariahilf — pittoresker kann man sich keine Lage denken!

Die Glocke erschallt, Reisende scheiden und kommen. Weiter die Fahrt! Noch lange ist das herrliche Landschaftsbild von Passau mit seiner nächsten Umgebung vom Deck des Dampfers zu schauen. Das Donauthal wird nun enger und enger, von den waldbedeckten Uferwänden zuweilen auf eine geraume Strecke in gerader Wasserlinie gehalten, meist aber, wie die Formen der Thalhänge wechseln, zieht es, an manchem Felsenvorsprung sich brechend, in immer neuen Bogenwindungen dahin. Die raschen Wellen des Stromes, dem Zwange zürnend, brausen und branden an den Vorgebirgen, die ihrem Lauf eine andere Bahn geben, die Ufer steigen fast unmittelbar aus den Fluthen empor, welche den Fuß der Berghänge küssen, so daß sich kein Raum für größere Niederlassungen mehr findet. Nur einzelne Hütten mit kleinem Gehöft, hier und da eine halbversteckte Mühle sieht man im Grunde, aber droben auf den weitgeschwungenen Höhen blicken Weiler in reizender Lage hernieder, heben sich Kapellen von dem dunkeln Hintergrunde malerisch ab und schimmert das Kreuz von mancher hochgelegenen Kirche im goldenen Sonnenstrahl. Die Gestaltung der Thalränder wird nirgend einförmig ermüdend, wie es wohl in der Felsenbildung gepriesener Stromthäler der Fall ist; nur von Zeit zu Zeit, gleichsam um dem Auge und dem Geiste Ruhe zu gönnen, bleibt die Waldnacht zu beiden Seiten auf eine längere Strecke unverändert, dann aber entfaltet sich wieder eine so großartige und zugleich anmuthige Scenerie, daß dem Genuß ein neuer Aufschwung gegeben wird: Klippen und Felshörner starren aus der lichten Waldung hervor, graue Ruinen alter Burgen blicken trotzig auf die Wasserstraße herab, welche sie einst beherrscht und tributpflichtig gemacht hatten. Dort auf dem kühnen Vorsprunge der Krempenstein, in dessen Trümmern die Sage — unbegreiflich genug! — statt der alten stahlgepanzerten Ritter später ein armes Schneiderlein gefunden, dessen tragisches Ende der Veste im Volksmunde den Namen des Schneiderschlößl's gegeben hat. Der Schneider, dessen Kundschaft in dieser Einöde wohl gering gewesen, hatte nämlich eine Ziege besessen, die er nach ihrem Tode in den Strom stürzen wollen, ihre Hörner hatten aber dabei sein Röcklein gefaßt und den leichten Mann mit hinab in das feuchte Grab gerissen. Dann fesseln das Auge die drei Thürme des Fichtensteins auf dem rechten Ufer und der Reisende wird auf den Jochstein aufmerksam, den die Fluth um-

rauscht. Auf demselben sind die Wappen von Bayern und Oesterreich eingehauen; beide haben ein Recht auf den Strom seit Passau. Bald hinter dieser Stadt wird das rechte Ufer österreichisch, das linke jedoch erst bei Engelhartszell. Der Name wird unterwegs schon zuweilen genannt; Enthusiasten der Donaufahrt vertrösten im prosaischen „Dunkelboden" bei Straubing auf dies Paradies, dies Eldorado.

Wir haben es endlich erreicht. Das Thal öffnet sich zur Rechten, die Waldberge weichen im Bogen vom Ufer zurück und das lieblichste Landschaftsgemälde zeigt sich den überraschten Blicken. Dort liegt das stattliche Kloster, das nun ein fürstliches Schloß, überragt von der hohen Kirche mit ihrem mächtigen Thurme, wahrlich, die geistlichen Herren hatten auch hier verstanden, für ihre Niederlassung einen paradiesischen Punkt zu wählen. Weiter hin sieht man zwischen malerischen Baumgruppen die Häuser des Markts Engelhartszell, der sich bald in der unmittelbaren Nähe des Klosters gebildet hatte, sie nehmen sich schmuck und wohnlich aus in ihrer landesüblichen Bauart mit Holzgallerien, die Dächer gegen die Thalstürme mit Steinen beschwert. Darüber schauend die schönen Berge, in deren Hut sicher und friedlich Schloß und Markt gelegen war, auf der Thalsohle bis zum Fluß das leuchtende Saftgrün der Wiesen, und am linken Ufer die kühner aufsteigenden Höhenzüge, die finstere Warte, der Wildbach, der seine klare Fluth in die Donau gießt. —

Engelhartszell war einst ein Cisterzienserkloster, schon unter den ersten Habsburgern, wahrscheinlich gleich nach Kaiser Rudolfs Tode, gestiftet. Jetzt gehört es dem Fürsten Wrede. Napoleon hat es dem verstorbenen Feldmarschall geschenkt, als dieser ihm im Feldzuge von 1809 bedeutende Dienste geleistet hatte: bei Wagram und besonders durch die Unterwerfung Tirols. Davon weiß Tirol zu erzählen. Freilich kann man den Feldherrn nicht ganz für die Greuel verantwortlich machen, welche seine Bayern in Tirol verübt haben, Greuel, welche den neuesten in Polen begangenen nicht nachstehen. Wrede hat nach Kräften gesucht, der Unmenschlichkeit Einhalt zu thun; sein Tagesbefehl, in welchem er die Soldaten „mit Thränen beschwört, wieder Menschen zu sein," liegt der Nachwelt vor. Aber es ist doch immer ein übles Zeugniß, wenn dergleichen geschehen kann. Tirol war aber Bayern, und damit Napoleon wieder unterworfen. Nach dem Frieden ernannte dieser den Feldherrn zum Grafen des französischen Kaiserreichs und gab ihm auf fremde Unkosten eine reiche Dotation. Im vorigen Jahrhundert hatte Bayern an Oesterreich, dessen Verlangen nach dem ganzen Erbe der Wittelsbacher durch Friedrich den Großen zurückgewiesen worden war, wenigstens das Innviertel abtreten müssen; dies „revindicirte" Napoleon jetzt dem Könige von Bayern als sein Protektor von Rheinbundswegen und schenkte ihm noch das österreichische Hausruckviertel dazu, welches Kaiser Franz im Frieden von Wien hingeben mußte. In diesem Landestheil liegt das schöne Engelhartszell, welches hierauf nebst Mondsee, Ellingen und Suden von dem französischen Kaiser an den Grafen Wrede verliehen wurde. Noch einmal hat ihm dieser dafür in Rußland gute Dienste geleistet, wo er nach Deroy's Tode den Oberbefehl des bayerischen Korps übernahm, aber er führte nur Wenige, die dem großen Bayerngrabe von Polozk entronnen, wieder in die Heimath zurück und erklärte bald, nicht mehr unter Napoleon dienen zu wollen. Bayern, wo schon längst über das Vasallenverhältniß Unzufriedenheit herrschte und die deutsche Gesinnung, namentlich durch den Kronprinzen Ludwig genährt, mehr und mehr hervortrat, fiel von dem Unterdrücker Deutschlands, unter den Königreichen des Rheinbundes zuerst ab, und Wrede erhielt den Befehl über das österreichisch-bayerische Heer, das Napoleon nach der Völkerschlacht von Leipzig den Rück-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, L
TILDEN FOU

Bibliograph Institut in Hildburghausen

weg abschneiden sollte. Es gelang bekanntlich nicht. Wie wenig mochte der länderverschenkende Gebieter früher geahnt haben, daß ihn für seine schöne Dotation einst bei Hanau ein solcher Dank gebracht werden sollte! Hanau für Polozk — nicht für Engelhartszell! Dies ist dem Hause Wrede verblieben, eine Perle der Donaufahrt, welche Jedem unvergeßlich bleiben wird, den der süddeutsche Strom einmal vorüber getragen hat.

Bernd von Guseck.

Der Laacher See und das Maifeld.

Die Rheinische Eisenbahn entführt uns in schnellem Fluge dem gastlichen Köln. Bald winken aus dem hellen Grün der Reben und dem dunklern Laube der Obstbäume die altersgrauen Stadtmauern Andernachs, überragt von den stattlichen Thürmen seiner Pfarrkirche, uns entgegen. Wir gönnen uns nur kurze Rast, und besteigen den Wagen, der uns nach dem Laacher See bringt. Wer das Rheinland kennt, weiß auch, welch ein prächtiges Stück Romantik der Schöpfer auf diesem Fleck Erde niedergelegt hat. Nicht blos die Natur hat hier in verschwenderischer Fülle ihre Gaben ausgestreut; auch die Geschichte mit ihrer Schwester, der Sage, entrollen vor den Augen des Geistes farbenprächtige Bilder, gleich den Miniaturen einer mittelalterlichen Handschrift, und dann ruht wieder das körperliche Auge auf der prächtigen Abteikirche, die als Perle im Kranze rheinischer Bauwerke erscheint.

Doch wenden wir uns zunächst dem Laacher See zu. Aus dichtem Buchenwalde tretend, erblicken wir plötzlich die dunkelblauen Fluthen des runden Sees, dessen Spiegel kein Lufthauch bewegt. Alles ist still und ruhig; nur aus dem Walde ertönen die frohen Lieder einer Studentengesellschaft, und eine Taube girrt lustig auf dem Aste einer breitstämmigen Buche, unter der ich, vom lichten Sonnengolde beschienen, Platz genommen habe. Ein eigenthümliches Gefühl überkommt mich beim Anblick dieses ruhigen Wassers, das einen Flächenraum von 1323 Morgen bedeckt. Allem Anschein nach haben wir einen ausgebrannten Krater vor uns. Die Beschaffenheit der ganzen Umgebung spricht für die einstige Thätigkeit Vulkans. Die Volkssage berichtet, an der Stelle des Sees habe einst ein Schloß gestanden, das um der Ruchlosigkeit seiner Bewohner willen von der Erde vertilgt wurde.

Als einmal die Sage im Zuge war, strebte sie nach romantischer Ausschmückung. Aus dem Herrenschloß wurde ein Kloster, dessen Mönche ein üppiges

Leben führten, und deshalb vernichtet wurden. Zu gewissen Zeiten hört man die Glocken der Klosterkirche in der Tiefe des Sees läuten, und den Gesang der Mönche aus den stillen blauen Fluthen ertönen. So rankt sich der mythenbildende Volksgeist an Berg und Thal, Bach und See, Kreuz und Kirche an. In der heiligen Nacht, wenn dichter Schnee die Eifelberge deckt, verkünden die Glocken der Tiefe die Wiederkehr des Frühlings und das Auferstehen der Mutter Erde aus den Banden des Winterdrachen. Erfüllt von diesem Gedanken, schreiten wir der westlichen Seite des Sees zu, wo die jüngst an den Jesuitenorden verkauften Abteigebäude mit der herrlichen Kirche uns verlockend winken.

Die Höhe gegen Osten trug im 11. Jahrhundert die Burg Heinrichs II., Pfalzgrafen bei Rhein, der sich nach dieser Veste Ritter von Laach nannte. Er war mit Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Otto von Thüringen, vermählt. Da seine Ehe kinderlos blieb, so brachte sie der fromme Sinn jener Zeit auf den Gedanken, einen Theil ihrer Habe der Kirche zu geben, und ein Kloster am Ufer des Sees, mitten in der Waldespracht und zwischen den grünen Bergen zu stiften. Als sie sich mit diesem Gedanken trugen, und nicht mit sich einig über den Ort des Klosterbaues werden konnten, sahen sie in einer dunkeln Nacht vom Fenster ihrer Burg den Spiegel des Sees wie mit tausend Lichtern erhellt. Diese bewegten sich alle nach dem Punkte hin, wo heute das Kloster steht. Der Pfalzgraf erkannte in der wunderbaren Erscheinung den Willen des Himmels, und 1093 wurde der Grundstein zu Kloster und Kirche gelegt. Da aber Heinrich bald hernach starb, und sein Nachfolger sich um den Bau nicht kümmerte, so gerieth er in's Stocken. Erst 1156 wurde die Kirche auf Kosten einer Gräfin Hedwig von Arras vollendet.

Die Mönche gehörten dem Orden des heil. Benedikt an, und machten sich um Urbarmachung des Bodens und um Pflege der Wissenschaften sehr verdient. Die reichen Schenkungen an Weinbergen, Wiesen, Fruchtfeldern, Geldrenten u. dgl., mit denen der rheinische Adel die Abtei bedachte, machte endlich die Mönche üppig. Es kam so weit, daß diese belagert, und nach tapferer Vertheidigung vom Erzbischof von Köln ausgetrieben wurden. Allein auch die neuen Insassen, unter denen sich viele Adelige befanden, verfielen bald der Sittenlosigkeit. Der duftige Rhein-, Ahr- und Moselwein war auch gar zu feurig, und die Mädchen von der Ahr mit ihren goldgestickten Mützen zu reizend, als daß die gut dotirten Mönche in ihrer Waldeseinsamkeit beim Rufen des Kukuks sich nicht erinnert haben sollten, daß sie nicht allein zum Psalmodiren und Bücherabschreiben in der Welt seien. Nach mancherlei Stürmen, von welchen die Abtei in den truchsessischen, Schweden- und Revolutions-Kriegen betroffen wurde, verfiel sie 1802 dem Schicksal, aufgehoben zu werden. Die Abteigebäude mit den Ländereien wurden an einen Privaten verkauft. Die Kirche blieb Staatseigenthum, und Friedrich Wilhelm IV. gewährte in seiner bekannten Vorliebe für mittelalterliche Kunst die nöthigen Fonds zu ihrer Wiederherstellung.

Sie ist nach einem einheitlichen Plane im Rundbogenstyle aus Tuffstein aufgeführt, und, wie gesagt, in ihrer Art eine der schönsten Kirchen der Rheinlande. Am Aeußern wie im Innern machen sich die Spuren reicher Ornamentik bemerkbar. Leider ist von dem Reichthum nicht viel mehr übrig. Nur das Denkmal des Gründers der Kirche, des Pfalzgrafen Heinrich, ist erhalten. Es besteht aus einer Art Sarkophag, auf dem das bunt gemalte, aus Holz geschnitzte Bild des Pfalzgrafen, das Modell der Kirche auf der Hand tragend, ruht. Die kostbare Bibliothek der Abtei ist mit den gebrannten Fenstern, Skulpturen, Oel-

bildern, Monumenten und andern Kirchenschätzen in alle Winde zerstreut, den öffentlichen oder Privatsammlungen Deutschlands, Frankreichs oder Englands einverleibt.

Besteigen wir eine der Anhöhen in der Nähe, so ruhen die Blicke auf einem hügeligen Lande, das sich von Andernach bis Mayen erstreckt, und unter dem Namen Maifeld bekannt ist. Zahllose Bäche sind von lachenden Wiesen und Obstgärten eingefaßt. Diese wechseln mit Fruchtfeldern, Hecken und Baumpflanzungen. Wohlhabende Dörfer breiten sich auf dieser Hochebene aus. Da sie tiefer, wie die Berge der Eifel liegt, so ist das Klima milder und das Land fruchtbarer. Die Nette strömt, Mayen berührend, in vielen Windungen dem Rheine zu, während das Elzflüßchen ein liebliches Thal durchfließt und in die Mosel mündet.

Als Julius Cäsar am Rheine erschien, sahen die Fluren und Wälder des Maifeldes die Reiterschaaren der Usipiter und Tenchterer, die dort fouragirten. Es ist das ein Beweis uralter Feldkultur. Der fruchtbare Boden liefert Getreide aller Art. Die Wiesen geben Heu, die Bäche Fische, die Wälder Wild, und viele Mineralquellen bieten den Kranken und Schwachen heilkräftige Wasser. Aus der in der Tiefe ruhenden Lava werden Mühlsteine gebrochen. Ober- und Niedermendig, Ball und andere sind ihrer Steinbrüche wegen bekannt. Weite Gänge, in denen eisige Kälte herrscht, dienen jetzt als Lagerplätze für das berühmte Mendiger Felsenkellerbier, das neben den Mühlsteinen einen beträchtlichen Handelsartikel bildet.

Die Bewohner des Maifeldes sind stark und kräftig gebaut. Die Frauen tragen Kappen von weißem Stoffe, mit bunten Bändern am Hinterkopfe; die Mädchen zierliche, mit Gold- oder Silberfäden gestickte Mützchen über dem zu einem Wulste zusammen gebundenen Haare, in dem ein Metallpfeil steckt. Diese Tracht ist von Andernach bis Cochem an der Mosel üblich. Im 13. Jahrhundert war sie den adeligen Fräulein eigen, wie Familienporträts beweisen, so daß der Kopfputz von den höhern Ständen zu den niedern gelangte, und dort haften blieb. An der Ahr und im Jülicher Lande ruht ein Metallreif auf dem Haarwulste, und diesen deckt eine Mütze von Zeug oder Spitzen. Auf den Kirchweihfesten geht es hoch her. Der Bewohner des Maifeldes soll überhaupt dem Wohlleben geneigt und kein Freund des Sparens sein. Die Nette bildet eine Sprachscheide zwischen der oberdeutschen und niederdeutschen Mundart, oder vielmehr, die Gegend zwischen Nette und Ahr ist ein Uebergangsgebiet. Dort bezeichnet der Wechsel in Sprache, Tracht, Sitten und Bräuchen eine uralte Völkerscheide, die sich charakteristisch genug durch das Verschwinden des weißen Brodes und Vorkommen des Roggenbrodes, ferner durch die Kopftücher der Frauen auf dem linken Ahrufer andeutet.

Das Maifeld oder Mayenfeld soll seinen Namen von den Maiversammlungen der Franken haben. Dieser Annahme stehen Bedenken entgegen. Deutlicher tritt die uralte mythische Anschauung zu Tage, wenn wir die schöne Legende oder Sage von der Pfalzgräfin Genovefa, die sich an die Frauenkirche von Niedermendig knüpft, in Betracht ziehen.

Wandeln wir durch die grünen Fluren zur Frauenkirche, deren weiße Mauern schon von ferne sichtbar werden! An dieser Stelle rauschten einst die gewaltigen Aeste eines Urwaldes, in dessen Tiefe Ure, Elche und Bären hausten. Aus dem Haften der Sage an diesem Orte, und bei dem mythischen Gehalte derselben, ist anzunehmen, daß sich dort einst die Kultusstätte der heidnischen Maienfelder befand. Verschwunden ist der heilige Ort, gestürzt sind die hohen Eichen, die ihn einst umgaben. Ueber dem Opferplatze der Germanen zieht der Pflug des Bauers seine Furchen. Nur die Kapelle mit dem Kreuze erinnert an den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Lieder der Priester sind längst verklungen; aber die Sage webt die duftigen Ranken immergrün um die schlichten

Mauern des Kirchleins, und verkündet uns, wie Pfalzgraf Sigfried seine treue Gattin verstieß, wie sie in der Wildniß lebte, wie eine Hirschkuh ihren Knaben säugte, und endlich der Pfalzgraf auf einer Jagd Mutter und Kind wiederfand. Es sind neue Gestalten auf einem alten Bilde; eine gothische Malerei, hinter der die starren Züge eines Byzantiners, halb verwischt, hervorblicken. Was uns hier die Sage von der rheinischen Pfalzgräfin berichtet, erzählt die sächsische Vilcinasage von Sigfried dem Drachentödter und seiner Mutter Sisilia.

Auch diese wurde der Untreue fälschlich beschuldigt und sollte im Walde getödtet werden. Dort bringt sie den Knaben zur Welt, verschließt ihn in ein gläsernes Gefäß, und als dieses in's Wasser fällt, stirbt sie vor Schmerz. Das Glasgefäß geräth bei der Ebbe auf den Strand und zerspringt. Das Geschrei des Knaben lockt eine Hirschkuh herbei, die ihn in ihr Lager trägt, und mit ihren Jungen aufsäugt. Dort findet ihn Schmied Mimer, der den starken Sigfried erzieht. Letztere Züge hat die Volkssage des Maifeldes vergessen. Die Bewohner aber nennen den Blitz „Unserer Lieben Frauen Genovefa Kerze", und erzählen, wie Sonntagskinder ihr Rädchen schnurren hören, wenn sie hinter dem Altare der Frauenkirche spinnt. In frühern Jahren zogen die Bürger der Stadt Mayen am zweiten April in voller Rüstung zur Frauenkirche, schaarten sich in zwei Haufen und lieferten sich ein Scheingefecht. Hierauf ergötzten sie sich an Speise und Trank, und zogen dann wieder nach Hause. Derartige Kampfspiele, bei Frühlingsanfang im grünen Walde begangen, kommen in ganz Deutschland vor. Sie lehren uns die im Walde weilende Frau als die Ahnmutter des Menschengeschlechtes kennen, oder genauer gesprochen, als die Erdenmutter, die im Winter von ihrem Gatten, dem Sonnengotte, getrennt ist, bis dieser im Frühlinge erscheint, den die Frau hütenden Drachen nach hartem Kampfe tödtet, und nun als Frühlingssonne seinen Einzug auf die bräutlich geschmückte Erde hält.

In unserer Sage heißt der Gemahl der verstoßenen Frau Sigfried. In der Vilcinasage heißt der von einer Hirschkuh gesäugte Knabe so. Es hat das seinen guten Grund, denn Vater und Sohn sind eins; beide stellen die im Winter sterbende, alt werdende Sonne, und die im Frühlinge geborne jugendliche Sonne vor. Das Kind ist nur eine Verjüngung des Vaters; Genovefa die Stammmutter der Franken, jene spinnende Bertha, von der selbst französische Sagen zu berichten wissen. Die Sonne wurde aber als Urkraft, als die alles bewegende Macht von den heidnischen Franken verehrt, und ihr Stammheld Sigfried ist kein anderer, als der Sonnengott, der Herr, Karl, der ja auch magin, magus oder meinet genannt wurde. So erklärt es sich, weshalb wir einen Maiengau, ein Maienfeld mit dem vicus Ambiatinus am Rheine haben. Zu Pfalzel bei Trier lebt ebenfalls die Sage von Genovefa, ein Beweis, daß sie sich ursprünglich nicht an das Geschlecht der rheinischen Pfalzgrafen knüpfte.

Von der Frauenkirche mögen wir nach dem Hauptorte des Maifeldes, nach Maien und von hier nach Koblenz auf der Landstraße wandern, oder uns über Polch nach Münstermaifeld begeben, wo der Freund des Alterthums und der Kunst viel Interessantes finden wird. Fruchtbare Fluren und wohlhabende Dörfer umsäumen das alte Münstermaifeld, dessen Stiftskirche zum h. Martin einen mehr als flüchtigen Besuch verdient. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut und zeigt den gothischen Styl mit seinen bekannten Eigenthümlichkeiten. Im Innern befinden sich werthvolle Skulpturen. Vom Hauptthurm hat man eine prächtige Aussicht auf das umliegende Land, das besonders im Frühlinge durch die reiche Mannichfaltigkeit der Landschaft überraschend wirkt. So weit die Blicke reichen, erstreckte sich ehemals die Pfarrei des heil. Martin, dessen Stift schon im Testa-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bibliographisches Institut Hildburghausen.

meinte des Königs Dagobert 634 als eines der bedeutendsten genannt wird. Das zwei Stunden entfernte Lonnig, auf der südlichen Abdachung des Kamillenberges gelegen, besitzt ebenfalls eine schöne Kirche, die einstens zu einem Kloster gehörte, und drei verschiedene Bauzeiten aufweist. Dem Freunde des deutschen Rechtsalterthums werden drei Hügel in der Nähe interessant sein, die unter der Bezeichnung drei Tonnen bekannt sind. Sie sollen früher 30—40 Fuß hoch gewesen sein, und dienten als Gerichtsstätte, wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht. Auf gleichen Zweck führt uns der Name des Dorfes Ochtendunk, 963 Ofdemadinge, das heißt „auf dem Dinge", genannt. Hier befand sich ein Palatium der fränkischen Könige, bei dem die Vogtei von den Grafen von Isenburg ausgeübt wurde.

Bassenheim, Rübenach und Metternich sind die Stammörter bedeutender adeliger Familien. Die Herren von Bassenheim spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte des Deutschordens. Ihr altes Schloß ist zerfallen; das neue mit dem schönen Parke und den herrlichen Gartenanlagen vor Kurzem an den Fürsten von Hohenzollern verkauft worden. Immer mehr steigt der Weg bergan, bis wir an einer Kapelle links vom Wege die Glacis der Forts erblicken, welche die Höhen bei Koblenz krönen. Nur wenige Schritte, und wir sehen das Rheinthal vor uns. Im Grunde breitet sich Koblenz aus; zur Rechten steigt der Karthäuserberg empor, während gerade vor uns der gewaltige Ehrenbreitstein kühn die Felsenstirne in die Wolken hebt. Auf der Mosel gleiten Schiffe stromabwärts, während ein Eisenbahnzug über die stattliche Gitterbrücke dahin eilt, und der Rauch sich wie ein riesiger Erlkönig in der Abendluft verliert. Das Idyll des Maifeldes hat dem Epos des Rheinthales Platz gemacht.

N. Hocker.

Kloster-Ruine Walkenried.

Der romantische Gefühlsluxus und die religiöse Traumseligkeit lieben es wohl noch heute, an alten Klostergeschichten, an alten verwitterten Klosterruinen sich in ein lebhaftes Echauffement zu versetzen. In ein sehr ungesundes, in ein sehr unberechtigtes Echauffement, dünkt uns. Jede einigermaßen gebildete Geschichtsauffassung wird den wirklichen Lichtseiten im Mönchsthum ohne Zaudern und Widerspruch gerecht werden; gewogen aber und verglichen mit der weitüberragenden Summe ihrer Nachtheile, kann über die Beurtheilung jener Institution nicht der leiseste Zweifel bei einem denkenden Kopfe obwalten. In der Rohheit und Bar-

barei der ersten Epoche des Mittelalters waren die Klöster in der That ein nicht zu unterschätzendes Moment der humanen Civilisation, der Kulturentwickelung überhaupt. Mit dem Emporkommen indeß der Städte und des freien Bürgerstandes hatten diese Anstalten ihre Mission erfüllt, und ihr weiterer Fortbestand war geradezu ein Anachronismus, ein direktes Auflehnen gegen die Forderungen des geänderten Zeitgeistes. Mit dem 13. Jahrhundert werden die Klöster — hier oder dort eine vereinzelte erfreuliche Ausnahme immerhin zugestanden — Alumnate für den monopolisirten Müßiggang, Pflanzstätten für Vergehen, Leidenschaften und Laster, welche so zahlreich, arg und schreiend, daß dieselben der Nimbus des erborgten Heiligenscheins, in den die Schwarz- und Braunkutten sich geraume Zeit vor den Augen der großen Masse sehr geschickt zu hüllen verstanden, nicht mehr zu decken vermag. In dem Urtheil wird schwerlich Uebertreibung oder Irrthum mit unterlaufen: was in der ersten Hälfte des Mittelalters durch Klöster und Mönche Gutes und Anerkennenswerthes gewirkt war, in der zweiten Hälfte der Epoche ist an eben diesen Stätten mehr als das Hundertfache zusammengesündigt worden, um jene bessern Leistungen aufzuheben und völlig in Vergessenheit zu bringen. Entartet, zu Herbergen aller Thorheiten einer irre gehenden Vernunft herabgesunken, legen die Klöster, als die Reformation ihre Mauern und Riegel öffnete, ein sprechendes Zeugniß für jene große geschichtliche Wahrheit ab, welcher eine erhöhte Beachtung oft auch in unsern Tagen zu wünschen wäre, für die Wahrheit, daß jeder Versuch, eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten, jedes Unternehmen, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, gleichviel von wem oder auf welchem Gebiete der Versuch unternommen wird, nothwendig unterliegen und scheitern muß.

Unsre Illustration zeigt die Trümmer eines Klosters, welches seiner Zeit eine reiche, stolze Hochburg der mittelalterlichen Hierarchie gewesen. Walkenried, am südlichen Rande des Harzes malerisch gelegen, war ein im 12. Jahrhundert erbautes Cisterzienserkloster, weit und breit berühmt, und von uns noch jetzt angestaunt wegen seiner kolossalen und prachtvollen Mauer-Fragmente, den Ueberresten einer der schönsten und größten Kirchen, die der Orden in Deutschland besaß. Die Herrlichkeit dauerte nicht lange; die Stürme des Bauernkrieges, später des 30jährigen, rüttelten auch an dem stolzen Bau zu Walkenried, und ließen nichts als jene Ruinen, die der Landschaft heutzutage als eine anmuthige Staffage dienen.

Thad. Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Wales und die Waliser.

Das Fürstenthum Wales ist heutzutage eine englische Provinz. Es nimmt die Südwestecke von England ein, ist ein schönes bergreiches Land und wird bewohnt von einem gutmüthigen, biedern Volksstamme, welcher in Tracht und Aussehen, Brauch, Sitte und Sprache von den Engländern verschieden ist. Es hat sich bei den Leuten von Wales neben vielen andern Resten der celtischen Vorzeit ein Rest jener Sprache erhalten, welche die alten Briten redeten, bevor sie von unsern eigenen und den Vorfahren der heutigen Engländer, den blonden, seefahrenden Anglo-Sachsen, aus ihren ehemaligen Besitzungen gedrängt wurden, Schritt vor Schritt und Meile vor Meile, bis sie in den cambrischen Bergen, dem Wales unserer Tage, ihre letzte Zuflucht und Heimath fanden. Aber auch hier, wo sie die schönen Märchen ersannen von König Arthur und seiner Tafelrunde, von der schimmernden Fee Morgana und dem heiligen Graal — Märchen, welche zu uns erst auf dem Wege der normanno-französischen Ritterpoesie kamen — auch hier sollten sie nicht lange mehr sicher sein. Schon bald nach den Zeiten Wilhelms des Eroberers und dem Tage von Hastings siedelten sich normannische Barone auf den walisischen Grenzen an, mischten sich in ihrer Eigenschaft als Markgrafen in die Streitigkeiten des walisischen Volkes (ein Volk, welches zum Untergange reif ist, hat immer Streitigkeiten) und machten ihre Burgen zu Zwingburgen für Wales, bis im 13. Jahrhundert endlich, unter dem ersten der Eduarde, der letzte Fürst von Wales, Llewellyn der Gute, fiel. Sein einziges Kind, ein Mädchen, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet, ward mit seiner Wärterin nach England gebracht, und dort, in dem Kloster von Sempringham, als Nonne, in der Blüthe seiner Jahre, starb der gefangene Vogel aus den walisischen Gebirgen, die letzte Fürstentochter von Wales. Eduard aber versprach dem trauernden Adel von Wales, er wolle ihnen einen andern Fürsten geben, einen, der in ihrem Lande geboren sei, und kein Wort Englisch weder reden noch verstehen könne, worauf er ihnen in feierlicher Reichsversammlung zu Rhuddlan seinen eigenen Sohn Eduard präsentirte, der kurz vorher auf walisischem Boden, in der Burg zu Caernarvon geboren worden, und bei seiner großen Jugend allerdings kein englisches Wort weder reden noch verstehen konnte — freilich auch kein walisisches, denn er war erst vierzehn Tage alt! Aber der schlaue König hatte sein Wort gehalten. Seit jenem Tage heißt jeder älteste Sohn und präsumtive Thronfolger des englischen Königshauses: Prinz von Wales. Unser Freund Berckemayer, der „curieuse Antiquarius“ von anno 1712, dessen wir schon bei einer frühern Gelegenheit Erwähnung thaten, nennt dieses „Accomodement“ eine „kluge Methode“. Ueberhaupt ist er nicht gut auf das arme Land zu sprechen. „Es ist,“ sagt er,

„ein schlechtes Hertzogthum (?) am Irrländischen Meere, doch hat es die Ehre, daß der Kron-Printz allemahl Printz von Walles creiret wird.“ An einer andern Stelle, wo er von der Geschichte des Landes und der Verdrängung der Urbewohner spricht, sagt er: „daß die Briten Gott dancketen, daß ihnen noch die Provintz Wallis zu ihrer Retirade übriggelassen ward, woselbst sie auch lange vor den Engel-Sachsen sicher gewesen sind.“ Daher kommt es denn auch, fährt der Curieuse fort, daß die Einwohner noch die alte „brittanische“ Sprache reden „und können von den Engelländern gar schwerlich verstanden werden.“

Nun, dies ist im Wesentlichen noch heute, wie es damals gewesen. Die Bevölkerung des südlichen Theiles von Wales zwar hat sich mit derjenigen der angrenzenden englischen Shires im Jahrhunderte langen Verkehr, welcher nicht durch hohe Gebirge oder ein breites Wasser gehemmt ward, fast gänzlich assimilirt. Aber das Volk in den Bergen und am Meere hat eine zähere Kraft des Widerstandes und zwischen Lancashire und dem nördlichen Theile von Wales gehen die breiten Mündungen des Mersey und der Dee in die irische See und gegen den Andrang derselben aufgerichtet stehen hohe und majestätische Bergketten, deren purpurne Conturen man unterscheiden kann, wenn man bei klaren Abenden den Hafen und die Docks von Liverpool entlang geht.

In unserm eignen Jahrhundert hat die Kraft des Dampfes und die Anlage von Schienenstraßen diese natürlichen Hemmnisse eines langen und spärlichen Verkehrs vollständig besiegt. Der Reisende, welcher heute von Chester nach Bangor fährt, in einem wohlgepolsterten Wagen, dessen Fenster ihm von der einen Seite den Blick eröffnen auf die weite, wogende See und von der andern auf einen Umkreis von Bergrücken, kolossal in ihren Formen, metallisch, mit einem Anflug von Grünroth in der untergehenden Sonne schimmernd, auch Thalstreifen dazwischen, duftig von Wald und Feld, und auf einzelne Schlösser und Edelsitze, welche mit Thürmen und Zinnen durch die Lichtungen schauen — der frägt sich wohl, wenn er am Ende seiner behaglichen Fahrt Quartier macht in einer von den traulichen Städten am Wege: wie es möglich gewesen, daß so viel Eigenart sich erhalten habe in solcher Nähe von England. Denn fremde Trachten begegnen ihm, wenn er in der Dämmerung der Sommernacht die alterthümlichen Straßen durchwandelt — Männer in Kniehosen, in frackartigen Röcken mit Metallknöpfen, Weiber mit langen Mänteln und spitzen Filzhüten von einer außergewöhnlichen Höhe. Fremde Lieder hört er singen mit Melodien, deren wehmüthig klagender Ton ihm das Herz ergreift, und deren Worte er nicht versteht. Eine fremde Sprache hört er reden, mit einem dunkeln und unbekannten Klange, und aus den vorherrschend bleichen und feinen Gesichtern, aus den schwermüthigen braunen Augen Derer, die sie reden, sieht ihn eine fremde Welt und ein vergangenes Zeitalter an. Die Häuser selbst, die sie bewohnen, sind von einer eigenthümlichen und von der englischen abweichenden Bauart, kleiner, zierlicher, mit anders eingerichteten Fenstern und regelmäßig mit einem Wetterdach über der Thüre, welches von geschnitzten Holzstangen getragen wird und oft von Heckenrosen oder den blauen Glocken der Winde umschlungen ist.

Dies ist das Volk von Wales. Die vergleichende Sprachforschung hat längst nachgewiesen, daß sie Celten und nebst den Bewohnern der Bretagne (oder „Klein-Britannie“) auf der französischen Küste die einzigen Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler von Groß-Britannien sind. Denn die celtischen Elemente in den Bergen und um die Seen von Cumberland haben sich gänzlich und fast keine Spur, außer in einigen Namen und Traditionen, hinterlassend, mit den englischen vermischt; und die Celten der schottischen Hochlande gehören einem

andern Stamme, als dem cambrischen, nämlich dem ersisch-gaelischen, und einer andern, weit späteren Einwanderung, von Irland aus, an.

Aber sie selber haben weder sich „Waliser" noch ihr Land „Wales" genannt. Das sind ihnen noch heute fremde Namen, die sie verachten, weil die „Sachsen" sie ihnen gegeben. Ihr Name war und ist Cymru für das Land und Cymry für die Bewohner. Die Namen „Wales" und „Waliser" (englisch Welshmen) sind germanische, deutsche, die erst spät aus dem Zusammenstoß der Angel-Sachsen mit ihnen stammen. Wo immer der Germane, der Deutsche mit fremden Nationen zusammenstieß, da gab er ihnen diesen Namen, den wir noch heute in den verschiedensten Ländern und unter den verschiedensten Formen vorfinden. Gallien, Guallia, Wallonenland, Wales, Wallis und Welschland: das sind Alles dieselben Worte. „Welsch" oder „wälsch" war eben das deutsche Wort für „fremd" (so finden wir es auch in Kauderwelsch und Rothwälsch). Zur Rache dafür nannten die Welschen uns Deutschen: „allman," ein Ausdruck, der sich in den Allemannen erhalten hat, aber auch weit entfernt davon, „Allmänner" ganze Männer, zu bedeuten, in der That Nichts weiter heißt, als — „fremde Männer". Das Wort „allman" ist in der walisischen Sprache dasselbe, was in der deutschen das Wort „welsch" ist; so daß die Schimpfnamen, welche sich die beiden feindlichen Nationen gaben, ihre historischen Namen geworden sind.

Die Geschichte der Waliser ist blutig und finster bis zu der Zeit, wo der erste Tudor, Heinrich VII., den Königsthron von England bestieg. In den Adern der Tudors war ein Tropfen walisischen Blutes, sie stammten von mütterlicher Seite aus einem walisischen Adelsgeschlechte. Unter dem zweiten Tudor, Heinrich VIII., kam die völlige Vereinigung mit England zu Stande. Seit dieser Zeit leben die Waliser unter dem milden englischen Regimente glücklich und zufrieden. Ihre Freiheit, ihre nationale Selbständigkeit haben sie verloren; aber treu bewahrt bis auf den heutigen Tag haben sie ihre alten Sitten, ihre alten Märchen, ihre alten Lieder und ihre alte Sprache. In den walisischen Städten wird allerdings reichlich so viel Englisch als Cymrisch geredet; aber auf dem Lande ist die einzig gesprochene und fast einzig verstandene noch immer die alte, nationale Sprache. Und nicht blos die Uebung des täglichen Gesprächs: auch die Presse ist thätig, sie zu erhalten, und mehr noch, sie rein zu erhalten. Denn was aus einer Sprache werden kann, wenn sie blos gesprochen, aber nicht mehr geschrieben und nicht gedruckt wird, das haben wir in Irland gesehen, wo die gesprochene Sprache des gaelischen Westens sich organisch fortgebildet hat, während die Schriftsprache auf dem Standpunkte stehen geblieben, den sie vor 400 Jahren einnahm, so daß eine fast nicht mehr auszugleichende Kluft beide trennt.

Die Waliser sagten sich, zugleich mit den Engländern, von dem Glauben an Rom los. Dieser Umstand vornehmlich ist es, welchem Wales — im Gegensatze zu dem unglücklichen, katholisch verbliebenen Irland — auch seine politische Gleichstellung mit England zu danken hat. Allein nur der kleinste Theil von Wales bekennt sich zur englischen Hochkirche; bei weitem der größere spaltet sich in zahlreiche Dissenter-Gemeinden, unter welchen (namentlich in den Berg- und Grubendistrikten) die Methodisten vorherrschen. Auch darin zeigt sich der Geist der Unabhängigkeit, der ihnen von Anfang an eigen gewesen; vielleicht auch derjenige des Beschaulichen, In-sich-gekehrten, Einfachen und Verständigen. Es gibt, in seinen häuslichen Verhältnissen, kaum ein ordentlicheres und im besten Sinne nüchterneres Volk. Trunkenheit, die in dem angrenzenden England namentlich an den streng-kirchlichen Sonntagen eine so große und widerwärtige Rolle spielt, wird hier nicht gesehen; die einzige Tafelfreude des Sonntags pflegt eine

Schüssel Fleisch zu sein, während in den Wochentagen die unschuldigsten Gerichte von der Welt abwechseln, bei welchen Milch die Hauptsache ist.

Neben all diesen Tugenden in Haus und Leben zeichnet das Volk von Wales noch ein besonderes starkes Heimathsgefühl aus, welches zwar allen Bergvölkern eigen zu sein pflegt, aber bei keinem heiliger erscheint, als bei diesem. Denn jeder Hügel, auf welchem ihre Schaafe weiden und ihre Ziegen klettern, trägt noch die Trümmer jener Vesten, in welchen ihre Väter gekämpft haben; jeder Schritt Landes hat vom Blute jener Edeln getrunken, die durch die volksthümliche Tradition, durch Lied und Wort, unsterblich geworden sind. Und wenn der Mann von Wales sich umschaut nach den Gebirgen, welche seine Thäler begrenzen, wenn er den Acker düngt, wenn er das Gras der Marschen mäht: so kann er mit Stolz und mit Wehmuth sagen, daß kein Volk der Erde um das Vaterland *mehr* gelitten habe, als das seine!

In diesem Land und unter diesen Leuten habe ich im Herbste des Jahres 1855 mehrere sehr angenehme und mir unvergeßliche Wochen verlebt. Ich wohnte in einem jener reizenden Farmhäuschen, die in ihrer Bauart und Einrichtung eine gewisse Aehnlichkeit mit den Schweizer Châlets haben, bei einer guten ehrbaren Pächtersfamilie. Ueberaus anmuthig lag die Farm unter dem Abhang eines der weithin sichtbaren Felsköpfe von Wales, dem Pen-maen-mawr, gegenüber einem Meeresarm des St. Georgs-Kanals, aus dessen dunklem Blau die schimmernden Häuser von Beaumarris und die lachenden Gartengelände der Insel Anglesea auftauchten. Zwei Stunden rechts lag das liebliche alte Städtlein Conway mit den malerischen Schloßruinen, jetzt fast ganz in Epheu versunken, und dem reizenden Seebade Llandudno; zwei Stunden links lag die ehrwürdige Bischofsstadt Bangor mit der Kathedrale aus alter Zeit und zwei Brücken, welche das Wunder der neuen Zeit sind, über dem Meeresarme hin die beiden Ufer des Festlandes und der Insel mit einander verbindend: eine Kettenbrücke und eine eiserne Röhrenbrücke. Diese letztere ist die in der Geschichte der Baukunst epochemachende Menai-Brücke.

Hier ist es auch, wo man die Hörner des Snowdon, dreizackig, wolkenumflattert zuerst in den Himmel ragen sieht. Dies ist der höchste Berg in Wales, er ist 3658 Fuß hoch. Er bildet den Mittel- und Knotenpunkt gleichsam der ganzen Berg- und Hügelkette, welche den nördlichen Theil von Wales durchziehen und ihm den Namen der „englischen Schweiz" verschafft haben. Nicht ohne Schwierigkeit ist dieser Berg zu ersteigen, aber die Aussicht von seiner Spitze ist über alle Beschreibung herrlich — wenn man nämlich eine Aussicht hat, was in den meisten Fällen, wie bei hohen Bergen die Regel, *nicht* der Fall ist. Wenn aber der Horizont und der Berg frei von Wolken ist, dann liegen zu den Füßen des Beschauers zwei Meere ausgebreitet; er sieht die Küste von Irland und die Küste von Schottland, die Insel Man, die Berge der englischen Seen in Westmoreland und Cumberland, er sieht Lancashire und Cheshire und alle Berge und Bergseen von Wales in einem bunten, reichen Panorama. Wie unser Brocken, so ist der Snowdon der Berg der Sage und des Märchens in Wales; hier bis zuletzt flatterte die Drachenfahne der Cymry, als im Thale längst schon das weiße Roß der Sachsen herrschte. Hier opferten die letzten Druiden, hier sangen die letzten Barden und die Namen von Vortigern und Merlin, dem „Wilden", dem „Zauberer", sind mit demjenigen des Snowdon in der Poesie und Tradition von Wales verbunden. Und Ueberreste genug einer untergegangenen Welt liegen um den Gipfel herum zerstreut: gewaltige Stücken von Lava und säulenartige Steine

von ungeheurem Umfang, welche die Alterthumsforscher beschreiben als Tempelreste und Opfertische des düstern Druidenthums.

Aber anmuthig am Fuße des Snowdon liegt das Hafenstädtchen Caernarvon mit dem wohlerhaltenen Schloß, in welchem der erste englische „Prinz von Wales" geboren worden, und nicht weit davon, auf einem köstlichen Gebirgsweg zu erreichen, das Dorf Llanberris und der See Llynberis. Von hier aus wird in den meisten Fällen die Snowdon-Tour gemacht, weshalb das hübsche Dörflein — welches unser Bild zeigt — in der guten Jahreszeit von Fremden und dem lustigen Schwarm, der denselben überall zu folgen pflegt, von Ponies und Eseln und Eseltreibern und Harfenspielern voll ist. — Wo die Tannen und Buchen des Thales sich zusammenschließen, da auf einem malerischen Hügel liegt das Victoria-Hôtel, unter Garten und Wald, ernst überragt von den Trümmern des Dolbadarn-Schlosses. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als die Aussicht von der Terrasse dieses Hôtels. Gegenüber, hoch und dunkelblau die von der Sonne gefärbte Masse des Snowdon, seine Gipfel zuweilen glänzend in wolkenloser Höhe und Reinheit, zuweilen finster umlagert von zusammengeballtem Gewölke. Ueber graue Felsen, welche in allen Farben schillern, sowie Sonne und ziehende Wolken sie abwechselnd mit Licht und Schatten bedecken, erblickt man rechts den Llynbadarn, den ersten der Seen in diesem wasserreichen Hochlande, der dunkelblau und ohne Regung stets daliegt. Zur Linken, zwischen Felsenschluchten schimmert der Llynberris, einer der lieblichsten Seen, die zu finden sind — von Farrenkraut und Rosmarin an seinen Ufern umflüstert und umduftet, mit Tannen besäumt, durch deren Wipfel die Snowdonspitzen glühn und starren, während in der Tiefe das Wasser des Sees stahlblau zittert, so oft der Wind darüber hinsäuselt.

Einen ganz andern Charakter, südlicher in seinen Farben, weicher in seinen Formen, hat das Thal und die Stadt Llangollen, welches unser zweites Bild zeigt. Aus dem Felsenpaß der Snowdonia tritt man hier in das lieblichste Idyll; — das üppig bewaldete Pengwern- und Berwyn-Gebirge, in weichem Schwunge von Kuppe zu Kuppe steigend, umschließt das Thal, das wohl mit Recht „das süßeste der Thäler" und „das glückliche Thal" genannt wird. Hier ladet Alles zum Frieden, zu genießender Ruhe, zu beschaulicher Einkehr in sich selber ein. Es ist eine wunderbare Harmonie in diesem Gedichte der Natur, eine sanfte Musik der Landschaft — eine frauenhafte Weichheit. Und wie sonderbar, daß es auch nur Frauen sind, an deren Namen und Andenken sich die Traditionen von Llangollen knüpfen! Die eigenthümlichsten dieser Frauengestalten, deren Bilder noch heute zu den Penaten dieses glücklichen Ortes gehören, sind die unter dem Namen der „Damen von Llangollen" („the ladies of Llangollen") ihrer Zeit hochgefeierten Lady Eleanor Butler und Miß Ponsonby, die sich um das Jahr 1778 hier ansiedelten und bis tief in unser eigenes Jahrhundert hinein in einem reizenden Häuschen, das man noch heute zeigt, ein Leben lebten, welches ganz und ausschließlich der treuesten Freundschaft gewidmet war. Aus Furcht, durch Heirath jemals geschieden werden zu können, entflohen diese beiden Damen, welche der hohen Aristokratie von Irland angehörten, den Glanz und die Pracht der elterlichen Häuser, entflohen sie hierher, weit ab von der Welt, um ganz der Freundschaft für einander, ganz dem Wohlthun, ganz der Beschäftigung mit Allem, was schön und gut ist, zu leben. In seinen „Briefen eines Verstorbenen" schildert Fürst Pückler-Muskau einen Besuch, den er den „Jungfrauen vom Thale" abgestattet. Sie gingen damals im Reifkleid und Hut (so wie sie auch heute noch abgebildet sind), einer Art männlicher Kleidung, die sie zum Andenken an ihre Flucht beibehalten hatten. Sie waren mit Großkreuz und Kordon auswärtiger Monarchen geschmückt,

welche dieses seltene Paar besucht hatten. Noch heute — nachdem sie schon mehr als dreißig Jahre in einem Grabe und unter einem Grabsteine auf dem Kirchhofe von Llangollen ruhen — sind sie von einer kaum glaublichen Popularität in diesem Thale, in dem sie so lange Schutzengel der Armen und Bedrängten gewesen. —

Daß in diesen romantischen Bergen und bei den ebenso gemüth- als phantasievollen Bewohnern derselben sich ein ganzer Schatz von Volkspoesie und Volksmusik erhalten haben sollte, ist nicht zu verwundern. Ja, das ganze Leben derselben, von der Wiege bis zum Grabe, Freierschaft und Hochzeit eingeschlossen, ist von dem poetischen Hauch alt-nationaler Sitte umweht. So viel schöne Gebräuche, die sich auf den Wechsel der Jahreszeiten beziehen, werden hier beobachtet: ein heiterer Frühlingskult, eine wehmüthig-bedeutungsvolle Einweihung des Herbstes. Stark in seinem Zusammenleben mit der Natur ist dieses Volk geblieben, und dieses ist die nie versiegende Quelle, die das Märchen nährt und frisch erhält, diese lieblichste Blume in dem duftigen Kranze der Volkspoesie. Hier lebt das Märchen noch, hier wird es täglich neu geboren. Erzählte mir doch eine Frau während meiner Herbsttage in Wales, als wir über eine Wiese nicht weit von der Farm gingen, daß dies ein Lieblingsaufenthalt der Feen gewesen, bis die Eisenbahn sie vertrieben habe — da seien sie fortgezogen und selber habe sie gehört, wie die Feen in einer Nacht gesungen hätten:

Lebe wohl, du schöne, schöne Wiese,
Ach! so lieb war keine uns, als diese.

Volkslieder im eigentlichen Sinne, wie deren in den irischen und schottischen Hochlanden so viele hunderte leben und gesungen werden, gibt es nicht in Wales. Der Grund liegt in dem Druck, durch welchen der zunftmäßige Zwang des Bardenthums, der bis in eine späte Zeit fortdauerte, das dichtende Vermögen des Volkes niedergehalten und in seinen Keimen geradezu erstickt hat. Erst aus verhältnißmäßig viel neuerer Zeit, höchstens aus dem vorigen Jahrhundert, stammt eine Reihe von Versen — Lieder kann man sie kaum nennen —, welche gleich den bayerischen „Schnadahüpfl'n" entstanden sein mögen und gleich ihnen noch täglich neu entstehen. Sie heißen in Wales „Pennillion", ein Wort, welches sie sogleich als Improvisationen bezeichnet, da es wörtlich übersetzt ungefähr heißt: das, was aus dem Kopfe gesungen oder wiederholt wird. Von diesen Pennillion lebt ein großer Vorrath in der Erinnerung eines jeden Walisers, und es ereignet sich wohl kaum eine fröhliche oder festliche Gelegenheit, bei welcher sie nicht zu Hunderten nach alten Melodien und zum Klange der Harfe gesungen würden. Die Harfe ist immerdar das alte, nationale Instrument gewesen und hat sich als solches erhalten, während sie in den andern Celtenländern, Irland und Schottland, vollständig dem Dudelsack gewichen ist. Die Volksmusik von Wales, im Gegensatz zu der Musik der andern Stammverwandten, ist daher reine Harfenmusik geblieben. Und dieses ist es, was ihr den eigenthümlichen Charakter des Vollen zugleich und Dahinschmelzenden verleiht. Die Melodien von Wales zeichnen sich insgesammt durch einen Hauch reinster Natürlichkeit aus, ob sie nun klagend in Moll tönen, oder dem Ausbruch der Freude über die Wiederkehr des Frühlings und des Kuckucks (der ihr Lieblingsvogel ist) in Dur Luft machen.

Wer weiß, und wer kann es sagen, wie lange dieses Völkchen sich noch in seiner so hochpoetischen Besonderheit erhalten wird? Dieses ist keine Zeit, weder für die Poesie, noch für die Individualität der Völker; denn das Prineip der Na-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

n
e
t,
n
=
=
t,
n
s
t,
d
s
n

n
y
t,
n
s
ie
k
n
e
n

lt
=
h
r
r
=

tionalitäten, obwohl von Freunden der Freiheit zuerst ausgesprochen, ist doch ein reaktionäres. Der Zug der Zeit geht auf das Nivelliren; ihr Symbol ist die Lokomotive, die sich auch ihren Weg nur bahnen kann, indem sie Berge abträgt, Felsen durchwühlt und Seen, ja Meere überbrückt. Macaulay sagt einmal, an einer Stelle seiner berühmten Geschichte, von allen Erfindungen, die der Menschengeist mache, erschienen ihm diejenigen als die tiefeingreifendsten, welche die Entfernungen abkürzten. Nun, was die Entfernungen zwischen den Völkern aufhebt, das muß zuletzt und bis zu einem gewissen Punkte auch die Unterschiede zwischen ihnen aufheben. So lange die Waliser den Schutz der Berge und des Meeres genossen, so lange die Wege durch ihr Land so schlecht und so gefährlich waren, daß Swift, der große Humorist, der sie auf seiner Reise von Irland nach England hinreichend kennen lernte, für zwei Wirthshäuser, die sich auf beiden Seiten eines der schlechtesten und gefährlichsten Gebirgspässe befanden, zwei Inschriften vorschlagen konnte, für das erste:

Eh' du dich wagst in diesen Paß,
Trink Muth dazu mit einem Glas!

für das zweite:

Nun, da du durch bist, greif zum andern, —
So schwach darfst du nicht weiter wandern!

— so lange, in der That, konnte das Völkchen von Wales sich frei von allen äußeren Einflüssen erhalten. Nun aber, wo die Reise von London nach Conway eine der anmuthigsten Spazierfahrten und der gefährliche Paß, den Swift besungen, zugleich von einer vortrefflichen Chaussée und der Schienenstraße durchschnitten wird; nun ist Wales ein Sommeraufenthalt der Engländer und Llandudno eines von den fashionablen Seebädern der Londoner geworden. Das Ende ist ohne Prophetengabe abzusehen. Uns aber ist es ein erhebender Gedanke, ein Volk gesehen und kennen gelernt zu haben, das die Schätze seiner Vergangenheit so treu gehütet; und lange noch in unserer Erinnerung werden die schönen Märchen, die lieblichen Melodien fortleben, die wir dort vernommen in dem Lande der Seen und der Berge!

Julius Rodenberg.

Das Passeyerthal.

(In Tyrol.)

Wohl gibt es in der romantischen an Gegensätzen so reichen Gebirgswelt Tyrols schönere Thäler, als das, durch welches der wilde Bach der Passer dahinbraust: Kein anderes aber führt uns so lebhaft mitten hinein in die schmerzlich großen Nationalerinnerungen eines muthigen Volkes, als dieses Passeyerthal. Hier stand die Wiege eines Helden und Märtyrers, eines Idols treuherziger, echt deutscher Manneskraft. An ihr, an der Geburtsstätte des verrathenen Passeyer-Sandwirths, soll uns unsere Wanderung später vorüberführen.

Das Passeyerthal war schon in den ältesten geschichtlichen Zeiten, in welchen Drusus gegen die Rhätier kämpfte, von einer kernhaften Bevölkerung bewohnt. Es beherbergte stets Männer, die sich auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit verlassen und mit Resignation haushalten mußten, denn es unterstützte sie weder, wie im breiten Innthal oder manchen andern Thälern, eine tragbare Bodenfläche für den Ackerbau oder ein grasreiches Almengebiet für die Viehzucht, noch jenes üppig warme Klima des Etschgrundes, welches den Landleuten türkischen Mais, köstliche Baumfrüchte, Trauben und Kastanien fast mühelos zuwachsen läßt.

Die hohen steilen Passeyerberge, bis zu 8—9000 Fuß emporragend, gewähren unterhalb nur dürftiges Erdreich zum Anbau, das oft durch Schnee- und Regenwasser weggerissen, an vielen Stellen alljährlich von Neuem durch Menschenkräfte emporgetragen werden muß. Das Wiesenfutter ist an hundert steilen Punkten nur vermittelst der Steigeisen zu mähen und herabzuholen und in den letzten beiden Jahrhunderten sind über 300 Menschen urkundlich verzeichnet, welche, auf diese Weise arbeitend, ihren Tod fanden. In der höheren Region ziehen sich unterhalb der kahlen Felsgipfel Föhren- und Tannenwaldungen herab, meistens im Privatbesitz der Landleute. Das Holz ist an Werth gestiegen, in seiner Masse aber unendlich verringert, denn der Bauer, der überall in der Welt mit ungemein sorgsamer Oekonomie an sich selbst denkt, schafft in Bezug auf Waldungen nicht zugleich auch für die Enkel. Ohne neu anzupflanzen, schlägt er um, was schlagbar ist, und hier wirft er das Holz zum Frühjahr in die angeschwellten Fluthen der Passer hinab und läßt es nach Meran treiben, wo es herausgefischt, klafterweis aufgebaut und angekauft wird. Wo früher ein schützender Nadelwald stand, donnert jetzt vielleicht die Staublawine herab, seine Behausung oder die eines Nachbars im Schnee begrabend. Diese Schicksale zu verhüten, welche auch in der Schweiz, in Steiermark, in Kärnthen so häufig von der Kurzsichtigkeit des Landmanns heraufbeschworen werden, haben die Regierungen noch immer keine vorbeugende Gesetze geschaffen. Es ist aber so nothwendig, als es schwierig sein mag, ganz von der klimatischen Verschlechterung zu schweigen, die eine unverhältnißmäßige Entholzung der Berge und Hügel, quellenverdorrend und den unwirthlichen Winden freien Spielraum schaffend, nach sich zieht.

Im Süden schließt das breite Jaufengebirge, von den Römern mons jovis genannt, das Thal und bildet zugleich einen 6600 Fuß hohen Jochübergang für Menschen und Saumthiere nach Sterzing. Dicht unter dem Berge, bei dem freundlichen Oertchen St. Leonhard, thront die malerische Ruine der Jaufenburg, jetzt einem Landmanne gehörig und früher der Stammsitz der Edlen von Passeyer. Ihre Aussicht beherrscht den ganzen Gau, bis tief in das Etschthal hinein, und als die Grafen Fuchs das dort gelegene Schloß Löwenberg (Lebenberg) und zugleich auch die Jaufenburg inne hatten, konnten sie sich wichtige Begebenheiten signalisiren. Die zweite freundliche Gemeinde im Passeyerthal ist St. Martin und zwischen beiden liegt der Sandhof, das Geburtshaus von Andreas Hofer, seit 1664 im Besitze dieser Familie und ringsum noch von andern zerstreuten Gebäuden umgeben.

Wenn wir es (wie auf unserm Bilde) vor uns sehen, nicht weit vom Passerbach, über den eine kleine Brücke führt, so haben wir im Hintergrunde eine gewaltige hochanlaufende Bergumgebung. Unser geistiges Auge ruht aber unwillkürlich auf einem andern Hintergrund, dem der Geschichte. Wir wollen die kühnen und zum Theil blutigen Gestalten, die sich auf demselben wie mahnende Schatten auf und ab bewegen, nicht verfolgen; wir setzen sie und besonders die patriotischen Thaten Hofers als bekannt voraus. Doch wenn wir hier das Haus des Helden betreten, welches

der Kaiser nach seinem Tode als adeliches Lehen der Familie Hofer schenkte und das jetzt des Sandwirths Schwiegersohn, Andreas Erb, verwaltet; wenn wir das mächtige Fremdenbuch aufschlagen, das von zahllosen Gedenkschriften gefüllt ist; ja wenn wir den letzten Brief Hofers lesen, und sein hier aufbewahrtes Tyroler Gewand mit Wehmuth betrachten, da wird die Erinnerung wieder frisch, und wir sehen die Heldengestalt mit ihm angethan, auf den Wällen von Mantua, in seiner letzten Stunde. „Andreas Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen!" — lautete bekanntlich der Mordbefehl von Mailand nach Mantua. Ohne Zittern hörte Hofer das an. Mit Ruhe und Würde bat er um einen Geistlichen, der ihm den letzten Trost der Religion reichen möchte, und um die Erlaubniß, einem Freunde schriftlich seine letzte Willensmeinung anzeigen zu dürfen. Beides wurde ihm gewährt. Nachdem man ihm die nöthigen Materialien auf den Tisch des Gefängnisses gelegt und ihn allein gelassen hatte, schrieb er an seinen Schwager von Pöchler zu Neumark noch jenen Brief, ein gar rührendes Zeugniß seines kindlich frommen, liebevollen und ernsten Sinnes:

„Liebster Herr Bruder! Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln müssen. Aber — Gott sei Dank um seine göttliche Gnade! — mir kommt es so leicht vor, als wenn ich zu was Anderem ausgeführt würde. Gott wird mir auch die Gnade verleihen, bis zum letzten Augenblick, daß ich dahin kommen kann, wo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen wird, wo ich auch für Alle bitten werde, absonderlich für Diejenigen, für welche ich am meisten zu bitten schuldig bin. Alle guten Freunde und Bekannte sollen auch für mich bitten, und aus den heißen Flammen helfen, wenn ich noch im Fegefeuer büßen muß. Die Gottesdienste soll die Liebste mein, die Wirthin, zu St. Martin beim rosenfarbnen Blut halten lassen. Sie soll bitten lassen in beiden Pfarren und den Freunden beim Unterwirth Suppe und Fleisch geben lassen, nebst einer Halben (Flasche) Wein. Das Geld, so ich habe bei mir gehabt, habe ich den Armen ausgetheilt, im Uebrigen rechne ab mit den Leuten, so redlich als Du kannst, daß ich nicht zubüßen darf. Von der Welt lebet Alle wohl, bis wir im Himmel zusammen kommen und Gott loben ohne Ende. — Liebster Herr Bruder, gehe nur hinein (in's Passeyerthal) und zeige dies auch dem untern Wirth an. Er wird schon Anstalt machen, und verrathe es sonst Niemand. — Alle Passeyer und Bekannte sollen mir eingedenk sein im heiligen Gebet. Liebster Herr Bruder, sage zu der Wirthin, sie solle sich nicht so bekümmern. Ich werde bitten bei Gott für sie und für Alle. Ade, meine schöne Welt! So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.

Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe, — und um neun Uhr reise ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 29. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter
Andrä Hofer vom Sand in Passeyer.

Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen."

Er mochte diesen seinen letzten Brief kaum beendigt haben, als der Geistliche eintrat, um ihn auf seinem letzten Gang zu begleiten. Wie er „aufrecht stehend vor seinem Schöpfer" den Tod empfing und seine stolze Seele unter den „schlecht treffenden" Kugeln französischer Rekruten aushauchte, wird die Gemüther unserer spätesten Nachkommen noch entflammen, denn es fehlt in keiner Geschichtserzählung mehr. Noch aber kann man's hören aus dem Mund Hofer'scher Waffengefährten, die im Passeyer wohnen und Manches hinzuzufügen wissen, was diese Helden-

figur frischer, lebendiger und voller uns vor die Augen bringt, als der Buchstabe es vermag.

So aber verfuhr man von Seite tyrannischer Gewalt, der alle unwürdige Mittel und selbst die Schmach eines schandbaren Angedenkens bei der Nachwelt zur Erreichung ihres Zweckes recht sind, — so verfuhr man gegen einen Mann, welcher allerdings kein reifer politischer Denker, aber ein Charakter voll patriotischer Reinheit und hochsinnigster Begeisterung war. Schon die wenigen Thatsachen in der obigen Erzählung beweisen auf das rührendste seinen einfältig schlichten Sinn, seine gerade Biederherzigkeit gegen Freund und Feind und die religiöse Unterwürfigkeit seines Gemüthes, welche allen Tyrolern eigen ist. Was bei ihnen noch früher hinzukam: unbedingte bis zum Tode sich aufopfernde Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, ist freilich später durch traurige politische Erfahrungen bis auf einen sehr gemäßigten Rest abgekühlt worden.

Unbeschränkter noch waltet in Tyrol die Unterwürfigkeit gegen die vormundschaftliche Priesterherrschaft. Hierin wetteifern siegreich die Bewohner des Passeyerthals mit ihren Nachbarn an der Etsch. Die Aufklärung des Gedankenhimmels liegt ihnen ferner, als der blaue Aether droben über ihren Schneespitzen.

Als ein besonderes Ueberbleibsel aus dem Mittelalter sind im Passeyerthale noch die alten sogenannten Schildhöfe zu erwähnen. Die Besitzer derselben durften mit Lanze und Schwert auf den Rittertagen, vor Gericht und in der Kirche erscheinen. Jagdrechte und ein eigener Gerichtsstand zeichnete sie eben so aus, wie die Eigenschaft, als geborene Kämmerer der Grafschaft auf dem Stammschloß Tyrol bei Meran Hofdienste übernehmen zu dürfen. Jene Rechte sind nun erloschen, aber noch im Jahre 1838 fungirten diese Mannen bei der Huldigung des Kaisers Ferdinand auf der vorgenannten Veste.

So liegt gleich hinter St. Martin ein solcher Schildhof „Saltaus", der Stammsitz der Familie von Haller, deren jetziger Besitzer sich dreißig Jahre lang als ein aufgeklärter Bürgermeister Merans ausgezeichnet hat. Aus den Fenstern dieses gastlichen Hauses übersieht der Reisende den größten Theil des Passeyerthals und vorzüglich steigt im Süden die malerische blaue Bergpyramide des Hoch-Laugen weit jenseit Meran phantastisch vor seinem Blicke empor. Die weiteren Orte des Passeyerthals höher hinauf an der Berglehne gelegen, sind die Gemeinden Riffian und Khuens. Noch mehr nach Süden hin wird das Thal immer wärmer und milder. Neben der Bergkirsche sieht man auch die üppigen, schattenreichen zahmen Kastanien- und Nußbäume, bis endlich an der Mündung des Passergrundes, dicht am Eingang in das Etschthal, das traubenschwere Weingelände und der Feigenbaum die Felsenabhänge schmücken.

Es ist ein schöner belebender Wechsel, vom Jaufengebirge herab an St. Leonhard vorüber, aus der nordischen Region des Zwergholzes und der kümmerlichen Moose niederzusteigen und nach einem pittoresken Wege von fünf Stunden da anzukommen, wo sich das italienische Klima in all seiner fruchtbringenden Sonnenfülle mit dem deutschen vermählt: am alten Zinnenthore des Traubenkurortes Meran.

Otto Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

KOPENHAGEN.

Bibliograph Institut in Hildburghausen

Kopenhagen.

Wer nicht eben auf Seeland wohnt, der kommt wohl selten von der Landseite nach Kopenhagen. Die nordischen Königsresidenzen haben das Gemeinsame, daß ihre Bauart und äußere Erscheinung mit der geographischen Breite des Landes und seinen Kulturverhältnissen nicht in besonderer Uebereinstimmung stehen. Nur Christiania ist bürgerlich bescheiden; Stockholm sieht dagegen, sein grundschlechtes Straßenpflaster abgerechnet, so modern prächtig aus, als wäre Schweden auch noch jetzt die alte nordische Großmacht, wie vor Jahrhunderten, und daß Petersburg mit seinen französisch-italienischen Palästen am allerwenigsten zu seinem Sumpfboden und zu Rußland paßt, weiß Jedermann. Auch Kopenhagen wird als eine nordische Prachtstadt geschildert, selbst die neuern Reisebeschreiber sprechen durchweg von dem „herrlichen" Anblicke, den es bei der Heranfahrt aus dem Sunde gewährte. Herrisch und trotzig drohen allerdings seine Hafenbatterien, als Brennpunkt eines eifrigen Seeverkehrs präsentirt es sich auch durch sein Hafenleben, aber ein imposantes Antlitz als Stadt wendet es dem Heranfahrenden nicht zu. Vielmehr besteht das Erkennbare fast nur aus Hafenanstalten, und bloß vielgestaltete, doch häufig unschöne Thürme nebst einem Kranze von Windmühlen zeugen davon, daß hinter diesen Bäumen eine weitgebreitete Stadt liegt. Der Hafen selbst ist wiederum eine Meerenge, welche die Stadt von der Insel Amak scheidet und ein ruhiges, sicheres Ankerwasser gewährt.

Seltsam überrascht es, daß eben die nächste Nähe des Hafens uns nicht mit der vollen Lebhaftigkeit des Stadtverkehrs empfängt. Je weiter man jedoch eindringt, desto lebhafter wird die Stadt und desto mehr nimmt sie den Charakter einer wirklichen Großstadt an, welcher sich insofern naturwüchsig ausnimmt, als man ihm ansieht, daß er durch die Residenz- und Regierungsapparate am wenigsten bedingt wird. Aber man kann doch auch nicht sagen, daß Kopenhagen einen vorwiegend bürgerlichen Typus in der Art der norddeutschen Hansestädte und größern Häfen trägt. Dazu ist es wieder zu residenzlich und mit einiger Ostentation auf imponirende Façaden berechnet. Es hat erstaunlich viel schöne und architektonisch sehenswerthe Gebäude, doch sind die wenigsten derselben im Privatbesitz, sondern meistens öffentlichen Zwecken gewidmet und mit dem Königthum im engen Zusammenhange.

Das Gassen- und Verkehrsleben ließen uns, die halbdeutsch klingende Sprache abgerechnet, wohl ganz gut glauben, daß wir uns in einer norddeutschen Stadt befänden; etwas entschieden Nationales, eine schroffe Besonderheit des Lebens und Treibens tritt uns nirgends entgegen.

Ueberhaupt bekommt man hier auf Seeland vom eigentlichen Dänemark keine rechte Anschauung. Es ist zu auffallend, daß die Seeländer aus zusammengewürfelten

Bestandtheilen erwuchsen und sich im Aeußern, wie im Charakter nicht eben zu ihrem Vortheile von den Bewohnern des jütischen Festlandes unterscheiden. Daß sie in nationalen Dingen prahlend und anspruchsvoll auftreten, liegt wohl darin, weil sie sich auf schwankendem Boden fühlen. Alles in der engen Heimath ist vortrefflich, unbedeutend dagegen Alles, was jenseits derselben liegt. Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß mit diesem Wesen auch die Vorzüge des Dänen genau zusammenhängen; denn daß er herzhaft patriotisch ist, so zu sagen patriotisch bis auf's Messer, dies können wir als seine Gegner ihm am wenigsten abstreiten. Entspringt aber dieser Patriotismus dem Bewußtsein einer kraftvollen Gegenwart oder nur dem einer großen Vergangenheit, und hält er vielleicht gerade deshalb so eifersüchtig darauf, daß man den Schatten seiner Größe noch anerkenne? Daß Dänemark als politische Macht weit zurückgegangen, weiß Jedermann; aber was noch weit wichtiger, auch als Kulturmacht im Norden hat es seine schöpferische Bedeutung eingebüßt. Sagte doch noch vor Kurzem selbst ein dänischer Schriftsteller (Peterson) zu seinen eigenen Landsleuten, wie er keine Zukunft für Dänemark in den Lebens- und Staatsgestaltungen unserer Gegenwart absehen könne. Er wies darauf hin, wie weit die dänische Sprache einst geherrscht habe über den Sund hinüber und nordwärts bis an das Eismeer; wie sie aber mehr und mehr sich zurückgezogen und zurückgedrängt worden sei: jenseits des Sundes von der schöneren schwedischen Sprache, während vom Süden her das Deutsche mit Allgewalt heranquelle und selbst in Norwegen eine selbständige Schriftsprache entstanden sei, welche die dänischen Bestandtheile mehr und mehr von sich abweise.

Fährt man aus der Stadt nach den Aussichtspunkten ihrer Umgebung, so kommt man durch stille und dürftige Stadttheile, welche namentlich die alte Kaufstadt „Kiöbenhamm" umgeben. Aufwärts am Sunde, am Wege nach dem Thiergarten, dessen Buchenwald zu den Berühmtheiten gehört, liegen die Landhäuser und Vergnügungsorte, welche über den Meeresarm hinübersehen bis an die schwedische Küste. Bei hellem Wetter ist sie sehr deutlich erkennbar. Ueberhaupt ist das Meer und der Blick darauf die einzige wirkliche Schönheit der Umgebung Kopenhagens; was Land ist, das ist allerdings fruchtbar, saftig und baumreich, aber seine Linien sind flach und ausdruckslos, der nordische Himmel wird selten klar genug, um scharfe Umrisse und geschlossene Bilder erschauen zu lassen. Und selbst wenn man aus dem Hafen fährt, um dem Königreiche wieder den Rücken zu kehren, bleibt der Eindruck von seinem Leben und Treiben dürftig im Vergleiche zu dem einer deutschen Seestadt, wie Hamburg oder Lübeck. Selbst nicht oben an der Kronenbatterie, wo die Kriegsschiffe liegen, mit denen das heutige Dänemark dem zur See wehrlosen Deutschland droht, überkommt uns nirgends der Eindruck einer tüchtigen inneren Kraft. Nirgends lernen wir an eine Zukunft Dänemarks glauben. Nur die eine Frage klingt uns zweifelvoll nach, während der Dampfer hinausschaufelt in den Sund und rückwärts die Küste allmälig versinkt: wird Dänemark im nächsten Jahrhundert in der Verschmelzung mit dem Skandinaventhum sein selbst eigenes Leben aufgegeben haben, oder bildet es dann das „Nordkap" eines einigen und starken, freien Deutschlands?

Aurelio Buddeus.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

PALERMO.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Funchal

auf der Insel Madeira.

Ein grünes hochbordiges Eiland mit waldgekrönten Bergen, die frisch und üppig im glänzenden Sonnenscheine lagern, so steigt Madeira aus dem dunkelblauen Meere herauf. Das Herz des Schiffers, der vom kalten Norden herabkommt, erfüllt sich, schon während er den Anker fallen läßt, mit stiller Sehnsucht nach jenen warmen sonnigen Höhen, auf denen er die eisige Kälte und die Winterstürme der Biscayischen See vergessen wird. Der Schiffer aber, der von Süden heraufkommt und wochenlang in Sonnengluth und Windstille im Aequatorial-Gürtel verschmachtend gelegen hat, der träumt von grünen Laubhallen, von kühlem Schatten dort oben in denselben Bergen. Anmuthstrahlend, glückverheißend liegt es vor Aller Blicken da — ein gelobtes Land.

Hier auf der Südwestseite der Insel ist die Kraft des Nordwest-Monsuns, mit dem wir herab gekommen, an den hohen Bergen gebrochen und wir treiben nur langsam dem Ankerplatze zu. Die Zeit erscheint uns unbegreiflich lang, denn schon seit Stunden liegt das weiße Häusermeer Funchals so deutlich vor uns, daß man glaubt, man könne es mit den Händen greifen; die Luft ist offenbar von einer merkwürdigen Klarheit und Durchsichtigkeit. Die Stadt liegt vor uns aufgeschlagen, wie ein Buch, wir sehen ihr Entstehen, ihr Wachsthum durch Jahrhunderte. Als Gonzales Zargo im Jahre 1421 Madeira entdeckte und die portugiesische Kolonie Funchal gründete, da hatten die Entdecker nicht nöthig, das Land erst zu erobern und durch Fortifikationen sicher zu stellen, denn das Land war unbewohnt; ja, auf der ganzen Insel fand sich auch nicht ein einziges jagdbares Thier vor, alles animalische Leben fehlte bis auf einige Vögelgeschlechter. Darum fehlen auch in der Kulturgeschichte der Madeirenser die ersten Entwickelungsstufen des Jäger- und des Nomadenlebens und die Geschichte beginnt sofort mit dem gesitteten Ansiedler. Deshalb ist auch das Fort, welches wir jetzt auf der felsigen Landzunge auf der Westseite des Hafens sehen, viel jüngeren Datums; es entstand erst Jahrhunderte später, als die Rivalität der seefahrenden europäischen Nationen Schutzwehren nothwendig machten.

Ein Fischerdorf unten am Meeresufer und oben auf einem vorspringenden Granitfelsen ein Altar, den man der Maria „Nossa Senhora do Monte“ (unserer Herrin vom Berge) errichtete, mit noch bestehender Kirche und Kloster zu seinem Schutze, das waren die noch sichtbaren Anfänge der Kolonie.

Allmälig füllte sich der Zwischenraum zwischen dem Kloster und dem Fischerdorfe aus und ward zu einer wachsenden, wohlhabenden Stadt, die ihre Einwohner nicht mehr zu fassen vermag; darum quillt sie seitwärts zu allen Fugen heraus, und

die nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Villen lassen sie vielleicht noch größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. Sie enthält gegenwärtig etwa 30,000 Einwohner.

Doch nun ist der Anker endlich gefallen, und ehe wir noch zur Stadt gelangen, ist ein Theil der Stadt schon zu uns gekommen. Gegen 40 Boote umschwirren das Schiff; der Nordländer, der zum erstenmale nach dem Süden kommt, und zwar nach einer Seereise so plötzlich ohne alle Vermittelung in den Süden hineintritt, weiß nicht, wohin er den Blick zuerst richten soll. Soll er zuerst die Physiognomien der seltsamen braunen Gesichter mit den schwarzen Haaren und den schwarzen blitzenden Augen studiren, soll er die massenhaft aufgestapelten Südfrüchte in den buntbemalten Kähnen bewundern, oder soll er endlich von der Brüstung des Schiffes die wenigen preußischen Viergroschenstücke, die er in England zu wechseln vergaß, in hohen Bogen in's Meer werfen und sich daran ergötzen, wie von jedem Boote in der Runde mit Blitzesschnelle ein brauner Knabe kopfüber in's Meer springt, und wie diese Taucher-Kobolde mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit das Geldstück jedesmal dem Meere entreißen und mit der Beute zwischen den Zähnen lachend und triefend sich wieder in's Boot schwingen!

Aber wenn nun das seltsame Erstaunen, welches alle die neuen Dinge in dieser fremden Welt in uns wachrufen, gesättigt und überwunden ist, dann wird es Zeit, seine Habseligkeiten, so viele man deren am Land zu gebrauchen gedenkt, einzupacken, ein Boot zu miethen und sich an's Ufer rudern zu lassen. Das ist aber in Funchal mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als man denken sollte. Das Ufer flacht sich nämlich so allmälig ab und wird von einem so scharfen Steingerölle gebildet, daß selbst die Boote, welche die Verbindung mit den Schiffen unterhalten, nicht näher als etwa bis 100 Schritte dem Lande sich nähern können; sie legen sich also in einiger Entfernung vom Lande wieder vor Anker, und geben ihren Inhalt an andere, noch flacher gehende Boote ab, welche von den Eingeborenen ruckweise mit der Fluthwelle unter großem Geschrei vorwärts geschoben werden. Die letzten paar Schritte wird man sogar getragen. Es wäre wohl längst die Pflicht der portugiesischen Regierung gewesen, dieser Unbequemlichkeit durch den Bau eines Steindammes abzuhelfen.

Haben uns Gesichtsfarbe und Physiognomie der Menschen, die ihre Dienste anbietend, schaarenweise uns umringen, schon das Gefühl des Fremdartigen erweckt, so steigert sich dies Gefühl bei jedem Schritte, den wir am Lande vorwärts thun. Die Pflanzen und Bauwerke erscheinen uns gleich seltsam. Unser Bildchen zeigt einige der charakteristischen Pflanzenformen. Der große astreiche Baum rechts gehört einer aussterbenden Laurus-Familie an und wird von den Portugiesen Vinhatico genannt. Unmittelbar neben ihm steht eine der schönsten Baumschöpfungen der Erde, eine Musa (Banane, Pisang), welche eine der werthvollsten, wenn nicht die werthvollste unter allen Südfrüchten erzeugt: eine Venus an Schönheit, eine Ceres an Fruchtbarkeit. Die Musa ist trotz ihrer weichen, üppig weiblichen Formen doch eine Pflanze von ausgeprägt zähem Charakter, von einer starken, bestimmenden Individualität im Landschaftsbilde; wo sie auftritt, ist sie die hervorragendste Erscheinung in der Pflanzengesellschaft. Niedriger am Boden hält sich der Kaktus und dazwischen zeigt sich auch schon vereinzelt eine zu seinem Geschlechte gehörige Euphorbie; aber beide sind in Madeira noch nicht auf ihrem natürlichen Standpunkte, sie sind Eingewanderte. Ihre Heimath liegt noch tiefer herab nach Süden und beginnt erst mit Teneriffa und den kanarischen Inseln. Der Kaktus ist der Kochenillen-Kaktus, und erst seit einigen Jahren hat man angefangen, ihn in kleinen Plantagen anzupflanzen, und die Kochenillen-Spinne, der wir den Purpur verdanken, kunstgerecht auf ihr zu erziehen.

Doch wenden wir uns aufwärts zur Stadt und ihren Bewohnern. Wir schreiten über die Praça Academica, einer schattigen Allee am Meeresufer, in die eigentliche Stadt hinein. Die Häuser sind in europäischem Style erbaut und doch machen sie einen befremdenden Eindruck auf uns. Das nordische Haus ist ein Abschluß nicht nur gegen die Natur, sondern auch gegen das sociale und gewerbliche Leben. Unser ganzes Wirken und Schaffen im Norden entwickelt sich in der Stille und Abgeschlossenheit der Steinmauern; die gewerblichen Arbeitsstätten befinden sich gewöhnlich in dunkeln Hinterzimmern oder auf dem Hofe. Im Süden fließt das Produciren und das Leben mehr in einander, das Haus ist keine Scheidewand, denn die Werkstätte des Handwerkers liegt in der geräumigen weitgeöffneten Hausflur nach der Straße heraus, ja, sie drängt sich oft bis in die Straße hinein. Werkstätte, Laden und Markt bilden ein zusammenhängendes Ganze. Unter Plaudern und Scherzen mit den Nachbarn fließt die Arbeit munter fort; sie erscheint nicht wie ein von des Lebens Nothdurft abgerungener Seufzer der Menschennatur, sondern wie der heitere Ausdruck eines natürlichen sittlichen Bedürfnisses.

Es ist ein angenehmer Gang durch die Straßen Funchals. Die hohe Sauberkeit derselben, die sonst kein charakteristisches Merkmal portugiesischer Städte zu sein pflegt, die freundliche Lage, das schöne Basalt-Pflaster, das geschäftige, heitere Leben in allen Häusern zur Seite wirken um so voller und angenehmer auf uns, da über dem Allen eine wohlthuende Stille liegt, da keine Karossen, keine Omnibus, keine Droschken über das Pflaster rasseln. Die Straßen sind oft zu steil, die Pflastersteine zu glatt, als daß man das Pferd mit Vortheil und ohne Gefahr vor den Wagen spannen könnte. Wohl trägt es den Reiter über diese schlüpfrige Bahn, wenn dieser es zu führen versteht, und aus diesem Grunde wird wohl, hauptsächlich für die zahlreichen durchreisenden Fremden, welche Madeira besuchen, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Reitpferden auf der Insel gehalten. Sobald man an's Land getreten ist, sieht man von allen Seiten zerlumpte Senhores auf meistentheils degenerirten Abkömmlingen edlen andalusischen Blutes einhersprengen, die sie mit großer Zuvorkommenheit, natürlich gegen hohe Miethe, zu einem Ritt in die Umgegend anbieten, denn sie kennen den sonderbaren Drang aller Seefahrer, die Mutter Erde vom Rücken eines Pferdes aus zu betrachten.

Es gibt aber noch andere Fortbewegungsmittel, als das ungeduldige Roß, das nicht für jeden Fremden gleich geeignet ist, namentlich aber nicht für die vielen — wenn ich so sagen darf — einheimischen Fremden, die hier ihren Wohnort auf Monate und Jahre nehmen, um von der Gunst des Klima's zu erwarten, was ihnen der heimische Arzt mit allen seinen Medikamenten nicht zu schaffen vermochte, — Heilung ihrer kranken Athmungsorgane. Da begegnet uns eine Sänfte, mit grüner Gaze umhangen; nur von einer Seite ist sie zurückgezogen und zeigt uns einen jungen Mann auf Lederpolstern ruhend, dessen ovales Gesicht, spitze Nase, blonde Haare und wasserblaues Auge den Sohn Albions verrathen, dessen blasse Gesichtsfarbe und abgemattete Haltung aber von tief wurzelndem Leiden zeugen. Ihm wird diese Station wohl die letzte auf dieser Erde sein, denn es sind nur noch Reste von Leben, die er hierher getragen hat. Jene jungen Damen dagegen sind offenbar schon längere Zeit auf der Insel, denn sie plappern, wenn auch gebrochen, portugiesisch mit dem Führer der sonderbaren Equipage, in der sie sich fortbewegen. Man denke sich einen altmodischen großen lackirten Kutschwagen, der sein schweres Leder-Verdeck mit einem farbigen, leichten Zeugdache vertauschte, dem man unterhalb die Räder genommen hat, um an deren Stelle schwere Schlittenkufen anzubringen. Statt der wiehernden Rosse bewegen

sich schwerfällig an der Deichsel zwei große rothbraune Ochsen, und so wird das abenteuerliche Fuhrwerk mit dem lieblichen Inhalt schleifend durch die bergigen Straßen gezogen. Es sind diese verdeckten Schleifen das beliebteste Transportmittel der Gesellschaft auf Madeira und vertreten allgemein unsere Equipagen.

Buntscheckig genug ist diese Gesellschaft! Ganz Europa und Amerika schicken ihre Kontingente; überwiegend aber sind die Bewohner der kälteren Zonen oder der Länder mit rauhen, naßkalten Winden vertreten, Nord-Amerikaner, Engländer, Russen. Ueberwiegend aber sind die Engländer, die in mehr als 400 Familien fest angesiedelt sein sollen. Es resultirt daraus auch ein auffallender Widerspruch in der ganzen Erscheinung dieser Stadt, man glaubt den Geist zweier Kulturen mit einander ringen zu sehen; da ist auf der einen Seite der melancholische Geist des Verfalls, der über allen portugiesischen Kolonien mit Alpdruck zu liegen scheint; auf der anderen der energische Geist der angelsächsischen Race, die sich auf fremdem Boden heimisch zu machen versteht und den Stempel ihrer aufstrebenden Kultur überall aufdrückt. In der vorschreitenden Kultur — und das ist das Geheimniß ihrer Erfolge — liegt ein Ansteckungsstoff, welcher Alles um sie her ergreift und mit sich fortreißt. So ist auch der Verfall in Madeira mindestens schon zum Stillstand gebracht, ja es sind unzweifelhafte Zeichen vorhanden, daß er umgekehrt ist.

Diese Abschweifung haben wir uns erlaubt, während auch wir im Sattel eines Pferdes uns befinden, das, zwar von viel Temperament und gut geschult, nur die böse Angewohnheit hat, mehr auf den Zuruf seines Treibers zu achten, der bald neben, bald hinter ihm herläuft, als auf Zügel und Schenkeldruck seines Reiters. Diese Treiber (burroquero) sind unvergleichlich malerisch zerlumpte Kerle; das sonderbarste Kleidungsstück an ihnen aber ist die carapusa, eine kleine, unendlich kleine Mütze, welche kaum den Wirbel des Kopfes bedeckt und flach wie ein Teller darauf aufliegend sich von der Mitte aus in ein kleines gebogenes weiches Horn verliert.

Wir reiten eine schmale gutgepflasterte Straße aufwärts, um einen Besuch im Kloster Nossa Senhora do Monte zu machen. Die Straße hat einen Neigungswinkel von nahezu 25 Graden, ist also außerordentlich steil, und wir müssen die Kraft dieser Pferde bewundern, die uns anscheinend mit Leichtigkeit den Berg hinantragen. Auf einer kleinen Plattform machen wir Halt, um einen Blick auf die Landschaft unter uns zu werfen, die eine Kapelle trägt, während der Führer uns mit der Geschichte zweier Liebender langweilt, welcher die romantisch Gesinnten die Entdeckung der Insel zuschreiben und deren Andenken diese kleine Kapelle ihre Entstehung verdankt.

Lassen wir die Liebenden vereinigt unter dem Schirmdach der Kapelle ruhen und betreten wir die Schwelle des Klosters, wo nicht die Liebenden, sondern die Liebe selber begraben wird. Zwei alte Matronen mit längst verwelkten Herzen empfangen uns an der Pforte und führen uns durch einen langen Gang und eine Treppe hinauf in das Sprechzimmer; gleich darauf erscheinen hinter dem Gitter zwei andere Nonnen, öffnen eine kleine Thüre in demselben, gerade groß genug, um einige Kartons mit buntschillerndem Inhalte hindurchschieben zu können. Sie reichen uns die in der Damenwelt weit und breit berühmten herrlichen Federblumen, mit deren Anfertigung sie sich in Dei gloriam beschäftigen. Kann es irgend eine gesellschaftliche Institution geben, in welcher dem Egoismus unverhüllter Altäre gebaut werden, als gerade die Klöster, in denen doch ein Jeder, offen ausgesprochen, nur für sich, nur für *seinen* Seelenfrieden, nur für *sein* künftiges Glück im Jenseits arbeitet? Wie dankbar müssen wir es erkennen, hier eine Aus-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

[illegible]

Bibliograph. Institut Hildburghausen.

nahme zu finden, und die frommen Nonnen im Dienste ihrer lebenslustigen Welt-Schwestern thätig zu finden. Die Geschichte der Industrie bildet zuweilen sonderbare Anomalien, und eine solche ist ohne Zweifel auch die Fabrikation dieser Federblumen in Madeira, die sich nicht auf das Kloster beschränkt hat, sondern auch über die ganze Stadt gewandert ist und zahlreiche weibliche Hände in Thätigkeit setzt; der Stoff zu diesen Blumen besteht aus den prachtvoll glänzenden Federn solcher Vögel, wie sie nur in den Tropen vorkommen, und von denen kein einziger in Madeira zu finden ist. Jedenfalls haben diese Kunst Nonnen aus Brasilien herübergebracht, als dieses noch eine portugiesische Kolonie war.

Eine andere Industrie der Insel ist die der feineren Holzarbeiten, für welche allerdings in Madeira die natürlichen Bedingungen vorhanden sind. Das glückliche Klima der Insel gestattet fast den Bäumen aller Zonen sich hier anzusiedeln, und von verständigen Freunden der Natur ist in dieser Richtung hin seit alter Zeit Außerordentliches geleistet. Die einheimischen wie die angesiedelten Bäume bieten Hölzer von sehr verschiedener Farbe und Textur, und liefern somit ein reiches Material für Holz-Mosaikarbeiten, welche denn auch mit vielem Geschmack und großer Sauberkeit ausgeführt werden.

Wir wenden uns für heute nur noch ein kurzes Stück den steilen Weg aufwärts zu der Quinta (Villa) des verdienstvollen Senhor Luiz d'Ornellas Vasconcellos, dessen umfangreicher und mit bedeutenden Mitteln unterhaltener Park eine außerordentlich mannichfaltige und reiche Flora aus beiden Hemisphären darbietet. Alle diese zahlreichen Gärten in Madeira stimmen in einem eigenthümlichen Geschmacke überein. Der alte Renaissance-Styl bildet noch heute das Fundament in der Anlage. Ein Theil der Strauch-Gruppen ist nach chinesisch-japanischem Geschmack in wunderbaren Thierformen gezogen und wird durch die Scheere sorgfältig darin erhalten. Das Kleinliche, Nippartige und zuletzt Unnatürliche darin wird überwunden durch den Reichthum der Blattbildung, das üppige Grün, den bunten Blüthenflor, der wie ein Schleier über allen Gruppen hängt.

Auf unserm nächsten Bilde wollen wir höher hinaufsteigen in die Berge, auf die Gipfel des wolkenumgürteten Corral.

H. Maron.

Dover.

Wer Dover in seinem ganzen Stolze sehen will, der muß es von der Seeseite sehen; und so sah ich's an jenem Sonntagsmorgen, nach kurzer, kaum fünfstündiger Fahrt von Ostende. So rasch, unter dem klarsten Sonnenschein und blauesten Himmel, hatte mich das Schiff herübergetragen, — dasselbe Schiff, welchem ich so oft vom Kursaal nachgesehen, wenn es die See kreuzte und mit seiner

immer schwächeren Dampfsäule am Horizonte hinschwand. Auf mehre Meilen Entfernung noch tauchte es, ein bloßer Schimmer, auf am östlichen Horizont, dann wuchs es, meilenweit, in blendendem Weiß, aber obenhin mit einem leisen Anflug von Grün. Wie eine Mauer zuletzt stand es da, eine Riesenmauer, die das Land schützt und dem Anprall des Meeres wehrt. — Ja, wem, der diese Felsen zuerst sieht, schroff und glatt abfallend in's Meer und nur obenhin spärlich bedeckt mit einer grünlichen Erdschicht, kommen sie nicht vor wie Festungsmauern, auf welche dies stolze England gegründet ist? —

Und dieses sind die berühmten Kreidefelsen von Kent, das Wunder der Reisenden, wenn sie, vom Kontinent herüberkommend, die Küsten von England zuerst begrüßen. Jeder, wer England sehen will, sollte es von dieser Seite sehen — fest und sicher umgürtet von seinen eigenen Felsen und stolz überragt von dem Kastell von Dover, welches schon Matthew Paris beschrieb als „clavis et repagulum totius regni", als das Schloß und den Riegel des ganzen Reiches.

Jahrhunderte lang berühmt als der wichtigste der „Fünf Häfen" oder Cinque Ports war dies Dover, eine aus den Zeiten der Invasion und Normannenherrschaft stammende eigenthümliche Organisation. Sie hängt mit ihrer Lage längs demjenigen Theile der englischen Seeküsten von Kent und Sussex, welche dem Kontinent am nächsten ist, zusammen. Wie sich aus Domesday-Book, diesem Grund- und Wurzelwerk der englischen Verfassung, ergibt, genossen schon in den Tagen von Eduard dem Bekenner die Hafenstädte Dover, Sandwich und Romnay, in Anbetracht ihrer, dem Staate zur See geleisteten Dienste, einer Freiheit von allen denjenigen Auflagen und Lasten, denen andere Orte unterworfen waren. Aber die eigentliche Institution der Häfen, welchen nun noch Hastings und Hythe hinzugefügt wurden, war ein Werk des Eroberers selber, dessen meisterliche Politik darin ein Mittel erkannte, seine Verbindung mit dem Kontinent zu erleichtern, sowie seine Gewalt über die neuerworbenen Besitzungen fester zu schmieden. Lange bevor er sich zu seiner großen Unternehmung einschiffte, hatte sein scharfes Auge die schwachen sowohl als die starken Punkte der Süd-Ostküste von England entdeckt, und die Uebergabe des Kastells von Dover — jener Festung, welche von frühester Zeit an wegen ihrer natürlichen und künstlichen Vortheile als „clavis et repagulum" des Reiches betrachtet wurde — war eine von den Punkten des berühmten Eides, welchen er von dem letzten Sachsenkönig, dem unglücklichen Harald erzwang. Indem er die Seestädte, welche die großen Außenwerke seiner Eroberung bildeten, von den beiden Grafschaften, zu denen sie gehörten, trennte: schuf Herzog Wilhelm sie zu einer Art von pfalzgräflicher Gerichtsbarkeit um, unter einem „gardien" (aus welchem später anglisirt „warden" unser deutsches „Wardein" wurde). Derselbe hatte seinen Sitz im Kastell von Dover und übte über den ganzen Distrikt die vereinigte Civil-, Militär- und maritime Gewalt. Die hauptsächlichste Gegenleistung der fünf Häfen für die ausgedehnten Freiheiten und Immunitäten, welche sie zu einer Zeit genossen, wo der Rest des Landes unter einem eisernen Despotismus seufzte, bestand in der Ausrüstung und Bemannung von Schiffen für den Transport von des Königs Kriegsvölkern und dem Schutz seiner Küsten. Nach den Ausdrücken der Charte von Eduard I. mußten jedesmal 57 Schiffe bereit sein, so oft der König die See kreuzte; die Anzahl der Seeleute belief sich auf 1187 Mann und 57 „garcions" (Schiffsjungen). Diese geringe Zahl von Schiffen und Leuten ist der Kern der ungeheuern Seemacht Englands; aus solch kleinen, aber schon damals weise gepflegten Anfängen, hat sie sich zu ihrer jetzigen Weltbedeutung entwickelt. Bis zur Regierung Heinrichs VII., spät im 15. Jahrhun-

dert, genügte diese Handvoll Schiffe zum Schutze der englischen Küsten; aber von da ab begann die Bildung einer National-Marine, welche die Dienste der fünf Häfen überflüssig machte. Der so zu sagen private Charakter des englischen Küstenschutzes wich einer neuen Anschauung und in den Händen des Staates, der jene Verpflichtung übernahm, wuchs die englische Flotte heran.

Aus diesen und andern Gründen haben die fünf Häfen ihre frühere Bedeutung verloren. Einige sind gar keine Häfen mehr, sondern liegen mitten in trockenem Lande. Die See hat im Verlauf von Jahrhunderten ihre alten Landmarken verlassen und Ryn, Romnay und Sandwich liegen heute weitab von ihr, von grünen Feldern umgeben und nur durch Flüßchen noch mit ihr verbunden, auf denen höchstens kleine Böte hin- und hergehen können.

Aber die Zähigkeit der Engländer im Festhalten des Alten und Hergebrachten ist fast stärker noch, als die Zeit selber. Obgleich die fünf Häfen keine fünf Häfen mehr sind, so hat sich ihr Name und ein Theil ihrer alten Gerechtsame bis auf diesen Tag erhalten. Noch senden sie, als solche, ihre Vertreter in das Parlament, welche „Barone" heißen, und wenn ein Monarch von England gekrönt wird, so haben *sie* das Recht, den Baldachin über dem Haupte desselben zu tragen.

„Sie, die tragen
Das Tuch der Ehre, über ihm sind vier Barone
Von den fünf Häfen." (Shakespeare.)

Auch das Amt des Lord Wardein (Lord Warden, das altfranzösische „gardien"), obgleich seiner ursprünglichen Macht und Würde fast ganz beraubt — wie Alles in der That, was mit den fünf Häfen zusammenhängt — hat sich doch wenigstens dem Namen nach in der Gegenwart erhalten, ein Schatten nur, aber doch einer, den der Freund der Vergangenheit zu betrachten liebt und ganz geeignet, historische Erinnerungen in dem Gedächtniß der Mitwelt wach zu rufen. Man gab diesen Titel — denn viel mehr ist es wirklich nicht, außer daß dem jeweiligen Lord Wardein ein kleines Schloß an dieser Seeküste, Walmer Castle, als Residenz angewiesen ist — verdienten und populären Männern als eine Art von letzter Auszeichnung, wenn alle andern Ehren erschöpft waren. Der jüngere Pitt und der Herzog von Wellington, „der eiserne Herzog", waren Lord Wardeine der fünf Häfen. Nach dem Tode des letzten Lord Wardein, des Marquis von Dalhousin, dachte man das Amt und den Titel gänzlich aufzuheben. Aber der allgemeine Ruf von Kent war für einen Lord Wardein, und man verlieh noch einmal diese Würde dem populärsten Manne des heutigen Englands — dem Premier, Lord Palmerston.

Ich selber war Zeuge des feierlichen Aktes, als „old Pam" (1861) in dieses sein neues Amt eingeführt wurde. An jenem Tage sah ich den alten Herrn in seinem ganzen Glanze. In seiner Uniform eines „Lord Warden" — blauer Rock mit rothem Kragen und das Großkreuz des Bath-Ordens — kam er von Walmer herübergeritten. Wir waren Nachbarn, wohnten kaum eine Stunde von Dover und ein köstlicher Weg war es hinauf, zuerst zwischen wogenden Kornfeldern, durch ein paar Dörfer, durch einen hohen, kühlen Wald, an einer stillen Kirche unter Bäumen und Epheu — an einem alten, stattlichen Edelsitz, von Mauern umschlossen, vorbei und dann auf der Höhe dahin, über grüne Haidehügel mit dem Ausblick auf die weite, sonnenschillernde, blaue See und den Horizont darüber, so weit nur das Auge reichen konnte. Wie kühl das von unten herauf wehte! Und welch ein wunderschöner Tag das war — und welch ein

Bild, Alles bedeckt von bunten Volksschaaren, die gen Dover zogen, und er mitten dazwischen, hoch zu Roß, der „letzte Dandy", grau geworden, aber immer noch jovial und — der „Lord Wardein" im blauen Rock, mit dem großen Kreuz auf der Brust. Aber nein — er legt jetzt die Tracht eines Ritters des Hosenbandordens an — das runde goldene Schild mit dem heiligen Georg auf der Brust an dem breiten blaugewässerten Bande, welches von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hängt, und das güldne und himmelblaue Band um das linke Knie — „Honny soit qui mal y pense!" Ja, der letzte Dandy versteht noch die Kunst der Toilette, und da sehen wir ihn sitzen in einem Zelt auf dem Hügel von Bredenstone, unter einem Baldachin und auf einem Scharlachthron und rings um ihn, im Halbkreis, mit ihren Stäben in der Hand die Mayors der fünf Häfen und „zwei Städte", um in feierlicher Sitte und nach altem Brauch den „Court of Shepway" zu halten. Der Seneschall trat vor und entrollte ein mächtiges Pergament, aus welchem er das Mandat zur Berufung der fünf Häfen vorlas im Namen von „Henry John Temple, Viscount Palmerston, Constable des Kastells von Dover, Lord Wardein, Kanzler und Admiral der fünf Häfen, zwei alter Städte und ihrer Glieder" u. s. w. Dann Reden und zuletzt ein Bankett mit neuen Reden in der Stadthalle, „Maison Dieu" genannt, aus der Zeit der Normannenkönige, der Templer und Kreuzfahrer. — Noch lange in die Nacht hinaus glühte das ganze Meer von Dover bis Deal von Wasserfeuerwerk und dem Widerschein der illuminirten Städte, Dörfer und Schlösser, die ganze Küste von Kent entlang. —

In solch einem Feiertagsglanze wird man Dover lange nicht wiedersehen. Und doch hat diese Stadt immer und an jedem Tage einen Anstrich, der sie von dem Alltagsleben anderer Städte weit unterscheidet. Das macht im Sommer das Seebad, welches eines der fashionabelsten im Königreiche ist, und das ganze Jahr rund der Umstand, daß Dover noch immer die Hauptstation für den Verkehr zwischen dieser Insel und dem Kontinent ist. Jeder, der Dover sieht, sieht es mit einem besondern Blicke an, Derjenige, welcher kommt, mit dem Blicke der Freude, die Heimath wieder zu grüßen oder ein neues Land zu sehen, so schön, wie dieses; Derjenige, welcher geht, mit dem Blicke des Abschiedes. Eine bunte Menge von fremden Gesichtern und eigenthümlichen Trachten, welche an jedem Tage mehrmals wechselt, drängt sich beständig zwischen dem Meere und den Straßen, schlanke Dampfer, ankommend oder abgehend, schaukeln sich fortwährend auf dem weiten Bassin im Hafen und auf zwei verschiedenen Eisenbahnen laufen von hier Stunde um Stunde Personenzüge nach London — die einen nach London-bridge und der City, die andern nach der Viktoria-Station im Westend. —

Die Hafenwerke von Dover sind ein wahres Wunderwerk in ihrer Art. Es hat mehr als zehn Jahre gedauert, bis sie fertig wurden, und die Gesammtausgabe für dieselben beläuft sich auf mehr als 15 Millionen Thaler. Früher war es nicht möglich, bei schlechtem Wetter, namentlich bei Süd-Weststürmen, in Dover einzulaufen; jetzt ist dieser Hafen nicht blos einer der wichtigsten im Königreiche, sondern auch einer der sichersten. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer; und wenn man nun, nach ihrer Vollendung, auf den festen Dämmen weit in's Meer hinaus promenirt, und mit der Sicherheit des festen Landes unter sich, die ganze Herrlichkeit des offenen Meeres genießt, so denkt man wohl nicht an die jahrelange, gefahrvolle Arbeit, die es machte, diese Dämme aus einer Tiefe von 7—8 Faden vom Meeresgrunde herauf mitten in Toben und Stürmen, in Ebben und Fluthen des wildbewegten Kanals zu bauen. Am freiesten und deutlichsten hat

man den Ueberblick der Hafenbauten und des weiten Meeres mit all seinen Schiffen vom „Lord Warden“ aus. Dieser Lord Warden ist ein Hôtel, und zwar dasjenige, welches sich rühmt, eines der besten Hôtels in England zu sein. Und fürwahr — hier auf den weichen Teppichen des großen Speisesaals, nach stürmischer Seefahrt zuerst wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, und durch die hohen Spiegelscheiben desselben auf das unten verrollende Meer zu schauen — ihn wieder zu sehen, den alten „head-waiter“ mit der rothen Nase und der weißen Kravatte, als ob alle Tage Sommer wär' im Lord Warden von Dover — sich an einen der köstlich gedeckten Tische zu setzen und zum erstenmal wieder aus der dicken englischen Tasse Thee zu trinken und die „Times“ dabei zu lesen: das ist ein Vergnügen, wie man es nur in England haben kann und dessen man auf dem Kontinent noch lange mit einer Art von Heimweh gedenken wird!

Ich will nicht von Dover scheiden, ohne die Leser noch auf eine der kühnsten Klippen aufmerksam gemacht zu haben, welche rechts von der Stadt weitaus sichtbar in's Meer ragt. Dies ist die berühmte „Shakespeare-Klippe“, welche der Tragöde gemeint haben soll, als er in „König Lear“ seinen Edgar sagen läßt in dem Lande „nah bei Dover“:

Kommt, Herr, hier ist der Ort: steht still! wie grauenvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinabzuschaun!
Die Krähn und Dohlen, die die Mitt' umflattern
Sehn kaum wie Käfer aus — halbwegs hinab
Hängt Einer, Fenchel sammelnd, — schrecklich Handwerk!
Mich dünkt, er scheint nicht größer als sein Kopf.
Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich; das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu seinem Boot; das Boot zu Tönnchen
Beinah zu klein dem Blick; die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. — Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab.

(Schlegel-Tieck.)

Heute geht die Eisenbahn nach London mit einem gewaltigen Tunnel durch diesen Kalkfelsen und große Stücke von seiner Spitze haben die Stürme der Jahrhunderte heruntergerissen und rings um seinen Fuß bis in's Meer verstreut, aber er „wächset nach demselben Maße“ nicht wieder, und vielleicht kommt eine Zeit, wo er nur noch in der Tragödie des großen Dichters leben wird. Da freilich, trotz Eisenbahn und Südwest-Sturm, ist ihm die Ewigkeit gesichert. —

Julius Rodenberg.

Metz.

Dies klare, schöne Bild — die stattlichen Häuser, welche sich in dem hellen Flusse spiegeln, überragt von dem herrlichen Dome, einem Meisterwerke gothischer Baukunst, der Eindruck des Ganzen, der Himmel, der sich über ihm wölbt — ist das nicht ganz das Bild einer deutschen Stadt? — Die Stadt aber ist Metz, die Hauptstadt des französischen Mosel-Departements.

In alter Keltenzeit, ehe Cäsar Gallien den Römern unterwarf, stand auf dieser Stelle an der Mosella eine Stadt der Mediomatriker, Divodurum, auch wohl nach dem Volksstamme Mediomatrica genannt, abgekürzt und verderbt später Mattae oder Metis. Der Sturm der Hunnen, als Attila, die Geißel Gottes, seine Völkerfluth von Morgen gen Abend wälzte, viel deutsche Stämme darunter! brauste über jene Gegend hin und zerstörte die alte Stadt, an deren Stätte sich nun eine neue Metis erhob, welche bald unter die Herrschaft der eindringenden Franken gerieth. Sie vermischten sich tiefer in Gallien mit den Einwohnern und wurden allmälig Romanen, während in den östlichen Landestheilen, Austrasien, ihre deutsche Nationalität vorherrschend blieb. Hier nahm bei der Ländertheilung nach Klodwig's Tode sein ältester Sohn Theodorich, von der Heidin geboren, seinen Sitz, und Neustrien, der Westen und Süden, fiel den Kindern der christlichen Burgunderin zu. Die Hauptstadt von Austrasien war und blieb Metz, wie es nun von den Franken kurzweg genannt wurde. Hier haben dann bei den vielen Ländertheilungen der Merovinger die Könige von Austrasien stets gesessen, hier hat die furchtbare Brunhilde gehaust, in gegenseitiger Feindschaft mit ihrer Schwägerin zu Soissons, Fredegunde, grauenhaften Andenkens. Von den Karolingern liegt Kaiser Ludwig der Fromme, der schwache Sohn Karls des Großen, hier begraben; sein Grabmal, wenn auch nur als Ruine, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Seit Ludwig, dem ersten König der Deutschen, hat Metz zum deutschen Reiche gehört.

Es wurde bald eine reichsunmittelbare Stadt. Die Gewalt war zwischen dem Bischof und dem Rath getheilt und es gab viel Hader und Streit darüber. Im elften Jahrhundert errang aber die bürgerliche Macht mit Hülfe des Volks die Oberhand über die geistliche, so daß der Bischof in der Stadt sowohl, wie im ganzen Gebiete derselben, dem Lande Messin, nur das Recht behielt, an der Wahl des Magistrats Antheil zu nehmen und daß dieser den Eid in seine Hand ablegte: immer noch Anlaß genug zu Streitigkeiten! In diese Zeit fällt auch die Grundsteinlegung der Kathedralkirche, deren Prachtbau im edelsten Styl ein stolzes Denkmal deutscher Herrlichkeit geworden ist — fünf Jahrhunderte nahm er in Anspruch, ehe er vollendet wurde. Mit der Entwickelung städtischen Lebens und städtischer Wehrhaftigkeit wurde auch Metz eine mächtige Stadt. Die streitbaren Bürger wiesen jeden Versuch, sie ihrer Freiheit zu berauben, von ihren Mauern ab. Wie

METZ.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

es überhaupt die deutschen Städte waren, welche die neuen Feuergeschütze in Deutschland verbreiteten, viel früher, als in Büchern zu lesen ist, so hatte auch Metz deren bald zu seiner Vertheidigung angeschafft. Die Bürger von Metz haben bereits im Jahre 1324 eine Belagerung mit Bombarden abgetrieben. Der kriegerische Erzbischof Balduin von Trier, zu dessen Sprengel Metz gehörte, sein Neffe, König Johann von Böhmen, und der Herzog Ferry von Lothringen, dem die reichsfreien Städte mitten in seinem Lande unbequem waren, hatten sich gegen Metz verbunden, mußten aber von seinen Mauern abziehen.

Mit der Zeit wurden aber die Bürger viel zahmer. Die „Herren" vom Rath, an deren Spitze der Schöppenmeister stand, maßten sich immer mehr Gewalt an und übten einen Druck in der Stadt, welcher zuweilen unerträglich wurde und die Bürger geneigt machte, sich lieber einem Fürsten zu unterwerfen, von dem sie mehr Gerechtigkeit hofften. Wir wollen nun unsern Lesern erzählen, wie Metz für Deutschland verloren gegangen ist.

Nach dem Siege Kaiser Karls des Fünften über die Fürsten und Städte des schmalkaldischen Bundes trat bei den Protestanten die Besorgniß hervor, daß ihre Glaubensfreiheit ganz unterdrückt werden sollte; alle Versicherungen des Kaisers konnten sie nicht darüber beruhigen, denn die Thatsachen entsprachen den Worten nicht, am wenigsten die offen hervortretenden Bemühungen, seinen Sohn Philipp, der in Spanien erzogen war und fanatisch für die allein-seligmachende Kirche dachte, zu seinem Nachfolger auf den Kaiserthron wählen zu lassen. Noch mehr als das regte sich die Befürchtung, daß der Kaiser eine unumschränkte Monarchie in Deutschland aufrichten und die Fürsten und Reichsstände ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wolle. Die Räthe, die ihn umgaben, Spanier und Spanischgesinnte, der Bischof von Arras, Granvella, der Herzog Alba, welche ihre Geringschätzung für die deutsche Nation wenig verhehlten, ließen sogar Gewaltmaßregeln fürchten: die Gefangenhaltung der beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes, das Interim in Glaubenssachen, dessen Name schon verdächtig klang und das Wort, welches der Gesandte des Kaisers an den Markgrafen Johann von Brandenburg geäußert: „der Kaiser verlange Gehorsam, wie in weltlichen, so in geistlichen Dingen," waren Gründe genug zum Mißtrauen. So bereitete sich denn in aller Stille und Verschwiegenheit ein geheimer Fürstenbund gegen den Kaiser; Markgraf Johann, der Bruder des Kurfürsten von Brandenburg, gewöhnlich von seinem Sitze Hans von Küstrin genannt, betrieb die Sache rastlos. Der Herzog in Preußen, sein Oheim, schürte das Feuer von fern, Johann Albrecht von Mecklenburg, der bald dafür gewonnen wurde, trat in Unterhandlungen mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen Moritz, welcher im schmalkaldischen Kriege für den Kaiser gegen seinen Vetter, den damaligen Kurfürsten, der nun gefangen saß, gestritten hatte und dem Kaiser seinen Kurhut verdankt. Moritz stand eben mit der Reichsexekution vor Magdeburg, das er belagerte, weil es sich dem Kaiser und dem Interim nicht unterwerfen wollte; er war nicht abgeneigt, dem Bunde beizutreten, da der Kaiser, trotz aller Vorstellungen, auf Grund einer von den Spaniern gefälschten Vertragsurkunde seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, noch immer gefangen hielt. Nur Sicherheit wollte er haben und auf welche Seite er auch gerieth, so gedachte er, wie er sich ausdrückte, „seinem Widerpart das Spiel zu verderben, ja die Karten zu zerreißen." Man hoffte auch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu gewinnen, der junge gewaltthätige Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, als Kriegsheld gefürchtet, schien sicher; man richtete die Augen auf die Seestädte, den König von Dänemark, ja England. Noch immer glaubte man sich aber nicht stark genug gegen den Kaiser, welchem die Macht

der katholischen Reichsstände, der österreichischen Erblande mit Ungarn und Böhmen, die Macht Spaniens, Italiens und der Niederlande zu Gebote stand. Ein Bund mit Frankreich denn! Vom Herzog Otto von Braunschweig war dieser Gedanke bereits im Jahre 1548 ausgegangen und dann von mehrern Seiten eifrig gepflegt und verfolgt worden; König Heinrich II. ergriff die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, nur zu bereitwillig, aber er verlangte ausdrücklich eine stattliche Gegenverpflichtung und Zusage. Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Der Kaiser wußte es bald, daß sich ein Bund deutscher Fürsten gegen ihn bildete und daß Hans von Küstrin die Seele und die treibende Kraft aller darauf zielenden Verhandlungen war. Nicht seine Macht, sondern sein Charakter gab ihm Bedeutung. Der Kaiser wußte diesen Charakter mit gewohntem Scharfblick richtig zu erkennen und wandte sich darum an ihn mit der drohenden Frage: was all' die geheimen, aufrührerischen Praktiken bedeuteten, die er sich, nebst einigen andern Fürsten, gegen ihn unterstanden? Dadurch trieb Kaiser Karl die Sache zur Entscheidung. Der Markgraf entschuldigte sich zwar einigermaßen, verlangte aber nun von seinen Verbündeten einen bestimmten Entschluß. So schrieb er an seinen Vetter von Kulmbach: „Wer nicht mit an's Werk will, sage es nur frei heraus, kurz und rund, denn es gilt nun nicht mehr viel Prangens und Hofirens, sondern Ja und Nein!" Auch Moritz von Sachsen drängte zur That. „Ew. Liebden," schrieb er unter Andern, „kennen mich sonder Zweifel, daß mir der Schnabel nicht lang gewachsen ist. Träten jetzt noch Hindernisse und Sperrungen ein, so werden wir in Ewigkeit nie wieder eine so stattliche Hülfe zu hoffen haben, steckten wir auch im Bade bis über die Ohren. Darum halte Ew. Liebden mit Fleiß bei den Ihren an, daß kein fauler, ja unfürstlicher Possen gerissen werde, denn wir stecken so tief im Salz, als wir nur mögen und steht uns nichts mehr als Erstechen und Verjagen darauf." — Es wurde denn ein geheimer Fürstentag auf dem Jagdschlosse Lochau, jetzt Annaburg, gehalten. Hier fand sich auch in Verkleidung als Abgesandter des Königs von Frankreich, der Bischof von Bayonne, ein, der mit glänzender Beredsamkeit zum kräftigen Vorgehen drängte und ein starkes Hülfsheer in Aussicht stellte. Hans von Küstrin war aber nicht für den Angriff, sondern allein für Abwehr, wie es in den bisherigen Verträgen beschlossen worden und es kam zwischen ihm und dem Kurfürsten Moritz darüber zu einem so heftigen Streit, daß Johann, persönlich beleidigt, sogleich aufbrach und dadurch den Abschluß der Verhandlungen störte. Der französische Gesandte war dabei mit seinen Forderungen noch nicht hervorgetreten, hatte aber erklärt, daß sein Herr, in der Hoffnung, daß die Bundesfürsten in allen Dingen unter einander vollkommen einig seien, schwer getäuscht, alle Verhandlungen abbrechen und die Täuschung für eine Injurie ansehen werde. In dieser Gefahr wurde daher eine neue Zusammenkunft auf dem Jagdschlosse Friedeberg in Hessen anberaumt: die Söhne des gefangenen Landgrafen hatten das größte Interesse dabei. In diesem einsamen Waldfrieden wurde Deutschlands erste Erniedrigung von deutschen Fürsten berathen. Freilich, um gerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß sie durch Gewaltmaßregeln des Kaisers allmälig zu diesem Entschlusse gedrängt worden waren, und insofern tragen sie die Verschuldung am deutschen Vaterlande nicht allein — immerhin wäre aber deutsche Kraft, einmüthiglich zusammengehalten, stark genug gewesen, sich spanischer Vergewaltigung auch ohne die theuer erkaufte Hülfe des Franzosen zu erwehren, und der Kaiser, wenn er den ernsten Willen dazu gesehen hätte, vorsichtig, wie er zeitlebens gewesen, und alt und krank, wie er jetzt war, würde den Kampf schwerlich aufgenommen haben. Insofern hatte Johann von Küstrin Recht; dieser hielt sich auch, seitdem aus dem Schutz- ein Trutzbündniß geworden war, der

Sache fern. — In dem Saale zu Friedewald saßen sie denn zusammen, und es kam der Vertrag mit dem Könige von Frankreich zu Stande, in welchem ihm für seine Hülfleistung gestattet wurde, wenn er es verlange, die zum Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray, wo nicht deutsch gesprochen wird, unter Vorbehalt der Reichshoheit als Reichsvikar zu besetzen und inne zu behalten. Ja, es fiel sogar ein Wort von der Kaiserkrone, die man dem französischen Könige in Aussicht stellte! — In diesem Augenblick flammte plötzlich ein Blitz hernieder in den Saal, es war, als wolle Gott der Herr noch in letzter Stunde von dem Verrath am deutschen Volke abmahnen. Alle Anwesenden wurden bis in das Mark erschüttert und der Besinnung beraubt, selbst Moritz von Sachsen, der zuerst wieder Fassung gewann, konnte sich eines tiefen Grauens nicht erwehren. Ein Gewitter im Oktober und dies Zeichen vom Himmel! Aber der Bischof von Bayonne gab ihm schnell und gewandt, auf altrömisches Zeugniß gestützt, eine andere Deutung, und der Zwischenfall hinderte den Abschluß des Handels nicht: ein Handel im traurigsten Sinne war es ja, und der verkleidete Bischof hatte sich auch als angeblicher Faktor eines fremden Kaufherrn eingeführt. Kurfürst Moritz begab sich wieder in das Lager von Magdeburg, der „Kanzel Gottes", wie die Stadt wegen ihres Festhaltens an der lutherischen Lehre genannt wurde; er brachte hier die Kapitulation unter günstigen Bedingungen für Magdeburg zu Stande, um seine weitern Pläne verfolgen zu können. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach reiste unter fremdem Namen nach Frankreich, wo er dem Hofe vierzehn Tage lang auf seinen Wanderungen von Orleans nach Paris und Blois folgen mußte, ehe am 15. Januar 1552 auf dem Schlosse Chambord, dem Prachtbau Franz des Ersten, der Vertrag feierlich verbrieft, besiegelt und beschworen wurde. Außer den erwähnten Zugeständnissen trat der französische Gesandte noch mit der Forderung heraus, daß Frankreich im Bunde ein höchstes Imperium in Anspruch nehmen müsse; die Fürsten waren jedoch nicht gewillt, sich für den Kaiser, den der Franzose nach seinem bestimmten Ausdrucke ausgetrieben sehen wollte, einem neuen Herrn zu unterwerfen. Die weitern Vorgänge in Deutschland, wie Kurfürst Moritz dem Kaiser, der nicht an seinen Undank und Abfall glauben wollte, noch lange getäuscht, bis er zur That schreiten konnte, wie er ihn fast zu Innsbruck, wo Karl V. krank lag, überfallen und gefangen hätte, dieser sich bei Fackelschein in einer Sänfte über das Gebirge gerettet und endlich der Vertrag von Passau zu Stande gekommen, welchem der Religionsfriede zu Augsburg folgte — Alles das wollen wir heute unsern Lesern nicht vorführen, wir haben es in anderer Form unlängst anderswo erzählt. Schildern wir vielmehr, wie Heinrich II. sein Faustpfand in Besitz nahm, fest entschlossen, es nicht wieder herauszugeben; wir folgen dabei weniger bekannten Quellen, die uns auch einen Einblick in die weit über den Vertrag hinausgehenden Pläne des Königs gewähren. Er und sein Rath hofften bei dieser Gelegenheit das ganze ehemalige Königreich Austrasien als „Erbtheil des Frankenreichs" zu gewinnen. Die französischen Herrscher bis auf unsere Tage betrachten sich ja als Erben Karls des Großen, und ihr Gelüst geht danach, sein Reich in vollster Ausdehnung sich wieder zuzuschlagen, wenigstens mittelbar, wie zur Zeit des schmachvollen Rheinbundes.

Die französische Nation gab ihren Beifall zu der „Rheinfahrt" zu erkennen; der landsässige Adel, der nicht in die Ordonnanz-Kompagnien eingereiht, jedoch als Arrièreban verpflichtet war, dem Paniere des Königs zu folgen, strömte noch einmal demselben zu; viele junge Edelleute, zu arm, sich Roß und Rüstung zu schaffen, traten in das Fußvolk ein, auch die Stadtjugend ließ sich anwerben. Das Heer sammelte sich zwischen Châlons und Vitry, die Stärke desselben wird

von französischen Schriftstellern übertrieben, es mag aber auf 30,000 Mann gestiegen sein, wobei noch 16,000 Deutsche und Schweizer. Den Oberbefehl erhielt der alte Connetable Anne de Montmorency, welcher im vorigen Jahre zum Herzog und Pair ernannt war. Als sich der König in Person erhob, um sich an die Spitze seines Heeres zu setzen, übertrug er die Regentschaft an seine Gemahlin, Katharina von Medici; es war das erste Mal, daß sie mit einer gewissen Autorität bekleidet wurde, bisher hatte sie gegen Diane von Poitiers, die Geliebte des Königs, und deren Günstlinge zurückstehen müssen. Ihre Klagen darüber zu dem ihr zugethanen Herrn von Tavannes waren so traurig gewesen, daß dieser sich alles Ernstes erboten hatte, der Buhlerin, um den König von seiner Leidenschaft zu heilen, die Nase abzuschneiden, müßte er auch darüber sein Leben verlieren! — König Heinrich war nun in's Feld gerückt. In Joinville kam die Herzogin-Wittwe von Lothringen, Christine von Dänemark, eine Nichte des Kaisers, zu ihm und bat um Neutralität für ihren jungen Sohn, den Herzog Karl; sie wurde jedoch abschläglich beschieden. Noch ahnte Metz nicht, daß der drohende Sturm seinen Mauern galt; der König hatte am 15. März der Stadt geschrieben, daß er nur freien Durchmarsch durch ihr Land und Marschproviant verlange, ihr dagegen alle Freundschaft verheißen. Das französische Heer, durch deutsche Söldner verstärkt, erschien vor Toul, dessen Bürger ohne Widerstand die Schlüssel der Stadt überreichten. Dann rückte dasselbe am Tage Mariä Verkündigung in das Gebiet von Metz und fing an, gewaltthätig zu hausen. Selbst Kirchen wurden nicht verschont, die Fruchtbäume umgehauen, die Gärten verwüstet; am ärgsten ging es in St. Pierre aux Champs zu, wo 4—5 Fähnlein Deutsche lagen, welche sogar, wie der Chronist mit frommer Entrüstung schreibt, am heiligen Freitage Fleisch aßen. Auf diese Meldungen und die Nachricht, daß der König selbst im Anmarsche sei, versammelten die „Herren" die Bürger im neuen Saale und ließen sie schwören, treu zu ihnen zu halten. Aber die Franzosen hatten bereits eine Partei unter den Herren selbst gewonnen, durch den Bischof von Metz, Kardinal von Lénoncourt. Der Schöppenmeister, Jacques de Gournais, hatte einen Bruder am Hofe des Königs; die Gebrüder Robert und Gaspard de Heu standen in nahen Beziehungen zum Kardinal, dessen Nichte an den erstern verheirathet war; andere Herren, wie Androuin de Roncel, Richard de Raigecourt, waren französischer Lockung zugänglich. So konnte wenigstens der erste Hebel eingesetzt werden. Am Palmsonntage kam der Connetable von Montmorency vor Metz an. Tags vorher hatte er Gorze genommen und die ganze Besatzung hängen lassen; das Kloster war verbrannt und geschleift worden. Mit Metz knüpfte er aber Unterhandlungen an, da er die starke Stadt mit Gewalt nicht nehmen konnte. Der Maréchal de Camp Tavannes kündigte Heinrich II. als den Beschützer deutscher Freiheit an, und die Bürger willigten auch ein, den König und die Prinzen, aber nur diese, in ihre Stadt zu lassen, sonst aber boten sie für das Heer nur Lebensmittel und beriefen sich auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Was kümmerte sich der Connetable um diese! Er kam selbst in die Nähe und ließ um Erlaubniß bitten, im Gasthause „zum rothen Thore", innerhalb der Ringmauern, zu Mittag speisen zu dürfen. Die Herren genehmigten das und gestatteten ihm zwei Fähnlein Geleit. Nach gewöhnlicher Stärke wären das 5—600 Mann gewesen; Montmorency ließ aber aus den besten und tüchtigsten Kriegsleuten 1500 Mann auswählen, die in zwei Fähnlein formirt, unter dem Befehl des zweiten Maréchal de Camp, Bourdillon, gestellt wurden. Die Herren, nachdem sie die Bürger von den Straßen nach Hause geschickt, um Unruhen zu vermeiden, ließen das Thor öffnen, an welchem eine starke Bürgerwache unter einem Schweizer Hauptmann aufgestellt

war. Die Franzosen zogen ein. Bei ihrer Zahl wurden die Bürger stutzig; Tavannes, der am Thore blieb, hielt sie aber mit schönen Worten hin; als sie endlich den Anschlag merkten, versuchten sie noch das Thor zu sperren, aber sie wurden zurückgedrängt — in aller Güte! — Der Schweizer Hauptmann warf zwar mit dem Rufe: „Alles verkretzelt!" Tavannes den Thorschlüssel an den Kopf, aber der Connetable erschien jetzt an der Spitze der Hauptmacht und Metz war gewonnen. Sofort besetzten die Franzosen alle Thore, deren Wachen sie fortjagten; Montmorency begab sich im vollen Harnisch zu dem Schöppenmeister, der sich krank gestellt und zu Bett gelegt hatte, die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen verbergend. Alles Sträuben half ihm nichts, er mußte die Schlüssel herausgeben. So wurde Metz, die alte Hauptstadt Austrasiens, zu Deutschland reichsfrei gehörig, unter die Herrschaft Frankreichs gebracht — „den Lilien versichert," sagt die Chronik. Leider auch dem Adler der Napoleoniden!

König Heinrich hielt am Ostermontag seinen feierlichen Einzug in Metz. Am Thore erwartete ihn der Schöppenmeister, der ihm die Schlüssel entgegentrug, mit den Herren, von denen vier den Baldachin für den König bereit hielten. Voran zogen diesem zwölf Trompeter in den königlichen Farben, das Wappen Frankreichs in ihren Trompetenfähnlein flatternd, dann kamen Herolde in sammetnen Wappenröcken von Karmoisin und Himmelblau, mit Lilien besäet, dann drei Kardinäle in ihren rothen Gewändern, die Chorröcke darüber: der Kardinal von Guise, der von Chatillon und von Lénoncourt, Bischof von Metz; hierauf der Connetable, ganz gewaffnet, aber mit entblößtem Haupte, welcher dem Könige das Schwert vortrug, der König selbst im vollen Harnisch zu Roß unter dem Baldachin, alle Prinzen und fast der ganze Hochadel Frankreichs. Ihm nach das „Haus des Königs", seine glänzenden und zahlreichen Leibwachen, und ein zahlloses Gefolge, dem sich noch viel Andere angeschlossen hatten, um den Triumphzug zu sehen. An der Kathedrale empfing den König das Kapitel und die ganze Geistlichkeit in Pontificalibus mit allem kirchlichen Pomp und heiligen Reliquien. Die drei Kardinäle saßen zuerst ab, dann der König mit Handreichung des Connetables und der Prinzen. Er nahte dem Eingange der Kirche, legte die rechte Hand auf das Evangelium und schwur, alle Rechte und Freiheiten der alten und blühenden Stadt zu wahren und nach seiner Macht zu vertheidigen. Ein schnell vergessener Schwur! Nachdem der König hierauf sein Gebet in der Kirche verrichtet hatte und ein Hochamt gehalten war, begab er sich nach dem bischöflichen Palaste, wo die „Herren" ihm ihre Reverenz machten, um Verzeihung baten, wenn sie irgendwo ihn beleidigt, und getreue Unterthanen zu sein versprachen. Drei Tage blieb Heinrich II. in Metz, dann zog er weiter, seine Rosse im Rheine zu tränken und ließ zur Besatzung die Ordonnanz-Kompagnie des Herrn von Nanteuil, 200 leichte Reiter, 200 Arkebusiere zu Pferd und 12 Fähnlein Fußvolk unter dem Sieur de Gonnor als Gouverneur zurück, denn er war entschlossen, Metz zu einem Bollwerke Frankreichs zu machen.

Man hatte ihm gerathen, sein Wort der Stadt ernstlich zu halten, sonst würden die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms, und so viele am Rhein, auf welche er noch sein Absehen gerichtet hatte, besorgt werden und für Frankreich verloren gehen. Montmorency hinderte den König aber, auf diesen Rath zu hören, indem er versicherte, nach Straßburg und den andern hineinzukommen, „wie in Butter." Er verließ sich aber doch zu sehr auf die deutsche Dummheit, als er nicht einmal eine neue List ersann, sondern in Straßburg für angebliche Gesandte italienischer Staaten, die sich nur die Merkwürdigkeiten besehen wollten, mit einem Geleit von 200 Dienern um Einlaß bat. Dieser wurde gewährt, aber man em-

pfing die Schauluſtigen mit einem „ſehr ſchönen Kugelhagel", der ſie enttäuſchte. Hundertdreißig Jahre ſpäter fiel auch Straßburg durch Verrath an Frankreich und iſt, wie Metz, franzöſiſch geblieben. Als ſich nach Napoleons Sturze Gelegenheit bot, allen Länderraub zurückzufordern, hat man ſie aus ſchwächlichen Rückſichten unbenutzt gelaſſen. Hätte nur Blücher, der volksthümliche Held, ſeinen Willen für Deutſchland durchſetzen können!

Metz iſt ein Bollwerk Frankreichs geworden und geblieben, eine Feſtung erſten Ranges, welche das Land zwiſchen Rhein und Moſel deckt und als einer der ſtärkſten Waffenplätze, in Verbindung mit einem befeſtigten Lager für Offenſiv-Unternehmungen gegen Deutſchland von großer Wichtigkeit iſt. Umgekehrt würde der Fall von Metz den kürzeſten Weg nach Paris öffnen. Doch hat es ſeit Karl V., der die Reichsſtadt vergeblich wieder zu erobern ſuchte, keine Belagerung mehr erfahren. Wäre es aber auch 1814 genommen worden, Deutſchland hätte es ja doch nicht behalten!

Bernd v. Guſeck.

Der Rottacher Waſſerfall.

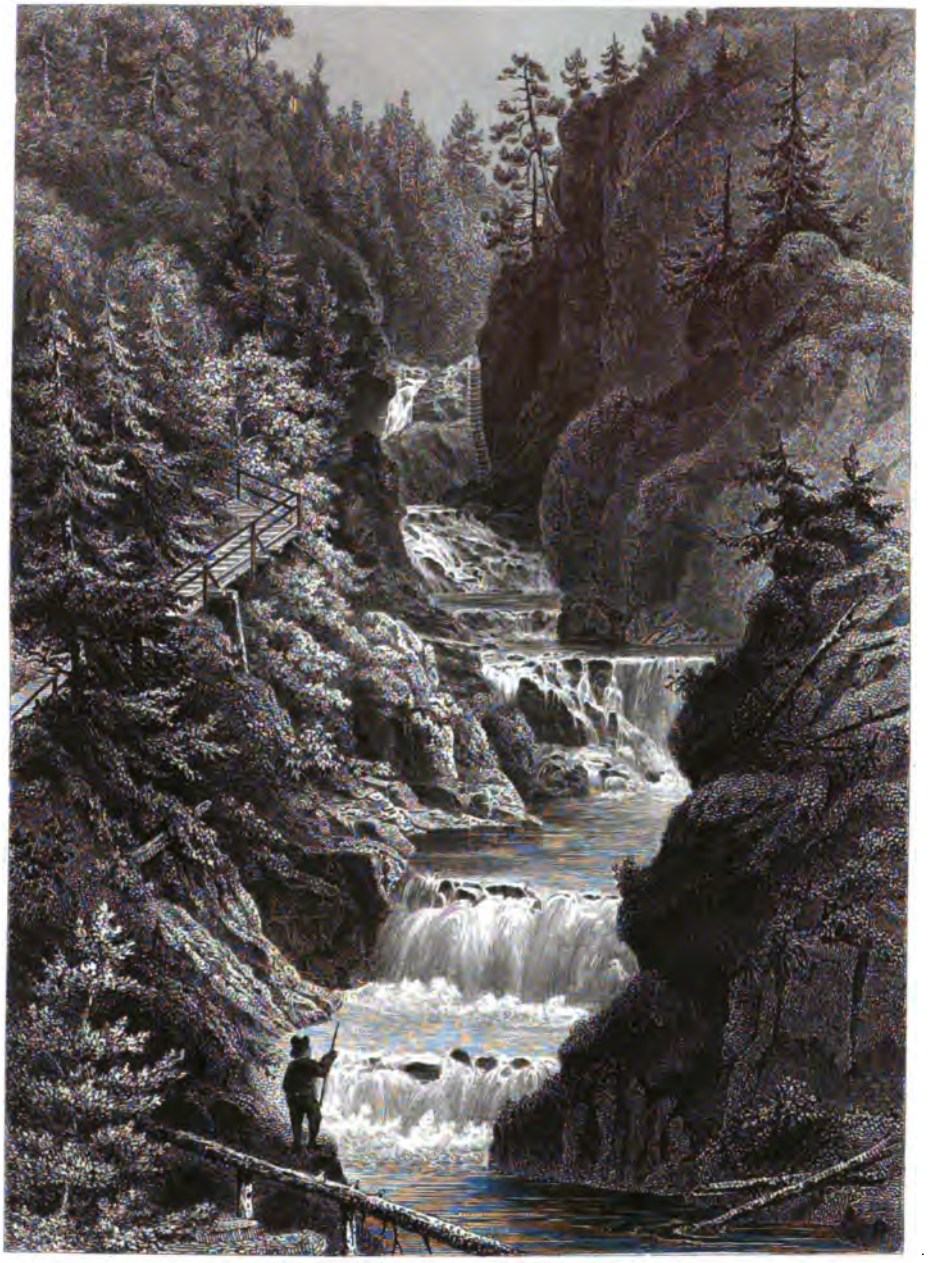
(In den bayeriſchen Alpen.)

Man kann gegenwärtig eigentlich gar keinen See, keinen Fluß, keinen Waſſerfall mehr betrachten, ohne daß ſich in den poetiſch-idylliſchen Genuß, welchen die prangende Natur gewährt, eine proſaiſch-kritiſche Betrachtung eindrängt.

Dieſe ſtörende Proſa entſpringt der traurigen wiſſenſchaftlichen Einſicht, daß wir allgemein auf unſerm ganzen Kontinent ſchon für die „nächſte" Zukunft (in den Zeitmaßen des Völkerlebens geſprochen) einem drückenden, die Geſundheit und die Kultur gefährdenden Waſſermangel entgegengehn.

Wenn dieſe große Gefahr auch für Deutſchland noch nicht ſo nahe wie für andere Theile Europa's iſt, ſo wirkt ſie doch gerade bei uns am empfindlichſten, am beklagenswertheſten, ja ſie iſt eine wahre Satyre auf unſere früher gewohnte Waſſerfülle; denn die alten Römer fällten kein blindes Urtheil, wenn ſie unſer Germanien „das ſtrömereiche Land der fruchtbaren Waſſer" und die Alpen „die unerſchöpflichen Ernährerinnen unſerer Flüſſe" nannten.

Das ſind vergangene Zeiten; hat doch der Unverſtand der Menſchen ſo lange jenen unerſchöpflichen Reichthum vergeudet, bis er faſt zur Dürftigkeit geworden iſt. Unſere Art, das Waſſer ohne Rückſicht auf die Enkel verſiegen zu laſſen, gleicht ganz der falſchen Manier, mit welcher der größte Theil der Welt ſeit den



Bibliographisches Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ältesten Zeiten den Boden bebaut — und unfruchtbar macht. Liebig hat sich erst kürzlich unter der Benennung „das Raubbausystem in der Bodenkultur" über diesen Irrthum ausgesprochen und weist schlagend nach, daß wir die Erde allmälig ihrer guten segensreichen Tragkraft berauben, indem das Maß und die Methode unseres Düngens in gar keinem Verhältniß steht mit dem, was der Acker durch die fortwährende Ernte verliert. Er muß unvergleichlich mehr Lebenskraft, ja dem Gewichte nach mehr Körpertheile hergeben, als ihm neu zugeführt werden. Selbst unsere künstlichen starken Befruchtungsmittel von Guano, — der übrigens binnen zwanzig Jahren gänzlich verbraucht sein und sich nicht nennenswerth ersetzen wird, denn er ist das langsame Produkt von vielen Jahrtausenden, — selbst diese Mittel, zu denen auch Knochen, Gyps, Asche und andere chemische Salze gehören, reichen nicht mehr aus.

Durch dasselbe Raubsystem der Oekonomen, welches nur immer möglichst viel aus dem Boden herausziehen will, ohne ihm Ruhe oder neue Humustheile in gehöriger Quantität zu gönnen, wurde das Land bei den alten indischen Städten des babylonischen, medischen und persischen Reichs zur Einöde; das früher fruchtbare Nubien und ein Theil Aegyptens verwandelten sich in eine Wüste; das sonst blühende Reich der alten Hellenen ist unfähig, die kleine Bevölkerung kümmerlich zu ernähren; viele Theile Italiens sind ausgesogen und die größten Strecken des sonst üppigen Spaniens verfallen der totalsten Sterilität. Ebenso geht es mit der Fruchtbarkeit von Amerika, wie vergleichende Tabellen zeigen, mit Riesenschritten abwärts. Im alten Europa halten sich Frankreich, das Flachland von Italien, Brittanien, Dänemark, Schweden und besonders Deutschland, am meisten Ungarn, noch bewunderungswürdig dauerhaft. Und es ist das sehr erklärlich, denn der Erdboden dieser Länder wird noch nicht wie der fast aller übrigen genannten seit hundert Menschenaltern ausgesogen. Die Länder verfallen bei gleicher Güte des Erdreichs und Klima's nach dem Gesetze der Anciennetät dem Tode. Das wahrhaft tragische Moment der Weltgeschichte ist aber dabei noch eine andere Folge: die nämlich, daß mit der abnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens auch die darauf wohnenden Völker herabsinken und physisch wie geistig zu Grunde gehn. Mit der Erdscholle degenerirt der Mensch, und der Rübe gleich, die er immer wieder und wieder auf derselben Stelle pflanzt, wird sein Geschlecht schwächer und kleiner, bis es endlich ausstirbt. In solcher Konsequenz ist ein großer Theil der alten Welt bereits ausgestorben, und das schon erwähnte Spanien werden die kommenden Jahrhunderte, wenn durch bessere Erkenntnisse der Wissenschaft kein Einhalt geschieht, zunächst verlöschen sehen.

Ist dieser Verlauf nun eine nothwendige traurige Folge aller großen Bevölkerungen? Müssen wir uns dabei mit einem unerbittlichen Gesetz der Vergänglichkeit trösten?

Keineswegs! denn die beiden bevölkertsten und vielleicht ältesten Distrikte der Erde, China und Japan, geben darauf die beschämende Antwort, daß sie nichts von ihrer Ertragsfähigkeit in Wiese, Wald und Feld eingebüßt haben, und zwar nur deshalb nicht, weil die von uns so oft und hochmüthig belächelten Chinesen und Japaner schon seit Jahrtausenden sich die Einsicht errangen, daß man durch reichliche Düngungsmethoden und durch eine wohl durchdachte Agrikultur der Erde genau soviel an produktiven Kräften wiedergeben muß, als sie uns an Früchten schenkte.

Aber an dieser Schwächung der Erde, welche Europa und später auch die andern außereuropäischen Lande mit dem Erlöschen bedroht, entstand nicht allein durch die schlechte Ackerpflege, sondern ebenso sehr durch die noch viel mangelhaftere

Wasserpflege. Auch das Wasser will gepflegt sein, wenn es nicht verschwinden soll. Das Wasser in allen Gestalten ist das belebende Element, und eine richtige Vertheilung desselben hat größern Werth, als Goldstaub, den man im dürren Sande findet. Wir kennen dieses Heil und wissen genug von den tausend unersetzbaren Wirkungen, die der sich fortwährend wiederholende Prozeß des Verdunstens und Niederschlagens von Feuchtigkeiten direkt für Pflanzen, den thierischen Körper und somit indirekt für den Menschen und die sichere Existenz seines Geschlechtes zurückläßt.

Wir verstehen das Alles; dennoch aber werden wir nicht müde, die Wälder in unserm schönen, sonst so holzreichen Vaterlande zu lichten und dadurch den Bergen und Thälern ihre Feuchtigkeit zu entziehen. Die Quellen der Bäche haben keine Speisung mehr, die Bäche selbst versiegen in der Gluth der Sommersonne, die auf die kahlen Halden brennt; die Flüsse versanden mehr und mehr und das Niveau der Seen fällt von Jahrzehnt zu Jahrzent tiefer.

Am deutlichsten ist dies in den Alpen bemerkbar. Sie waren von der Natur dazu berufen, ganz Süddeutschland und Norditalien mit Wasser zu versehen und leisteten auch diese Aufgabe auf's Vollkommenste. In jetzigen Tagen fehlt es beiden Gebieten an Wasser, und in den mächtigen Bergen selbst ist es auf den Stellen, wo es nur in kleinen Quellen, Bächen und Untiefen vorhanden war, oft spurlos verdunstet, während die größern Seen, z. B. die der Schweiz und salzburger Alpen, im Durchschnitt seit menschlichen Berechnungen um zwei bis sechs Fuß gefallen sind. Port Valais, das Portus Vallesius der Römer, lag zu ihrer Zeit dicht am Genfersee, heute ist es eine halbe Stunde davon entfernt. Man hat durch dieses Zurücksinken der Fluthen zwar viele hundert Quadratstunden zum Theil nutzbares Land gewonnen. In Wirklichkeit aber ist dieser Gewinn für das große Ganze ein eingebildeter, denn die durch solche Austrocknung herbeigeführte Verringerung der befruchtenden Atmosphäre verringerte auch dagegen den Werth von vielen tausend Quadratstunden um mehre Prozent, denn weit mehr, als Entsumpfungen für das animalische Leben nützen, schaden die Verminderungen klarer Wasserspiegel für das vegetative. Und gewiß ist die Pflanze der Menschheit eine wichtigere erste und letzte Stütze, als das Thier.

Will aber der Laie, der Alles gern von der poetischen Seite ansieht und begreift, sich die Abnahme des Wassers recht verdeutlichen, so braucht er nur sein Augenmerk auf die Wasserfälle zu richten.

„Wasser, du allernährende Kraft!
Als feuchte Nebelwolke schwebst du vom hohen Olympos nieder,
Und wenn du die jungen Quellen getränkt,
Die im grünen Moose
Zwischen den goldenen Föhren tanzen,
So labest du Wiesen und Feld
In Thau und Regen
Und strömst in den plaudernden Bächen dahin,
Mühlen treibend,
Und endlich niederbrausend
Ueber Felsen im stäubenden
Wasserfall.
O flüssige Fluth!
Erhalter der Menschheit, der unbewußten,
So im tosenden Sturze noch
Erfreust du des Dichters und Denkers Herz,
Daß sie sitzen an deinen Kaskaden,
Dankend und sinnend ob deinem Heil."

So sang und fand bereits vor dreitausend Jahren ein griechischer Dichter, daß es nicht blos schön und poetisch sei, an einem Wasserfall zu sitzen, sondern auch höchst passend, dort über das Wesen und den Werth des flüchtigen Elements nachzudenken. Daß dafür am Rottacher Wasserfall der rechte Platz ist, werden wir sogleich sehen.

Wenn man sich von dem romantischen Oertchen Tegernsee südlich wendet, so gelangt man in einer halben Stunde, dem kleinen Oertchen Schweighof vorüber, an die Weidenufer des Flüßchens Rottach, und nicht weit davon, nahe bei Interrottach, einem einzelnen Bauernhause, erblickt man schon die Wegweiser, die zu den „Fällen" leiten.

Was mit Recht dabei entzückt, ist nicht die Gewaltigkeit und Größe des Eindrucks, denn diese Fälle sind von mäßigem Umfang; es ist die überaus romantische Gruppirung von Felsen, Bäumen und Gebüsch und das malerisch stufenweise Hernieberstürzen des schäumenden Wassers. Erst in geraumer Entfernung entzieht die Biegung der bergigen Waldschluchten den Blicken das letzte Blitzen der herabtanzenden Fluth. Die tiefe Einsamkeit und Monotonie erregen die Einbildungskraft um so mehr, wenn man erwägt, welche Gewalt das früher viel reichhaltigere Element in dieser dampfenden Schlucht vor Jahrtausenden, ja sogar noch vor acht Jahrhunderten haben mußte. Versichert man doch, daß man zu dieser Zeit, Anfang des Sommers, im zwei Stunden entfernten Kloster zu Tegernsee bei stiller Nacht das Wasser der wilden Rottachfälle brausen hörte, wenn der Wind den Schall nach jener Richtung hinführte.

Auf noch Merkwürdigeres deutet eine alte Sage. Ein gutes Stück oberhalb der Rottachfälle nämlich soll in den allerersten christlichen Zeiten ein alter Bauer gehaust haben, welcher als Meßner beim Gottesdienst in der ältesten Kirche der Umgegend, in der Kirche zu Schaftlach, half, und damals habe der See von Gmund, wo er noch heute beginnt, bis nach Interrottach das ganze Thal erfüllt. Einzelne Thatsachen sprechen auch für die Richtigkeit dieser Sage. So wurden hier in einer Gegend, die man Schiffländ nennt, ein altgermanischer Name, der immer nur an Ufern vorkommt, kürzlich im Tuff zwei Ruder gefunden, denjenigen gleich, welche jetzt aus den drei- bis viertausendjährigen Pfahlbauten der Schweizerseen zu Tage gefördert werden. In gleicher Höhe gibt es nicht weit davon noch eine andere Stelle, die Anländ heißt, was gleichfalls lediglich ein Uferortsname ist. Der erwähnte Fundort jener Ruder liegt hundert Fuß über dem heutigen Seespiegel.

Die Tage nun, in welchen der Tegernsee so hoch stand, waren jene der heidnischen Urzeit, und zu Schaftlach mag ein Druidentempel gewesen sein, der später zu Anfang der Bekehrungsperiode in eine christliche Kirche verwandelt wurde, wie das in vielen Gegenden geschah, nach der alten Regel, das Christenthum in die Hüllen des Heidenthums einzukleiden und die ehrwürdigen Stätten und Gewohnheiten der Götzendiener zur leichteren Annahme des christlichen Kultus zu benutzen. Jene Höhe, „der Wechsel", gewiß zugleich eine Grenze zwischen verschiedenen Stämmen, die sich gern nach Thalzügen oder Wasserscheiden von einander abtrennten, dürfte die Wohnstätte von heidnischen Priestern gewesen sein und sie blieb es auch später, woraus sich denn jener „alte Bauer, der beim Kirchendienst zu Schaftlach behülflich war", erklären läßt. „Schiffländ" und „Anländ" aber sind in jenen Zeiten des „Wuotan" und „Odin" allemannische Gaue gewesen, die ihre Namen vom Anlanden der Schiffe erhielten. Man würde dort sicher noch

mehr Zeugnisse der Vergangenheit ausgraben können, wenn es Mühe und Kosten lohnte.

Ein so merkwürdiges Beispiel von ungeheurem Sinken der Wasserbecken dürfte wohl als eine passende Gelegenheit gelten, nicht blos an den lieblichen Kaskaden eines schönen Gebirgsbaches idyllisch zu träumen, sondern einen kulturhistorischen Seitenblick auf das Wasser und sein Schwinden für die Zukunft zu werfen, denn wir stehen nicht oft vor einem Wasserfall, von dem man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten kann, daß die Wiege seiner sprudelnden Wellen einst innerhalb der Fluthen jenes wasserreichen Sees lag, den er jetzt nur noch spärlich ernähren hilft!

Es ist für die Naturfreunde ein Uebelstand, daß sämmtliche Wasserfälle der Gebirgswelt, namentlich der Alpen, zu einer Zeit am schönsten sind, in der man nicht zu reisen pflegt, nämlich im Frühjahre, nach der Schmelzung des Schnees. Freilich dürfen wir für die ganzen nördlichen Alpen, wie so viele Laien thun, nicht die Tage vom März bis Mitte Mai zum Frühjahre rechnen, eine Täuschung, der man so leicht anheimfällt, weil die so beträchtlich südlichere Lage der Alpen, Norddeutschland gegenüber, immer auf ein günstigeres Klima schließen läßt. Wir bringen die Meereshöhe und die Rauheit der Berge zu wenig in Anschlag und so kann man den Touristen nicht oft genug darauf aufmerksam machen, daß in den meisten Theilen der Schweiz, Tyrols und des bayerischen Hochlandes „im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen" und bei uns in Deutschland die Bäume und so viele Blumen blühen, jene Berggegenden noch ihren Nachwinter haben, reichlich versehen mit Sturm, Regen, Frost und vielem Schnee. Der Lenz ist eigentlich der allerdings sehr unbeständige Juni, und dieser geht dann sehr schnell in den heißesten Sommer über.

Wer in dieser Periode das Reisen wagen will, wird im glücklichen Falle die schönste Ausbeute haben, denn die reicheren Schneedekorationen der höheren Gipfel gewähren im Gegensatz zum jungen Grün den brillantesten romantischen Reiz und die Wasser toben mit ungestümer Gewalt über Steinblöcke und umgebrochene Bäume am staunenden Wanderer vorüber.

Wer dann an den Rottacher Wasserfall tritt, empfängt ein Schauspiel eigenthümlich wilder Art. Oberhalb derselben wird nämlich durch eine Art Balkenthor das Wasser künstlich bis zu bedeutender Menge gestaut. Hierauf führen die Holzfäller auf Schlitten das im Valleggrevier geschlagene Holz herbei, und wenn diese Hunderte von Stämmen in's Wasser geworfen sind, so öffnet man die Schleuse und die Holzscheite tanzen krachend und zum Theil zersplitternd über das Felsenwehr der Kaskaden, um endlich weiter und weiter gestoßen und von dem bewegten Element bis in den Tegernsee getrieben zu werden.

Otto Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Photograph custom in Hildburghausen

Kurhafen.

Alles eilt der Hamburger Dampfschiff-Brücke zu. Es ist halb acht Uhr Morgens. Am Bord des „Patriot" läutet es zum dritten Male. Kapitän N. steht schon auf dem Radkasten und gibt, rückgewendet zum Steuer, ein Zeichen mit der Hand. Der Dampfer rundet von der Brücke ab und steuert in das Fahrwasser hinein.

„Volle Kraft!" Dahin fliegt er.

„Schöne Gelegenheit, Herrschaft!" ruft der Steuermann solchen bekannten Passagieren zu, die sich in seiner Nähe blicken lassen. „Ebbe und Wind gehen mit uns. In fünf Stunden sind wir unten."

Der Mann hat recht. In der von ihm angegebenen Frist sehen wir Kurhafen vor uns. Da das Wasser so weit abgelaufen ist, daß wir nicht mehr in den Hafen steuern können, legen wir draußen an der großen Landungsbrücke an, welche den Namen die „alte Liebe" führt, was die Fremden sich nicht erklären können und worauf die Leser bis zum Schlusse dieses Kapitels warten müssen.

Welches Gedränge bei der Ankunft des Schiffes, nicht nur auf der Brücke selbst unten am Stege und oben bei den Pfählen, auch weiter hin, auf dem sich anschließenden Deich, bis an den Fuß des Leuchtthurms! Man ruft und winkt sich schon von Weitem zu. Kommende und Harrende eilen sich mit ausgebreiteten Armen entgegen und die an Bord befindlichen, nicht gerade in der Berliner Kapelle ausgebildeten Musikanten blasen dazu einen Geschwindmarsch.

Die Laufplanken werden von dem Lande auf das Deck geschoben und der Verkehr beginnt. Der Postbote, der den Briefbeutel in Empfang nimmt, ist erst der zweite. Ihm voran geht ein stattlicher Herr mit einem freundlichen Gesicht. Er überschaut die Versammlung mit kundigen Blicken. Uebung bringt Fertigkeit, darum hat er die ihm zusagenden Personen auf den ersten Blick erkannt. Er nähert sich ihnen mit einem verbindlichen Gruße, und indem er eine Karte überreicht, fragt er: „Kann ich Ihnen mein Hôtel anbieten?"

Man sollte nicht glauben, wie schnell manche Leute sind. Noch hat der Schreiber dieses in behaglicher Ruhe den Fuß des Leuchtthurms kaum erreicht, als die obere Gallerie schon mit mehreren Binnenländern besetzt ist, welche noch eben auf dem Halbdeck neben ihm standen. Frei von allen Seiten steht der Thurm auf dem Elbdeiche. Sein Licht ist auf eine Entfernung von sechs Meilen sichtbar. Bis zur Kugelbaak abwärts ist es ein Blickfeuer, stromaufwärts aber wirft es ein volles Licht. Er ist ein treuer Wächter der großen Wasserstraße bis zur Mün-

dung, wo die rothe Tonne liegt. Das Fahrwasser der Elbe ist nämlich durch schwarze und weiße, vor ihren Ankern schwimmende Tonnen angedeutet. Die letzte derselben ist roth, sie zeigt an, daß hier die Elbe aufhört und die Nordsee beginnt.

Man versäume nicht, wenn auch nicht mit der Eile, wie meine Reisegefährten, den Leuchtthurm zu besteigen. Es verlohnt sich, oben gewesen zu sein. Welche unbegrenzte Aussicht rings umher! Im Westen die weite, prächtig daher wogende See. Im Osten die strömende Elbe, bedeckt mit Hunderten von Seglern und Dampfern, die nach allen Richtungen hin- und herkreuzen. Nach Norden die breite Stromfläche, begrenzt von einem schmalen, blauen Streif, der die Küste von Holstein darstellt. — Holstein! „Holsetaland", das Land des Holzes! Wo sind deine schönen Wälder geblieben? — Südwärts in das Land hinein präsentirt sich das Schloß von Ritzebüttel, der ehemalige Herrensitz des uralten Geschlechts derer von Lappe, worin sich jetzt die Dienstwohnung des Amtmanns befindet. Weit dahinter liegen die langgestreckten Marschen. Kuxhafen ist die Scheidewand, welche das Land Hadeln von dem Lande Wursten trennt.

Da das Diner im Hôtel Belvedere beendet und der Kaffee getrunken ist, was können wir Besseres thun, als eine Cigarre anzünden und nach der „alten Liebe" zurückkehren, wo wir uns behaglich niederlassen und mit Muße das kaleidoskopische Panorama betrachten.

Allein bevor wir dahin gelangen, hat man, den Hafendamm umschreitend, manches zu beschauen, was dem Binnenländer nicht alle Tage geboten wird. Da steht zunächst das Magazinhaus, worin die Reserve-Anker, die Ketten und Tonnen, sowie alles zugehörige Material lagert; denn die Betonnung des Elbfahrwassers ist eine der Stadt Hamburg aufgebürdete Last und alle seefahrenden Völker ihr dafür zum Dank verpflichtet.

Jenes einsame Haus mit der Flaggenstange darauf ist die Quarantaine. Freuen wir uns, daß die Stange auf dem Dache derselben ohne Flagge ist. Sobald sich eine solche zeigt, ist es eine grüne, und das bedeutet, daß ein als verdächtig bezeichnetes Schiff in Quarantaine liegt. Der Verdächtige zeigt ebenfalls eine grüne Flagge am Maste. Die eigentliche Pestflagge ist gelb.

Im Weitergehen werfen wir einen Blick auf die mannigfachen Schiffe, welche hier liegen und Staats-Eigenthum sind. Jenes dreigemastete Fahrzeug ist eine der Lootsgaliwten. Sein Posten ist bei der rothen Tonne, und sein Geschäft besteht darin, den einsegelnden Schiffen einen Lootsen zu geben und von den absegelnden Schiffen die Lootsen in Empfang zu nehmen. Die beiden in Dienst gestellten Galioten lösen sich in bestimmten Zeiträumen ab.

Nicht so wohl wird es den Feuerschiffen. Diese müssen hinaus, sobald die Schifffahrt beginnt und auf ihrem Ankerplatz bleiben, bis diese im Spätherbste schließt. Nur in Havarie- und andern Nothfällen werden sie binnen geholt. Sie sind vom Kiel aufwärts bis zur Mastenspitze mit brandrother Farbe angestrichen, damit sie weithin leuchten. Hinten am Spiegel führen sie ein riesiges E in weißer Farbe. Es heißt „zur Elbe gehörig". Die Feuerschiffe der Weser haben ein W.

Weil die Feuerschiffe ihre Station halten müssen, ist ihnen ein Proviantboot zugesellt, welches zu bestimmten Zeiten ausläuft und den draußen liegenden drei Feuerschiffen Trinkwasser, Proviant, Brennholz, Leuchtmaterial und was sonst nöthig ist, zuführt. Sind Wind und Wasser entgegen und ist Gefahr im Verzuge, spannt sich auch der kleine Dampfer „Neuwerk" vor und schleppt das beladene

Boot hinaus, wie denn der kleine flinke Gesell überhaupt die mancherlei Adjutanten-Dienste bei der Hamburger Staats-Marine versehen muß.

Der größere „Brillant" hat ein noch schwereres Tagewerk zu vollbringen. Man ist seit lange damit beschäftigt, den Hafen auszutiefen und ihn nach und nach für die größten Seeschiffe nutzbar zu machen. Ein kolossaler Dampfbagger arbeitet von früh bis spät. Der ausgebaggerte Schlamm fällt in die ihm zur Seite liegenden Schuten und der „Brillant" fährt mit zweien derselben im Schlepptau davon. Durch eine künstliche Vorrichtung weicht, an der geeigneten Stelle angelangt, der Boden der Schuten, die sich in einem Moment entlasten, worauf sie leer nach dem Hafen zurückgebracht werden — eigentlich eine etwas schmutzige Arbeit für einen „Brillant".

So sind wir denn wieder auf der „alten Liebe" angelangt. In demselben Augenblicke legt ein aus See zurück gekommener Blankeneser an die Brücke, und ein offizieller Fischmarkt ist eröffnet. Das Slomannsche Maklerboot segelt einem ankommenden Dreimaster entgegen, welcher an dieses Haus adressirt ist. Der London-Steamer, das Amsterdamer Steamboot und das Huller Schraubenschiff, die alle drei heute fällig sind, ziehen, lange Rauchsäulen hinter sich lassend, wie riesige schwarze Schwäne durch die scheu zurückweichende Fluth. Unfern der Brücke legt sich ein Schooner unter spanischer Flagge mit schneeweißen Masten und kohlschwarzen Matrosen vor Anker. Er kommt von der Havannah und die allzeit fertigen Jollenführer, die ihm seitlängs legen, bringen eine Ladung Ananas zurück, die das Stück für acht Schillinge verkauft werden. So wechseln die Bilder mit der Minute und wie interessant es anzuschauen ist, reicht es doch nicht an die stille Scenerie des frühen Morgens, wenn nach einer ruhigen Nacht der Elbspiegel sich glatt ausbreitet und keine Falte schlägt, so weit das Auge reicht. Leise bewegt ihn nur die einströmende Fluth, oder die aussetzende Ebbe. Tausende von Seemöven und Spreen fliegen bunt durcheinander, bald gerade aufsteigend, bald jählings hinabfahrend, wenn sie mit ihren scharfen Augen eine Beute erspähen. Es ist ein Ringeltanz voll der seltsamsten Figuren.

Die Sonne hebt sich und wirft ihren ersten Lichtstrahl auf die glitzernde Fläche. Eine Robbe steckt den Kopf aus dem Wasser und schaut mit klugen Augen um sich. Aber eben so schnell taucht sie wieder unter, denn unfern von ihr beginnt es zu schnauben und ein mehrere Fuß langer Tummler wagt einen Luftsprung, um gleich darauf wieder in sein eigenstes Element zurückzufallen, und in der Entfernung einer Flintenschußweite neuerdings wieder aufzutauchen.

Die Sonne steigt höher und der befiederte, krächzende Chorus zieht land- und seewärts nach allen Richtungen der Windrose.

Des Sitzens müde erheben wir uns und gehen dem Deiche entlang vorüber an dem Herren- und Damenbade, um die Kugelbaak zu erreichen. Auf dem erstgenannten dieser Bäder weht gerade eine rothe Flagge. Dies bedeutet, daß jetzt die Zeit zum Baden ist. Wegen der Ebbe und Fluth ist die Badezeit täglich eine andere. Man kann hier keine Stunde leben, ohne von Fluth oder Ebbe zu sprechen. Es wird zur andern Natur.

Dieser Seedeich, auf welchem wir wandern, ist eine mächtige Brustwehr. Sie ist der Schutz und Schirm des Landes; sein Trost und seine Hoffnung bei allen schweren Stürmen und Springfluthen. Er kostet viel, sehr viel, aber er hat auch unendlich viel zu behüten. Und weil er Alle schützen und schirmen soll, ist es nur recht und billig, daß ihm selbst der größte Schutz zu Theil werde. Darum

ist die Deichordnung mit vielem Fleiße ausgearbeitet, darum ist das Deichrecht ein strenges und in früheren Jahren ein barbarisches. Der Wahrspruch lautet:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen"

und darnach wurde das Recht unnachsichtlich geübt. Wehe dem Unseligen, der seine Hand an den Deich legte, um ihn zu schädigen. Die frevelnde Hand war unrettbar dem Beile verfallen. Die Deicharbeit ward so hoch gehalten, daß selbst der flüchtige Verbrecher nicht ergriffen werden konnte, wenn er zur Zeit der Noth an dem beschädigten Deiche mitarbeitete. Er wurde ihm zum Asyl.

Nun sind wir am Ziele. Auf einem in die Elbe quer hineingebauten Wehr, Stack genannt, steht eine aus schweren Balken aufgethürmte schwarzangestrichene Pyramide, die „Kugelbaak", welche den hereinsegelnden Schiffen als Seemarke dient und mit der gegenüber liegenden Baak von Scharhörn in Korrespondenz steht, dergestalt, daß der Seemann aus der Stellung seines Schiffes zu diesen beiden Baaken das rechte Fahrwasser findet. Innerhalb des Deiches steht das Haus, in dessen Giebel der Leuchter angebracht ist, welcher zur Nachtzeit mit dem Blickfeuer des Leuchtthurms von Kuxhafen korrespondirt.

Treten wir näher, um die Sauberkeit dieses Häuschens und die üppige Blumenpracht des Gartens zu bewundern, welche dasselbe von zwei Seiten einfaßt. Der Wächter der Kugelbaak und seine Frau empfangen uns, — ein patriarchalisches Paar: Philemon und Baucis im modernen Gewande. Es wird Jedem wohl bei diesen einfachen, grundehrlichen Leuten. Wenn man in der schattigen Laube neben ihnen sitzt und sie erzählen uns von den einsamen Tagen des Winters, wo sie tage- und wochenlang nur auf sich allein angewiesen sind, die schneebedeckte Ebene im Rücken, vor sich das im Eise erstarrte Meer, mit dem Sturmvogel, der darüber hinfliegt, und man sieht dabei in die zufriedenen Gesichter, sieht die Unverdrossenheit, die sich den schwersten Strapazen ohne Murren hingibt, den überkommt ein seltsames Gefühl in der Nähe solcher Menschen, die so viel thun und so wenig empfangen. Man scheidet mit einer wehmüthigen Empfindung von einem Orte, der in einer kurzen Stunde uns zur Heimath ward, und wenn man wieder mitten in dem Gewühl des Lebens sich befindet, erwacht das Heimweh nach dieser Strandeinsamkeit mit zwiefacher Stärke.

Indem wir von der Kugelbaak scheiden, wandern wir weiter in das Land hinein. Der Marschboden ist zurückgewichen und die Anhöhen der Geest treten uns allmälig entgegen. Plötzlich befinden wir uns an dem Saume eines Gehölzes, das uns mit leisem Geflüster einladet, in seinem Schatten zu verweilen. Es ist Brookeswalde, wo Alle, die sich auf der Morgenwanderung von einander trennten, wieder zusammen finden, ein Plätzchen, so lieblich, wie meilenweit keines mehr, stromauf und stromab, zu finden ist.

Sind die Reize von Brookeswalde erschöpft, so fahren wir mit dem bereitstehenden Dampfer zurück.

„Schade!" sagte mein Nachbar. „Ich wäre gern noch einen Tag geblieben. Freilich geht die Sommerherrlichkeit zu Ende und im Winter muß es hier entsetzlich sein."

„Glauben Sie das nicht, mein Herr," antwortete ein Einheimischer, der den Ausflug nach Brookeswalde mitmachte. „Im Winter ist es hier erst recht lebendig, vorausgesetzt, daß es ein rechter Winter mit schweren Stürmen und strengem Froste ist. Nur ist das Leben, das dann hier herrscht, anderer Natur, als zur Zeit der Badesaison. Die Schiffe, welche die Elbe anbienen und wegen des Treibeises

nicht mehr an die Stadt kommen können, laufen hier binnen. Deck drängt sich an Deck. Im Belvedere und bei Thomas to Baben entsteht ein reger Verkehr der Kapitaine. Kaufleute, die bei Schiff und Ladung interessirt sind, Schiffsmakler und andere dem Seeleben nahestehende Personen kommen zu Lande von der Stadt hierher und Kuxhafen ist dann Klein-Hamburg."

„Gut! Wenn wir einmal hier einfrieren sollten, werden wir es uns zur Ehre rechnen, mit den alten und jungen Seebären gute Kameradschaft zu machen. Für dieses Mal fahren wir nach Hause zurück." —

Die letzten Spaziergänger haben sich zurückgezogen. Wir sind allein. Unter uns plätschert die leise heranrauschende Fluth; über uns spannt sich der blaue Himmel aus, mit dem Vollmond, der sein magisches Licht auf den Spiegel des Stroms wirft. Der Strom scheint sich zu theilen und ein heller Lichtschein steigt aus der Tiefe empor. Es ist die Nymphe der Elbe, die dort auf ihrem Silberschwan sich wiegt, und der melancholische Klang ihrer Lieder bringt uns tief in das Herz: Eines derselben erzählt uns auch die Geschichte, derenthalben die alte Brücke die „alte Liebe" heißt:

Zwei herzige Kinder waren es, die liebten sich treu und innig, wie nur zwei Menschenherzen sich zu lieben im Stande sind. Aber die Väter lebten in Feindschaft miteinander und ihr Fluch machte das Bündniß zu Schanden. Der Vater des Mädchens war ein Kaufmann, der all seinen Reichthum dem Meere dankte. Darum liebte er dasselbe über die Maßen und wollte nicht von ihm lassen. Der Vater des Jünglings aber war der See spinnefeind, denn sie raubte ihm einst in einer schlimmen Stunde all' sein Hab und Gut. Da floh er in die Einsamkeit des Waldes und hielt seinen Sohn zum edlen Waidwerk an. Aber um des Mägdleins willen erzürnte sich der Sohn mit dem Vater, indem er den grünen Jagdrock wegwarf und die blaue Seemannsjacke anzog. So hoffte er den Vater der Geliebten für sich zu gewinnen. Allein dieser goß seinen bittern Spott über die Landratte aus, die im Seewasser schwimmen wollte und hieß ihn seiner Wege gehen. Da begab sich der junge Mann an Bord eines Schiffes, welches nach Indien versegelte, und dieses Schiff hieß die alte Liebe. Vorher aber nahm er Abschied von der Geliebten und sie gelobten sich Treue bis über das Grab hinaus.

Nun begab es sich im Wechsel der Zeiten, daß der Kaufmann nach und nach verarmte und ein reicher Geizhals, dem er am meisten schuldig war, sprach: „Gib mir die Dirne zum Weibe und ich rette dich." So ward die Tochter gezwungen, sich zu opfern. Ihre Lippen sagten Ja, aber mit ihrer Treue brach auch ihr Herz, und am Altar sank sie leblos zu Boden.

Selbigen Tages nahte sich ein Schiff der Elbe. Es kam direkt von Ostindien und hatte reiches Gut am Bord. Das Schiff war die „alte Liebe". Den Schluß der Tragödie denke sich Jeder selbst. Der heimgekehrte junge Kapitän verzehrte sich vor Kummer, und das entlöschte Schiff lag unbeachtet im Hafen, bis es allmälig zum Wrack ward.

Um diese Zeit geschah es, daß man beschloß, zu Kuxhafen eine Landungsbrücke zu bauen. Um ein genügendes Fundament zu haben, wurden mehrere alte Schiffe angekauft und in den Grund gesenkt. Das erste war „die alte Liebe" und von demselben führt die Brücke den Namen bis auf den heutigen Tag.

Heinrich Smidt.

Paß Fernstein

in Tyrol.

Die durch ihre großen Naturschönheiten berühmte Alpenstraße, welche von Oberinthal über Nasserreuth, Lermoos und Reutte in die bayerischen Gebirgsgauen hineinführt und diese mit Südtyrol verbindet, wird stets ein Lieblingsweg für Reisende von Geschmack bleiben. Bei ihrem Auf- und Absteigen durch ein schönes Bergthal von gigantischen Felsformen und kühnen Höhen bis zu 9000 Fuß umgeben überrascht das Auge, als ein immer frischer Wechsel voll dramatischer Effekte. Durch die Biegungen des Weges verschieben sich die Umgebungen coulissenartig und in einem fast theatralischen Zauber befangen schwebt der Blick über Schneespitzen, schroffe Gebirgskanten, Waldhügel und kleine blaue Seen hinweg, immer unten im Thal den almengrünen Boden kräuterduftiger Wiesen, rieselnde Wasser und rauschende Wälder berührend.

Nur an manchen Punkten wird die Straße schmal und vom trotzigen Gestein der Bergriesen drohend eingeengt; die Natur nimmt eine ernsthaft feierliche Stimmung an und es bemeistert sich des Reisenden der volle dämonische Eindruck des Hochgebirges. Doch bald genug wird dieser Ernst gemildert durch das liebliche Winken lachender Ferne, durch die idyllische Milderung sanfter Höhenzüge, deren Linien vom kühnen Wege nach irgend einer Seite hin in den frischen Grund niedersteigen.

Eine solche Wechselstätte, wo das Große, Erhabene sich mit dem Reiz der Anmuth paart, wo der Blick in der Nähe von drohendem Gestein zurückgeworfen wird, um sich in anderer Richtung versöhnt in die Reize eines freundlichern Hintergrundes zu tauchen, bietet der Paß Fernstein.

Im Jahre 1543 legte Erzherzog Ferdinand I. diesen Weg an. Dieser Fürst war bekanntlich der Bruder Kaiser Karls V., jenes Monarchen, welcher zwar viel angenehme und man kann wohl sagen auch lebenserrettende Stunden in den Alpen verlebt hat, aber dennoch sehr wenig für diese Gegenden that. Ueberhaupt tritt zu so vielen Erscheinungen der Unkultur im frühesten wie späten Mittelalter auch noch diejenige sehr traurige hinzu, daß man zur Erleichterung des Verkehrs fast gar Nichts that. Man verstand es nur überaus trefflich, die Kaufleute hohe Zölle, ja förmliche Blutabgaben zahlen zu lassen, oder sie auch ganz und gar durch die tapfere Ritterlichkeit burggesessener Schnapphähne und Buschklepper auszuplündern. Für ihr Fortkommen auf den schlechten Landstraßen that man nichts und überließ dies der Geschicklichkeit ihrer Erfindungskraft. Der Vorspann von 10 oder 20 Pferden oder Ochsen vor einem gewöhnlichen Wagen war eine alltägliche Erscheinung und wenn es gar den Elementen beliebt hatte, eine Brücke hinwegzureißen, so mußten die armen Fuhrleute nicht selten Tage und Wochen liegen bleiben, um einen Nothbau für ihren Zweck mit eigenen Händen und Unkosten zu errichten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

In dieser wie in manch anderer Kulturfrage hatte man gar nichts von den alten Römern gelernt, welche doch so große Opfer für das allgemeine Wohl zu bringen verstanden, Opfer, welche sich freilich mit hundert Prozent Zinsen, wenn auch erst für die Enkel vergüteten.

Fast das ganze Alpengebiet vom Jura bis nach Grain verdankt seine erste zweckmäßige Kulturanlage den Römern. Ueberall suchten sie zweckmäßige gesicherte Plätze für Befestigungen und Städte heraus und fast alle Hauptstraßen wurden von den Römern erbaut und ihre Erben, die Deutschen, die eigentlichen Grundbesitzer des Landes, welche doch am meisten hiefür interessirt sein sollten, erwarben sich innerhalb eines Jahrtausends kaum das Verdienst, diese so nützlich überkommenen Segnungen nothdürftig aufrecht zu erhalten. Wo sie die großartigen Anlagen, deren Ueberreste uns noch heute ein unzerstörbares Zeugniß sind, ausbesserten, da geschah es mit halben kleinlichen Mitteln und erst nachdem oft hunderte von Rädern in den Wasserlöchern zerbrochen waren, entschloß man sich sie mit Steingeröll flüchtig auszufüllen, damit es baldigst Schlammlöcher wurden.

Die deutschen Gemeinden zeichneten sich immer dadurch aus, nichts Gemeinnütziges thun zu wollen, und wenn wir im Städteleben zum Theil über diesen Zustand hinweggekommen sind, so hat sich doch der Landmann, der gußeiserne Repräsentant der Ueberlieferung, noch in den alten Fehlern treu und stabil erhalten. Sobald ein Bauer sich den Wagen an einem Stein zerbricht, so schafft er ihn nicht aus dem Wege, sondern beschließt, sich das nächste Mal vorzusehen, und überläßt es einem Andern gern und mit gemüthvoller Schadenfreude, durch eine ähnliche Erfahrung gewitzigt zu werden.

Dies traurige Beispiel charakterisirt den Landmann leider noch durchschnittlich, besonders in Mittel- und Niederdeutschland bis tief in den Norden hinein.

Wohl aber darf man sagen, daß auch in dieser Beziehung die Alpenbewohner in der Civilisation dennoch vor uns weit voraus sind, und man ihnen die frühe Urbarmachung ihres Landes anmerkt. Sie haben auch dadurch einen Vorsprung, daß sie durch Erfahrungen rascher und kräftiger geschult werden, weil mit denselben wegen der steilen Gebirgsnatur ihres Terrains größere Gefahren und Nachtheile verbunden sind.

Besonders in neuerer Zeit findet man vielen Fleiß und ungeheure Kosten auf die Anlage und Erhaltung großer und kleiner Verkehrswege verwandt. Sowohl die Gemeinden, als der Staat kommen zu praktisch verständiger Einsicht und Oesterreich hat einige wirklich große Thaten in seinem so lange vernachlässigten Lande Tyrol ausgeführt.

Nicht nur der kühne, wahrhafte Römerweg über Finstermünz gehört dazu, sondern auch unsere Fernstein- oder Fernbergstraße, welche seit dem Jahre 1855 vollständig neu regulirt wurde. So sind alle gefährlichen steilen Führungen durch allmälige schlangenwindende Kurven aufgehoben und man erreicht die Höhe von beinahe 5000 Fuß ohne große Ermüdung. Am Wege steht das alte Kaplaneigebäude mit einem Wirthshaus zu gastlicher Einkehr; dicht auf dem Felsen daneben das verfallene Gemäuer eines Wartthurms. In ferner Höhe erblickt man die graziöse Bergspitze des Wanneck, des hohen Nachbars von Zugspitz und Wetterstein. Tief darunter blinken zwei kleine Seen und in dem Becken des zunächst sichtbaren erhebt sich auf einem Felsen das Schloß Sigmundsburg und spiegelt seine Zinne in der klaren Fluth.

Otto Banck.

La Chaux-de-Fonds.

Der Jura gehört nicht zu denjenigen Gegenden, welchen die Schweiz ihren Ruhm des Reichthums an landschaftlichen Reizen verdankt. Von Genf bis in den Kanton Bern wie eine Mauer die Schweiz und Frankreich trennend, zeigt dieses Gebirge eine lange Reihe von Parallelketten hoher, einförmiger Bergrücken, deren Abhänge mit Wald und Wiesen, deren Fuß mit Feld und Dörfern bedeckt ist, während der obere Theil gewöhnlich kahl hervorragt. Indeß würde man dem Jura sehr unrecht thun, wollte man ihm alle Romantik absprechen: im Gegentheil, er enthält manche wilde Scenerie, manche malerische Landschaft, wie man sie kaum mit diesem scharf und bestimmt ausgeprägten Charakter irgendsonstwo wiederfindet.

Das Klima jener Hochthäler im Jura ist rauh und unfreundlich; dichte Nebelschleier umhüllen während eines großen Theils des Jahres den Himmel, von Anfang November bis oft tief in den April hinein bedeckt ein hoher Schnee den Boden und während der sogenannten „guten Jahreszeit" ist Regen sehr gewöhnlich. Nur in den Herbstmonaten und im Winter, der überaus kalt ist, kehren die hellen Tage häufiger in diesen öden Gebirgsthälern ein, ja die Winternächte sind oft von einem zauberischen Glanz, wie ihn sonst nur der hohe Norden kennt.

Wie überall, so üben auch hier die klimatischen und Bodenverhältnisse den tiefgreifendsten Einfluß auf den Charakter der Bewohner. Der Menschenschlag im Jura unterscheidet sich wesentlich von den lebensfrohen und heitern Küstenbewohnern des Genfer und Neuenburger Sees. Die „Montagnards" sind mehr darauf angewiesen, die unfreundliche als freundliche Seite der Dinge in's Auge zu fassen und dieser Umstand hat selbst ihrem Witz das Gepräge größerer Bitterkeit und Schärfe aufgedrückt. Der dürftige Boden gewährt nur wenig Erzeugnisse, der Ackerbau würde die Bevölkerung nicht ernähren. Darum hat sich diese mit all' der Kraft und Energie, welche Gebirgsleuten eigen zu sein pflegt, auf einen andern Erwerbszweig geworfen und die Uhrenfabrikation, welche seit nun bald zwei Jahrhunderten ihren Sitz in den Jurathälern, besonders den neuenburgischen, aufgeschlagen hat, gibt denselben nicht nur für die Schweiz, sondern für Europa, ja weit über die Grenzen unseres Welttheils hinaus eine industrielle Bedeutung ersten Rangs.

In den eigentlichen Centralpunkt der neuenburgischen Uhrenindustrie führt uns unsere Abbildung. La Chaux-de-Fonds ist der Stapelplatz und Hauptsitz dieses großartigen Gewerbfleißes, der so viele tausend Hände beschäftigt. Sein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Name deutet uns landschaftlichen Charakter der Umgebung an, la Chaux wird von dem französischen chauve „kahl", hergeleitet. Eine öde kahle Wildniß ist in der That der Thalkessel, in welchem der große Fabrikort wie durch Zaubergewalt im Laufe weniger Jahrhunderte entstanden ist. Das Thal liegt 3070 Fuß über dem Meeresspiegel, natürlich, daß das Klima rauh, die Vegetation ärmlich und dürftig ist. Obst reift da nicht mehr, nur Hafer und Gerste können auf dem Felde gezogen werden. Tannenwald bedeckt die Thalwände, an andern Stellen dehnen sich Sümpfe, Moräste und schwammichter Torfboden, zwischen welchen sich einige Wiesen mit kränkelndem Graswuchs hinziehen.

Es ist begreiflich, daß ein so karger Boden wenig zur Niederlassung einlud. Auch wird der Ort im Mittelalter kaum genannt. Da geschah es im Jahr 1680, als in dem benachbarten Sagnethal ein fünfzehnjähriger Bursche, Daniel Jean Richard, Sohn armer Eltern, der sich durch ein angebornes Talent und Geschick für mechanische Arbeiten bemerkbar machte, die erste nach dem Thale von Sagne kommende Uhr, Eigenthum eines von England heimkehrenden Pferdehändlers, zur Ausbesserung in die Hände bekam. Dieser Zufall senkte in des armen Burschen Seele den Keim zu dem kühnen Gedanken, selbst einen solchen Mechanismus herzustellen. Der Gedanke war größer, als er uns jetzt erscheinen mag, denn zu dessen Verwirklichung, an der gegenwärtig eine lange Reihe der verschiedenartigsten Arbeitskräfte wirken, fehlte unserm Daniel Jean nicht weniger als Alles. Aber die Ausdauer und der Scharfsinn des Jünglings vollbrachte das scheinbar Unmögliche: sechs Monate später hatte er seine erste Uhr vollendet.

Dies war geschichtlich der erste Schritt zur Einführung der Uhrmacherei, jener Industrie, welche dereinst der Quell des Wohlstandes und Reichthums der früher so öden und armen Gegenden in den neuenburger Bergen werden sollte. Sie war in kurzer Zeit unter den fleißigen Einwohnern heimisch geworden, wobei diesen selbst die Rauheit des Klima's und die Abgelegenheit ihrer Thäler förderlich wurde. Oft und namentlich im Winter durch Schneefall und Kälte von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, ohne Zerstreuungsmittel und sonstige äußere Anregungen wurden die Leute gewissermaßen darauf angewiesen, alle ihre Geisteskräfte auf das neue Gewerbe zu richten, welches ihnen eine bessere Zukunft verhieß, und in welchem sie in der That durch Fleiß und Beharrlichkeit Außert ordentliches erreicht haben. La Chaux-de-Fonds schwang sich bald zum Hauptsitz der Fabrikation und zum Hauptstapelplatz der auszuführenden wie einzuführenden Waaren auf und wuchs rasch zu einem ansehnlichen Orte heran. Im Jahr 1862 wurden von dem Verifikationsbureau 200,335 Uhrenschalen kontrolirt. Das Dorf aber, denn die Einwohner von Chaux-de-Fonds beharren hartnäckig auf der Bezeichnung „village" für ihren Ort, zählt gegenwärtig 16,470 Seelen.

So ward dieses Uhrmacherdorf zu einem der merkwürdigsten kulturgeschichtlichen Beispiele von der schöpferischen Kraft der Industrie, die selbst in einer öden Wildniß, wo einst Bär und Wolf ein Stelldichein sich gaben, wo die rauhe Natur selbst jeder menschlichen Ansiedelung zu widerstreben schien, Leben zu wecken und Wohlstand zu verbreiten vermochte. Wohl hat der arme Bauernbursche Daniel Jean Richard es verdient, daß auf dem jüngsten eidgenössischen Schützenfeste in Chaux-de-Fonds eine der Scheiben seinen Namen trug, ja ein ehernes Standbild würde ihm gebühren, wenn er nicht ein noch schöneres Denkmal sich selbst gesetzt hätte in dem fortwachsenden Segen, den seine Schöpfung über die Thäler der heimischen Berge verbreitet.

Auch seiner äußern Erscheinung nach ist La Chaux-de-Fonds ganz und gar ein Kind der modernen Welt. Da sieht Alles neu, glatt, regelmäßig und zweckentsprechend aus und die Romantik alter malerischer Gebäude und krummer Straßen darf man hier ebenso wenig suchen, wie in einer der neugeschaffenen amerikanischen Städte. Vom Marktplatz, der den Mittelpunkt des Ortes bildet, laufen die Straßen sternförmig aus einander, breit, schnurgerade und gut gepflastert. Die Häuser sind im modernen Kasernenstyl erbaut, fünf bis sechs Stock hoch und häufig so geräumig, daß zwanzig bis dreißig Haushaltungen in einem einzigen dieser Uniformitätspaläste genügenden Platz finden. La Chaux-de-Fonds ist im fortwährenden raschen Wachsthum begriffen und der Umkreis des eigentlichen Dorfes selbst hat schon längst der zunehmenden Einwanderung nicht mehr genügt, vielmehr sind bereits auf den umliegenden Höhen zahlreiche neue Ansiedelungen und Bauten entstanden. An eleganten Gasthöfen ist natürlich in einem so vielbesuchten Fabrikorte kein Mangel, ebenso wenig an französischen Kaffeehäusern und deutschen Bierwirthschaften. Da jedoch die gesammte Bevölkerung ausschließlich der Industrie und dem Handel angehört, so kann es nicht fehlen, daß das Leben einer gewissen Einförmigkeit verfallen ist, trotz der vielfältigen Berührungen mit der Außenwelt, welche durch eine Eisenbahn nach Neuenburg bedeutend gefördert werden.

Während ich diese Zeilen schreibe, ertönen alle Zeitungen von den großartigen Vorbereitungen, welche La Chaux-de-Fonds zum eidgenössischen Freischießen und Empfang fremder Schützen getroffen hat, und erwarten von dem Feste die Bedeutung eines internationalen Ereignisses. Die schweizerischen Schützenfeste hatten schon längst, besonders seit ihrer Neubelebung in den zwanziger Jahren, den Charakter großer Nationalfeierlichkeiten angenommen, an welchen sich die Gesammtheit des Volks, wie einst alle Stämme der Griechen an den olympischen Spielen, betheiligte. Sie sind für die politische Wiedergeburt der Schweiz, für die Erweckung und Belebung des Einheitsgefühls von den tiefgreifendsten Folgen geworden; sie waren der mächtigste Hebel zu der segensreichen Umwälzung des Jahres 1847, zu der Umgestaltung der Eidgenossenschaft aus einem lockern Staatenbund in einen auf fester, freiheitlicher Grundlage beruhenden Bundesstaat. Mögen die deutschen Schützen bei Anblick dieses großen Nationalfestes, dieser Einheit und Einigkeit eines freien Volkes sich des hohen Zieles, das im Vaterlande zu erstreben ist, recht klar bewußt geworden sein, und mögen die Schweizer ihrerseits bedenken, daß ein Volk, dessen Ringen nach wahrer Geistesfreiheit und humaner Bildung ein so kräftiges ist, keine gering zu schätzende Waffenbruderschaft bietet, auch wenn es den Kampf um seine politische Wiedergeburt noch nicht ausgekämpft hat.

W. Lampmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Elberfeld.

Auswärts gilt das Wupperthal für die Heimath der Industrie und des Pietismus, als die Heimath der Fixbleichen und der frommen Traktätlein. Die Vorstellung ist gäng und gäbe.

Wer sich nicht beschränkt und engherzig mit einer Betrachtung der Dinge bescheidet, wie sie auf der Oberfläche schwimmen, wer momentane Symptome und occidentielle Erscheinungen von dem Wesen und dem Kern des Seins zu sondern vermag: der wird in der Lage sein, das Einseitige, das höchstens nur theilweise Berechtigte in einem Urtheil zurückzuweisen, wie es eben als das vulgäre angedeutet worden.

Ein kurzer, flüchtiger Aufenthalt in dem Thal mag zu jenem summarischen und abfälligen Urtheil verleiten. Unter der Prämisse ist der Irrthum ein naheliegender und zu verzeihender. Die Zeit aber gleicht dem Schwerte des Achill. Die Zeit heilt die Wunden, die sie geschlagen. Die genauere Beobachtung der Menschen und Dinge, wie sie durch einen längern Aufenthalt im „Thal" ermöglicht wird, berichtigt die irrthümliche Anschauung, welche die oberflächliche Betrachtung eines nur kurzen Aufenthalts als die richtige und zutreffende auffaßte.

Mit neuen Kleidern zieht der Mensch neue Gesinnungen an, schreibt Horaz an Lollius: cum novis tunicis sumet nova consilia et spes. Daß in der äußern Physiognomie der beiden Hauptorte des Wupperthals, der Schwesterstädte Elberfeld und Barmen, in den letzten Decennien eine durchgreifende Metamorphose eingetreten, daß die Toilette, wenn das Bild beibehalten werden soll, dem Wechsel der Mode gehuldigt hat — wer will es bestreiten? Ein Blick auf die Topographie und in die Statistik des Sonst und Jetzt erweisen den stattgehabten Wechsel zur Genüge. Die Metamorphose aber in der äußern Physiognomie der beiden Städte hat sich nicht vollziehen können, ohne einen bemerkenswerthen Rückschlag auf den innern Charakter, auf Gehalt und Form des privaten wie des öffentlichen Lebens. Das politische und das kirchliche, das geschäftliche und das gesellschaftliche, das wissenschaftliche und das geistige Leben ist in vieler Hinsicht durch die Veränderungen in der Außenwelt wesentlich tangirt worden. Der Gegenstand ist difficil zu erörtern. Ereignisse und Begebenheiten erzählen sich leicht. Die Darstellung von Verhältnissen und Zuständen unterliegt ihren Schwierigkeiten. Während dort die Thatsachen einfach aneinander zu reihen sind, läuft man hier Gefahr, der individuellen und subjektiven Auffassung einen zu weiten Spielraum zu gestatten. Ganz wird bei Schilderungen der zweiten Gattung die bezeichnete Gefahr selten, vielleicht

nie vermieden werden können. Alles was sich überhaupt in dieser Beziehung thun und erreichen läßt, ist gethan und erreicht, wenn die Auseinandersetzung mit Eifer und Ernst nach Objektivität strebt.

Elberfeld und Barmen haben, seitdem sie zu Preußen gehören — die Volkszählung von 1817 ergab für Elberfeld, das gegenwärtig gegen 60,000 Einwohner aufweist, eine Bevölkerung von etwa 15,000 Seelen, während Barmen, das zu der gleichen Zeit gegen 17,000 Einwohner hatte, heute deren über 50,000 zählt — von Jahr zu Jahr mehr und entschiedener die lokale, die provinzielle Haut abgestreift; die beschränkten, kleinstädtischen Verhältnisse in den beiden Städten haben in der That einen großstädtischen Anstrich gewonnen, seitdem das entlegene Bergisch-Märkische Land durch das eiserne Geäder, dessen Netz Land und Volk, Meer und Ozean umspinnt, in den Weltverkehr aufgenommen, seitdem es an den Segnungen des Eisens participirt, an den Entdeckungen, Verbesserungen, Erfindungen der Industrie und der Spekulation, seitdem es hineingerissen in die Strömung, mitten in die riesige Rotation, welche durch die fieberhafte Thätigkeit, durch das nimmer ruhende und rastlose Drängen und Treiben der modernen Aera erzeugt ist. Fabrikwesen und Großhandel haben den lebhaftesten Aufschwung genommen, und der Betrieb der kleineren Geschäfte ist entsprechend gewachsen. Die Fülle der neu entstandenen Dampfschornsteine, der Comptoire und Läden, der Waarenlager und Magazine, bis herunter auf einfache Webestühle und Spinnräder bezeugt die gemachten Fortschritte. Mit den Hauptplätzen aller Erdtheile vermitteln direkte Verbindungen den Verkehr. Hastig arbeiten und viel die Menschen, hastig und viel das Kapital. Der Kalkül und die Spekulation entwerfen ihre Schlachtpläne. Der Handel und die Fabrikation, die Technik, die Gewerbsthätigkeit, das Handwerk ringt und jagt und keucht, um den Anforderungen der erhöhten Kulturstufe zu genügen.

Den Ehrennamen des Preußischen Manchester haben sich Elberfeld und Barmen erworben, und die Städte führen die Ehrenbezeichnung mit Recht. Der „Geist der Arbeit" ist der Grundzug, der sich als der leitende rothe Faden durch das gesammte Leben des Wupperthals hindurchzieht. Mit dem dämmernden Morgengrauen regen sich ein paarmal hunderttausend Hände zur unverdrossenen, ehrlichen Arbeit. Bis in die sinkende Nacht dauert das Tagewerk jahraus, jahrein. Müssiggänger duldet das Thal nicht. Das Thal kennt nur Bienen, nicht Drohnen. Durch Arbeit will der Reiche zum Millionär, durch Arbeit der Wohlhabende reich werden, durch Arbeit der Unbemittelte und Arme zum Wohlstand gelangen. Und weil der Arbeit im Schweiße des Angesichts allgemein und unermüdet obgelegen wird, weil regste Betriebsamkeit und schaffender Erfindungsgeist stets neue Erwerbsmittel und Quellen entdecken, weil haushälterische Sparsamkeit und sorgfältiges Zurathehalten der ererbten oder selbsterworbenen Mittel nicht etwa die Ausnahme, sondern die Regel: daher die Millionäre, daher die „Potenten", die ihr Vermögen nach Hunderttausenden berechnen, daher die große Zahl Derjenigen, welche ihre Laufbahn als wohlhabende Leute beschließen, obschon sie dieselbe in strengster Bedeutung des Wortes vielleicht als ein bloßer Dienstmann, als ein Fabrikarbeiter oder dergleichen begannen.

Einen soliden, einen kolossalen Reichthum schließt das Wupperthal in sich. Ehrlich ist der Reichthum erworben. Verständig wird der Reichthum verwerthet. Man kann die deutschen Gauen lange und weit bereisen, man wird nicht leicht einen zweiten Ort wieder treffen, der sich in gleicher Weise trotz seines Reichthums durch diese Oekonomie, durch diese Einfachheit auszeichnet. Die Lions und die Schlemmer, das Flittergold eines äußeren Lüstre und Glanzes, die noblen Pas-

sionen der Sportsmänner, der Turfjünger, die vornehmen Airs der Elegants, das demonstrative Verschwenden und Verthuen, in dem sich wohl anderorts häufig genug die Aristokratie der Plutokraten gefällt: im Wupperthale wäre und ist dergleichen unerhört. Die „goldene Jugend" schwärmt wohl eine Zeitlang auswärts, ungesehen und unbelanscht; die jungen Söhne aus den großen Häusern genießen wohl ein oder zwei Jahre ihre „akademische Freiheit" auf Reisen oder wenn sie als Volontairs in der Fremde auf den Comptoirs der befreundeten Firmen angeblich der kaufmännischen Weiterbildung wegen sich aufhalten; kaum aber zurückgekehrt, sind die schönen Tage von Aranjuez unwiderruflich dahin, für immer. Nach Sitte der Väter wird gearbeitet, mit verdoppelter Anstrengung gearbeitet, um frühere Thorheiten zu vergessen, um frühere Extravaganzen, die der väterliche Geldbeutel schmerzlich empfunden, wett zu machen. Mit verstärktem Bemühen wird — wovon gleich im Nächsten — nach Sitte der Väter fromm und konservativ gethan, nach Sitte der Väter ein tiefer Griff gethan in den Säckel zur Unterstützung der Wohlthätigkeitsanstalten und derjenigen Unternehmungen, bei denen die Geistlichkeit irgend betheiligt, ein um so tieferer Griff, je mehr und je lauter Berichte über das auswärtige, eigenartige Verbringen der akademischen Freiheit in der Heimath verlautet sind.

Neben dem „Geist der Arbeit", der Solidität und der haushälterischen Sparsamkeit will der „Geist der Familie", der „Geist der Heimath" dem Wupperthal nachgerühmt sein. Nach allen Windrosen hin, nach London und Paris, nach Belgien, nach Skandinavien, nach der Türkei, nach Valparaiso und Kalkutta, nach Halifax und Shanghai, nach Japan und Singapore, nach Melbourne und Sidney zerstieben alljährlich Hunderte der jüngern Bewohner des Thals. Als Jünglinge sind sie ausgezogen, aber den Schweizern gleich kehren die gereiften Männer, nachdem sie so oder so ihr Fortune gemacht, zur Heimath zurück. Unwiderstehlich lockt die Erinnerung an das heimathliche Thal. Nach dem fernen Erdtheil winkt das väterliche Haus mit dem schwarzen Schieferdach und den grünen Fensterläden. Ueber das Meer klingen die Glocken der Heimath. Zurück, zurück zur Stätte der Jugend, zu dem Kreise der Verwandten, der Lieben, der Freunde. Daheim!

Es ist selbst ein Sohn des Wupperthals, der bekannte Lyriker Karl Siebel, der wahr und schön die angedeuteten Vorzüge im Charakter der Bewohner des Wupperthals besungen hat:

Nach langer Wanderschaft zur Heimath verschlagen,
Such' ich sie auf, die grünenden Hügel,
Wo ich ein Knabe,
Ein spielender, stürmender,
Unbändiger Knabe
Glückliche Zeiten gesehen!
Der Frühling streut die weißen Flocken
In's Grün der Bäume;
Die rothen Wolken, silberumsäumt,
Steigen empor, und bläulicher Duft,
Wandert leise über die Matten.
— — — —
Gruß, Geist der Arbeit, dir!
Im Hirne wohnend,
In der Hand zu Haus —
Bist du die Macht,
Die auf dem Erdenrund

Das Menschlich-Große schafft!
Bist du der Geist,
Der Städte niederreißt,
Die dich verleugnen;
Der Flecken wählt zum Wohnsitz seiner Thaten,
Der Hütten umschafft zu Palästen.
Gruß, Geist der Arbeit, dir!
Geist meiner Heimath! — —
Nun ist der Ruhe Zeit; —
Der Mond geht auf,
Viel tausend Lichtlein erwachen im Thal,
Und jedes Lichtlein strahlt seiner Welt!
O, nennt sie nicht klein,
Diese kleine Welt!
O, nennt sie nicht klein, die herrlichste, glücklichste Welt,
Die Welt der Familie!
Ich schreite zu Thal
Und heb' meine Hände; —
Mir ist, ich müßte jed' Lichtlein segnen,
Das hinter Scheiben empor mir lächelt:
Gott segne die Heimath!

Der durch frühen Tod der Wissenschaft allzu schnell entrissene Historiker Thomas Backle hebt in einer seiner scharfsinnigen Untersuchungen mit Nachdruck hervor, daß wir in einem so fortgeschrittenen Zustande der Gesellschaft leben, daß Reichthum in ihm sowohl der Grund als die Folge des Fortschritts ist, während die Armuth als die furchtbare Mutter der Schwäche, des Elends und des Verbrechens erscheint. Um von dem abstrakten Satz für unsern konkreten Gegenstand die Anwendung zu machen, als eine Folge des im Wupperthal angehäuften Reichthums will die hohe und achtbare Entwickelung des Geistes der municipalen Freiheit hervorgehoben sein, die dort in Blüthe steht. Wem es gegeben, in die kommunale Verwaltung von Elberfeld und Barmen und in die Verhältnisse einen Blick zu thun, die aus jenen resultiren, Dem kann es nicht entgehen, daß in der bezeichneten Hinsicht die Städte des Wupperthals lebhaft an die Blüthezeit der Municipien des deutschen Mittelalters erinnern. Es ist nicht feuilletonistische Hyperbel, sondern positive Thatsache, daß in keiner andern Stadt Preußens von entsprechender Größe die Selbstverwaltung und die wohlthätigen Folgen, welche sich aus derselben ergeben, mit so schlagender Evidenz in das Auge springen. Da gibt es weder das zopfige Mandarinenthum einer allweisen und allmächtigen Bureaukratie, weder den gelehrten Dünkel des akademischen Gelahrtseins, noch die suffisante Nonchalence des lorgnettenkneifenden Lieutenantsthums. Die paar Mitglieder des Landgerichts und die paar Mitglieder der höheren Lehranstalten abgerechnet, haben Elberfeld und Barmen weder königliche Beamte — denn auch die Polizeiverwaltung ist den Städten endlich zurückgegeben — noch akademische Gelehrte aufzuweisen, und auch mit Garnisonen — eine große Seltenheit in Preußen — sind beide Städte verschont. Bei der Werthrelation des Geldes, bei den Theuerungsverhältnissen im Wupperthale würde die Soldlöhnung in keiner Weise zu einer Fristung der Existenz, nicht einmal der kümmerlichsten Existenz ausreichen.

Daß unsere Feder von einem Uebelwollen, von jeder prinzipiellen Schwarzfärberei weit entfernt ist, darüber wird das bisher Gesagte keinen Zweifel lassen. Eben deshalb aber, weil unsere Schilderung sich der wahrheitsgetreuesten Objektivität zu befleißigen bestrebt, wird auch der Schattenseiten nicht vergessen werden dürfen, auf welche eine unbefangene Betrachtung des Lebens und der Zustände im

Wupperthale vielfach stößt. Der in den Einleitungsworten erwähnte Pietismus darf in einer Skizze, wie sie hier geschrieben wird, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Auf ihn ist es wesentlich als auf die Quelle zurückzuführen, wenn abfällige und ungünstige Urtheile über das Thal sich häufig vortragen. Gewiß ist es eine schöne und erhebende Sache um die Frömmigkeit — wer wollte es bestreiten? Aber est modus in rebus! Weise von einer Weisheit, die weit über seichte Tiefe reicht, bleibt der Wahlspruch: ne ultra modum! Die Frömmigkeit, die still im Verborgenen ihr Kämmerlein aufsucht, um den Herzensbedürfnissen Genüge zu leisten, Niemand wird sie tadeln. Anders dagegen verhält es sich mit jenem officiellen Kirchlichthun, welches demonstrativ auftritt, und die Kreise der privaten Sonderbündnisse überschreitend, in alle Sphären des bürgerlichen und öffentlichen Lebens hinüberzugreifen sucht. Wo die Theologie Theokratie sein möchte, wo ein hierarchisches Gelüste Geistlichkeit und Kirche mit Gott und Religion verwechselt, da sind die religiösen Zustände keine normalen, keine gesunden. Der mildernde und ausgleichende Rückschlag, den die moderne Richtung, das häufige Reisen und der vielfache Verkehr in und mit der Fremde, wie er durch die lebhaften Handelsverhältnisse bedingt wird, auch auf diesem Gebiete für das Wupperthal ausgeübt hat, läßt sich nicht verkennen. Mit der ausschließlichen Vorherrschaft des Pietismus, wie sie früher in diesen Gegenden bestand, ist es unwiederbringlich vorüber. Dennoch aber behaupten noch immer die Orthodoxen und der Pietismus ein gewaltiges Terrain in dem Thal, jede Rechnung irrt, die es verabsäumt, mit diesem Faktor zu rechnen, noch immer ist der Einfluß der Geistlichkeit ein übergroßer, noch immer ergeben sich die unerquicklichsten Erscheinungen aus der Thatsache. Mit großem Geschick haben die Häupter und Leiter des Pietismus sich und ihren Einfluß gerade in den Häusern der großen Fabrikanten und der reichen Großhändler, von denen oft viele Hunderte von Arbeitern abhängig sind, einzuwurzeln verstanden. Von dieser sicheren und vortheilhaften Basis wird dann mit Erfolg weiter operirt. Die Schulen ferner, in der Hand und durch die Zusammensetzung der Kuratorien unter dem Einfluß der frömmelnden Geistlichkeit, vererben die Richtung den kommenden Generationen. Nur langsam und schwer kann eine freiere Auffassung sich Bahn brechen, um so schwerer, als in der That ihre orthodoxen Gegner eine Rührigkeit und Energie in der Verfolgung ihrer Pläne und Zwecke entwickelten, die einer bessern Sache werth wäre. Was sich an Veranstaltungen und Unternehmungen irgend denken läßt, um für die Förderung des Pietismus Propaganda zu machen, man kann gewiß sein, daß Nichts von solchen Dingen im Wupperthale vernachlässigt wird. Konventikel jeder Art werden rastlos und emsig abgehalten, Versammlungen des christlichen Jünglingsbundes, Bibelstunden und sogenannte Seelenstündchen sind allerwärts an der Tagesordnung, für die innere und auswärtige Mission wird mit nicht minderem Eifer gearbeitet, die Kolporteurs der Traktätlein durchlaufen täglich und in Masse die Straßen, durch welche, dem Fremden gar auffällig, fast zu allen Stunden das Geläute der Kirchenglocken erschallt. Wenn in der Morgenfrühe der Arbeiter nach der Fabrik, der Kaufmann nach dem Comptoir eilt, soll das Geläute ihm sein kirchliches Bewußtsein auffrischen; zu dem gleichen Zweck stürmen die Glocken des Mittags und des Nachmittags, und vollends des Abends müssen die Glocken nicht blos den Schluß des Tagewerks anzeigen, sie müssen auch zu den Konventikeln und Versammlungen einladen, welche in majorem Dei gloriam bis in die sinkende Nacht abgehalten werden. Die Sache der Kleinkinderbewahranstalten, der Bibelverbreitung, der Judenmission, des Gustav-Adolf-Vereins, des Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Vereins, der Krankenhäuser der Barmherzigkeit, das Alles be-

findet sich in den Händen der „Feinen“ oder „Finen“, wie die übliche Lokalbezeichnung für die Leute lautet, die aus der Frömmigkeit ein Geschäft machen, und sie wissen gar trefflich die Felder ihrer Domäne zu ergiebigen Ernten zu bestellen.

Zum Theil in Folge der einseitigen theologischen Richtung, der immer noch die Mehrzahl der tonangebenden Kreise huldigt, dann aber auch in Folge des Umstandes, auf den wir bereits hingewiesen haben, weil die Gesellschaft des Wupperthals nicht in der Weise wie an andern Orten aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, weil hier der Kaufmann und der Fabrikherr das Feld allein behauptet, und der Beamte, der Gelehrte, der Künstler, der Lieutenant fehlen: eben deshalb kann in dem Wupperthale von Dem, was man Gesellschaftsleben und Konversationston zu nennen pflegt, kaum die Rede sein. Es gibt in den großen Häusern die hergebrachten Familientafeln mit pünktlicher Regelmäßigkeit an jedem Sonntag Mittag; es gibt die hergebrachten Winterkonzerte mit ihren geistlichen Oratorien und mit dem sich anschließenden Abendessen, die nach alter Tradition Jedermann, der respektabel sein will, besuchen und alsdann abtafeln muß; die Herren laufen wohl nach dem Comptoirschluß auf eine Stunde zum Kartentisch oder zum Weinschoppen in der Konkordia oder in dem Kasino: Das ist aber auch Alles. Das Bedürfniß einer höheren geistigen Geselligkeit, das Bedürfniß, auf dem Wege des mündlichen Ideenaustausches geistige Förderung zu suchen, scheint nicht empfunden zu werden; ein Salon etwa wäre für das Wupperthal etwas Undenkbares.

Um mit keinem Mißton, um nicht mit einem Tadel zu schließen, wollen wir mit aller Anerkennung dem Wupperthale den überaus großen Wohlthätigkeitssinn nachrühmen, der ihm eigen. Nicht blos der eigenen Heimath kommt diese werkthätige Liebe zu Gute; wo nur immer das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elende ringt, die Beihilfe aus dem Wupperthale, meistens die reichste Beihilfe, ist gewiß. Es versöhnt dieser Zug einigermaßen, er entschädigt für die mannichfachen Auswüchse, wie dieselben sonst durch die geschilderte kirchliche Richtung in die Erscheinung treten. Und als ein Ausfluß, als eine Folge der officiell gepflegten Frömmigkeit will denn doch jener rege Wohlthätigkeitssinn angesehen werden.

Thaddäus Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

NEUWERK

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Neuwerk.

Wer sich in Kuxhafen befindet, wird auch die Insel Neuwerk besuchen wollen; es fragt sich nur, ob es zu Lande oder zu Wasser geschehen soll? „Eine Insel, die man zu Lande besuchen kann! Wie ist das nur möglich?“ Um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich eine Fabel auftischen — obgleich ich dies Blatt mit einem Märchen schließe — muß ich zunächst den Landweg wählen und gleichzeitig ein Boot nach der Insel beordern, und am Abend mit der einsetzenden Fluth segeln wir nach Kuxhafen zurück.

Da wir keine Wattengänger sind, bestellen wir uns einen Wagen. Es muß ein starker Wagen sein und kräftige Pferde gehören vor denselben, denn die Fahrt ist kein Kinderspiel. Richten wir uns so ein, daß wir kurz vor dem niedrigsten Wasserstande am äußersten Ende der Düne sind. Kuxhafen wird der Länge nach durchschnitten. An hellen, wohnlichen Häusern geht es vorüber. Blumengärten schließen sich zu beiden Seiten an. Schattige Bäume stehen vor den Thüren. Dann kommt das Kirchdorf Döse. Fetter, üppiger Marschboden überall. Die sogenannte Fisole, unhöflich Saubohne genannt, wächst über Manneshöhe hinaus. Die Kohlköpfe nehmen einen Umfang an, der sie für alles Andere eher gelten läßt, als was sie wirklich sind.

Nach der Döse kommt das Dorf Duhnen. Welcher Unterschied zwischen zwei so nahe bei einander liegenden Ortschaften. Dort die üppigste Fruchtbarkeit; hier alles mager, kahl, leer. Der Name Duhnen sagt uns schon, wo wir sind: in den Dünen. Das Grün ist spärlich und dürftig. Grashalme, Steine und Wasser sind jetzt der alleinige Schmuck des sandigen Bodens.

Wir betreten das Haus des Strandvoigts, der sich alsbald bereit erklärt, einen Lootsen zu besorgen. Wir gehen durch den Garten, wenn diese, durch nichts gegen Fluth und Wind geschützte bescheidene Anpflanzung ein Garten heißen kann. Durch ein bewegliches hölzernes Gitter treten wir unmittelbar an den Strand.

Die Ebbe hat sich fast verlaufen. Weithin, so weit das Auge schaut, hat sie den Strand blos gelegt. Nur in den vereinzelten Lachen und in den Prielen ist noch Wasser vollauf. Priele sind mehr oder minder breite und tiefe Gräben, die sich kreuz und quer nach allen Richtungen hin verbreiten. Die Natur hat sich diese Wege gebahnt. Sie fangen an, man weiß nicht recht wo, und noch weniger, wo sie enden. Wenn der letzte Tropfen darin versiegt, ist die tiefste Ebbe. Wenn die erste Welle sie zu füllen beginnt, ist die Fluth bereits im vollen Anzuge.

„Zu Wagen, meine Herrschaften!“

Der Strandvoigt befiehlt, und wir gehorchen. Die Pferde ziehen an, und der Lootse, dem der Kutscher blindlings folgt, nimmt das Kommando. Der große steinerne Thurm mit seinen sieben Fuß dicken, geschwärzten Mauern sieht uns unheimlich düster an. Auf seiner Spitze brennt das große Feuer, während auf dem seitwärts liegenden niedrigen Thurm das kleine Feuer lodert. Beide korrespondiren mit der

Leuchte des gegenüberliegenden Feuerschiffes Nummer Zwei, sowie mit den Feuern von Kurhafen, Kugelbank und Helgoland, welches letztere 20 Meilen weit sichtbar ist.

Man sollte meinen, daß bei solchen Vorsichtsmaßregeln ein Unglück zur See unmöglich sei. Und doch finden hier zur Zeit der Herbst- und Frühjahrsstürme viele Strandungen statt. Neuwerk ist mit Sandbänken und Untiefen umgeben. Westlich von der Insel liegt Scharhörn. Von den Fahrzeugen, die hier scheitern, wird gewöhnlich die Mannschaft geborgen. Nördlich liegt das Vogelsand, und wer das Unglück hat, daß hier sein Schiff strandet, sieht weder dieses, noch seine Mannschaft wieder. Das ist die Meinung hierorts, die durch tausend Beispiele belegt wird. Eine schaudervolle Scylla und Charybdis an unserer norddeutschen Küste, aber ohne die Romantik der Felsenufer von Sicilien.

Wir auf unserm starkgebauten Stuhlwagen, umweht von frischer Morgenluft, wissen nichts von den Gefahren, mit denen ein Wattengänger zu kämpfen hat. Wie genau muß er den Weg kennen, der durch diese Priele und Lachen dem Festlande zuführt. Wie sicher muß er auf den Füßen sein, daß sie nicht ausgleiten, wenn er auf einen schlüpfrigen Stein tritt, oder der Sandboden plötzlich unter ihm weicht. Aber in der ersten Zeit geht Alles gut, bis der Moment kommt, wo das letzte Stadium der Ebbe vorüber ist und ein fernes Gemurmel den Beginn der neuen Fluthzeit verkündet. Wehe dem, der sich verspätete und die größere Hälfte des Weges noch vor sich hat. Unwillkürlich beginnt das Herz zu schlagen. Die Furcht spannt zur übermäßigen Eile an, die allemal verderblich wird, denn die Kräfte erschöpfen sich vor der Zeit. Die Wattengänger sind schnell, allein die Fluth überragt auch den Schnellsten. Von ihr heißt es, wie in der Ballade „König Sabu" von der Pest:

„Klein und dürftig ist sie angekommen,
Wie ein Kind, das um die Gabe bettelt;
Doch sie ist zum Riesen angewachsen
In der kurzen Dauer einer Stunde."

Bis über die Kniee watet der Wanderer schon im Wasser. Die Wellen springen an ihm in die Höhe. Er sieht sie am Strande schäumen; er hört sie rauschen. Sein Auge hängt voll Sehnsucht an dem Thurme, der wie ein vereinsamter Fels in die Luft hineinragt. Er streckt die Arme sehnsüchtig nach ihm aus, aber vergebens.

Allmälig schwinden die Kräfte. Bis an die Brust reicht bereits das Wasser. Die Augen des Wanderers sind geblendet. Er sieht Alles, allein er kann nichts mehr unterscheiden. Ein schwerer Seufzer entringt sich der Brust. Da faßt die letzte Fluthwelle den Erschöpften und trägt ihn mitleidig an das Ufer, wo ihn die Strandwächter finden und den Bewußtlosen in das Leben zurückrufen, oder nach fruchtlosen Versuchen ihn christlich bestatten.

Treuherzig bietet der Neuwerker die helfende Hand zur Zeit der Noth dar.

Was bewegt sich denn mit einem Male auf dem Dache des Thurmes? Das ist der stumme Bote, der Telegraph, welcher dem Festlande die Ereignisse verkündet, die an diesem äußersten Küstenpunkte stattfinden.

Der sehr einfache Mechanismus besteht aus zwei Figuren, der länglichen Kugel und dem Quadrat. Mittelst dieser Zeichen, welche zu vierzig verschiedenen Signalen dienen, werden nun die Mittheilungen von dem Neuwerker Thurme zunächst nach Duhnen gemacht.

Aber wir sind am Ziel, ohne daß die Signalstange sich um unsertwillen bemühte, und wir betreten den Strand von Neuwerk; den Strand, den vor uns so mancher Schiffbrüchige betrat, voll Noth und Sorgen, dennoch froh, das nackte

Leben gerettet zu haben. Wir werden friedlich empfangen, wie es jedem harmlosen Reisenden geschieht, der hierher kommt. Dies war vordem nicht so. Hinsichts des Strandrechts galten barbarische Gesetze. Noch im dreizehnten Jahrhundert wurden die angeschwemmten Güter das Eigenthum der Küstenbewohner, welche sie aus der See auffischten. Es wurde auch sonntäglich in den Kirchen für einen gesegneten Strand — das heißt, um recht viele Schiffbrüche — gebetet, und die armen Seefahrer behandelte man als Leibeigene, die oft von einem ärgern Loose betroffen wurden, als die Sklaven in den Kolonien zu erdulden haben.

Die damaligen Küstenbewohner verstanden ihr Handwerk. Im Jahre 1404 wurde den Bewohnern des Amtes Ritzebüttel von dem gestrandeten Gute nur der zwanzigste Pfenning verwilligt, jedoch mit der Ausnahme, daß von solchen Gütern, welche aus der Tiefe herausgeholt werden mußten, ihnen nach wie vor zwei Dritttheile des Werthes zugestanden wurden. Jetzt strandete natürlich Alles „buten Keeren un buten Haven". Wer wollte es kontrolliren? Die Schiffbrüchigen waren froh, wenn sie unangefochten mit dem weißen Stock in der Hand, einen dürftigen Zehrpfennig in der Tasche, davon gehen konnten.

Aber der Abend naht, und es lockt uns der gedeckte Tisch, der für uns in einem der Thurmzimmer hergerichtet ist. Die einfache Kost mundet trefflich und noch besser der dunkelrothe Wein, der in den Gläsern funkelt. Die Wirklichkeit weicht mit dem scheidenden Tag zurück und die Poesie nimmt ihre Stelle ein. Und wenn die Gläser anklingen, hallt es im Echo wieder, als wecke es die frühern Bewohner des Thurms aus ihrem Todesschlafe. Das sind die wilden, bärtigen Gestalten der Vitalienbrüder, die einst durch dieselbe niedrige Thüre schritten und an derselben Tafel zu sitzen und zu zechen pflegten. Hier und auf Helgoland hatten jene gefürchteten Piraten, unter den Befehlen des Klaus Störtebeker und Götkemichel ihre festen Standquartiere. Manche dunkle That wurde innerhalb dieser Mauern begangen. Mancher Todesseufzer verklang ungehört und ungerächt innerhalb dieser Wände. Da vermochten die Hamburger endlich diesem Unwesen nicht länger thatenlos zuzusehen. Die Stadt rüstete eine Flotte aus, welche von dem Bürgermeister Simon von Utrecht und dem Rathmann Nikolaus Schock befehligt ward. Diese steuerten dem Ziele gerade entgegen. Ob es aber den Hamburgern gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen, wenn nicht ein halbes Wunder ihnen den Sieg schenkte, steht dahin, denn die Piraten waren starke, seetüchtige Kämpfer und hatten große, schwerbewaffnete Schiffe. Gott sandte den Retter in der Noth. Ein Unbekannter, dem Ansehn nach ein Küstenschiffer, legte an das Hamburger Admiralschiff und versprach, die Piratenflotte den Hamburgern auszuliefern, wenn sie morgen den Angriff wagen wollten. Und er hat dies Wort in der verwegensten Bedeutung gelöst. Beim Dunkelwerden näherte er sich dem Hauptschiffe der Seeräuber und bat demüthig, unter dem Schutz ihrer Planken die Nacht hinbringen zu dürfen, weil er sich nicht weiter zu fahren getraue. Man ertheilt ihm die Erlaubniß. Die Räuber waren geblendet, als sie es thaten. Er dankte und fing an, seine Suppe zu bereiten. Aber diese Suppe bestand aus geschmolzenem Blei, welches er in die Oefen goß, worin sich die Angeln des Steuers bewegten. Dieselbe Scene wiederholte er, sichtbar unter dem Schutze des Himmels, von Bord zu Bord. Das Blei erstarrte, und die Steuer der Seeräuberschiffe waren nicht zu bewegen. Als nun am andern Tage die Hamburger Kriegsschiffe erschienen und die Piraten die Anker lichteten, gehorchte keines der Schiffe dem Steuer, und alle trieben strandwärts. Die Flotte des Klaus Störtebecker wurde vernichtet; er selbst mit seinen Gefährten hingerichtet. Der kühne Retter in der Noth war und blieb verschollen. Man kennt nicht seinen Namen,

noch seine Heimath. Kaum daß ein Bruchstück eines Liedes an ihn erinnert, während die Piratenhäuptlinge in mehreren Liedern fortleben, deren eines beginnt:

„Klaus Störtebecker un Göttkemicheel,
De rooften Beide to linken Deel."

Wir haben nun den Schauplatz hinlänglich kennen gelernt. Das Boot, welches uns zurückbringen soll, ist angelangt, und es tritt die Fluth ein, welche uns heimträgt. Die Schiffer mahnen zum Aufbruch. Es ist die höchste Zeit.

„An Bord! An Bord!" Die Segel füllen sich und ein schäumendes, aufleuchtendes Kielwasser bleibt hinter uns zurück, glänzend wie der Schweif eines Kometen.

Heinrich Smidt.

Goslar.

Goslar, die alte ehrwürdige Kaiserstadt, die Tochter des großen Heinrich und Liebling der deutschen Kaiser, übertrifft an Alter alle ihre Nachbarschwestern und war ehedem die Fürstin der Städte weit umher, eine zweite kleine Roma. Dieser Glanz ist entschwunden, aber ein Bild bürgerlichen Fleißes liegt die Stadt in dem friedlichen Thale, von den hohen Bergen des Harzes umkränzt, wie eine freundliche Matrone, welche stillsinnend vergangener Zeiten gedenkt, und gern lenkt der Wanderer seine Schritte zu ihr.

Versteckt zwischen den Abdachungen des nordwestlichen Harzes, in einer grünen fruchtbaren Aue ruhend, tritt Goslar dem Wanderer, der von Harzburg kommt, mit seinen vielen Kirchen und Thürmen, alten Mauern, Thoren und Zwingern überraschend entgegen. Raschen Schrittes eilt er auf sie zu, und bald ist er vor ihren Thoren angelangt. Glück auf!

Ein Dämmerlicht umfängt uns, wenn wir uns in die Zeiten der Gründung Goslars versetzen. Der Harz war noch spärlich bewohnt und das ungestörte Lager von Bären und Wölfen. An den nördlichen Abhängen hausten die Sachsen und an den südlichen die Thüringer. Damals verlebte der Sachsenherzog, der nachmalige Kaiser Heinrich I., genannt der Finkler, hier seine Jugend. Er liebte die Jagd und den Vogelfang und durchstreifte Tage lang mit Lanze und Bogen die dichten Wälder, und hatte gar viele Finken- und Holztaubenherde aufgestellt. Noch heute wird dem Reisenden bei Quedlinburg der „Finkelherd" gezeigt, wo die Gesandtschaft der Franken, Eberhard an ihrer Spitze, den Sachsenherzog bei diesem seinen Lieblingsvergnügen angetroffen haben soll, wie die römischen Senatoren den Cincinnatus auf seinem Rübenfelde. Um das Jägerwamms legt sich der Königsmantel und um die unbedeckten Locken der goldene Reifen.

Aber Heinrich muß sein Volk einer höheren und deshalb auch äußerlich reicheren Stufe zuführen. Aus den Wäldern und dem schweifenden Jägerleben führt er die freien Bürger in feste Wohnungen ein. Kaiser Konrad der Franke

GOSLAR

Bibliogr. Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

hatte sich nicht geirrt, wenn es sterbend sein Vermächtniß war, den Sachsenherzog, „dem Glück und rechte Sinnesart zugefallen", zum König zu erwählen, und ebenso wenig sein Bruder Eberhard, wenn er die fränkischen Großen von sich auf das Haupt der Sachsen wies. Heinrich einigt die deutschen Stämme und Territorien zu einem festen Reichsverbande. Er erneuert dem Auslande und den Vasallen gegenüber den Glanz und die Machtfülle der königlichen Majestät und emancipirt sie von den Einflüssen der Kirche, denen unter den Karolingern ein nur zu weites Feld offen gestanden hatte. Die Wenden, die Ungarn, die Dänen erliegen der Wucht seines Schwertes. Er gründet das deutsche Städtewesen und schafft den deutschen Bürgerstand, und hinterläßt ein nicht von seinen Vorfahren ererbtes, sondern selbst gegründetes weites großes Reich.

So ward er auch Goslars Gründer. Im Glanze des Kaiserthrones und unter seinen glänzenden Siegen vergaß er des Schauplatzes seiner Jugend nicht. Am Fuße des nordwestlichen Harzes, an den freundlichen Ufern der Gose, legte er drei zerstreut liegende Dörfer, in deren Nähe er ein hübsches Jagdhaus hatte, zu einem Orte zusammen, machte ihn zu einem festen Wehrlager zur Abwehr räuberischer Einfälle benachbarter Barbarenhorden, und nannte ihn Goslar (Gose-Lar, d. i. Lager an der Gose). Dies geschah um das Jahr 924. Goslar war Heinrichs Freude und Sorge; er erweiterte und befestigte es mit jedem Jahre mehr und mehr und freute sich seines wachsenden Flors. Auch seine Nachfolger wandten dem Städtchen alle Liebe und Sorgfalt zu und bauten emsig weiter. Gern zogen sie sich, die Bürde der Regierungsgeschäfte abwerfend, jeweilig in dieses stille romantische Asyl am Harze zurück, und hielten oft und lange ihr Hoflager in der aufblühenden Stadt. — Otto I., Heinrichs glorreicher Sohn, war nicht mehr der schlichte Sachsenherzog am Vogelherde. Die Seele dieses gewaltigen weitblickenden Helden schwang sich mit ihrer ganzen Frömmigkeit und ihrem vollen Eifer zu großen, gewaltig durchgeführten Plänen über das ganze deutsche Land und zum Himmel empor, und ihm vornehmlich gebührt der christliche Aufbau des deutschen Vaterlandes. Aber er zog den Schimmer, den die Sonne des Südens seiner Krone verlieh, der Ausbreitung deutscher Kultur im Norden vor und verschwendete, das oberherrliche Recht über Rom beanspruchend, die deutsche Kraft nach Italien. Auch seine Nachfolger ließen sich verlocken, dort Lorbeeren zu suchen; aber die deutsche Ehrlichkeit ward von der italienischen Schlauheit überlistet, vergeblich waren die wiederholten Versuche, die kaiserliche Gewalt über die Macht des Papstthums zu erheben, bis der letzte Hohenstaufe, der unglückliche, jugendliche Konradin, als Opfer der Verlockung bluten muß.

Kehren wir zu Goslar zurück, dem Denkmale des Ruhmes deutscher Kaiser. Otto I. eröffnete das reiche Gold- und Erzlager des nahegelegenen Rammelsberges, wie viele andere Bergwerke des Oberharzes, die bald weit und breit berühmt wurden und den Kaisern reiche Schätze zuführten. Die Schätze des Oberharzes blieben fortan das Erbe des reichen Hauses der kaiserlichen Ottone. Darum konnte Otto I. das mächtige Erzbisthum Magdeburg gründen, ein steter Brennpunkt für die deutsche Geschichte. Mit dem Reichthum der Kaiser wächst auch die Herrlichkeit Goslars. Unter Heinrich II. dem Heiligen erhebt sich in der Mitte der neuen Stadt der schon unter Otto I. begonnene Kaiserpalast, in welchem fortan glänzende Reichsversammlungen gehalten werden. Zahlreiche Kapellen, Kirchen und Klöster werden erbaut; sechs Thore führen zur Stadt, tiefe Gräben und hohe Wälle geben Schutz, und feste Thürme ringsum dienen zur Zierde und Sicherheit. Heinrich III. gründet hart an der kaiserlichen Burg jenen prächtigen Kaiserdom, an welchem Papst Leo X. 1051 die feierliche Weihe vollzog. Des

Kaisers Leichnam wurde nach Speier geführt, sein Herz aber nach seiner Anordnung dem neuen Dome in einer silbernen Kapsel anvertraut. Sein Sohn Heinrich IV. hing mit großer Liebe an seiner Vaterstadt, baute das 1065 abgebrannte Kaiserhaus mit neuem Glanze wieder auf, und brachte Goslar zu solchem Wohlstand und Ansehen, daß es jetzt die „Hofstadt des Reiches" genannt wurde. Namentlich entfaltete sich der Reichthum und das Ansehen der geistlichen Stifter, welche Pflanzstätten für Bischöfe und Erzbischöfe werden. — Kaiser Lothar hält 1134 in Goslar einen glänzenden Fürstentag und Konrad III. das feierliche Gericht über Heinrich den Stolzen von Sachsen.

Doch neben diesem Glanze und dieser Herrlichkeit umlagerten die Stürme mannigfacher Unruhen, gleich düstern Gewitterwolken das Thal. Krieg und Kriegsgeschrei, Mord und Brand in der Kaiserstadt! Unwiderstehlich wurde sie in die verhängnißvollen Kämpfe Heinrichs IV. mit den sächsischen Reichsfürsten verwickelt, die er durch seine zügellose Herrschsucht wie durch seinen Aufwand heraufbeschworen. Seine fünfzigjährige Regierung war ein beständiger Kampf mit diesen Feinden, der mehrmals in Goslars Nähe tobte. Heinrich IV., seinem großen Vater unähnlich, er, an dessen Erziehung sich zwei Erzbischöfe versündigten, war wenig fähig, die Last der Krone durch diese Stürme zu tragen. Endlich gelingt es ihm, von dem kräftigen Beistande der deutschen Fürsten unterstützt, die Kraft der Sachsen in der mörderischen Schlacht beim Kloster Hohenburg a/U. im Jahre 1075 zu brechen. Auch Heinrich den Löwen sehen wir als öfteren Bedränger der Stadt, da sie, es von jeher mit des Kaisers Partei haltend, dem Fürstenbunde zugethan war, welcher den stolzen Welfen demüthigen sollte. Der Zorn des Löwen zerstörte ihre Treib- und Schmelzhütten. Auch in dem langen und blutigen Hader der beiden Gegenkaiser Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen, hielt es die Stadt mit dem schwäbischen Gegenkaiser, was ihr eine noch tiefere Wunde schlug. Otto, tief erzürnt, belagerte die Stadt, die endlich durch Verrath in seine Hände gespielt wurde. Feuer und Schwert wütheten furchtbar, eine reiche Beute wurde hinweggeführt, und der Wohlstand, den die reiche Huld der Kaiser seit Jahrhunderten geschaffen, ward so mit einem Male vernichtet. Später, nach der Ermordung seines Gegners Philipp, konnte Otto IV. Goslar verzeihen und zog triumphirend in die Stadt ein. Die unglückliche Schlacht bei Bovines im Jahre 1214 gegen Frankreich brach Otto's Macht und Ehre. In die Acht und den Bann gethan, zog er sich in seine Erblande zurück und starb vier Jahre darauf auf seiner Harzburg bei Goslar. —

Nach Otto IV. Tode beginnt Goslar mehr und mehr aus der Geschichte zu verschwinden. Die Kaiser halten hier selten mehr ihren Hof, bekümmern sich wenig mehr um ihre alte Pfalz und setzen ihre Voigte her. Daß die Herrlichkeit des Kaiserpalastes im Jahre 1288 bis auf einen noch heute stehenden Flügel ein Raub der Flammen wurde, war eine ernste Vorbedeutung, daß keines Kaisers Anwesenheit der Stadt mehr Glanz verleihen könne. Wilhelm von Holland, welcher nach seiner Vermählung mit der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig im Frühjahre 1253 einige Tage hier verweilte, war der letzte Kaiser, welcher Goslar besuchte.

Goslars glänzende Jugendzeit, die es unter der Pflege und Obhut seiner Kaiser verlebte, ist dahin. Reich an großen und schönen Erfahrungen, belehrt und gekräftigt durch wechselvolle Schicksale, tritt nun Goslar die Zeit seiner Mündigkeit an: aus der Kaiserstadt wird eine freie Reichsstadt. Um sich zu Selbstständigkeit und Wohlstand zu erheben, ist Goslar schon 1241 dem großen Bunde

der deutschen Hansa beigetreten. Der Handel blüht, Reichthum und Verkehr ziehen ein. Ein Magistrat, der den Voigten gegenüber seine Rechte geltend macht, wird aus der Mitte der Bürger erwählt. Nach und nach bringt die Stadt alle Reichsvoigteirechte an sich, die Kaiser schenken ihr das Münzrecht und Heerschildrecht. Mit der städtischen Verwaltung wächst jenes eigenthümliche einflußreiche Gildewesen, das eine große Macht erlangt, an allen öffentlichen und städtischen Verhandlungen den thätigsten Antheil nimmt und sich in die Herrschaft mit den alten patrizischen Familien theilt. Kurz, Goslar erhob sich zu einem Musterbilde, zu einer Repräsentantin der deutschen Städte im 14. und 15. Jahrhundert, welche damals eine ihrer schönsten Perioden feierten. Einerseits Gewerbefleiß, ausgebreiteter Handel und Wohlhabenheit, andrerseits Theilnahme an der Verwaltung und Vertheidigung der Stadt. Praktischer Sinn und Selbstgefühl lebte in allen Klassen, selbst in den niedersten, und der Bürger fühlte sich als denjenigen, der seine Burg zu schützen weiß. Damals war der Goslarsche Schöppenstuhl weit und breit berühmt, und zahllose Fremde suchten hier Recht; auch wurden die berühmten Goslar'schen Statuten für viele Städte mustergültig. Welchen Anblick muß die Stadt auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhmes zu Anfange des 16. Jahrhunderts geboten haben mit ihren gewaltigen Zwingern, von denen einer 1000 Kriegsknechte beherbergen konnte, mit ihren festen Thoren, mit ihren von selbstgegossenen Geschützen besetzten Mauern und 185 Thürmen!

Der Verfall, dem auch Goslar nicht entgehen sollte, beginnt mit der Reformation, deren Licht auch alsbald dort strahlte. Manche ehrwürdige Gebäude, welche Jahrhunderte dem Sturme der Zeiten getrotzt hatten, sanken nun in Schutt. Die Stadt selbst wurde „wegen Annahme der ketzerischen Lehre" in die Reichsacht gethan und diese mit aller Härte und Willkür durch die Raubschaaren des Herzogs Heinrich von Braunschweig vollführt. Die Leiden und der Jammer des dreißigjährigen Krieges vollendeten Goslars Ruin, und obgleich nach dem Frieden von ihren schweren Wunden geheilt, ließen Brand, Wassersnoth, Pest, innere Zwistigkeiten und schlechte Verwaltung sie nie wieder zur alten Größe und zum alten Glanze gelangen. Das Schicksal Goslars ist gleichsam das symbolische einer deutschen Stadt, ja man kann sagen des deutschen Volkes. Der Leser kann sich sehr leicht die Parallele ziehn. — Seine Reichsunmittelbarkeit verlor Goslar im Lüneviller Frieden 1801 und kam an Preußen; durch den Wiener Kongreß wurde es aber 1816 Hannover einverleibt.

Hat das altehrwürdige Harzstädtchen mit seinen engen Straßen, krummen Gassen und eingezwängten öffentlichen Plätzen weder Paläste noch großartige Denkmäler einer ausgebildeten Architektur aufzuweisen: immerhin ist es lohnend, sich hier so manche Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit anzuschauen und sich still sinnend in jene Zeiten zu versenken. Da ist das alterthümliche Rathhaus, 1131 von Lothar II. gegründet, viele sehenswerthe Sachen und Urkunden bewahrend und denkwürdig durch die im dreißigjährigen Kriege 1641 hier begonnenen Friedensunterhandlungen; da ist der „Kaiserworth", das im 15. Jahrhundert erbaute Gildehaus für die Gewandschneider, mit seinen acht kaiserlichen steinernen Standbildern in Lebensgröße; da sind verschiedene alte, im altdeutschen Style erbaute Kirchen und Thürme, alte Klostergebäude und Hospitäler. Von der alten Kaiserpfalz steht nur noch der alte Seitenflügel, jetzt zu einem militärischen Kornspeicher benutzt. Von dem 1820 wegen Baufälligkeit abgetragenen Kaiserdome ist nur noch ein kleiner Vorbau vorhanden, eine Menge sehenswerther Antiquitäten enthaltend. Die historische Weihe eines denkwürdigen Aktes durchweht den kleinen Raum. Am 30. Juni 1073 schwuren hier die Edlinge der Sachsen Kaiser Heinrich IV. Rache.

Der übermüthige Herr hatte sie nach Goslar beschieden, aber beim Schachspiel weilend sie verächtlich abgewiesen. — Ueberall mahnt es den Beschauer an eine zwar finstere und wilde, aber vielfach edle und schöne Vergangenheit. Ja, Kaiser thronten in dir, du Pfalzburg edler Sachsen, du Prunksitz jener kräftigen Ottone, und sprachen hier Recht. Fürsten, Edle, Herr und Knecht kamen hierher zu des Reichstags heiligen Gerichten; Vasallenübermuth wurde hier gestraft und manche blutige Fehde geschlichtet. Jubelnd zog der Jägertroß der Kaiser in die nahen Wälder des Harzes, das Jagdhorn ertönte, und die Rüden lechzten nach dem Blute des Keulers. —

Und nun, Wanderer im Harze, beschaue und besteige auch die hohen Harzberge an Goslars Südseite, vor allen den hochragenden erzreichen Rammelsberg, der seinen kahlen, flachen Scheitel 1092 Fuß über der Thalsohle erhebt, den alten Schätzehüter der Goslärer, und steige hinab in seine Eingeweide. Hast du dir dann noch die eine halbe Stunde südlich von Goslar befindlichen, seit 700 Jahren betriebenen Schieferbrüche beschaut, die mächtigsten in ganz Deutschland, dann magst du weiter wandern in die wildromantischen Berge des Oberharzes, wo dich überall der Spruch begrüßt:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz!"

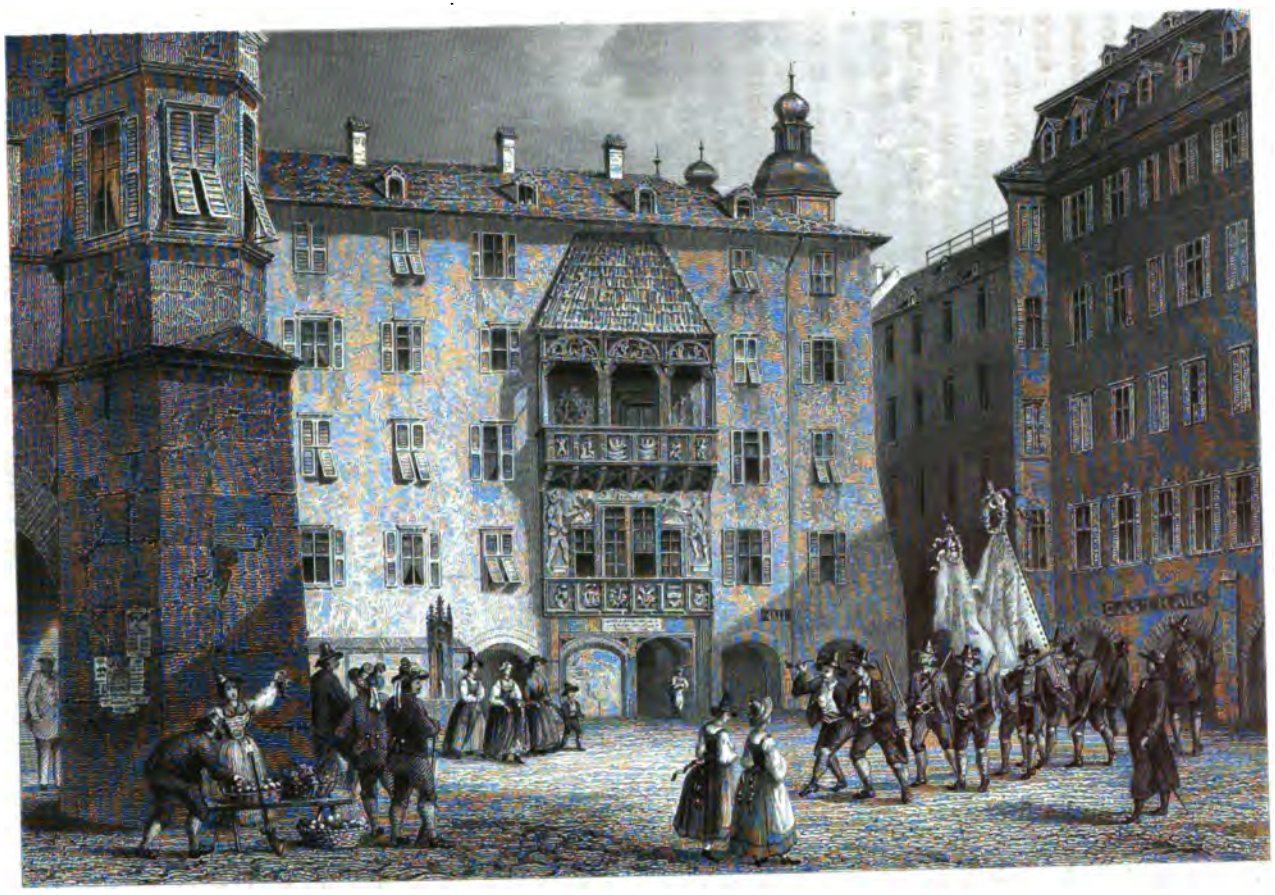
Wilhelm Girschner.

Das goldene Dach zu Innsbruck.

Der Erzherzog Friedrich IV. hatte lange Kämpfe zu bestehen, ehe er sich als Herrn von Tyrol anerkannt sah. Obgleich er eigentlich für Alle eine zusagende, gewinnende Persönlichkeit war und in seiner Jugendperiode als ein jovialer, Scherz, Gesang und ritterliche Freuden liebender Lebemann mit so vielen Edlen Tyrols, besonders auch mit Oswald von Wolkenstein, in Eintracht verkehrte, so änderte sich doch dieses gute Vernehmen, als ihn der Adel zum Herrscher anerkennen sollte. Um so heftiger trat man ihm entgegen, da man merkte, daß Friedrich nicht gewillt sei, die Uebergriffe und willkürlich ausgedehnten Privilegien der sich überlebt habenden Faustrechtsperiode zu beschönigen.

Doch es gelang dem energischen Fürsten endlich, den Fuß auf den Nacken seiner Feinde, seiner eigenen übermüthigen Vasallen, zu setzen.

Neben manchen unangenehmen Erinnerungen aus der trüben Zeit seiner Kämpfe war ihm indeß auch die an einen Spottnamen geblieben, den man sich freilich hütete vor seinen Ohren zu nennen, welchen er aber oft genug hatte hören müssen, als er, häufig in Verkleidung, im rebellischen Lande umherzog. Die Reisigen und vorlauten, nie an seine einstige Herrschaft glaubenden Landsknechte sangen damals bei den vollen Weinkrügen in den Schenken des üppigen Etsch-



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

landes Trutzlieder und Hohngesänge gegen ihn, worin der Refrain „Friedrich mit der leeren Tasche“ eine ärgerliche Rolle spielte.

„Wer hat einen Herd ohne Asche?
Wer hat eine Thür ohne Haus?
Friedrich mit der leeren Tasche,
Seht, er schaut zum Fenster 'raus!“
— Junger Landsknecht, merke dir fein
Unser lustiges Liedel,
Gut ist der Tyrolerwein
Und unser Schwert ist die Fiedel.
Die Alten trinken, die Jungen prahlen,
Die Jüngsten müssen die Zeche bezahlen,
Dem Wirth und dem Knochenmann auch,
Hei! Das ist Landsknecht-Brauch!

„Wer reitet das Roß, das rasche,
Das Nachts unter'm Bette steht?
Friedrich mit der leeren Tasche,
Der auf Schusters Rappen geht!“
— Junger Landsknecht, nimmermehr
Willst du uns lassen verdürsten,
Voll ist dein Beutel und unserer leer,
Wie der von Friedrich, dem Fürsten.
Die Alten trinken, die Jungen prahlen,
Die Jüngsten müssen die Zeche bezahlen,
Dem Wirth und dem Knochenmann auch,
Hei! Das ist Landsknecht-Brauch!

Um solche Witzeleien vergessen zu machen und zu beweisen, daß er trotz der vielen Kriege keine leere Tasche habe, ließ Friedrich, nachdem er sich am Stadtplatze in seiner Residenz Innsbruck ein Schloß gebaut hatte, diesem Hause noch einen muthwilligen architektonischen Schmuck hinzufügen. Es ist ein vorspringender, auf Säulen ruhender Erker, eine künstliche Ueberbauung des Haupteingangs zu seiner Wohnung.

Friedrichs Sohn Siegmund, mit dem Beinamen „der Münzreiche“ erweiterte den ganzen Bau, ließ aber vorzüglich den Erker noch mannigfaltiger im Geschmack der Zeit verzieren, eine Verbesserung, die auch von Kaiser Maximilian fortgesetzt wurde. Die Bogen sind reich-gegliedert, besonders in der untern Halle und die gothische Architektur schließt sich dem vorspringenden zweiten Stockwerke des Hauses mit seinen Reliefdarstellungen als Ballustrade sehr passend an.

Die Hauptpointe Friedrichs mit der leeren Tasche war aber die, das Erkerportal mit einem goldenen Dache versehen zu lassen, woher es denn seinen stolzen Namen trägt. Der Sage nach soll dieses „goldene Dacherl“ dem Fürsten 30,000 Dukaten gekostet haben. Es geht aber noch eine andere Sage, nach welcher ein Maurergeselle über den Werth jenes Metalles eine viel geringere Meinung gefaßt haben soll.

Da nämlich jenes goldene Dach von Innsbruck mit zu den Städtewahrzeichen gehört und diese bekanntlich den Wandergesellen bei den Herbergsfeierlichkeiten abgefragt werden, um ihre deutsche Geographie zu prüfen, so hatte wahrscheinlich auch jener Maurer diese Merkwürdigkeit auswendig lernen müssen, und es bemächtigte sich seiner Phantasie der an sich unschuldige Wunsch, nur einen einzigen Goldziegel jenes Daches zu besitzen, um sich dafür ein Häuschen von gewöhnlichen Backsteinen bauen zu können.

Er zog von ungefähr nach Innsbruck und kam vielleicht rascher an, als er gedacht, denn, Dank der Polizei! kann ein Handwerksbursche recht wohl auch singen: „Du denkst, du schiebst und wirst geschoben.“ Nach dem Genusse des Tyrolerweins verwirrten sich seine Begriffe über das Eigenthum ein wenig, und wie dem Trunkenen Vieles gelingt, was dem Nüchternen zu schwer werden würde, so entwendete er auch wirklich einen Ziegel vom goldenen Dache in silberner Mondnacht. In Augsburg aber wurde er festgenommen, und die Untersuchung zeigte, daß das corpus delicti nur vergoldetes Kupferblech sei. Der Maurergeselle beklagte mit naiver Wehmuth gegen die Richter, daß er in der ersten freudigen Ueberraschung leider sein Brecheisen und seinen Hammer zurückgelassen habe, da diese doch mehr werth seien, als der kupferne Stein. Doch man entschloß sich weder, ihm diese Utensilien portofrei nachzusenden, noch wurde der Prozeß ange-

nommen, den er wegen „beabsichtigter Täuschung“ gegen den Fiskus von Innsbruck zu richten gedachte. Als aber der Deliquent wieder frei war und ihn einst der Herbergsmeister fragte: „Guter Geselle, sag' an, was man zu Innsbruck wahrnehmen kann?“ so antwortete er mit maliciöser Variation des Urtextes: „Ein Zeichen ist mir allda bekannt, das „„kupferne Dacherl““ wird's genannt.“ Hierauf wurde der Arme wegen seiner Unwissenheit verspottet, mußte einen Straftrunk zahlen und durfte nicht einmal sein Recht vertheidigen, weil seine Schuld sonst den Genossen bekannt geworden wäre. „Gold, goldenes Dach!“ riefen sie ihm von allen Seiten zu, woraus man ersieht, daß der Schein oft mehr in der Welt gilt, als die Wirklichkeit. —

Für Kenner der Malerei und ihrer Geschichte sei noch bemerkt, daß sich am „goldenen Dach“ einige interessante Ueberreste von Wandgemälden befinden.

Zell im Zillerthale.

Nicht nur die Schönheit der Natur, auch die Lebenslust und kecke heitere Frische der Bewohner hat Viel dazu beigetragen, das Zillerthal zu einer der allerberühmtesten Gegenden Tyrols zu machen.

Was die landschaftlichen Reize anbelangt, so sind sie allerdings beträchtlich; nicht aber in Vergleich zu stellen mit so manchen anderen in großartigen Alpenthälern. Man kann sagen, die Zillerthaler selbst als kecke Weltfahrer mit Fußteppichen, Peitschenstielen und echten, sowie ganz besonders nachgemachten gemsledernen Handschuhen, holten die Reisenden eigentlich erst herbei. Die Leute der civilisirten Welt wurden neugierig, die Heimathstätte jener gesunden, halb naiven, halb unverschämten Naturburschen und auch höchst natürlichen Jungfrauen kennen zu lernen, von welchen sie auf allen Jahrmärkten und Messen mit dem vertraulichen „Du“ angeredet wurden, — eine unschuldige Manierirtheit, die sich wie im vorliegenden Fall um so besser macht, wenn die Ausübenden ein knappes Nationalkostüm und einen spitzen Hut mit Sträußel und Gemsbart tragen und dabei gar kecke Lieder singen. Gesang war stets ihre hellste Lebenslust und der Tanz, unterbrochen durch Trutzlieder und nachfolgende Abmessung der größeren Körperkraft, wegen des Besitzes einer schönen Tänzerin, wurde nicht dabei vergessen. Sie theilten diesen Lebensmuth und Uebermuth am meisten mit den Bewohnern des Innthales und Pusterthales, Gegenden, wo noch immer am meisten gejodelt, getanzt und gerauft wird, so sehr sich auch die Geistlichkeit bemüht, den Leuten eine bessere Moral an-, und ihren letzten Rest erlaubter und unerlaubter Fröhlichkeit abzugewöhnen.

Das Zillerthal hatte das Glück, am längsten von diesen kirchlichen Bestrebungen verschont zu bleiben, denn es stand beinahe tausend Jahre lang unter der Zuchtruthe des Erzbisthums Salzburg, die deswegen sich ungemein mild und tolerant erwies, weil sie nicht lang genug war, um ohne Unbequemlichkeit der Verwaltungsbehörden von Salzburg bis nach dem entlegenen Zillergau hinüber zu reichen.

Bibliograph. Institut Hildburghausen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

So war das Zillerthal, obgleich man es nicht versäumte, sich die Abgaben einzufordern, so ziemlich vergessen; man überließ es dem Genius seiner eigenen Moral und Selbsterziehung, und diese ist nicht immer eine sehr strenge gewesen. Im Gegentheil ging es sehr heiter und ungenirt in diesen romantischen Gründen zu, und trotzdem später eine obrigkeitliche Erziehung nachkam, rühmen noch heute die Tyrolerbursche, daß die Zillerthaler „Maidli" nicht blos schön, sondern auch von Herzen gut und lieber kokett, als abstoßend sind. Jedenfalls besitzen sie dabei eine große ungekünstelte Naivität, wie schon ihre Fähigkeit beweist, ohne Verlegenheit den fremden Reisenden Volkslieder vorzutragen, deren kühner Inhalt schwerlich in der Pfarrschule erlernt sein kann. Auch hierin liegt Kraft und ursprüngliche Gesundheit, mehr geeignet, von der Ueberkultur beneidet, als verspottet zu werden.

Diese Kraft aber tobte früher in freilich weit größeren Unternehmungen aus, als jetzt. Ich ziele damit auf ein echtes Volksfest, ganz für einen Hirtenstamm geeignet und würdig, daß es schon zu Jakobs Zeiten ausgeübt worden wäre; obgleich dazu die alttestamentarischen Heerden und ihre Hüter schwerlich, wie der Aelpler sagt, „Schneid und Couraschi" genug gehabt haben würden.

Damals war es für den Reisenden eine Lust, von Straß im Innthal aus, am Zillerbach aufwärts das schöne, von hohen, weit zurückgelagerten Bergzügen umgebene, tannenrauschende Zillerthal zu durchwandern, und gerade jenen für die Bewohner so erhabenen Tag abzupassen, wo diese über die männliche Ehre und Kriegstüchtigkeit zweier ihrer größten Gemeinden feierlich entschieden. An allen Enden regte und belebte sich's im Thal; aus den vielen kleinen Gehöften und Berghäuseln, selbst aus den Köhlerhütten am Walde kamen Neugierige festlich gekleidet heraus und tummelten sich in geschäftiger Eile die Straße dahin. Hatte man endlich den Ort Zell erreicht, den unsere Ansicht darstellt und welcher einen beliebten Glanzpunkt des Zillerthales bildet, mit freundlichen Häusern gewerblicher Thätigkeit und im Hintergrunde durch eine imposante Verzweigung der Berggruppen geschmückt, — war man endlich zu diesem heitern gemüthlichen Marktflecken hingelangt, so harrte des Reisenden und seiner Geldbörse nicht nur mancher geräumige Gasthof, sondern auch unweit des Städtchens ein Genuß imposanter Art.

Hier war das Feld der Ehre. Die Bursche und Hirten von Zell und die von Fügen hatten ja den stärksten Widder aus ihren Heerden gewählt. Diese beiden Exemplare, gleich andalusischen Stieren künstlich gereizt, mußten gegen einander kämpfen.

Es bildete sich ein Kreis von Neugierigen, ein buntes lebendiges Gedränge, gemischt aus allen Bewohnern von Nah und Fern. Die Widder, der eine ein Fügner, der andere ein Zeller, mit Abzeichen geschmückt und von Jedem durch patriotische Blicke, vermischt mit ermuthigenden Rippenstößen, verfolgt, thaten Anfangs das Ihrige. Sie fuhren mit ihren mächtigen Jupiter-Ammonshörnern klappernd gegen einander, verwickelten sich, bäumten ein wenig auf den Hinterfüßen, rissen sich dann wieder von einander los und versetzten sich durch eine Seitwärtsbewegung der Köpfe Schläge, die freilich einem Schafschädel bei weitem nicht so empfindlich sind, als der Kniescheibe eines Menschen. Sei es nun aber, daß das Geschlecht der Widder keinen so unverwüstlichen Muth besitzt, als das der Stiere; oder sei es, daß die klugen Thiere ahnten, man werde sie in ihrer Mühwaltung ablösen, — kurzum sie fochten ihren Streit fast niemals aus. Da nun Keiner der Helden auf dem Kampfplatz todt zu bleiben, sondern ihn beide gesund und unbeschädigt zu behaupten pflegten, wer sollte da den Sieg entscheiden? Und doch mußte er entschieden werden!

Man stritt hin und her. Die Gemüther erhitzten sich und endlich wiederholte sich immer dasselbe Spiel: die Partei von Fügen und die von Zell nahmen die Stelle der Widder ein und setzten das Gemeinde-Duell fort.

Zuerst traten einige der stärksten rauflustigen Bursche, „Robbler" genannt, gegeneinander vor und forderten sich, die Hüte umkehrend, so daß der Strauß nach vorn kommt — ein altes Kampfsignal — zum Streit heraus.

„I bin a Füger Bu, juchhe!
Und ka Zeller Fant hat a Schneid,
Daß er mi' Sträußl und Gamsbart
Vom Hütle abtheit."

Hierauf sprang ein Zeller vor und erwiderte in derselben Melodie:

„Kimm her Du Füger Bu, juchhe!
Der Zeller Fant steht fest,
Und Dir und Dein Gamsbart
Dem gib i an Rest!"

Noch einige solche Schnaderhüpfl, die endlich zur Injurie in Reim und Rhythmus anwachsen, von lauten Zurufen der Parteien begleitet, und die edeln Kämpen packten sich. Bald war einer unterlegen und es folgten andere Paare, sich regelrecht zu Boden zu werfen, was jedesmal mit freudigen Ausrufen von der Partei des Siegers begleitet war.

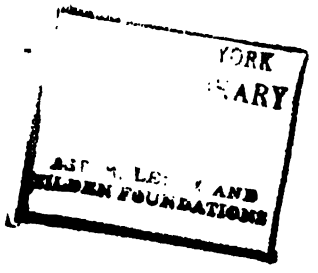
Aber vergebliche Mühe! Auf diese Weise konnte noch Nichts entschieden werden; es ging zu langsam und war zu unvollständig, denn die Ringer standen zu neuen Thaten wieder auf, da der Alpenbewohner gegen gequetschte Nasen, Stöße in die Magengegend und übersprungene Sehnen keine große Empfindlichkeit an den Tag legt. Was sollten endlich die vielen Zuschauer mit ihrer Theilnahmslosigkeit beginnen?

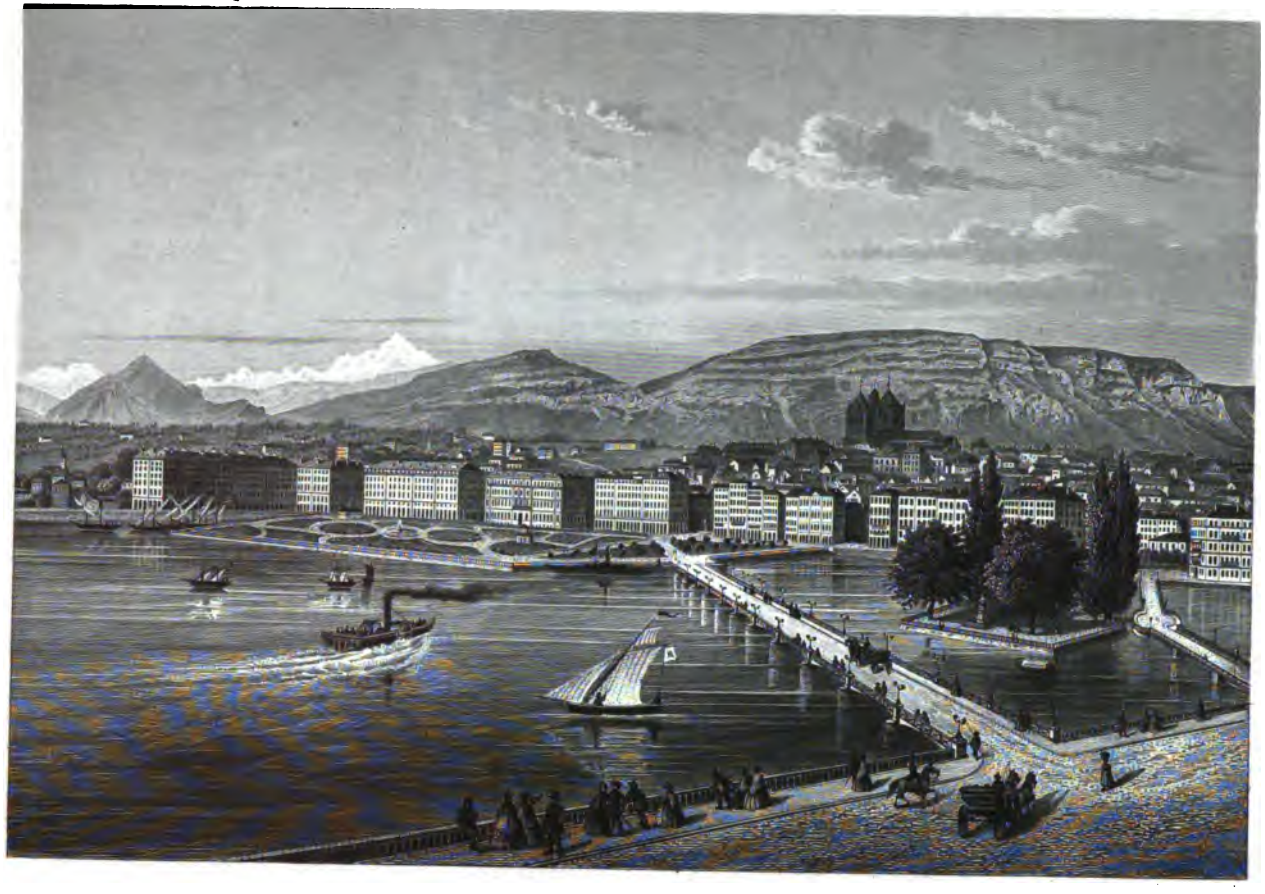
Bald warfen sich von beiden Seiten Einzelne dazwischen. Der Knäuel der Kämpfer verwickelte sich, man trug Steine und Prügel herbei und die Mädchen feuerten mit Worten und Geberden die Burschen an, wie die alten Ritterfräulein ihre Turnierhelden. Zu stets größerer Wildheit artete die Schlägerei aus, und da man hier und da ein Messer zog, so gab es, nachdem Kraft und Vergnügen erschöpft waren, in der Regel auf der Wahlstatt ein paar Leichen. Sie wurden still und mit Schmerz begraben, aber desto lauter und lustiger war die Ausgelassenheit, mit der die Siegespartei sich ihren Hochgefühlen hingab und Abends im Wirthshause die Becher im Trunk und die Zillerthaler Mädchen im Ländler schwenkte. Ohne Schimpf und Spott durfte sich keiner der Geworfenen dabei blicken lassen, und man will wissen, daß es, ganz nach altgermanisch barbarischem Vorbilde, die „Maidli" stets mit den Stärkern hielten.

So endete der ehrwürdige Brauch dieses heitern, blutigen Volksfestes, ein Zeugniß der Rohheit, aber auch der robusten Kraft.

Wenn uns dieses „Widderstoßen" davon abgebracht hat, nicht ebenso wie der Maler bei der landschaftlichen Schönheit des reizenden idyllischen Zell zu verweilen, so entschuldigte es sich gewiß dadurch, daß das immer allgemein werdende Verschwinden jeder volksthümlichen Sitte, jeder nationalen Racen-Aeußerung unser Interesse fesseln und anziehen mußte.

Otto Banck.


YORK
ARY
AND
FOUNDATIONS



GENF

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Genf

in seiner neuern Entwickelung.

Das letzte Jahrzehent ist für die Physiognomie vieler Großstädte Europa's verhängnißvoll geworden. Der Herrscherwille eines einzigen Gewaltigen hat genügt, die französische Metropole, die sich so gern die Hauptstadt der Welt nennen möchte, in wenigen Jahren gründlicher umzugestalten, als dies irgend eine der früheren Dynastien und wechselnden Revolutionen vermochte. Die deutsche Kaiserstadt an der Donau sieht ihre alten Wälle fallen, die einst dem Türken trotzten, und zieht mit allumfassenden Armen ihre weiten Vorstädte an sich heran; die norddeutsche „Hauptstadt der Intelligenz" bedeckt in immer weiterer Ausdehnung den märkischen Sand mit neuen Häuserreihen und Palästen. Und wie vielen andern Städten ist, wenn sie plötzlich durch den Bau einer Eisenbahn in den großen Weltverkehr gezogen wurden, in dem kurzen Zeitraum eines Decenniums der unverkennbare Stempel, die Signatur der modernen Welt aufgedrückt worden, nachdem sie Jahrhunderte hindurch den Grundtypus ihres ursprünglichen Wesens unverändert zu bewahren gewußt hatten.

Unter den Schweizerstädten steht in dieser Hinsicht Genf an der Spitze, ja die alte Allobrogerstadt am Leman darf sich den drei obengenannten großen Kapitalen kühn an die Seite stellen, wenn sie dieselben, natürlich unter Berücksichtigung der Zahlenverhältnisse, nicht vielleicht an raschem Wachsthum und gründlicher Metamorphose sogar übertrifft. Die wie mit Siebenmeilenstiefeln fortgeschrittene Vergrößerung, welche in der kleinen Zeitspanne von 12 Jahren das Areal der Stadt verdoppelte, erinnert in der That an amerikanische Verhältnisse. Selbst ein eingeborner Genfer, der seine Heimath in dieser Periode nicht sah, würde Mühe haben, seine Vaterstadt wieder zu erkennen, so ganz und gar verbirgt sich deren charakteristischer Kern unter dem neuen glänzenden Gewande, in welches sich die altehrwürdige Geneva zu drapiren gewußt hat, einst ein frommes greises Mütterchen, nur noch in Gebet und Erinnerung an vergangene Tage lebend, heute eine kokette vollbusige Schöne im funkelndsten Ballstaate, lustathmend und Bewunderung heischend.

Genf war bekanntlich früher eine Festung. Seitdem die einstige Verbindung mit dem deutschen Reiche sich immer mehr gelockert und alle Bedeutung verloren hatte und Genf, unter dem zweifelhaften Schutze von Frankreich, Zürich, Bern und Sardinien stehend, hauptsächlich auf seine eigenen Kräfte angewiesen war, hatten die Bürger ganz recht, ihre Freiheit und Unabhängigkeit mehr ihren Wällen und Mauern, als dem guten Willen jener Schutzmächte anzuvertrauen, zumal da die feindseligen Absichten der savoyischen Dynastie noch im 17. Jahr-

hundert offen genug zu Tage getreten waren und man auch seit Ludwig XIV. ungefähr wissen konnte, wessen man sich von französischer Seite zu versehen hatte. Und doch konnten die Wälle und Mauern Genf vor der Einverleibung in Frankreich nicht schützen, als die Revolution ihre „Runde um die Welt" zu machen begann. Doch die Freiheitskriege und die Restauration brachten auch für Genf bessere Garantien. Die Republik, auf ihren Wunsch Mitglied der Eidgenossenschaft geworden und an deren gewährleisteter Neutralität theilnehmend, schien der zerfallenden Festungswerke nicht mehr zu bedürfen. Aber die Genfer alten Schlags hingen noch mit wunderbarer Vorliebe an ihren grasbewachsenen Wällen, moosbedeckten Mauern und den tiefen Gräben mit dem stehenden grünen Wasser, welche wie eine Zwangsjacke die längst übervölkerte, nach Ausdehnung strebende Stadt von allen Seiten umschlossen. Man baute lieber himmelhohe Häuser in den alten winkligen Gassen, als daß man daran gedacht hätte, einen so naheliegenden Ausweg, wie die Abtragung der Festungswälle, zu wählen. Das schnödeste und noch dazu schlecht verstandene Privatinteresse der Grundeigenthümer wußte in der Presse und in den Räthen die eingewurzelten Volksvorurtheile zu seinen Gunsten auszubeuten. Die rasch anwachsende Arbeiterbevölkerung der gewerbfleißigen Stadt blieb wie in einem Prokrustesbette eingezwängt, die Miethpreise stiegen ungeheuer. Doch

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Der Ruhm, endlich einer bessern Zukunft den Weg gebahnt, alle im Wege stehenden Hindernisse mit kräftiger Hand beseitigt zu haben, gebührt vor allen James Fazy, dem Haupt der durch die Oktoberrevolution von 1846 an's Ruder gelangten radikalen Partei. Wie man auch sonst über die politische Richtung dieses Staatsmanns urtheilen mag, selbst seine entschiedensten Gegner, wenn sie nur ehrlich sind, müssen zugeben, daß mit der Stadterweiterung sich James Fazy ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, welches seinen Namen gegen die zahllosen, oft ungemessenen und einseitigen Angriffe zeitgenössischer Gegner bei der Nachwelt vertheidigen wird. Von der Schleifung der Festungswerke an datirt die neue Aera der Geschichte.

Die Arbeiten begannen im Jahr 1851 und heute ist die Stadt nach allen Seiten offen, indem nur einige der alten Basteien, die schon in früherer Zeit in schöne Spaziergänge umgewandelt waren, erhalten worden sind, so namentlich die mit prächtigen uralten Kastanien- und Lindenalleen besetzte Bastion Bourgeois. Auf dem gewonnenen Terrain sind nach allen Richtungen neue Straßen und ganze Stadtviertel entstanden, welche in weitem Kreis das Centrum der alten Stadt umgeben. Diese zieht sich bekanntlich vom See an längs der Ufer der demselben entströmenden Rhone hinauf. Den eigentlichen Kern der Stadt bildet der Hügel auf dem südlichen Ufer, welcher, mit einer Menge alter, krummer und steiler Gassen bedeckt, auf seinem Gipfel eine Reihe schönerer, wenn auch gleichfalls alterthümlicher Straßen trägt, die größtentheils von der Genfer Aristokratie bewohnt werden. Hier ist die eigentliche Burg des Calvinismus; hier liegt die historisch merkwürdige, architektonisch aber wegen ihres gemischten Styls nicht sehr ausgezeichnete Peterskirche, der „Tempel" der Genfer Reformation. Zwischen dieser obern Stadt und dem See liegen die Rues basses, früher und zum Theil auch jetzt noch der Hauptsitz des Handels und der Gewerbthätigkeit. Eine Hauptader des Genfer Verkehrslebens ist auch noch die Rue du Rhône, ein langer, mit dem vorigen parallel laufender Straßenzug, an welchen dann die ältern Kais

stoßen. Von dort aus führen mehrere Rhonebrücken zu dem nördlichen Stadttheil, ehemals Faubourg St. Gervais genannt. Hier wohnt hauptsächlich die arbeitende Klasse, besonders die in den großen Uhren- und Bijouteriefabriken beschäftigten Arbeiter. Aus diesen drei Stadttheilen bestand bis zur Schleifung der Festungswerke das alte Genf. Die Bevölkerung jener Viertel war und ist noch heute wie in socialer, so auch in politischer, ja in religiöser Beziehung ziemlich scharf geschieden. Die obere Stadt vertritt den Konservativismus, die untere Stadt das liberale Justemilieu, St. Gervais den Radikalismus.

Der Fremde, der heute mit dem Dampfboot oder der Eisenbahn in Genf anlangt, bekommt von diesen älteren Stadttheilen zunächst wenig zu sehen. Denn von allen Seiten treten ihm zunächst die prächtigen Straßen der neuen Stadt entgegen. Namentlich zeigt sich Genf vom See aus gesehen von seiner glänzendsten Seite. Im weiten Halbkreis lagert sich die Stadt um den tiefblauen Busen des Leman, welcher von Dampfbooten, Segelbarken und Kähnen in allen Richtungen durchkreuzt wird. Erst über die durchaus modernen, größtentheils in kolossalen Verhältnissen ausgeführten Häuserreihen der Kais ragen die Giebel und Thürme der alten Stadt herüber, die amphitheatralisch an beiden Ufern emporsteigt; es ist die Romantik der Vergangenheit, die in das rauschende Leben der Gegenwart herüberwinkt. Nur die Südseite dieses großartigen Rundgemäldes, wie sie sich vom Quai des Bergues aus darstellt, ist auf unserm Bilde zu sehen. Die große Brücke links ist der prächtige, erst 1862 vollendete Pont du Montblanc, der die Rue und den Quai du Montblanc auf dem rechten mit dem Grand-Quai auf dem linken Ufer verbindet, und dem englischen Garten und dem großartigen Hôtel de la Métropole gegenüber ausmündet. Die Brücke rechts ist der ältere Pont des Bergues, der von dem gleichnamigen Kai aus nach der Place de la Fusterie und in das Innere der Stadt führt. Zwischen beiden Brücken liegt die Rousseauinsel mit der Bildsäule des großen Citoyen de Genève von Pradier. Der Grand-Quai, dessen größere Hälfte auf unserm Bilde sichtbar, bedeutet für Genf, was die Linden für Berlin, die Toledostraße für Neapel, der Broadway für Neuyork. Hier pulsirt namentlich der Fremdenverkehr, der jahraus, jahrein die schöne Lemanstadt belebt, hier wimmelt es von eleganten Toiletten, fremdländischen Physiognomien, glänzenden Equipagen, Reitern, Droschken, Omnibus von früh bis spät in die Nacht.

Zu den schönsten Partien Genfs gehört die Montblanc-Brücke selbst und nichts gleicht dem Zauber des Anblicks, der sich uns darbietet, wenn wir an einem schönen Sommerabend dem großen Zug der Kühlung suchenden Spaziergänger folgen, welche auf den breiten Trottoirs zu Hunderten auf- und abwandeln. Die Sonne sinkt in rosiges Gewölk gehüllt hinter die dunkeln Höhenzüge des Jura hinab, die blaue Fläche des Sees, von leichtem Abendwind gekräuselt, liegt ruhig vor uns, Gesang, Musik und fröhliches Geplauder tönt aus den schaukelnden Kähnen herüber. Gegen Osten steigen die Rebenhügel von Cologny empor, hier und da leuchten die weißen Mauern einer Villa aus den dunkeln Baumgruppen am Ufer und auf den Höhen. Weithin begrenzt das savoyische Hochgebirge in dieser Richtung den Horizont, und auf dem schneeigen Haupte des Montblanc spielen die letzten Lichter der sinkenden Sonne. Es ist ein Bild voll erhabener Schönheit, voll seligen Friedens, ein Bild, das noch nach langen Jahren im Herzen des Beschauers nachklingt, wie die Töne eines süßen Liedes, eines phantastischen Märchens, dem wir in glücklicher Jugendzeit einst lauschten in träumendem Selbstvergessen.

Genf ist die Stadt der Gegensätze. Die Stadt Calvin's und James Fazy's, das protestantische Rom und das schweizerische Paris — in diesen Beinamen, die sich Genf nach einander mit gleich gutem Grunde erwarb, liegen schon die polarartig verschiedenen Momente angedeutet, welche die neuere Geschichte dieser merkwürdigen Republik bewegten. Bis zur Reformation war Genf unter bischöflicher Hoheit ein eigenthümlich ausgeprägtes Gemeinwesen mit einer entschieden national entwickelten Bevölkerung, deren Sitten an das leichte Blut des Südens erinnerten. Mit Calvin zog die strenge Asceſe und eine aus protestantischen Flüchtlingen, besonders Frankreichs, zusammengesetzte Bevölkerung ein. Die heitere Bischofsstadt verwandelte sich in das „christliche Lacedämon" des finstern, fanatischen Reformators. Der eingeborne Stamm ging in einem neugebildeten Staat auf, in welchem die fremden Eingewanderten bald die Herren wurden, um im Laufe der Zeit eine exklusivere Nationalität zu gründen, als sie je vor der Reformation bestand. Genf, schon im frühern Mittelalter ein bedeutender Handels- und Fabrikplatz, wurde im 18. Jahrhundert ein Hauptsitz der Uhrenindustrie und Bijouterie. Neue politische Ideen fanden besonders unter der Arbeiterbevölkerung einen günstigen Boden, das ganze 18. Jahrhundert fast verlief unter Erschütterungen und Kämpfen zwischen den modernen Freiheitsideen und der Starrheit und Ausschließlichkeit der alten Staatsform und ihrer Träger. Aus der Stadt Calvin's ging der Apostel eines neuen Socialprinzips, ging Jean Jacques Rousseau hervor. Die französische Okkupation und die Restauration brachten nur einen Waffenstillstand in jene Kämpfe, die sich mit den dreißiger Jahren wieder erneuerten, nachdem schon vorher auch in der Kirche, welche seit der Reformation einen so tiefgreifenden Einfluß auf das Genfer Staatswesen ausgeübt hatte, zwischen der streng orthodoxen, sich dem englischen Methodismus anschließenden Richtung und der mehr rationalistischen Partei eine tiefe Spaltung eingetreten war. Die Revolution von 1846 brachte endlich eine, auf die Grundsätze der absoluten Demokratie basirte Verfassung. James Fazy, der bedeutendste Staatsmann der radikalen Partei, hat es lange Jahre verstanden, sich als Führer in der Volksgunst zu erhalten, allein in neuerer Zeit wuchs die Opposition gegen sein System. Die alten Parteien sind ihrem Kern nach noch immer vorhanden, wenn sie sich auch neue Namen gegeben haben und neue Verbindungen eingegangen sind. Genf scheint noch nicht am Ziele seiner politischen Kämpfe angelangt.

Aber an einen Rückfall in frühere Zustände ist wohl nicht zu denken. Die alten Schranken sind dahingesunken, Genf ist eine Großstadt geworden, in welcher das kosmopolitische Element einen überwiegenden Einfluß errungen hat. Nur eine Partei, welche diesem Rechnung trägt, wird ihre Herrschaft dauernd befestigen können. Die freisinnigsten Niederlassungsgesetze, die ausgedehnteste Handels- und Gewerbefreiheit haben eine zahlreiche Einwanderung hervorgerufen, welche noch in stetem Wachsen begriffen ist. Im Jahr 1850 zählte die innere Stadt Genf 31,238 Einwohner, 1860 dagegen schon 42,000. Mit den Vorstädten aber betrug die Einwohnerzahl im letztern Jahr 54,000. Die Zahl der in Genf lebenden Ausländer endlich beläuft sich gegenwärtig auf nicht weniger als 28,755, während sie 1850 nur 14,298 betrug. Solche Zahlen bedürfen keines Kommentars. Noch ist in Anschlag zu bringen, daß die Stadt den Mittelpunkt einer äußerst dicht bevölkerten Gegend und wegen ihrer herrlichen Lage einen der wichtigsten Sammelplätze des großen Touristenverkehrs bildet.

Das Jahr 1860 und die savoyische Annexion haben die Befürchtungen von Neuem erweckt, daß Frankreich seine alte Vergrößerungspolitik wieder in Scene zu setzen gedenke, und daß Genf zu einem der nächsten Opfer ausersehen sei. Das

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Genfer Volk aber hat nicht versäumt, vom ersten Augenblick an seinen echt eidgenössischen Gesinnungen einen energischen Ausdruck zu geben, um jedem trügerischen Vorwand einer angeblichen Sympathie für Frankreich von vornherein kräftigst zu begegnen. Gerade im gegenwärtigen Augenblick ist, von allen Parteien unterstützt, der Beschluß gefaßt worden, den fünfzigjährigen Anschluß Genfs an die Schweiz im nächsten Jahr durch ein großes Nationalfest zu begehen, und durch die Errichtung eines Denkmals, für welches die freiwilligen Gaben bereits reichlich fließen, vor aller Welt zu bezeugen, daß die schönste Perle unter den Städten am blauen Leman frei und schweizerisch ist und frei und schweizerisch bleiben will. Die Feier der Leipziger Völkerschlacht, das Arndtdenkmal am Rhein, das Denkmal in Genf — das Alles sind Zeichen der Zeit, die für die Zukunft nicht verloren sein können.

W. Lampmann.

Das Cannstadter Thal.

Es liegt ein wunderbarer Reiz über dem schwäbischen Lande, den man, wie oftmals die unmittelbarsten und unwillkürlichsten Eindrücke, schwer bezeichnen kann. „Heimelig" ist kein wohlkonditionirtes Schriftwort, während man dessen Vetter „anheimeln" wohl allmälig einschmuggelte, ohne auf Widerstand zu stoßen; und beide Ausdrücke passen so recht eigentlich für den allergrößten Theil des würtembergischen Landes. Das hat nicht allein die Gunst der Natur gethan, welche allerdings dem Lande reichlich zugewendet ist, sondern auch Art und Wesen des Volksstammes that es, welcher ein besonderes Talent dafür zeigt, das Rechte und Selbstverständliche gerade da mit seiner Kultur zu entwickeln, wo ihm die Natur selber den Wohnplatz angewiesen zu haben scheint.

Unter unsern vielen Fürstenresidenzen gibt es vielleicht eben aus diesem Grunde wenige, die zugleich so wirklich Landeshauptstadt sind, wie Stuttgart. Ohne daß die gouvernementale Centralisation, selbst in früheren Perioden, ein wesentlicher Charakterzug des würtembergischen Staatsprinzips gewesen, ist doch Stuttgart wesentlicher Knotenpunkt des vielmaschigen Interessengeflechtes des gesammten würtembergischen Lebens geworden und entsendet wieder die rothen Fäden seiner Rückwirkungen bis in die einsamsten Weiler des Schwarzwaldes, oder der rauhen Alp oder des lachenden Bodenseeufers. Stuttgart liegt dafür außerordentlich glücklich, ungefähr in der geographischen Mitte des Königreichs, noch glücklicher aber auf der Grenzscheide zwischen der rauheren gebirgigen Hälfte und dem

in fruchtbaren Hügelwellen sich ausweitenden Theile. Von Westen her senken sich die letzten Ausläufer des Schwarzwaldzuges als rebenbedeckte Anhöhen mit ziemlich steilen Abfällen in den stuttgarter Thalkessel zusammen, welcher gen Osten in das zum erstenmale geweitete Neckarthal ausläuft. Nur 800 Fuß über dem Meere, ringsum geschützt, mit einem überaus üppigen Fruchtboden, erscheint dieser Fleck so recht eigentlich zur bedeutendsten Landesstadt bestimmt. Und das ist Stuttgart, namentlich auch in städtischer Hinsicht, im laufenden Jahrhundert vollkommen geworden.

Der Anstoß kam vom König; dies braucht gar nicht in Abrede gestellt zu werden. Denn wenn der königliche Kunstsinn die in der äußeren Erscheinung hinter ihrer inneren Entwickelung zurückgebliebene Stadt vornehmlich schmückte und verschönte, so waren doch eben alle Bauten, Denkmale, Anlagen nicht blos den Zwecken des Hofes oder speziellen Liebhabereien dienstbar, sondern recht wesentlich dem monumentalen Ausdrucke des nationalen Lebens in der schwäbischen Landeskapitale gewidmet und dem Publikum gleichermaßen zugänglich und zugehörig, wie die Park- und Gartenanlagen, welche aus der Stadt in das Land hinauslaufen. Am deutlichsten erkennt sich dies daran, daß die Residenzbevölkerung dem empfangenen Anstoße keineswegs in uniformer Weise folgte, wie wir es mitunter in anderen Königsstädten gewahren, sondern individualisirend, nach persönlichen Neigungen und lokalen Bedingungen. Der Hofstyl, um uns so auszudrücken, ward nicht alleinherrschend; man versteckte den alten, sehr wenig anmuthigen Stadtkern nicht beinahe schamhaft hinter eine neue Welt der Façaden, sondern er versank von selber zwischen den modernen und heiteren Straßen und Stadttheilen der neuen Zeit, wie etwa vom kleinen Stammhause eines großen Geschlechtes in den modernen Anbauten auch nur Reste übrig, aber doch ehrfurchtsvoll gepflegt bleiben.

Wir haben nun Stuttgart selber nicht zu schildern. Allein als eine seiner wohlthuenden Eigenthümlichkeiten ist zu erwähnen, daß man heute, da der Bahnhof den Centralhafen seiner Eisenstraßen bildet, nur durch einen Garten in sein Inneres gelangt. Dieser Garten gehört zum Königsschloß und breitet sich von da hinaus bis zu den Uferhügeln des Neckars. Dort scheint der Schienenweg plötzlich an der Terrasse des überall geschilderten Rosensteins enden zu müssen. Aber unter den Fundamenten des Schlosses haben sie ihn hindurchgebohrt, aus dem Dunkel des Tunnels werden wir urplötzlich auf die Neckarbrücke, mitten in die lachende Schönheit des Cannstadter Thales versetzt.

Hier ist wirklich das reichste Füllhorn einer südlicheren Natur über Alles ausgeschüttet, was das Auge erblickt. Vom blinkenden Flusse, auf dem sich geschäftiges Leben umhertummelt, steigen allerwärts sonnige Rebenhügel empor. Nicht Obstgärten, sondern wahrhaftige Fruchtwälder überschatten deren Gipfel und erfüllen ihre tieferen Einschnitte. Saftgrüne Matten mit durstigen Weiden sinken fast in die klaren Wellen des lustig plätschernden Neckars hinein. Einzelne Kirchen und Kapellen auf den entfernteren Höhen steigen noch über die koketten Winzerhäuschen empor und mahnen mitten im protestantischen Lande an dessen katholische Vergangenheit, während einige Dörfer, ganz auf Anhöhen gelagert, unsere Erinnerung nach Oberitalien versetzen. Des Thales Grund aber, überragt vom stolzen Bau des Rosensteins, von welchem flußwärts die goldstrotzende Pracht der maurischen „Wilhelma" des Königs in einen blüthenbunten Gartenraum hinabsinkt, während dem Rosensteine gegenüber die kronprinzliche Villa in italienischem Style majestätisch aufstrebt — des Thales Grund ist so erfüllt von Landhäusern,

Tempeln, einem Theater, Pavillons, Gasthäusern, Badeanstalten und Fabriken, daß das unscheinbare Cannstadt selber darin beinahe verschwindet.

Man verliert dabei nichts. Denn die eigentliche Stadt, trotzdem sie mit zahlreichen römischen Ueberresten beweist, daß sie einst eine sehr bedeutende Niederlassung, ja wohl gar die Kapitale des Militärbezirks der Weltherrscher am mittleren Neckar gewesen, hatte sich später doch niemals wieder höher, als zu einem befestigten Landstädtchen erhoben. Da es den Zugang zur Landeshauptstadt bewachte, hat es allerdings in verschiedenen Jahrhunderten viel Kriegsnoth erdulden müssen; aber wie manchem treuen Hüter seines Herrn, ist es auch ihm ergangen: vom Unglück oder der Errettung der Landeshauptstadt berichten die Blätter der Geschichte ausführlich, doch die Kämpfe und Wunden und das Elend des treuen Thürhüters kommen blos, wie Selbstverständlichkeiten, zu beiläufiger Erwähnung. Erst in der nachnapoleonischen Zeit hat es seine alterthümliche Waffenrüstung allmälig abgelegt; die Ringmauern fielen, die Thorthürme sanken zusammen, die Wälle verwandelten sich in heiter-friedliche Anlagen. Was aber die — wenn man streng topographisch reden will — nicht in Stuttgart selber, sondern in Cannstadt zusammenlaufenden Wasser-, Eisen- und Landstraßen Schwabens, sowie die hier von der Lage und den reichlichen Wasserkräften begünstigte Industrie an modernen Anlagen und lebhaftem Verkehr noch etwa unbehegt ließ, das überwuchs mit Etablissements, mit elegantem Verkehr und heiter bewegtem Leben, welches aus den Cannstadter Heilquellen hervorsprießte.

Theils mitten in der Stadt, theils in deren unmittelbarer Umgebung sprudeln diese salinisch kohlensauern Eisenwasser mit zehn Quellen aus dem kalkigen Boden hervor. Schon die Römer haben sie gekannt, wie die aufgefundenen Ueberreste ihrer Badeanstalten und Röhrenleitungen bezeugen; spätere Jahrhunderte scheinen sie wieder vergessen zu haben; und selbst die gehaltvollste, die „Sulz", welche im vorigen Jahrhundert am „Sulzerraine", einem Wiesenhügel dicht an der Stadt, entdeckt wurde, trieb nach kurzer unregelmäßiger Ausbeutung blos eine Oelmühle, bis in den Zwanzigern unseres Jahrhunderts sich endlich ein Brunnenverein bildete, und unter reger Theilnahme des Königs Cannstadt mit all den Einrichtungen und Anlagen ausschmückte, welche es heute zu einem der besuchtesten und beliebtesten Badeorte des schwäbischen Landes machen.

Die andern würtembergischen Bäder haben fast durchschnittlich den Charakter waldiger oder doch ländlicher Abgeschiedenheit; offene Natur, Heiterkeit der landschaftlichen Physiognomie und die Nähe der Residenz, das Treiben des Gewerbfleißes, der Eisenbahnverkehr nach allen Seiten, zahlreicher Besuch aus Stuttgart und den sonstigen Nachbarstädten charakterisiren Cannstadt. So wird es nicht blos von eigentlichen Kurgästen, sondern fast noch häufiger von solchen Fremden aufgesucht, die dort einen mehrmonatlichen Sommeraufenthalt machen. Namentlich sind es die Schweizer, welche hier, wie anderwärts die Engländer, eine mannigfaltiger bewegte Geselligkeit erwarten, als ihnen die Heimath bietet. Ohne daß sie geradezu den Ton bedingen, darf man es doch wohl ihrem Einflusse zuschreiben, daß in Cannstadt weniger, als in andern südwestdeutschen Luxusbädern, jener gespreizte Ton übermäßiger Eleganz und Kastenscheidung aufkommt. Das Grundelement ist bürgerlich; man lebt bequem, man lebt reich, aber man lebt zum eigenen Behagen, nicht blos für den „Sand in die Augen"; Cannstadt ist allerdings auch großentheils ein Luxusbad, aber schon daß mit der Fernhaltung der Spieltische auch die staubige Atmosphäre der „zweifelhaften Existenzen" ziemlich

fern bleibt, bewahrt ihm ein frischeres, gesunderes, natürlicheres Aussehen, als sonst solchen Sammelplätzen des müssiggehenden Reichthums eigen zu sein pflegt.

Allerdings möchte dies leicht anders sein, wenn Cannstadt selber blos für die Fremden und von ihnen leben müßte. Allein genau genommen bilden die Gäste und die Kuretablissements — unter denen auch die orthopädische Heilanstalt des Dr. Heine von beinahe europäischem Rufe nicht zu vergessen — eine gewissermaßen abgesonderte Kolonie, zu welcher die benachbarten Schwaben mehr besuchsweise kommen, als daß sie gerade in lebhafte Wechselbeziehung mit ihr träten. Das Annäherungs- und Anschmiegungstalent ist ihnen überhaupt minder eigen, als den Rheinländern und Badenern, und außerdem ist ihnen ja Cannstadt eigentlich blos der Vorhof von Stuttgart. Der Cannstadter selber aber wird zu vielseitig von seinen Geschäften in Anspruch genommen, um in übermäßig zuvorkommendem Fremdendienst seinen Erwerb vorzugsweise darauf zu stellen. Er muß hier die schweren Waaren verladen, welche von den Industriestätten an der Ulmer Bahn oder aus dem obern Neckarland herunter kommen und nun auf dem Flusse nach Mannheim schwimmen sollen; er muß andererseits spediren, was in die Gebirgslande hinaufsteigen soll, und daneben schwirrt und schnurrt und klappert seine eigne Industrie, der arbeitsamen Hände bedürftig. Dabei fordert der Obst- und Weinbau fortwährend Pflege, denn von Cannstadt gilt ja dasselbe französische Sprichwort, was von Stuttgart sagt: Si l'on ne ceuillait le raisin, la ville irait se noyer dans le vin; die Beziehungen gen Stuttgart sind endlich so vielfach, daß Cannstadt in der That, wie äußerlich, so auch innerlich einen integrirenden Theil des Residenzlebens bildet.

Einmal im Jahre, und zwar zum Geburtstage des Königs (27. September), ist aber Cannstadt, so zu sagen, der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dann fehlt hier keine der schwäbischen Trachten, keine der schwäbischen Mundarten. Ueberdeckt sind dann die Wiesenflächen am Neckar mit einer flüchtigen Zeltstadt, ringsum wehen Wimpeln und Flaggen, überall erklingt Musik, Gesang, Becherklang, aller Lärmen eines volksfestlichen Jahrmarkts, und die von allen Seiten in den kürzesten Pausen heranbrausenden Bahnzüge gießen immer neue Menschenfluthen aus, als wolle sich ganz Würtemberg in diesem kleinen Thale sammeln. In der That führt auch ganz Würtemberg an diesem Tage die ausgezeichnetsten Produkte seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit hier wetteifernd zusammen. Sie haben dem „Cannstadter Landwirthschaftsfest" seinen weitberühmten Namen gegeben, sie haben es — namentlich in Bezug auf die Aneiferung zur sorgfältigen Zucht schönes Nutzviehes, absonderlich trefflicher Pferde — für den praktischen Oekonomen wichtiger und lehrreicher werden lassen, als das pomphaftere Münchener Oktoberfest. Im ganzen Charakter seines Verlaufes und seiner Lustbarkeiten ist es diesem natürlich nahe verwandt. Aber so ungefähr, wie sich die Cannstadter Umgegend zur Münchener, der September zum Oktober verhält, so auch Ton, Wesen, Bewegung des Cannstadter Volksfestes zu dem Münchener. Ob das so bleibt, wenn dereinst König Wilhelm, welcher mit seiner Vorliebe und Förderung für die Landwirthschaft diese Landesfesttage und landwirthschaftlichen Ehrentage in's Leben gerufen hat, nicht mehr daran Theil nimmt — wer mag es sagen? Unsere Zeit hat vielleicht zu viel sogenannte „Nationalfeste" arrangirt, als daß die wirklichen und naturwüchsigen „Volksfeste" recht in Ehren bleiben. Man sollte jedoch darin vorsichtig sein, das Volk nicht allzu oft von seiner Berufsthätigkeit abzurufen, damit es immer wieder die nationalen Erinnerungen einer Vergangenheit feiere, an welcher es keinen selbstthätigen Antheil genommen; denn leicht erwächst daraus einerseits eine Geringschätzung der täglichen Berufsarbeit, andererseits eine Ueberschätzung

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR
TILDEN

der theilweise überlebten Errungenschaften der Väter. Nur wenn sich das Volk Dessen genau bewußt wird, daß seine tägliche Berufsarbeit die feste unwandelbare Grundlage der nationalen und sozialen Entwickelungen immer von Neuem beschaffen und pflegen muß, wird es diese mit erhebendem Bewußtsein feiern. Das sind dann Feste, „die das Volk sich selber gibt", wahrhaftige und echte Volksfeste.

Aurelio Buddeus.

Hohenschwangau.

In seinen „Alpenbildern" bemerkt Otto Banck sehr treffend, daß Lessing's Ausspruch: „Es gibt Menschen, welche berühmt sind, und solche, die es zu sein verdienen", sich auch auf Gegenden anwenden lasse; denn wie so manchem öffentlichen Charakter der Zufall bei der Ausbreitung seines Rufes zu Hülfe komme, so geschähe es auch mit manchen Landschaften. Zu den Landschaften, welche berühmter zu sein verdienen, als sie sind, rechnet nun Otto Banck das Bergpanorama von Füssen, das seiner Ansicht nach mit dem Panorama von Salzburg ziemlich rivalisiren könne; leider aber träte die Abgelegenheit und alterthümliche Unfreundlichkeit des Städtchens dem Fremdenverkehr hindernd in den Weg. Hierauf aber fährt der Verfasser fort: „Nur eine einzige Perle landschaftlicher und architektonischer Schönheit dicht hinter Füssen ist durch eine große Zahl von Touristen zu verdientem Rufe gelangt. Und auch dies würde vielleicht nicht der Fall gewesen sein, hätte nicht dort das Besitzthum eines Königs die Neugierde mit dem natürlichen Geschmacke des Publikums gepaart."

Diese „Perle landschaftlicher und architektonischer Schönheit" ist das Schloß Hohenschwangau, das, nachdem es allmälig in Trümmer versunken war, von dem jetzt regierenden König als Kronprinzen angekauft, im Style einer alten Ritterburg wieder hergestellt und zu seinem Sommersitze erhoben wurde. Die Pracht der Umgebungen, die architektonische Einrichtung und malerische Ausschmückung des Schlosses und die sich an das Gebäude knüpfenden großen historischen Erinnerungen wirken zusammen, um diese bevorzugte Stelle zu einer für Reisende besonders interessanten zu machen.

Hohenschwangau erhebt sich auf einem grünbewaldeten Felsvorsprung, dessen Fuß von dem Schwanensee und dem dunkelgrünen Alpsee bespült und dessen Haupt von riesigen Schneegipfeln, darunter Aelblisspitz und der Säuling, überragt wird. Unser Bild gibt die eigenthümlich herrliche Lage des Schlosses, dieses in

einen großartigen Wald- und Gebirgsrahmen gefaßten architektonischen Kleinodes, so bestimmt und deutlich wieder, daß wir gern auf den Versuch verzichten, unsere Feder in der Beschreibung dieser landschaftlichen Pracht mit dem Stift des Zeichners rivalisiren lassen zu wollen. Was aber der Zeichner nicht darstellen konnte, das sind die historischen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese Stätte knüpfen. Wenden wir uns zunächst zu diesen, ehe wir das Innere der neuen Burg betreten.

In Hohenschwangau, in alten Zeiten Schwanstein genannt, war es, wo der jugendlich schöne Konradin von seiner Mutter Abschied nahm, ehe er seinen verhängnißvollen Zug nach Süditalien gegen den tückischen Karl von Anjou, den Räuber seines väterlichen Erbes, antrat. Unter Thränen beschwor sie ihn, von seinem gewagten Unternehmen abzustehen. „Darf ich dich," sagte sie, „dich, meinen einzigen Sohn, den heimlichen Nachstellungen fremder Völker und boshafter Herrscher aussetzen? Ist nicht die Gefahr gewiß, der Erfolg zweifelhaft? Italien hat die Hohenstaufen immerdar tückisch angelockt und ihnen Kraft und Blut ausgesogen. Willst du, der Letzte dieses Stammes, jenen trügerischen, von finstern Mächten unterwühlten Zauberboden einem mäßigen, aber sichern Besitzthum in Schwaben vorziehen? Dünkt es dir angenehmer, mit tückischen Feinden zu kämpfen und mit zweideutigen Welschen, die nur die Maske der Freundschaft tragen, zu verkehren, statt mit redlichen deutschen Freunden und Lehnsmannen in Ruhe zu leben?" Aber Italien hatte es den deutschen Kaisern und Kaisersöhnen angethan, wie Frau Venus dem Tannhäuser; sie ließen in Italien ihr Glück, ihre Ruhe und ihr Leben; aber es war ihnen eine traditionelle Ehrensache, in den italienischen Angelegenheiten ihre Hand im Spiele zu haben, und auf ihren viel Geld und Blut kostenden Römerzügen ihr Ansehen in Italien auf eine kurze Zeit wiederherzustellen, während die deutschen Fürsten und Vasallen daheim ihre Abwesenheit dazu benutzten, auf Kosten der Reichseinheit in ihrem eigenen Interesse zu wirthschaften und ihre Sonderrechte zum Nachtheil der königlichen Autorität zu erweitern. Auf den thatendurstigen Konradin konnten die Beschwörungen und Vorstellungen seiner Mutter um so weniger Eindruck machen, da sein Oheim und Vormund, Herzog Ludwig, ein ernster und besonnener Mann, dem Unternehmen Beifall zollte, und von allen Seiten Ritter und Mannen herbeiströmten zum Kampfe gegen weltliche und geistliche Tyrannei, gegen den räuberischen und gewaltthätigen Karl von Anjou und den hochmüthigen Papst Clemens, der mit Karl im Bunde war.

So zog denn der kühne, schöne Jüngling über die Alpen hinab nach Italien, um hier einen kurzen, aber schönen Traum voll Pracht und Herrlichkeit zu träumen. Wie mochte seine Brust von den stolzesten Hoffnungen geschwellt sein, als ihm von Rom aus die Männer, wohl geordnet und bewaffnet und mit Kränzen und Blumensträußen geschmückt, bis zur Ebene unter dem Monte malo entgegen zogen, um ihn in die Stadt einzuführen; als die schönsten Frauen und Jungfrauen Roms, in gleich gekleidete Schaaren abgetheilt, den schönen Jüngling mit Gesang, Tanz und Musik mannigfaltigster Art empfingen; als alle Häuser in den Straßen Roms zu seinem Empfange mit Lorbeerzweigen und Blumengewinden, mit kostbaren Tapeten und seidenen, purpur- und golddurchwirkten, künstlich in einander geschlungenen Zeugen geschmückt waren, und als er endlich, umgeben von so vielen Fürsten und Edlen, auf dem Kapitol in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit dastand, und nun der Jubel des Volks auf das Höchste stieg und kein Ende nehmen wollte! Da war er der Siegesheld, von dem seine italienischen Freunde den Welschen verkündigt hatten: „Seht, euer König wird

schnell erscheinen mit starker Hand und preiswürdiger Majestät!" Aber grauenvoll gellend tönte durch all den Jubel des unbeugsamen Papstes Prophezeiung: „Des Knaben Größe wird verschwinden wie ein Rauch, er ziehet hin gen Apulien wie zur Schlachtbank!"

Und diese Prophezeiung des hoffärtigen Kirchenhauptes, nicht Konradins Heldentraum sollte sich erfüllen. Die anfangs für den Hohenstaufen entschieden siegreiche Schlacht von Tagliacozzo wandelte sich in Folge der Sorglosigkeit der Sieger und einer von den Franzosen angewandten List in eine Niederlage um; Konradin wurde auf der Flucht gefangen und ohne vorhergegangenes gerechtes Gericht auf Befehl des blutgierigen Karl auf einem öffentlichen Platze Neapels hingerichtet, mit ihm Friedrich von Oesterreich und der Graf Gerhard von Pisa. Mit wie schmerzlicher Wehmuth und Reue mag Konradin während seiner Gefangenschaft, auf dem traurigen Gange zum Schaffot und vielleicht noch auf diesem selbst an Hohenschwangau und an die Thränen und abmahnenden Worte seiner unglücklichen Mutter zurückgedacht haben!

Eine Sage erzählt, daß nach Konradins Hinrichtung ein Adler aus den Lüften herabgeschossen sei, seinen rechten Flügel durch das Blut gezogen, und sich dann auf's Neue erhoben habe. Und weiter erzählt die Sage, daß der Aar der Mutter auf Hohenschwangau die Trauerkunde in des „Fittigs blutiger Schrift" gebracht habe, und daß nun die Mutter in den Bergen trostlos umhergewandert sei und jeden ihr Begegnenden um ein Almosen, nämlich um eine Thräne für Konradin angefleht habe.

Es wäre nun merkwürdig, wenn, wie vielfach behauptet wird, und auch auf einem Frescobilde des Schlosses dargestellt ist, gerade Hohenschwangau die Burg gewesen wäre, auf welcher Luther, der glückliche Gegner des Papstthums, nach seiner Flucht von Augsburg im Oktober 1518 Herberge und Schutz vor seinem Verfolger, dem Cardinal Cajetan, gefunden hätte. Bekanntlich beabsichtigte Cajetan, den großen Reformator, dessen kühner Seele kein Widerruf abzupressen war, heimlich gefangen nehmen und nach Rom bringen zu lassen. Da erschien bei nächtlicher Weile vor Luthers Thür ein Ritter, der Langemantel genannt, und wies ihn mit den Worten „da hinab!" nach einem unbewachten Ausgang der Stadt. Die Stelle trägt die Bezeichnung „Da hinab" noch jetzt. So wurde die inmitten einer streng katholischen Bevölkerung gelegene Burg Hohenschwangau für Luther im Jahre 1518 Das, was nach dem Reichstage zu Worms die Wartburg für ihn wurde: eine Schirmburg gegen die Nachstellungen der Papisten, die nicht übel Lust gehabt haben würden, auch ihm das Loos seines Vorgängers Huß zu bereiten. Als ob man eine siegend gewordene Wahrheit so leicht in Asche und Staub verwandeln könne, wie den Leib des Menschen, der sie verkündet hat! Von Hohenschwangau zog Konradin gen Italien, um den Stolz des ihm feindlichen Papstes zu brechen und seine Listen und Tücken zu Schanden zu machen, und dasselbe Hohenschwangau beherbergte Denjenigen, der in einem spätern Jahrhundert, nicht durch das Schwert, aber um so sicherer durch die Macht der Idee und der Wahrheit das Straf- und Rächeramt an dem übermüthig und weltlich gewordenen Papstthum vollziehen sollte. Im Uebrigen ist nicht zu vergessen, daß neben Hohenschwangau auch andere bayerische Burgen, z. B. Hohenaschau, als die Herberge Luthers nach seiner Flucht aus Augsburg genannt werden.

Was die späteren Schicksale der Burg betrifft, so mögen hier nur noch einige Momente erwähnt sein. Im Schmalkaldischen Kriege setzte sich hier auf einige Zeit der bekannte Soldtruppenführer Schärtlin von Burtenbach und nach ihm der Kurfürst Moritz von Sachsen fest; im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß

von den Spaniern und Schweden, im spanischen Erbfolgekriege von den Oesterreichern hart mitgenommen. Seit 1804 verödeten die Gebäude immer mehr und sanken im tyroler Kriege 1809 gänzlich in Trümmer, die 1820 von einem Landmann um 200 Gulden auf den Abbruch gekauft wurden. Dem Fürsten Oettingen-Wallerstein verdankt man es, daß von den historisch so ehrwürdigen Ruinen diese Schmach abgewendet wurde. Die Baulichkeiten gingen nach und nach in mehrere Hände über, bis sie im Jahre 1832, wie schon bemerkt, von dem Kronprinzen Maximilian, dem jetzt regierenden König, für die Summe von 6000 Gulden erworben und nun zu seiner Sommervilla ganz im Styl und Charakter einer alten Ritterburg hergestellt wurden. Diesem Charakter entsprechend sind die Zimmer, ja selbst die Säle klein, aber im hohen Grade wohnlich und traulich; als künstlerisch bedeutsamer Schmuck dienen ihnen aber die Fresken, die unter Dominik Quaglio's oberster Leitung im Auftrage des jetzigen Besitzers von den Münchner Künstlern Moritz von Schwind, Lindenschmitt, Lorenz Quaglio, Ruben, A. Adam, Monten u. A. ausgeführt wurden.

Durch die von Säulen getragene Vorhalle, welche allerlei Rüstzeug, Kriegs- und Jagdwaffen enthält, und deren Fenster von Glasmalereien, letztere meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert, prangen, tritt man zunächst in den Schwanenrittersaal, mit Darstellungen aus der Sage vom Schwanenritter, dem Ahnherrn der Ritter von Schwangau. Zu Grunde gelegt wurde jene Auffassung der Sage, der zu Folge die fälschlich angeklagte Herzogin von Bouillon den Schwanenritter als Kämpfer für ihre Unschuld gewinnt und ihm, nachdem er diese durch seinen Sieg über den Ankläger bewiesen, die Hand ihrer Tochter gibt. An diesen Saal reiht sich links zunächst der Schyrensaal, mit Darstellungen aus der Urgeschichte der Wittelsbacher oder des alten Geschlechts der Schyren. Hier sieht der Beschauer, wie Herzog Luitpold, der Ahnherr des Königshauses, der Normannen Ring an der Dyle (891) erstürmt; sodann wie der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit Heinrich dem Löwen zu Rom 1155 Friedrich den Rothbart vor den aufständischen Römern rettet; wie der Sohn jenes Otto, Herzog Ludwig, bei der schönen böhmischen Prinzessin Ludmilla um Gewährung süßer Minne fleht (1203); wie Herzog Ludwig als Kreuzfahrer gegen die Sarazenen in Aegypten kämpft (1221); wie Ludwig der Bayer nach der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing das Siegesmahl feiert (1322), ein durch die Worte Ludwigs: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei" besonders volksthümlich gewordener Gegenstand; endlich wie der starke Herzog Christoph von München mit dem riesigen Woywoden von Lublin kämpft und ihn niederwirft. Von hier gelangt man in das sogenannte orientalische Zimmer, mit morgenländischen Landschaften, Ansichten von Troja, Smyrna, Mytilene, den Dardanellen, Konstantinopel und Bujukdere, während der Reise des Kronprinzen im Morgenlande an Ort und Stelle von Widmer aufgenommen und von Scheuchzer ausgeführt. Den Empfang des Kronprinzen beim Sultan stellte Monten dar, dessen anderes Bild: der Einzug des Kronprinzen mit König Otto in Athen jetzt nur schmerzliche Erinnerungen an das Vergängliche menschlicher Größe und an das Trügerische menschlicher Hoffnungen erwecken kann. Rechts vom Schwanenrittersaal tritt der Besucher in das der Lokalgeschichte von Hohenschwangau gewidmete Gemach, mit sieben Darstellungen von Lindenschmitt, unter denen begreiflicherweise auch die beiden oben angeführten Hauptmomente, Konradin's Abschied von seiner Mutter und Luther's Empfang auf Hohenschwangau, nicht fehlen. Das nächste Zimmer, das sogenannte Bertha-Zimmer, enthält nach Moritz von Schwind's Entwürfen einen Cyklus von Darstellungen, welche die Sage von der Königin Bertha, der Gemahlin Pipins, und der Geburt Karls des

Großen in der sogenannten Reißmühle am Wurmsee behandeln, während das letzte Zimmer im ersten Stock, das Damen-Zimmer, Scenen aus dem Leben der Pfalzgräfin Agnes, der Gemahlin Otto's von Wittelsbach, und damit Scenen aus dem Leben der Burgfrauen überhaupt zur Anschauung bringt. Im obern Stock befindet sich der Heldensaal, der mit sechszehn, nach Moritz von Schwind's Kompositionen ausgeführten Gemälden nach der Wilkyna-Sage geschmückt ist. Daran schließt sich links der Hohenstaufensaal mit folgenden, von W. Lindenschmitt entworfenen und ausgeführten Kompositionen: Mailands Demüthigung durch Friedrich Barbarossa, desselben Sieg über die Ungläubigen bei Iconium, sein Tod im Flusse Seleph, Jerusalems Eroberung durch Kaiser Friedrich II., Frangipani's Verrath an Konradin nach der Schlacht von Tagliacozza oder Skurkola, und König Enzio's Gefangenschaft in Bologna. Aus dem Hohenstaufengemach treten wir in das Tassozimmer, in dessen Fresken die Episode von Rinaldo und Armida aus dem „Befreiten Jerusalem" dargestellt ist. Das Gemach rechts vom Heldensaal, das Welfenzimmer, bildet ein würdiges Gegenstück zu dem Hohenstaufensaal, indem darin, nach Lindenschmitt's Kompositionen, die Hauptmomente aus dem Heldenleben Heinrichs des Löwen dargestellt sind. Freilich werden wir gerade in diesem Zimmer auch wieder an die alte Eifersucht deutscher Dynasten, an deutsche Uneinigkeit und deutschen Starrsinn erinnert, nämlich in der Darstellung des Moments, wo der Kaiser in Partenkirchen den stolzen Welfen um seine Unterstützung gegen die auffässigen Lombarden anflehte, sogar seine Kniee umfaßte, den unbeugsamen Vasallen aber nicht erweichen konnte. Da trat die Kaiserin zu Friedrich heran und sprach die Worte: „Steh' auf; Gott und du gedenket einst dieses Tages!" Haben wir nicht bis auf den heutigen Tag immer wieder Aehnliches in Deutschland erlebt? nicht immer wieder das Geschrei der Zwietracht gehört: hie Waiblingen, hie Hohenstaufen? hie Oesterreich, hie Preußen? und sind nicht alle Warnungen der Geschichte bis auf den heutigen Tag vergebens gewesen? An das Welfenzimmer reiht sich das Autharis-zimmer, worin Glinck nach M. von Schwind's Entwurfe die von Warnefried erzählte Sage von der Bayern und Longobarden Vereinigung durch Autharis und Theodelinde behandelt hat. Ein sechstes Gemach ist mit Darstellungen aus dem Ritterleben (nach Schwind's Kompositionen) geschmückt; da sehen wir, wie der Knabe in der Kunst, Rosse zu tummeln, sich übt, wie der Jüngling die erste Waffenwache thut, wie er den Ritterschlag erhält; wie der Ritter den Preis des Turniers empfängt u. s. w. So, indem wir die Räume Hohenschwangaus durchwandern, durchwandern wir auch ein beträchtliches Gebiet der deutschen Heldensage und der deutschen Heldengeschichte, wie des deutschen Kulturlebens. Mit seltener Liberalität ist das Schloß dem Besucher in allen seinen innern Räumen geöffnet, die selbst zur Zeit, wo die königliche Familie hier weilt, wenigstens in den Tagesstunden besichtigt werden können, in welchen die Bewohner auf einem Spaziergange in den herrlichen Umgebungen des Schlosses begriffen sind.

H. Marggraff.

Thal und Bäder von Bormio.

Dehne dich, grämlicher Schollenhüter, und reib' dir die Augen aus! Dein Blut wird zähe, dein Blick ledern, schäme dich! Heraus aus dem Nest! Du sollst Alpenluft wittern. Das Dampfroß ist eingespannt, es wiehert, daß die Halle dröhnt, des modernen Postillons Pfeife schrillt, und fort schießt die eherne Schlange durch das grüne Land, vor sich des Mosis weiße Wolkensäule in die Luft entsendend.

Erst die Felsmauern der Alpen gebieten ihr Halt! Wir nehmen das Ränzel auf den Rücken und den Alpstock in die Hand. Sieh, wie du aufblühst, steifer Schollenhüter, seitdem der frische Alpenwind dir die Schlafmütze vom Kopfe gerissen. Aber es kommt noch besser, wir stehen just im obersten Etschthal und wollen uns nun über den höchsten Alpenpaß, den sie hüben das Stilfser und drüben das Wormser Joch nennen, nach dem alten Worms, heutzutage Bormio geheißen, hinüberschlängeln.

Unweit Mals, dem stattlichen Marktflecken, auf dessen „Malserheide" Tyroler und Engadiner einst blutige Schlachten schlugen, und wo jetzt das Kapuzinerhospiz über die Schießstätte wacht, damit kein Tyroler Schütze je vergesse, wer sein Führer zu den deutschen Schützenfesten sein müsse, verlassen wir die Heerstraße des Etschthals und betreten ein kleines enges Seitenthal. Der Blick nach beiden Seiten dieses Thals ist wohl beschränkt, aber deshalb nichts weniger als einförmig. Während wir steil ansteigen, rauscht und donnert uns, oft in gewaltigen Sätzen, ein wilder Bergstrom, der Suldenbach, entgegen, der sich kämpfend mit dem Gestein seinen Weg zu Thal bahnen mußte. Fichten und Lärchen schmücken, soweit der Boden Herr über den Fels wurde, seine Ufer. Prächtig ragen die Höhenzüge zur Linken und Rechten himmelan, oft unterbrochen von Seitenthälern. Der Reiz der Mannigfaltigkeit des Wegs wird noch dadurch erhöht, daß die beiden Seiten des Thals verschiedenen geognostischen Formationen angehören. Zur Linken sehen wir die gleichförmigen und sanften Abhänge des Glimmerschiefers, zur Rechten bildet der Kalk die wilden zerrissenen Gestalten der Felswände und Kämme. So begleitet uns ein reicher Bilderwechsel bis zu dem kleinen Dorfe Trafoi, einem Grenzwachtposten in der Gemeinde von Stilfs, das Dorf, das wir jenseits des Suldenbachs liegen sehen, von der Straße, der sie einen ihrer beiden Namen gibt, unberührt. Daß wir bereits eine bedeutende Höhe erreicht haben, zeigt uns das niedere Holz der Coniferen und der Alpenbirke, die hier an die Stelle der Fichten und Lärchen treten, und das Gedeihen der schönen rothen Alpenrosen, die wir Leute aus dem flacheren Lande als etwas Langersehntes mit Freude begrüßen. Noch überraschender wirkt auf uns, sobald wir hier den unbeschränkteren Ausblick des sich erweiternden Thals erreicht haben, ein anderes Bild. Hier ragt plötzlich, neben den ungeheuern Massen des Ortteles, der hochthronende Madatsch in seinem Gletschermantel vor uns empor. Das Bild will gesehen sein, hier wird die Feder lahm, und selbst der Pinsel wird sich hüten, uns darzustellen, wie über die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

wunderbar vielgestaltig geformten Gletschermassen, die bald von kühnen Bergspitzen unterbrochen, bald von dunkeln Tannen umsäumt sind, sich des Madatschhauptes lange bläuliche Schatten legen und wie dann jeder Farbenton nach seiner Geltung ringt. Hier stehen wir ungefähr 5000 Fuß über dem Meere.

Was blickst du so bedenklich zur Höhe? Fürchtest du dich vor den Lawinen, für welche die steilen Wände oberhalb Trafoi's eine so lockende Rutschpartie bieten? Aber du siehst ja, daß ein dichter Wald uns vor ihnen schützt. Oder hast du von den vielen Bären in Wäldern und Höhlen dieser Berge gehört? Es sollen leichtsinnige Reisekumpane sein von wegen ihrer „Armseligkeit"*). Ist's auch dieses nicht? Nein, sondern du schaust abwechselnd auf dein müdes Gestell und wieder zu dem Riesenbau der „Tourniquets" empor, jener im Zickzack übereinander aufsteigenden Mauerkränze, welche die nächste Arbeit unserer Füße ankündigen. Wenn du aber die Arbeit der Hände bedenkst, die diese Mauerbogen, die ebenso viel Brücken über die zahlreich hervorbrechenden Bergwasser bilden, und diese Brustwehren über einander am steilen Abhang aufgethürmt haben, so wirst du deine Füße zu beruhigen wissen, deinem Auge, dem sich immer Entzückenderes bietet, und deinem braven Herzen zu Lieb.

Und nun vorwärts! Man muß nun einmal, auf Reisen wie im Leben, hinauf, wenn man hinunter sehen will. Es glückt uns auch. Bald belohnt unsere Anstrengung ein neues prächtiges Bild: der Monte Cristallo, die Ortelesgruppe, die Gletscher des Matschthals, der Piz d'Oerz und der Korspiz stehen vor uns und lassen uns lange nicht von der Stelle, um so weniger, als vor uns die nächste Umgebung immer wilder und finsterblickender wird. Wir sind bei den Hochregionen angelangt und erkennen die Gefahren, mit denen hier die Natur den Wanderer bedroht, an dem ersten Zufluchtshaus (Cantoniera von den Italienern genannt), das die letzten Tannen umrahmen, und ersteigen endlich, an sogenannten Strichwänden vorüber, die gegen die Lawinen schützen sollen, die zweite Poststation Franzenshöhe, von wo wir, 6380 Fuß über dem Meere, nur den Ortles vor uns aufragen sehen. Hier hat aller Baumwuchs ein Ende; Fels und Gletscher sind hier Alleinherrscher geworden, und noch einige Stunden lang winden wir uns, größtentheils unter starken, Lawinen und Schneestürmen trotzenden Gallerien aufwärts, bis wir zu einer Pyramide gelangen, welche die Grenze von Tyrol und der Lombardei anzeigt. Unfern davon steht auf der höchsten Paßhöhe, 8610 Fuß über dem Meere, das Posthaus Gioco del Stelvio. Trotz des nun gewonnenen hohen Standpunktes verliert der Ortles nichts an dem Imponirenden seiner Erscheinung. Wer aber hier sogleich eine entzückende Fernsicht in die italienischen Gefilde hinab erwartete, findet sich getäuscht. Gletscher begrüßen ihn und Abgründe thun sich vor ihm auf, und zwischen beiden, an Rettungshäusern vorüber und unter Gallerien hin, wandelt er noch Stunde um Stunde durch Wildniß und Einsamkeit, die nur das großartige Menschenwerk, die Straße selbst mit ihren Schutzbauten und hie und da ein Ausblick in Seitenschluchten zeitweise vergessen läßt. Auf der Station Santa Maria hält man sogar — so gefahrvoll kann hier der Weg besonders bei Schneegestöber werden — Hunde von der Bernhardiner Race zur Rettung Verunglückter. Rechts von der Kapelle von S. Maria führt ein Fußweg nach Bormio hinab; wir ziehen jedoch die „gute Krümme" der

*) Nach der neuen Bedeutung dieses Wortes in Fritz Hofmann's „Koburger Quäckbrünnle", in welchem ein „Schlumperliedle" heißt:

„Es get doch ner über die Arm-Seligkeit,
Wenn's Madla ihrn Bursch in den Armene leit.

großen Straße vor, die sich kühn und fest am grausigen Abgrund hinzieht, mehrmals an herrlichen Wasserfällen vorüber. Endlich haben wir die letzte Gallerie hinter uns, wir betreten eine prachtvoll über einem tiefen Abgrund schwebende Brücke, und unter uns breitet sich die ganze Landschaft von Bormio aus. Hier athmet die Brust schon mildere Luft, obwohl wir noch hoch über dem Thale stehen, das selbst über 4200 Fuß Seehöhe hat. Nachdem wir uns am Anblick einer der Addaquellen gelabt, die in mächtigem Bogen aus einer senkrechten Felswand hervorspringt, eilen wir weiter; wir fühlen bereits, daß wir in Italien sind, aber wir sehen noch nichts davon. Deshalb unser Drang vorwärts. — Klug oder glücklich treffen es Diejenigen, welche am späten Abend zu diesem letzten Theil des Weges kommen. Da wird das Auge von der nächsten Umgebung nicht beirrt, sondern überrascht und erfreut, wenn es plötzlich tief unten die vielen Lichtlein sieht, die ihm aus Bormio entgegenflimmern.

Wir aber müssen's am Tage gar ausgenießen. Und so sehen wir denn, wie die Schlucht sich allgemach zum breiten Thal erweitert, oder vielmehr zu einer Vereinigung von fünf Thälern, in deren Mitte Bormio angebaut ward. Wir gelangen jedoch erst zu den sogenannten alten Bädern von Bormio und San Martino, deren Quellen aus grauem Stinkstein entspringen, eine Temperatur von 38° und nur nach langem Regen von 28° R. zeigen, und kohlen- und schwefelsauren Kalk, Magnesia und schwefelsaure Soda enthalten. Da man diesen Bädern weder zweckmäßige Einrichtung, noch gute Bedienung nachrühmt, so wandern wir noch eine halbe Stunde weiter zu den sogenannten neuen Bädern. Hier kann man Hütten bauen. Eine großartige Natur, wie unser Bild sie andeutet, umgibt diese Bäder, die Einrichtungen entsprechen schon weniger bescheidenen Ansprüchen; das Wasser hält sich auf einer Temperaturhöhe von 32° R. Das Städtchen oder der Marktflecken Bormio, von da in einer halben Stunde erreichbar, liegt am Fredolfo, einem Seitenflüßchen der Adda, die hier in ihrem oberen Thale mächtigen Anlauf zur Ueberwindung der gefährlichen Pfade nimmt, die sie erwarten, ehe sie zwischen Maulbeerbäumen und Weingeranke stolz dahinfluthen kann. So gut wird es ihr bei Bormio noch nicht, das liegt noch nackt und bloß da, wohl in einer anmuthigen Wiesenebene, aber von allen Seiten umstarrt von himmelhohen, eisumpanzerten Felspyramiden, die manche verwüstende Ueberschwemmung zu Thal senden. Die Luft ist zwar sehr rein, aber acht Monate lang winterlich kalt, so daß der Ackerbau sich größtentheils vor ihr zurückzieht. Dagegen ist für die Viehzucht trefflich gesorgt, und daher bieten, neben den Badegästen und den Alpenreisenden, Rindviehzucht und Käsereien die ergiebigsten Erwerbsquellen, den mit italienischer Lebhaftigkeit getriebenen Handel nicht zu vergessen.

Auch die etwa 5000 italienischen Wormser sind in Folge des letzten Krieges abermals königliche Italiener geworden. Sie waren das schon einmal, als Napoleon I. die cisalpinische Republik, zu welcher Bormio gehörte, seinem Königreich Italien annectirt hatte. Im Mittelalter gab es hier eine Wormser Grafschaft, welche einst ein deutscher Kaiser einem Bischof von Chur zum Geschenk machte. Ein französischer Kaiser schenkte sie sammt dem ganzen Lande dem Nachkommen der deutschen Longobarden, dem sardinischen Könige, auf dessen Haupt ein einfacher Bürger mit dem Schwerte in der Hand die Krone von Italien setzte. Das geschah von Marsala bis Gaëta, und der Dank dafür reichte von Nizza bis Aspromonte.

F. Hofmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Kiel.

Diese Stadt, welche, wie Johann Heinrich Voß dichtet, „am besegelten Busen der Ostsee“ malerisch hingegossen liegt, ist der Diamant von Ostholstein. Ihr gebührt dieser Rang nicht nur wegen der landschaftlichen Reize, sondern auch wegen des mannigfachen geistigen, wie wissenschaftlichen Lebens und Strebens.

Der Ursprung Kiels reicht, wie gelehrte Autoritäten behaupten, bis in das fernste Alterthum hinauf. Darf man dem berühmten lateinischen Stylisten Sebastian Karthold glauben, der als Professor der Beredsamkeit (1718) in Kiel lehrte, so hätte bereits Claudius Ptolomäus, der im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, dieses Ortes gedacht, denn das Tekelia desselben sei nichts anderes, als Kiel, welches die alten Sassen tom Kiel, oder to Kiel schrieben.

Wer rechnet nach, ob dem so sei, oder nicht? Kein Erinnerungszeichen ist aus jener Vorzeit grauen Tagen übrig geblieben. Die Slawen, die in dem Lande Wagrien wohnten, fielen in Holstein ein, erschlugen den Fürsten Gottschalk und vertilgten nicht nur das sogenannte Kiel, sondern alle bewohnten Ortschaften bis nach Schleswig hinauf.

Erst unter Adolf, Grafen von Schauenburg, dem Zweiten seines Namens, wurde (1139—1164) Kiel neu gegründet. Er berief von nahe und ferne her Menschen, die das entvölkerte Wagrien neu beleben sollten. Sie kamen mit frohem Muthe, legten freudig Hand an's Werk und die Felder grünten, die Dörfer bauten sich auf, die Städte erstanden. Noch heutigen Tages zeigt Kiel in seinen Straßen die verschiedene Abstammung seiner Gründer. An die eingewanderten Flamänder erinnert die flämische Straße, an die Hessen die Haßstraße, an die Männer, die aus dem Lande Kehdingen herüberkamen, die Keden- oder hochdeutsch die Kettenstraße.

Das Wappen der Stadt ist ein Schiff, besser ein länglicher Kahn, einmastig, mit ausgespanntem Segel und einem Manne am Steuer, — eigentlich ein langgestreckter Kiel, was auf den Namen der Stadt hindeutet, obgleich man diesen auch von der keilförmigen Bucht ableiten kann, an welcher sie erbaut ist.

Keinen größern Unterschied kann es geben, als den Anblick Kiels, jenachdem man von der Land- oder von der Wasserseite kommt. Von der letztern aus ist es anzuschauen, wie ein buntwechselndes Panorama, das wir nun bald durchwandern werden. Wer den Landweg von Eckernförde her beschreitet, erschrickt über die Oede, welche ihm entgegentritt, wenn er in die Nähe der Stadt kommt. Alles ist unwirthlich und unwohnlich. Erst wenn man den großen Kuhberg herabwallt, entfaltet sich dem staunenden Auge das reiche, poetische Bild. Hart an

dem großen Kirchhofe vorüber geht es zu Thale. Es ist dies der Kirchhof, auf welchem die Töchter zweier deutscher Dichter ruhen. Die Tochter Albrechts von Haller, welche die Gattin Baggesens war, und die Tochter Wielands, die mit dem berühmten Professor Reinhold vermählt gewesen ist.

Aber halten wir uns fern von den Todten, da uns ein volles, fröhliches Leben von allen Seiten her anlacht. Wie wohnlich ist es hier und wie steigen vor mir, dem früheren akademischen Bürger dieser Alma Mater die leuchtenden Farbenbilder in der Erinnerung auf. Wo fange ich an? Wo ende ich, um Andern einen schwachen Eindruck derjenigen Empfindungen zu geben, die sich meiner bemächtigen, indem ich diese Zeilen schreibe?

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Stadt selbst und deren hervorragendsten Gebäude. Wir durchwandern die stattliche Holstenstraße und gelangen zu der Hauptkirche von Sankt Nikolai. Sie ist schon darum historisch denkwürdig, weil Klaus Harms daselbst predigte und am 30. Oktober 1817 seine fünfundneunzig orthodoxen Theses an die Kirchenthür schlug, wie es drei Jahrhunderte früher einen Tag später Doktor Martin Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg that.

Der zweite Besuch gebührt dem Universitätsgebäude. Der Gründer ist Herzog Christian Albrecht; ihr Reformator der Großfürst Paul und der Erbauer Meister Sonnin, der sich durch die Schöpfung der großen Sankt Michaeliskirche zu Hamburg unvergänglichen Ruhm erwarb. Großen Segen hat diese Universität verbreitet von dem Tage der Gründung an, bis zu der gegenwärtigen Stunde. Männer wie Eckermann, Kleuker, Pfaff, Dahlmann, Falk, Twesten, Hegewisch u. s. w. haben hier gelehrt. Sie ließen das Licht der Wissenschaft weit in die Lande hineinleuchten. Von hier aus verbreitete sich deutsches Wesen und deutscher Sinn bis an die Königsau. Wenn die Dänen klagen, daß trotz ihres Druckes, trotz ihrer fanatischen Tyrannei, der deutsche Geist nicht weichen will, sollen sie nur die Universität verwünschen und über den alten holsteinischen Herzog Christian Albrecht Zeter schreien, daß er im Jahre 1665 den gescheuten Gedanken hatte, diese Pflanzstätte des Wissens zu gründen. Um die Universität schlingen sich, wie Epheuranken um den Stamm der Eiche, die Gelehrtenschule, das philologische und das theologische Seminar, die Forstakademie und mehrere künstlerische und wissenschaftliche Vereine, deren Glieder überall im deutschen Geiste schaffen und wirken.

Nach einem wissenschaftlichen Ausfluge gönnt man sich billig eine Erholung. Auf dem Markte stand — hoffentlich steht sie noch — die alte Burschenkneipe, deren langer hagerer Wirth, Johannes Hansen geheißen, den Studenten nicht pumpen wollte, weshalb er zum Entsetzen aller Philologen mit einer erschreckenden Konsequenz täglich an die Spitze der Speisekarte die Worte stellte: „Baria videntia!“

Das Diner ging glücklich vorüber und man begab sich nach der dem Burschenhause gegenüberliegenden Konditorei von Tönnies, wo man seinen Kaffee trank und dazu die Zeitung las, wenn gerade eine vorhanden war. Das war der materielle Genuß, wie er vor etwa dreißig Jahren einem flotten Burschen zu Gebote stand. Wenn aber, wie zu vermuthen, Johannes Hansen gegenwärtig nicht mehr vorhanden sein sollte, kann ich den der Stärkung bedürftigen Lesern nur rathen, sich in die Hôtels von Brand oder Marsilly zu begeben, wo sie vollauf Befriedigung finden werden.

Man ißt und trinkt gut in Kiel. Einige Delikatessen des Orts gehen auch in die Ferne und werden dort mit Genuß verzehrt; nämlich die Kieler Muscheln und die Kieler Sprotten. Auch ist hier ein Nationalgericht besonders heimisch,

nämlich die rothe Grütze, eine kalte Speise aus Reismehl, die mit Johannisbeersaft gefärbt und mit süßer Sahne (holsteinisch Rohm) genossen wird. Dies gibt Gelegenheit, einen etwas boshaften Scherz zu erzählen. Als die schleswig-holsteinschen Farben — blau, roth, weiß, — verboten wurden und namentlich dem das Land bereisenden König nicht vor Augen gebracht werden durften, hatte eine Wirthin, in deren Hause der König rastete, die Keckheit, das Verbot dadurch zu umgehen, daß sie Seiner dänischen Majestät die rothe Grütze und die weiße Sahne in einer blauen Schüssel servirte.

Nach diesen materiellen Genüssen wenden wir uns wieder den geistigen zu. Wenige Schritte vom Markte entfernt und wir stehen vor der Klosterkirche. Sie bildet den Ueberrest eines ehemaligen Franziskaner-Klosters, gegründet von dem Grafen Adolf von Schauenburg, dem Vierten seines Namens.

Wohin setzt man hier seinen Fuß, ohne an diesen trefflichen Fürsten erinnert zu werden, den die Poesie so schön verherrlicht hat in den Legenden vom guten Herzog Alf? Als in der Schlacht von Bornhöved sich das Glück auf Seiten der Dänen neigte, warf er sich vom Roß und sank in die Knie. Er gelobte, der heiligen Jungfrau Kirchen und Klöster zu erbauen und ihr selbst als demüthiger Mönch am Altar zu dienen, wenn sie ihm in seiner Noth beistände. Da theilten sich die Wolken, die allerheiligste Jungfrau erschien und neigte sich ihm gnädig zu. Begeistert griff er auf's Neue zum Schwerte und sein war der Sieg. Der Dänenkönig lag schwer verwundet am Boden. Herzog Alf fand ihn und erbarmte sich seiner. Er hob ihn auf sein Pferd und brachte ihn wohlbehalten bis an die offene See, wo die Seinigen in steigender Angst und Kümmerniß auf ihn harrten.

Die Sage erzählt es und die Geschichte fügt hinzu, daß Herzog Adolf sein Wort löste. Er baute zu Hamburg das Sanct Marienkloster, auf dessen, jetzt zur Straße gewordenen Kirchhof ein Denkmal zur Erinnerung an den vierten Schauenburger stand.*) Das zweite Kloster errichtete er in Kiel und trat in das Letztere selbst als Mönch ein. Er war ein überaus frommer Herr und verrichtete die niedern Dienste, gleich dem Geringsten, mit Freudigkeit. Allmorgendlich ging er nach einer vor der Stadt gelegenen Meierei, um die dem Kloster zustehende Milch zu holen. Als er eines Tages, die gefüllte Kanne in der Hand, den Heimweg antrat, sprengten seine Söhne, die zu einem Turnier ausritten, in vollem Waffenschmuck daher. Da übermannte ihn die Scham, in dieser Gestalt vor ihnen zu erscheinen, und er suchte nach einem Orte, wo er sich verberge. Doch währte diese Schwäche nur einen Augenblick. Er zürnte sich selbst und sagte: „Schämst du dich des Dienstes, welchen du zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau verrichtest, so sollst du zur Strafe vor aller Welt dich in deiner Niedrigkeit zeigen." Und mit diesen Worten goß er die Milch über sein Gewand aus. Die jungen Ritter aber, die den Vater gewahrten, wie er sich demüthigte, warfen sich vor ihm in die Kniee und flehten um seinen Segen.

Von der Klosterkirche ist es nicht weit bis zum Schlosse. Es stammt aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ist aber von der Kaiserin Katharina der Zweiten bedeutend verschönert und vergrößert worden und diente in der letzten Zeit dem Herzoge von Glücksburg zur Residenz.

Durch das Portal gelangt man in den Schloßgarten mit seinen schattigen Laubgängen. Der Weg führt allmälig bis an den Rand des Meerbusens, an welchem die Stadt liegt. Es ist jenes riesige Bassin, welches den größten Flotten

*) Man hat demselben, wenn ich nicht irre, einen Platz auf dem Markte angewiesen.

einen hinreichenden Raum gewährt, und wir sind nun auf dem eigentlichen Schauplatz angelangt, der uns die überraschendsten und wechselndsten Scenerien darbietet.

Wir beginnen unsere Wanderung rund um das Fiord bei dem Dorfe Gaarden, welches die eleganten Kieler Dorfgarten nennen. Es ist eines der Brillanten, die den Diamant Kiel einfassen. Und wer sich an der reizenden Idylle genug erlabte, der steige hinauf in die einsamen Schatten des Viburger Gehölzes, wo am Abend und am Frühmorgen die Nachtigall so melodisch schlägt und die Poesie vpn allen Zweigen klingt.

Von hier aus wandert es sich gemüthlich weiter, bis zu dem Hügel, der Stadt gegenüber, auf welchem früher eine besuchte Studentenkneipe stand, die der Sandkrug hieß. Mit dem alten Kruge ist auch dieser Name verschwunden, und der Hügel heißt, einer jungen und schönen Fürstin zu Ehren: „Wilhelminenhöhe."

Hat man das liebliche Panorama, welches sich hier dem überraschten Auge darbietet, in sich aufgenommen, folgt man dem Pfade, der abwärts nach dem Fischerdorfe Ellerbek führt, dessen seekundige Bewohner die Kinder des Meeres in ihren Netzen fangen und sie an den Markt bringen. Es ist ein eigenthümliches Völkchen hierorts, das sich durch die Kleidertracht, sowie durch den Bau seiner Boote vor allen andern Umwohnern des Fiords auszeichnet. Von hier aus geht es sich anmuthig weiter, bis die Swentine, die, raschen Ganges daherbrausend, unsere Schritte hemmt. An ihrem Ufer liegt Neuemühlen, ein betriebsamer Ort, der früher den Namen Suentemunde führte. Man betritt von hier aus einen schattigen Weg, der durch den Vogelsang nach der malerisch gelegenen Rastorfer Papiermühle führt. Wie reizend aber auch die Gegend ist, wir müssen uns losreißen, denn unser Weg ist noch weit. Wir setzen über den Strom und finden bei dem adeligen Gute Schrevenborn einen neuen Ruhepunkt. Als letztes Ziel an dieser Seite des Fiord winkt uns das Dorf Laboe, welches hart mit der See grenzt. Von dort aus steigen wir in das Boot, und fahren quer über das Fiord nach dem Städtchen, welches als Friedrichsort auf der Karte verzeichnet steht, das aber sonst entweder bei diesem Namen, oder auch Christiansort genannt wurde, jenachdem der regierende König von Dänemark Christian oder Friedrich hieß. So erzählt mindestens der Geograph Greve. Friedrichsort ist keine Festung mehr. Seine Schanzen sind rasirt. Es kann einsegeln, wer Lust hat. Die Straße ist frei für die Kanonenschiffe der ganzen Welt. Wer will sie zurückhalten?

Wir gehen nun wieder zurück nach Kiel, zunächst bis nach Holtenau, welches an der Mündung des schleswig-holsteinschen Kanals liegt, der von hier aus nach der Eider führt. Wer bis zu diesem Punkte gelangte, der säume nicht, den Kanal aufwärts bis nach dem adeligen Gute Knoop zu wandern. Dieser Gang belohnt sich zehnfach durch die landschaftlichen Reize, welche sich dem Spaziergänger darbieten.

Bis meine Gefährten von dorther zurückkehren, setze ich mich unter einen der schattigen Bäume, die hart am Ufer stehen. Ich lasse den Blick über das Fiord hinschweifen, von Kiel aus bis in die See; ich vergegenwärtige mir die mannigfachen russischen, dänischen, englischen und französischen Kriegsflotten, welche hier bis in die neueste Zeit ankerten, und frage mich umsonst, wie es zugeht, daß dieser Hafen nicht schon längst ein echter deutscher Seekriegshafen ist? Welche geistige und materielle Kräfte, welche Summen wird es kosten, ehe man anderwärts eine Hafenanlage künstlich aufbaut, die nur die Hälfte von Dem bietet, was hier von der Natur eigens zu diesem Zwecke geschaffen scheint. Das ganze Bassin ist so tief, daß schwere Fregatten bis dicht an die Stadt gehen und sich

an die dortigen Bollwerke legen können. Hinter der Stadt liegt ein zweites kleineres Bassin, der kleine Kiel genannt, das von dem Flecken Brunswiek umgeben ist. Dies Gewässer steht mit dem großen Fiord in direkter Verbindung. Ich bin mit meinem Boote oft von dem einen nach dem andern gefahren. Leicht ist die schmale Passage erweitert, und der kleine Kiel in einen Platz umgeschaffen, welcher nicht herrlicher gefunden werden kann, um Docks, Werfte und andere Baulichkeiten herzurichten, die für einen Kriegshafen nothwendig sind.

Alles schön, sagen die Weisen, allein die Ufer des Kieler Fiord sind nach den einmal obwaltenden Begriffen nicht vollständig wirklicher deutscher Boden. Bei der Schleuse von Holtenau hört Holstein auf und Schleswig beginnt. Auch diese Illusion muß vor der Wahrheit der geschichtlichen Thatsache schwinden. König Waldemar V. bestätigte im Jahre 1334 den Bewohnern von Kiel die Schenkung des ganzen freien Hafens in Bezug auf den schleswigschen Theil von der Levensau (dem Kanal) bis nach Bülkhovede, also weit über Friedrichsort hinaus.

In diesem Fiord liegt die Zukunft einer Seewehr des deutschen Vaterlandes. Mögen das alle Männer beherzigen, in deren Hand die Geschicke das Lenkseil gelegt haben. Dann wird Skandinavien nicht mehr der Schrecken der deutschen Küste sein; dann wird unmöglich werden, was die folgenden Zeilen melden. Der erste deutsche Kriegsdampfer, der in dem Fiord vor Anker lag, lichtete die Anker und lief in See, um sich draußen nach dänischen Orlogs umzusehen. Ein solcher machte auf ihn Jagd, dreifach überlegen an Mannschaften und Geschütz. Der deutsche Dampfer steuerte der Trave zu, und die deutsche Hafenstadt verweigerte dem deutschen bewaffneten Dampfer das Einlaufen. Er mußte wieder seewärts aus und nur mit Mühe gelang es ihm, der dänischen Uebermacht zu entgehen und den Hafen von Kiel wieder zu erreichen. Lübeck, einst die kühne Führerin der Hansa, verschloß einem deutschen Schiffe den Hafen aus Furcht vor Dänemark, dem diese stolze Stadt einst Gesetze schrieb. Braucht es hiezu noch einer Anmerkung? Die einfache Thatsache richtet sich selbst.

Der Sundzoll ist gefallen; allein die Passage durch den Sund macht deutsche Schiffe immer noch von Dänemark abhängig; nicht zu gedenken der Unfälle, welche zur Zeit der Frühlings- und Herbststürme durch die Umschiffung des Skager Racks herbeigeführt werden. Darum allein ist schon die baldigste Erweiterung des jetzt bestehenden schleswig-holsteinschen Kanals zu wünschen. Besser freilich wäre es, den einfachen Durchstich in Anwendung zu bringen, wie der kaiserlich österreichische Hauptmann Moering ihn vorgeschlagen hat, ein wahrhaftes Riesenwerk, an welchem, wie sein Erfinder sagt, einen Spatenstich gethan zu haben, sich jeder deutsche Mann zur Ehre anrechnen müsse.

Mit dem innigsten Wunsche, daß dieser Traum eine Wahrheit werde, kehren wir über den reizenden Badeort Düsternbrook nach Kiel zurück, welches wir jetzt vollständig um- und durchwandert haben.

Ehe wir aber von diesem Orte scheiden, werfen wir noch einen Blick auf die Zeit, wann die sausenden Tage des Winters kommen, und forschen nach der Physiognomie, welche Kiel annimmt, wenn der Eissturm über die Blätter und Blüthen hinstreift und der Herrlichkeit des Sommers ein Ende macht. Zwei Bilder sind es, die besonders aus dem Rahmen hervorspringen und die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Das Erste ist der sogenannte Kieler Umschlag, welcher seit dem Jahre 1482 besteht, wie aus einem Briefe der Königin Dorothea an den Kieler Senat hervorgeht. Der Umschlag ist ein stattlicher Jahrmarkt, ein Danziger Dominik, eine Messe, die, was den Geldumsatz betrifft, sich den Messen von Leipzig und Frank-

furt am Main gleichstellen kann. Es werden hier die Geldgeschäfte der vereinigten Lande abgemacht; alte Schulden werden getilgt und neue Anleihen geschlossen. Millionen kursiren in der kurzen Zeit vom 6. Januar bis zum 2. Februar. Von diesem Verkehr heißt dieser große Markt der Umschlag.

Während dieses Umschlages fand vor diesem das Recht des Einlagers statt. Wenn Jemand die auf ihm ruhenden Verpflichtungen nicht lösen konnte, ließ der Gläubiger die Einmahnung ergehen, das heißt, er kündigte seinem Schuldner an, daß er das Einlager halten müsse. Derselbe bezog dann nach eigener Wahl irgend eine Herberge, die er nicht verlassen durfte, bevor er seine Schuld bis auf den letzten Heller getilgt hatte. Mitglieder der hohen Ritterschaft und selbst hohe fürstliche Personen mußten zum Oeftern das Einlager halten, wovon kein Rang, kein Ansehen befreite. Wer aus einem solchen Einlager entwich, wurde mit Steckbriefen verfolgt, und mit Gewalt wieder zurückgebracht. In den Chroniken der Stadt werden solche Steckbriefe aufbewahrt. Nur bei Feuersgefahr, oder schwerer Pestilenz war es gestattet, zu entweichen, doch mußte der Einlieger sich sogleich freiwillig an einem Orte zum Einlager stellen.

Den Tagen der Millionen ging ein anderes Winterfest voran, welches einen poetischen Charakter an sich trug, und dieses fand in der Sylvesternacht statt. Ob noch heute mehr als die Erinnerung daran vorhanden ist, vermag ich nicht zu bestimmen.

Kurz vor Mitternacht versammelten sich die Studirenden auf offenem Markte im vollen Festschmuck. Die Chargirten, nämlich der General-Anführer, der General-Beschließer, sowie die Adjutanten trugen die große Uniform, hellblau mit weißen Aufschlägen und Kragen, reich mit Gold gestickte Hüte und Mützen zierte die blau-weiße Kokarde, welche Kaiserin Katharina II. der Studentenschaft verlieh, um sie dafür zu entschädigen, daß ihnen verboten wurde, Degen zu tragen. Die Fackeln leuchteten weit in die Nacht hinaus. Unabsehbare Zuschauermassen wogten hin und her. Wann der letzte Schlag der zwölften Stunde verhallte, begann das ergreifende Lied:

„Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag!"

Dem Gesange folgte ein Hoch auf das entschwundene Jahr und auf die akademische Freiheit, worauf man zu den beliebtesten Lehrern ging und ihnen ein Vivat ausbrachte. Zum Schlusse zog man nach dem Markte zurück, warf die Trümmer der Fackeln auf einen Haufen und bei dem letzten Aufglühen der Flammen erklang es ernst-wehmüthig:

„Die Fackeln verglimmen,
Kein Jubel ist mehr;
Allein was sie verkünden,
Steht wandellos und hehr."

Und mit diesem guten Worte fällt der Vorhang vor dem Bilde, um sich nach kurzer Zeit wieder zu erheben und ein neues zu zeigen, das die Beschauer hoffentlich anheimelt und fesselt.

Heinrich Smidt.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das Berliner Schauspielhaus.

Eine der herrlichsten Schöpfungen der neueren Baukunst ist das von dem genialen Schinkel im Jahre 1819 ausgeführte Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in Berlin, ein würdiger Tempel der dramatischen Kunst, Größe und Anmuth in sich vereinend und an die besten Muster hellenischer Architektur unwillkürlich, trotz seiner Eigenthümlichkeit, erinnernd. Ein ideeller Hauch umschwebt den hohen Bau und verkündigt schon von Außen seine Bestimmung, dem Kultus des Genius zu dienen und seine schönsten Blüthen in sich aufzunehmen. In seinen harmonischen Verhältnissen, seinen edlen, reinen Linien, seiner vollendeten Schönheit und schwungvollen Hoheit gleicht es selbst einem verkörperten Gedicht, einem zu Stein gewordenen Hymnus an die Kunst aus dem Zeitalter der Blüthe Griechenlands. So entspricht die durchgeistigte Form dem ideellen Inhalt, die äußere Gestalt dem inneren Leben und der hier sich aufthuenden Gedankenwelt. — Eine 52 Fuß hervortretende, 85 Fuß breite und 27 Fuß hohe steinerne Treppe führt zu dem Peristyl von mächtigen jonischen Säulen. Sie tragen das Frontispiz, welches den Tod der Niobe und ihrer Kinder von dem Bildhauer Tiek in erhabener Arbeit zeigt. Auf der Spitze und zu beiden Seiten des Frontispizes stehen die himmlischen Musen: Polyhymnia, die ernste Melpomene und die heitere Thalia, von dem Bildhauer Rathgeber aus Gotha nach den Modellen Tieks gearbeitet. Auf dem Fries erblickt man die Inschrift: Fridericus Guilielmus III. Theatrum et Odeum incendio consumta majore cultu restituit MDCCCXXI (Friedrich Wilhelm III. baute das Theater und die Tonhalle, nachdem sie vom Feuer verzehrt, mit größerer Pracht wieder auf im Jahre 1821). Die Inschrift ist von dem bekannten Alterthumsforscher Hirt und deutet auf das durch eine Feuersbrunst zerstörte alte Schauspielhaus, welches von Langhans 1801 erbaut worden war. — Ueber diesem Frontispiz der Hauptfaçade erhebt sich ein zweiter Aufbau, in dessen Felde Eros mit dem Bogen als Weltbesieger steht; ihm zur Rechten kniet eine Psyche vor einer komischen, zur Linken eine Psyche vor der tragischen Maske. Die Spitze dieses zweiten Frontispizes krönt der Dichtergott Apollo in einem Wagen, gezogen von geflügelten Greifen, 18 Fuß hoch, nach Tiek's Modell von Werner und Neffer in Kupfer getrieben. Die Hauptfront des Gebäudes ist 245 Fuß lang und die Höhe bis zur Spitze des Apollo beträgt 120 Fuß. In dem südlichen Frontispiz ist der Zug des Bacchus und der Ariadne in einem von Centauren gezogenen Triumphwagen dargestellt, auf der Nordseite dagegen erblickt man Pluto und Proserpina als Beherrscher der Unterwelt, vor ihnen

Orpheus und Helios, der eben dem Meere entsteigt, hinter diesen Hermes, Sisyphus, Ixina und die Parzen, während auf der Westseite ein geflügelter Pegasus emporsteigt, mit seinem Hufe die Quelle der Poesie aus dem Felsen schlagend. Die Ecken der Frontispize nehmen die Statuen der übrigen Musen ein.

Dem schönen Aeußeren entspricht die zweckmäßige innere Einrichtung des Gebäudes. Das untere Stockwerk besteht aus großen gewölbten Magazinen zur Aufbewahrung der Dekorationen und Versatzstücke. Man kann sich kaum einen Begriff von dem aufgehäuften Reichthum machen; hier befinden sich ganze Städte, eine Reihe der herrlichsten Paläste, griechische, römische, egyptische und indische Tempel, die bescheidene Hütte und der fürstliche Salon, der finstere Kerker des armen Gretchens und die Zaubergärten der Armide, reizende Thäler und erhabene Gletscher, oft mit bewunderungswürdiger Kunst von den Meisterhänden eines Gropius gemalt. Außerdem liegt noch in diesem Theil die Wohnung des Kastellans, die Theater-Hauptkasse und das Billetverkaufs-Bureau. Das mittlere Quergebäude wird von der eigentlichen Bühne und dem Zuschauerraum eingenommen und bildet das eigentliche Theater. Dasselbe hat vier über einander liegende Logen und Balkons vor den Logen des ersten und zweiten Ranges. In der Mitte befindet sich die große königliche Loge, welche jedoch nur selten benutzt wird, da der Hof gewöhnlich in der linken Prosceniums-Loge zu verweilen pflegt. Den Plafond zieren die neun Musen von Wach, während Schadow über dem Proscenium den Zug des Bacchus und der Ariadne in einer Reihe von reizend anmuthigen Gruppen dargestellt hat. Die übrigen Verzierungen sind einfach, die Vergoldung geschmackvoll und nirgends überladen, so daß das Auge des Zuschauers nicht zerstreut und von der Bühne abgezogen wird. Das ganze Haus faßt gegen 1500 Menschen; die Rohrsitze sind bequem, der ganze Eindruck würdevoll, wenn auch minder prächtig wie der des Opernhauses. Die Bühne ist geräumig und mit vortrefflichen Maschinerien versehen; in der Nähe derselben befinden sich die nöthigen Garderobezimmer und ein größeres Konversationszimmer, mit den Bildern ausgezeichneter dramatischer Künstler geschmückt, wo sich die Schauspieler während der Vorstellung aufzuhalten pflegen. — Steigt man zu dem im Gebäude befindlichen Konzertsaal empor, der auf der Südseite liegt, so erblickt man beim Aufgange in dem Vestibule die Büste Schinkels, des genialen Baumeisters, in einer Nische. In dem Vorsaale sind die Büsten berühmter Theaterdichter, in einem zweiten die Statue Ifflands und die Büsten ausgezeichneter Schauspieler aufgestellt. An den Wänden sind Scenen aus den Tragödien des Aeschylus, Sophokles, Euripides, Shakespeare, Calderon, Goethe und Schiller von Hensel gemalt. Von hier führen drei Eingänge in den eigentlichen Konzertsaal, der 76 Fuß lang, 44 Fuß breit und 43 Fuß hoch ist. Rings herum läuft die Gallerie, an welche sich zwei Tribünen schließen, jede mit sechs jonischen Säulen geziert. In den unteren Nischen grüßen uns die Kolossalbüsten älterer und neuerer Komponisten, während zwei Oelgemälde die Gewalt der neuen und der alten Musik darstellen. Der Saal mit den Gallerien faßt gegen 1200 Zuhörer und zeichnet sich durch seine treffliche Akustik aus. Gewöhnlich wird er nur zu Konzerten benutzt, nur ausnahmsweise finden daselbst auch kleinere theatralische Vorstellungen statt.

Ist auch die Blüthezeit des Berliner Schauspiels längst geschwunden, wo der unsterbliche Fleck, der geniale Devrient, die unvergeßliche Bethmann, die liebenswürdige Wolf, der als Schauspieler und dramatische Schriftsteller gleich bedeutende Iffland, Rebenstein, Lemm, Beschert, Seydelmann u. s. w. an demselben wirkten, so besitzt noch immer das königliche Theater hervorragende Künstler ersten Ranges, vor Allen eine Crelinger, die würdigste Repräsentantin

des klassischen Drama's, den hochbegabten Döring, den gediegenen Dessoir, den trefflichen Hendrichs und den liebenswürdigen Liedtke, so wie eine Anzahl jüngerer Talente von unbestrittener Begabung. Das Repertoir trägt vorzugsweise dem klassischen Geschmack Rechnung, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Kräfte der Bühne nicht immer und nicht in jeder Beziehung für die hohen Tragödien Shakespeare's, Goethe's und Schiller's ausreichen. Weit abgerundeter sind daher die Darstellungen von Schauspielen und bürgerlichen Trauerspielen, die größtentheils in musterhafter Weise vorgeführt werden. Auch das Lustspiel ist meist trefflich vertreten, wenn sich auch hier der Mangel an frischen komischen Talenten geltend macht und der Nestor des Berliner Lustspiels, der bereits mehr als siebzigjährige Gern noch immer keinen würdigen Nachfolger gefunden hat. — Die oberste Leitung führt der Generalintendant von Hülsen mit anerkennungswerthem Streben, das Gute zu fördern; ihm zur Seite steht der technische Direktor Düringer und die beiden Regisseure Kaiser und von Lavallade. Ein literarischer Beirath hat über die Annahme oder Zurückweisung der eingereichten dramatischen Arbeiten zu entscheiden. Die Zahl der zu prüfenden Manuskripte beläuft sich Jahr aus Jahr ein auf mehr als dreihundert Tragödien, Schau- und Lustspiele, von denen kaum zwei Prozent zur Aufführung gelangen. Das sogenannte Lese-Comité wird natürlich von den zurückgesetzten Dichtern bald mit Recht, bald mit Unrecht angegriffen. Irrthümer und Menschlichkeiten kommen auch hier vor und manches abgewiesene Drama verdient ein besseres Geschick, während oft mittelmäßige und unbedeutende Arbeiten aus verschiedenen Gründen und Rücksichten vorgezogen werden.

Das Berliner Theaterpublikum ist wegen seiner kritischen Schärfe bekannt; es übt auch in der That eine meist zersetzende Kritik aus und besitzt einen besonders stark ausgebildeten Sinn für das Lächerliche. Anderer Seits fehlt es ihm auch nicht an einer gewissen Sentimentalität, welche mit Glück von einzelnen Schriftstellern, besonders von der bühnenkundigen Frau Birch-Pfeiffer benutzt wird, und ihr eben so große Erfolge als Tantièmen sichert. In letzter Zeit hat das recitirende Schauspiel viel von seinem Reize für die Bevölkerung eingebüßt, so daß die Theilnahme dafür mehr oder minder zu schwinden scheint. Der Grund dafür liegt größtentheils in der Politik, welche fast ausschließlich die Gemüther beschäftigt und für sich in Anspruch nimmt. Die ganze materielle Richtung der Gegenwart ist überhaupt der ideellen Kunst nicht besonders günstig; die Bühne hat daher ihre hohe Bedeutung theilweise verloren, und das Theater ist zu einer bloßen Unterhaltung herabgesunken, um die müssige Zeit zwischen der Börse und dem Souper auszufüllen. Regere Theilnahme für dasselbe findet sich nur noch bei den empfänglicheren Frauen und der leichter zu begeisternden Jugend. Dennoch hat der Besuch eher zu- als abgenommen, da die Zahl der Fremden in Berlin fortwährend im Steigen begriffen ist, und diese selten die Gelegenheit versäumen, das königliche Schauspielhaus zu besuchen. Durch diesen Umstand erhält das Theaterpublikum eine stets wechselnde, unbestimmte Physiognomie; es fehlt ihm jener alte, gediegene Kern gebildeter Theaterfreunde, welche Berlin früher besaß, darunter Männer von hoher Bildung, wie einst der berühmte Hegel, der geistreiche Gans, die sich lebhaft für das Drama interessirten und es nicht verschmähten, von Zeit zu Zeit für dasselbe zu schreiben, und die Leistungen der Dichter und Schauspieler öffentlich zu besprechen.

Nur bei den ersten Vorstellungen neuer Dramen erblickt man noch einen Abglanz der früheren Zeit und eine lebendige Wechselwirkung zwischen dem Publikum und der Bühne. Das Haus ist dann gewöhnlich bis auf den letzten

Platz gefüllt; die Zuschauer bestehen aus der Elite der gebildeten Gesellschaft, unter ihnen bemerkt man die bekannten Kritiker, den würdigen Gubitz, den Nestor der Berliner Kritik, den bekannten Dramaturgen Rötscher, den geistreich witzigen und deshalb gefürchteten Kossak. Die Freunde und auch die Feinde des Dichters haben sich zahlreich eingefunden und verfolgen mit Spannung und großer Theilnahme den Verlauf des Stückes. In den Zwischenakten versammeln sich die Stimmführer auf dem Korridor und besprechen das neue Werk; hier bilden sich Parteien dafür und dagegen, ein witziges Wort, ein vernichtendes Urtheil verbreitet sich mit Blitzesschnelligkeit und entscheidet oft den Erfolg des Abends. Wenn der Autor in Berlin anwesend ist, so verweilt er mit Herzklopfen gewöhnlich hinter den Coulissen auf der Bühne. Auch die Schauspieler befinden sich bei einer ersten Aufführung in einer gewissen Unruhe und selbst die große Crelinger versichert, daß sie nie eine neue Rolle spielt, ohne am ganzen Körper zu zittern. Das Alles verleiht einer solchen Vorstellung einen eigenthümlichen Reiz, ein dramatisches Leben. Mit jedem Akte steigt die Theilnahme oder sinkt das Interesse, bis endlich der Vorhang fällt und der glückliche Dichter laut gerufen wird und im schwarzen Leibrock erscheint, um dem Publikum eine linkische Verbeugung zu machen. Im entgegengesetzten Falle belehrt ihn das Schweigen oder das noch schlimmere Zischen und Pfeifen des Publikums, daß sein Werk durchgefallen.

Bei solchen Gelegenheiten kann man auch die Erfahrung machen, daß das Berliner Theater eben so gut wie Paris seine Claque besitzt, wenn auch dieselbe sich noch nicht einer gleich vollendeten Ausbildung und Organisation zu erfreuen hat. Sie tritt noch mit einer gewissen Schüchternheit auf und befindet sich, so zu sagen, noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung, doch läßt sich nicht leugnen, daß sie in der letzten Zeit erhebliche Fortschritte gemacht hat und bereits zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. — Ein anderer Uebelstand ist die Landplage der sogenannten Billetverkäufer. Dieselben bilden eine völlige, wenn auch nicht legalisirte Korporation zur Brandschatzung des Publikums. Bei jeder ersten Vorstellung, bei bedeutenden Gastspielen und vorzugsweise beliebten Aufführungen belagern sie schon am frühen Morgen die Theaterkasse und kaufen so viel Billete als möglich auf, um sie am Abend gegen einen oft sehr bedeutenden Nutzen an die Theaterliebhaber wieder zu verkaufen. Bei einigermaßen besuchten Stücken muß das Publikum ihnen in die Hände fallen und oft doppelte, selbst dreifache Preise diesen Spekulanten zahlen. Zuweilen aber mißglücken ihre Operationen und sie erleiden nicht unerhebliche Verluste, obgleich ihr Geschäft im Ganzen sehr einträglich sein soll. Alle Bemühungen der Intendanz und der Polizei, welche mit großer Strenge den unerlaubten Billethandel bestraft, um den Mißbrauch zu beseitigen, sind bis jetzt an der Zähigkeit und List der bezeichneten Korporation gescheitert.

Max Ring.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

PRESA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Le Prese.

Es gehört eine gute und neue Karte der Centralalpenländer dazu, um zwischen den Strichen der Bergzeichnung den obigen Namen zu finden, so versteckt liegt der kleine Ort an seinem kleinen See, und der kleine See in dem mittlern der drei von Graubündens Gebiet daumenartig in die Lombardei hineindringenden Landstrecken.

Nur für die Verfolgungswuth des Glaubenswahns lag selbst dieser Winkel nicht verborgen genug. Da stand kein Häuslein zu tief, keine Hütte zu hoch, wohin nicht der Mord den blutigen Stahl getragen, um „zur höhern Ehre Gottes" ganze Geschlechter hinzuwürgen, und das Glück von Tausenden der Brandfackel „der heiligen Kirche" zu opfern. Die Geschichte nennt diese Pfaffenthaten das Veltliner Blutbad. — Freilich gaben die Graubündner Herren selbst die Veranlassung zu diesen Greueln. Nachdem das Veltlin seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ein Zankapfel zwischen den Graubündnern und den Herzögen von Mailand gewesen, und selbst von Spaniern und Franzosen mehrmals besetzt und verheert worden war, gerieth es endlich in dauerndere Abhängigkeit von den Schweizern. Da nun in diesen Thälern auch die Reformation Eingang fand, so strebten die vielen Evangelischen ganz besonders darnach, daß das Land ganz in den grauen Bund aufgenommen werde, um auch des Glaubensschutzes und aller Rechte der Republikaner theilhaftig zu sein. Allein gerade dieses Bestreben verletzte den Stolz der in Graubünden herrschenden Geschlechter, denen es besser behagte, über ein abhängiges, unterthäniges Völklein zu gebieten, als Rechte mit ihm zu theilen, und die Vortheile des Vorrechtes einzubüßen. Sie versagten hartnäckig den Veltlinern das Begehrte und gaben dadurch der längst ingrimmig lauernden katholischen Priesterschaft die Waffen zur „Ausrottung der Ketzerei" in die Hand. Auf den Betrieb derselben wurde im Jahre 1620 Graubünden der Gehorsam aufgekündigt, und die neue Freiheit mit dem Morde aller Evangelischen eingeweiht. Sieben Jahre lang wüthete der „Veltliner Krieg", aus welchem schließlich die Graubündner als Sieger hervorgingen. Die Rache der Republikaner zeigte sich noch verderblicher, als die der Pfaffen. Herrschsüchtiger und unversöhnlicher, wie die Tyrannen, die sie einst verjagt hatten, setzten sie, gleich diesen, Vögte über das arme Volk, die es nicht blos an Hab und Gut auspreßten, sondern es zugleich geistig zu Schanden machten.

Es kamen andere Zeiten, die Franzosen befreiten das Ländchen von seinen Drängern, um es aus einer Knechtschaft in die andere zu führen, denn mit der cisalpinischen Republik verfiel es dem napoleonischen Königreich Italien, und sah seine Söhne auf fremden Schlachtfeldern bluten; dann ward Oesterreich sein Herr,

bis auf das Stückchen, das wir vor uns haben, und das bei Graubünden blieb. Das übrige ganze Veltlin kam in den jüngsten Tagen endlich wieder zu einem neuen Königreich Italien; — aber durch all diesen Wechsel hat sich Eines erhalten: die traurigen Folgen der Jahrhunderte geübten republikanischen Tyrannei sind noch heute nicht verwischt. Unwissenheit und Aberglaube sind eine Erbschaft geblieben, deren Vernichtung die Aufgabe der Gegenwart und wohl noch eines schönen Stückes der Zukunft ist.

Dies Alles soll uns jedoch nicht abhalten, dem Lande, dem die Natur so manchen lieblichen Reiz in seine großartige Gebirgswelt gestreut hat, unsern Besuch zu machen, und einen seiner neuerdings gepflegteren Winkel näher zu betrachten.

Versunken in ein reizendes Naturbild trinkt der Wanderer, der auf der Paßhöhe des Bernina angelangt ist, tief aufathmend die frische Bergluft, die mild und duftig aus Italiens Gefilden heraufweht. Es ist das Poschiavo-Thal mit dem kleinen See, das sich da dem Wanderer in seiner ganzen Lieblichkeit zeigt. Gleich vorn am See liegt die kleine Ortschaft le Prese mit ungefähr 150 Einwohnern in zerstreuten Häusern.

In der Nähe davon quillt dicht an der Landstraße eine Schwefelquelle aus dem mit goldglänzendem Schwefelkies reichlich durchsetzten Glimmerschiefer der Berge hervor. Hier besteht seit 1857 eine trefflich eingerichtete Kuranstalt, welche die Heilkraft der Quelle ausbeutet. Gegenwärtig nur von geringem Umfange blüht ihr eine größere Zukunft, da sie Alles in sich vereinigt, was den Aufenthalt in ihr zu einem heilbringenden machen kann. Es ist die Ruhe, die friedliche Stille der Umgebung, bei aller Mannigfaltigkeit, welche der See, die grünen Bergmatten, die fernen Gletscher und der Fluß, der tobend das buntgeschmückte Thalgebäude durchströmt, darbieten. Es kann in der That kein traulicheres Plätzchen für eine Kuranstalt gefunden werden, als dieses le Prese. Hier vermählen sich nördliche und südliche Natur, die Anmuth einer italienischen Landschaft mit der Kraft und Kühnheit einer milden Alpenwelt; hier ist die Grenzscheide, wo der rauhe Hauch, der von dem Bernina niederströmt, den lauen, sanft-wehenden Lüften der lombardischen Ebene begegnet. Der Sohn des Nordens wie der des Südens wird gleich sehr von der Fülle der ihm fremden Naturschönheiten, die sich hier darbieten, überrascht sein.

Dieser geschützten Lage am Süd-Abhange der Alpen verdankt le Prese auch seine milde und wenigstens während des Sommers sehr beständige Temperatur. Die Wärme steigt im Laufe des Sommers selten über 20° R., die mittlere Tagestemperatur während der Kurzeit ist 16—17° R. Dabei sind die täglichen Wärmeschwankungen verhältnißmäßig gering, so daß auch Abende und Nächte in reichen Luftwellen baden. Selbst der Föhn, obgleich er hier eigenthümlicher Weise von Norden kommend, oft toll genug den Grund des Sees aufzuwühlen scheint, zeigt nicht in dem Grade seinen versengenden und ausdörrenden Charakter, der ihn selbst noch in der nördlichen Schweiz, nachdem er sich an den hohen Schneehäuptern der Alpen abgekühlt, als einen echten Sohn der Wüste kennzeichnet. Für gewöhnlich weht in unserem Thale bei schönem Wetter des Morgens und Abends Nordwind, schlechthin „Wind“ (vento) genannt, und gegen Mittag Südwind, den die Einwohner mit „Luft“ (aria) bezeichnen. Der See, 3602 Fuß über dem Meere gelegen, hat eine Länge von fast einer halben Stunde, und ist circa 20 Minuten breit; an einigen Stellen erreicht er eine Tiefe von 266 Fuß. Durchschnittlich von Anfang Februar bis Mitte März ist er gefroren. Im See finden sich vorzügliche Forellen, die für die schmackhaftesten in ganz Rhätien

gelten, und hin und wieder eine Schwere von 12—15 Pfund erreichen sollen. Die Kuranstalt selbst ist ein großes, massiv steinernes Gebäude, von dessen Balkon man eine herrliche Rundsicht der imposanten Umgebung genießt.

Ungemein reich ist diese Umgebung an lohnenden kleinern und größern Partien. Rasch tragen die schaukelnden Wellen des Sees den Kahn nach der Bucht von Cantone, in welche sich der Poschiavino ergießt, oder nach dem lieblichen Cancо bei Meschino mit seinen idyllischen Lindenhainen, prächtigen Buchen und Wallnußbäumen. Lohnend ist ferner ein Ausflug nach dem Brusasker-Thal, südlich von Meschino. Bei Brusio wird das Thal enger und schluchtenartig, schäumend und in tollen Sprüngen stürzt der Poschiavino über die Felsen dem Thale zu. Hier beginnt bereits italische Vegetation; der Naturfreund wird zu seinem Staunen neben Kastanienwäldern und Feigenbäumen die Alpenrose und das Cyklamen finden, ein Zeugniß für das milde und gemäßigte Klima. Diesem ist es auch zuzuschreiben, daß hier in der Höhe von 5000 Fuß noch Kirschen reifen. Auf einem Hügel, der von einem Bergsturze herzurühren scheint, „la Motta“ genannt, entwickeln sich am vorzüglichsten die Schönheiten des Thales. Wunderbare Kontraste. — Von den eisumstarrten Höhen des Bernina überblickt der Beschauer ein Gemälde, das sich bis in eine südliche Landschaft mit immergrünen Lorbeerhainen, mächtigen Feigenbäumen, Aprikosen, Pfirsichen, langen Reihen von Maulbeerbäumen, mit all seinem Blumenschmuck und Duft verirrt. Auf der einen Seite der kolossale, fast senkrechte Gebirgsstock Gondafarlera, ihm entgegengesetzt zerrissene Berge mit zerklüfteten Felsen, und in der Mitte, unter den Füßen des Wanderers ein schmales Thal mit zerstreuten Häusergruppen, Kirchen und Kapellen, von Kastanien und Wallnußbäumen beschattet. Mehrere Wasserfälle, von denen namentlich die des Filet-Baches und des Sajento zu erwähnen sind, stürzen in das Thal, donnernd, milchweiß aufschäumend, zwängt sich der Poschiavino durch das Felsengewirr; und um die Gegensätze vollkommen zu machen, glänzt, dem im Hintergrunde majestätisch daliegenden Bernina gegenüber, im Vordergrunde die Marmorkirche der Madonna von Tirano, vom Sonnenschein goldig umstrahlt.

Im Thale hält die Schneedecke selten länger als 4—6 Wochen an, wie überhaupt die Kälte im Winter nicht unter 6° fällt. Schon im Anfang des März schmücken sich die Fluren mit buntfarbigen Frühlingsblumen, blühen in den Gärten die Aprikosenbäume, schon um diese Zeit sieht man Schmetterlinge naschend von Blüthe zu Blüthe flattern und bewegliche Eidechsen über die durchwärmten Steine huschen.

Will der Reisende auch ein Stück echt italienischen Volkslebens sehen, so muß er seinen Weg durch die enge Schlucht von Plattamala bis nach Tirano fortsetzen. Die ganz aus Marmor gebaute Madonnakirche ist sehenswerth und berühmt, schon ihrer wunderbaren Entstehung wegen. Tirano mit seiner nächsten Umgebung ist der schönste Theil des Addathales, von den Veltliner Geschichtschreibern „die reizendste Landschaft Italiens, der Garten Europa's“ genannt.

Kehren wir nun wieder nach unserem le Prese zurück, um nach der anderen Seite die landschaftlichen Schönheiten, die sich hier in einem ganz anderen Sinn und Maßstabe darbieten, aufzusuchen.

In zwanzig Minuten von der Kuranstalt gelangt man zum Wasserfall des Crodolgio, der, dem Staubbache im Berner Oberlande ähnlich, in milchweißen Kaskaden über die Felsen herunterstürzt. Prächtig kontrastiren die im Sonnenschein regenbogenfarbig glänzenden Wasserwolken mit den dunkeln Tannen, die ihren Schatten auf den weißen, tosenden Schaum werfen. Von hier erreicht man in kurzer Zeit, bei dem Kirchlein di S. Gottardo vorbei, einen Abhang; der

Weg lohnt schon des überraschend schönen Panorama's wegen, das sich von da dem Beschauer bietet. Terrassenförmig erheben sich von Poschiavo aus die Berge höher und höher bis zum Bernina hinauf.

Da liegen sie alle die Spitzen, von denen kaum eine unter 8000, viele über 10,000 Fuß hoch sind — ein herrliches, umfangreiches Rundgemälde; — immer kühner und steiler steigen sie empor, die schneeglänzenden Säulen, die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen. Welche Fülle der prächtigsten Gebirgstouren für den geübten, kniefesten Fußwanderer; wo findet man so leicht und reich Partien zusammengedrängt wie hier? Wohin sich der Fuß auch wenden möge, immer wird der Wanderer zurückkehren, bereichert mit nie erlöschenden Eindrücken erhabner Naturscenen, und ist er zugleich Naturforscher, beladen mit botanischen und zoologischen Schätzen.

Das ist das Poschiavino-Thal mit der Kuranstalt alle Prese (nicht zu verwechseln mit einem ähnlich klingenden Schwefelbade, das sich in Frankreich in den östlichen Pyrenäen befindet und la Preste heißt). Möge hier noch mancher an Seele und Körper Leidender seine Heilung in der Kraft der Quelle und in der reinen Gebirgsluft des Thales suchen und finden; mögen aber auch die Touristen, welche das Thal besuchen, den reichen Naturgenuß haben, den der Schreiber Dieses für sein ganzes Leben aus diesem südlichen Winkel der schönen Schweiz davongetragen!

W. K.

Ort der Bergpredigt.

Am Anfange der Dinge war der Logos, der Geist und das Wort. Sein wird am Ende der Dinge der Logos, der Geist und das Wort.

Versunken sind und verklungen die Herrlichkeiten und die Machtfülle der großen asiatischen Weltmonarchien, vergessener Staub, verschütteter Moder die Gebieter der hängenden Gärten und der schwimmenden Inseln, Rauch und Schatten, Trümmer und Ruinen der Despoten stolze Wunderbauten in Erz und Stein, ihre Thaten in Blut und Leichen. Aus ist es mit dem Ruhm und Glanz der althellenischen Kultur und Gesittung, aus mit dem großen Weltreiche Roms vom Tajo bis zum Tigris und wo der Nil über seine Katarakten schäumt, verscharrt, begraben die Legionen mit ihren goldenen Adlern. Alles versunken, verklungen!

Aber was der milde, freundliche Rabbi aus Nazareth am stillen See Tiberias armen und verachteten Fischern gelehrt, was sein Logos gesprochen, sei es predigend und kündend das Evangelium der Liebe auf lichter Höhe des Berges, sei es auf schwankender Barke in brandender Meerfluth: Das hat tausend und aber tausend Millionen Menschenherzen bezwungen, die Völker und die Welt gezähmt und gesittigt und ein Reich gegründet, welches dauert und wächst und das niemals untergehen kann, eben weil „sein Reich nicht ist von dieser Welt!“

ORT DER BERGFREIHEIT.

Bibliograph Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Das Christenthum ist, indem dasselbe einerseits das Recht aller Menschen an dem Reiche Gottes proklamirte, andererseits die Religion grundsätzlich vom Staate schied und die Rechte des Gewissens der staatlichen Gewalt entzog, das Christenthum ist — weshalb Bedenken tragen, die Thatsache auszusprechen, da die Thatsache eine Wahrheit? — der erste Triumph der sozialen und geistigen Revolution, der erste Sieg der Demokratie, die erste Bresche in die aristokratische Gliederung der antiken Gesellschaft, die Besitzergreifung Derer, „die einfachen Herzens sind", wie die Bergpredigt es unnachahmlich schön ausdrückt.

Eine Decke von Oede und Trauer haben die Kämpfe der Kreuzfahrer, hat die lebentödtende Wirthschaft des Islam auf das Becken des Sees von Tiberias geworfen, über die einst so blühende Stätte, an welcher Jesus (corrumpirt aus Josua) den Boden für den Samen seiner Lehre vorzugsweise vorbereitet fand. Es hält gegenwärtig nicht leicht, sich topographisch über jenen Bezirk zu orientiren, fast unmöglich, auf diesem durchwühlten und zerstörten Terrain — Gesta Dei per Francos! — mit Sicherheit die Orte festzustellen, an denen der Fuß des Messias gewandelt. Geht man von dem Dorfe Medjdel in der Nähe der Stadt Tiberias aus, so öffnen sich allmälig die abschüssigen Felsen und Berge, und eine Ebene el Gueir, prangend im köstlichen Grün und von reichlichem Wasser durchtränkt, dehnt sich fast auf gleichem Niveau mit dem See hin. Hier gibt es entzückende Rasenplätze, wo die Wasser sich unter Blumen verlaufen. Schaaren von Schwimmvögeln bedecken den See. Der Horizont schimmert in blendendem Schein; tiefblau dunkeln die Wasser. Im Norden zeichnen die schneebedeckten Gipfel des Hermon sich in weißen Linien am Himmel ab; im Westen befinden sich die wellenförmigen Hochebenen von Golonitis und Peräa. Am Ende der Ebene liegen die Trümmer von Khan-Minjeh mit einem schmalen, tief in den Fels gehauenen Weg, der die Verbindung zwischen der Ebene von Genezareth und dem nördlichen Einschnitt des Sees unterhält. Eine Viertelstunde weiter entspringt einem öden Abhang das Flüßchen Ain-Tabiga; einige Hütten und ein Gewirr von Ruinen, Tel-Hüm genannt, bezeichnen die Stelle, wo Ain-Tabiga in den Jordan fällt. Auf diesem Raum, zwischen Medjdel bis Tel-Hüm, lagen die Städte des galiläischen Landes Magdala, Kapernaum, Dalmanutha, Bethsais und Chorazin, der eigentliche Wirkungskreis, die kleine Welt Jesu. Heute läßt sich nur noch die Stelle der erstern auffinden; von den vier andern ist Nichts übrig geblieben, kein Stein, kein Trümmerhaufen, nicht eine Spur.

In seiner Heimath, in der Vater- und Geburtsstadt Nazareth — denn Jesus ist nachweisbar nicht in Bethlehem geboren — hatte der Messias nach der Taufe durch Johannes und nach der Rückkehr aus der Wüste von Judäa ebenso wenig Anhang, wie in Jerusalem gefunden, als er den Versuch unternommen, die geläuterten Ideen von dem Reiche Gottes zu entwickeln. Er wandte sich nach der bezeichneten, stillen und entlegenen Gegend an dem See Tiberias, welche von der griechischen und römischen Kultur ebenso unberührt war, wie von der Pedanterie und Kleinkrämerei, von der Verbissenheit und dem Fanatismus der theologisch-kanonischen Kasuistik der Schriftgelehrten und Pharisäer. Hier drängte sich alsbald die Fischerbevölkerung, zumal die Frauen, um den jugendlichen, freundlichen Rabbi, seiner Predigt zu lauschen, die lieblich tönte und milde, wie von der Natur und dem Dufte der Landschaft eingehaucht. Nicht in der Synagoge, wie der handwerksmäßige Hazzan, der die Parascha oder Haphtara des Tages ablas, sondern im Freien lehrte der „Sohn des Menschen" seinen Gläubigen die „gute Botschaft". Bald stieg er in eine Barke, von deren Rand aus zu der am Ufer dichtgedrängten Menge sprechend, bald setzte er sich auf einen der Berge, welche den See ein-

schließen, wo die Luft so rein, der Horizont so licht. Ist der Vortrag geendet, folgt eine größere oder kleinere Schaar dem Meister, der zum nächsten Orte wandert, lehrend während des Weges, Irrthümer berichtigend, Zweifel zerstreuend. Auf jedem Schritte, schreibt Ernst Renan, in der Wolke, die vorüberzog, im Samenkorn, das keimte, in der Aehre, die sich gelb färbte, sah man das kommende Reich Gottes; man glaubte sich am Vorabende des Tages, wo man Gott schauen, wo man Herr der Welt sein sollte; die Thränen verwandelten sich in Wonne; es war die Herabkunft des allumfassenden Trostes auf die Erde:

„Glücklich," sagte der Meister, „die arm sind am Geiste, denn ihnen gehört das Reich Gottes!"
„Glücklich sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Erde besitzen!"
„Glücklich sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden!"
„Glücklich sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"
„Glücklich sind, die einfachen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"
„Glücklich sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden!"
„Glücklich sind, die um Gerechtigkeit verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr!"

Unsere Illustration ruft dem Leser die Bergpredigt, den Ort, wo sie gehalten wurde, in das Gedächtniß, diese köstliche Perlenreihe von Inspirationen und Sentenzen des tiefsten und dabei klarsten Inhalts.

Wie dem Athener Sokrates die Weisheit mit dem Giftbecher, haben sie dem Rabbi von Nazareth das Evangelium mit dem Kreuze auf dem Golgatha gelohnt. Denn so pflegt die Welt stets zu handeln gegen die Männer des Fortschritts, gegen die größten ihrer Wohlthäter. Aber wenngleich Haß und Unverstand dem ersten und besten unter den Söhnen der Menschen, dem Stifter der legitimen und definitiven Religion, einen entehrenden Tod bereitet haben, wenngleich zu wiederholten Malen eine Welt in Waffen gegen seine Schöpfung geführt und Ströme von Blut um dieselbe vergossen sind, wenngleich die Jahrhunderte hindurch bis herab auf die gegenwärtige Stunde durch spitzfindige Symbole und ungesunde Dogmen, durch metaphysische Glaubensartikel und durch konfessionellen Hader, durch bewußte Verdunkelungen und willkürliche Entstellungen des reinen Inhalts der „guten Botschaft", wenngleich durch eine Sündfluth eitler Töne, chaotischen Geplauders und sinneverwirrenden Geschwätzes, durch dünkelhafte Ueberhebung und durch anmaßenden Priesterhochmuth, durch hierarchische Verfolgungssucht und gehässige Intoleranz, wenngleich auf diese Weise und durch diese Mittel das Mögliche und das Denkbare zusammengeleistet worden ist, um die Lehre, welche den Menschen zum Seelenbruder des Menschen macht und die ihn liebend und selbstlos in die Welt begeisterten Herzens hineinsehen und hineinsprechen heißt, nicht etwa zu fördern und den Kreis ihrer Anhänger zu erweitern, sondern sie vielmehr durch wucherndes Unkraut aller Art zu ersticken und zu unterdrücken: dennoch hat die Lehre des Rabbi Jesu unter dem Banner des Kreuzes die Welt erobert, dennoch das Wort des hebräischen Märtyrers und Erlösers sich ausgewiesen als das in die Zeit gestreute Samenkorn, welches in alle Ewigkeit wächst und niemals sterben kann. Denn am Anfange der Dinge war der Logos, der Geist und das Wort. Sein wird am Ende der Dinge der Logos, der Geist und das Wort.

Thaddäus Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Universität zu Breslau.

Die Breslauer Universität in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist, gleich der Berliner, in der trostlosesten Epoche Preußens — im Jahre 1811 — gegründet worden, in einer Zeit tiefer Erniedrigung, die aber das Gute in sich barg, daß in maßgebenden Kreisen der Gedanke Wurzel faßte, die Hoffnung einer besseren Zukunft vor Allem auf die Macht des Geistes zu setzen, „der, wie schon die Alten es wußten, in allen menschlichen Dingen den letzten entscheidenden Ausschlag gibt." Hatte doch schon König Friedrich Wilhelm III. nach dem Tilsiter Frieden in Memel die denkwürdigen Worte ausgesprochen: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Die Breslauer Universität ist eine kombinirte. Sie wurde aus der Breslauer „Leopoldina" und der Frankfurter „Viadrina" zusammengesetzt. Die Erstere, bereits über ein Jahrhundert alt, war doch nie zu einer rechten Entwickelung gekommen, wurde auch kaum als eine eigentliche Universität angesehen, und bestand auch nur aus zwei Fakultäten, einer theologischen und philosophischen. Die „Viadrina" anderseits, welche 1806 schon ihr 300jähriges Bestehen gefeiert hatte, war überlebt und konnte nach der Begründung der Berliner Universität vollends keine Verjüngung hoffen. Aus einem unfertigen und einem abgelebten Organismus also wurde die Breslauer Stiftung zusammengesetzt.

Der unfertige Organismus, die „Leopoldina", war ein Werk des bekannten Jesuitenpaters Wolff. Als sich im Jahre 1695 die erste Kunde in Breslau verbreitete, daß derselbe die damalige unter seinem Rektorat stehende Jesuitenschule in eine Universität umzuwandeln beabsichtige, gerieth die Stadt in fieberhafte Angst und Bestürzung. Rath und Bürgerschaft glaubten alles Ernstes, daß durch die Einführung von Studenten der gänzliche Untergang Breslaus unfehlbar und gewiß sei. In der ersten Immediat-Eingabe an Kaiser Leopold (vom 2. März 1695) betheuerten die „Rathmannen" Breslaus auf zwölf Folioseiten „in allertiefster Demuth" bei ihren Eidespflichten, daß die Gründung einer Universität in der ganzen Stadt „eine unbeschreibliche Furcht, Perplexität und Kleinmüthigkeit erwecken," und daß „die sämmtliche Bürgerschaft die Hände sinken lassen würde."

Wie es damals in Breslau aussah, davon gibt Reinkens eine köstliche Beschreibung, in der es unter Anderem heißt:

Die Zünfte und Zechen klagen nicht allein, daß sie bei ihrer „zuläßlichen Ergötzlichkeit" von den Studenten gestört werden würden, sondern ihre beunruhigte Phantasie sieht auch „alles Unheil, Zwietracht, Schwelgerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todtschlag mit vollen Haufen eingeführt," und sie gerathen dabei so in Angst, daß sie ausrufen: „Hilf, ewiger Gott! was für Jammer und Elend, wie viel Todtschläge, auch wohl gar Plünderungen der Häuser und ander Unglück mehr dürfte uns ärmsten, jedoch allezeit treugehorsamsten Bürgern zuwachsen, und damit zugleich viel Blutschulden und Gottes schwere Strafen über diese Stadt gezogen werden!" Sie erzählten einander, was sie während ihrer Wanderjahre „in manchen schönen Königreichen, Ländern und Provinzen" von Universitäten

und Studenten gesehen und gehört hatten, wie diese keine Obrigkeit achteten, überall herrschen wollten und namentlich mit Garnison, Kaufleuten und Handwerksburschen sich balgten und rauften bis zu Mord und Todtschlag. Sie stellten sich auch vor, es würde gleich anfangs die ganze Stadt mit Studenten aus allen katholischen Ländern überfluthet werden. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß zuletzt alle miteinander „weh- und demüthig um Gottes Barmherzigkeit willen" fleheten, der Rath möge „zur Hintertreibung dieser Stadtverderblichen Universität" dem Kaiser Alles „fußfälligst vor Augen stellen" und „höchstbeweglich" erbitten helfen, daß der Kaiser die Stadt „mit weiterer Extendirung der H.H. P.P. societatis Jesu und Errichtung der gesuchten Universität allergnädigst verschonen." Auch die Kaufleute regten sich immer mehr auf und glaubten von Tag zu Tage fester an den „tragischen Ausgang," daß aus der Errichtung einer Universität zu Breslau: „der Stadt Ruin, der Commerzien Verjagung in andere Länder, der Handwerker Untergang und äußerste Armuth und aller guten Verfassung Destruktion, endlich auch Ihrer Kaiserlichen Majestät Conneval-Intraden äußerste Schmälerung erfolgen würde."

Bei so wachsender und allgemeiner Unruhe wurde denn beschlossen, eine besondere Gesandtschaft nach Wien zu schicken. Dieselbe machte sich am 15. November auf den Weg und verweilte nicht weniger als beinahe zehn Monate in der Kaiserstadt. Sie brachte dem Kaiser ihr Anliegen buchstäblich „fußfälligst" vor, sie antichambrirte bei den Großen und Vornehmen, sie theilte Geschenke aus und versprach noch viel mehr, um so gut wie Nichts zu erreichen. Alles, was sie erzielte, war ein Interims-Dekret des Inhalts: Es werde der Stadt Breslau nichts Unbilliges oder Nachtheiliges widerfahren, die Resolution über die Universitäts-Angelegenheit werde also ergehen, daß die Stadt mit Fug darüber zu beschweren nicht Ursache haben, noch zuversichtlich in Abfall gerathen werde.

Aber schon am 21. Oktober 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold die Stiftungsurkunde der „Leopoldinischen Universität", am 2. November erfolgte die Mittheilung an den Breslauer Rath mit der Mahnung „sich dem Kaiserlichen allergnädigsten Willen aus allerunterthänigster Pflicht zu unterwerfen, und am 12. November erging von P. Wolff eine Einladung zur Inauguration, und schon am 15., am Namenstage des Kaisers, erfolgte die feierliche Eröffnung der Universität, welche der Kaiser gegründet „in allergnädigster Betrachtung, daß der alleinseligmachenden katholischen Religion nicht allein, sondern auch in instructione Juventutis dem Publico viel und großer Nutzen zeither durch die Societät Jesu in Schlesien geschafft worden und noch mehr geschehen könne, wenn die Studia in hiesiger Königl. Stadt Breslau noch mehr befördert würden."

Die Universität war da. Nochmals wurde ein Gesandter nach Wien geschickt, um die Verlegung nach einer andern schlesischen Stadt zu beantragen und nochmals lag der Gesandte vor dem Kaiser auf den Knieen, um „fußfälligst" um Erhörung zu flehen. Das diesmalige Dekret verbot aber in aller Kürze, „daß hinfüro ferners diese Universität impugniret, noch auch auf eine Transferirung drungen werde."

Die Universität blieb.

Sie blieb, aber wie Herr von Pein in Wien ganz richtig vorhergesehen, weder zum Nutzen, noch zum Schaden der Stadt Breslau: „Denn wo — so hatte sich der vorerwähnte Gegner der Jesuiten geäußert —, wo hätte man ein Exempel, daß eine Jesuiten-Universität förderlich aufkommen wäre?" —

Hundert und zehn Jahre waren dahingezogen, ohne die Leopoldina zu irgend einer Blüthe gebracht zu haben. In Berlin war soeben eine neue Univer-

sität nach den großartigsten Maßstäben in's Leben getreten, und man konnte leicht vorhersehen, daß die mangelhafte Viadrina in dem benachbarten Frankfurt sich nicht werde behaupten können. Da reifte plötzlich im Winter von 1810—11 im Ministerium der ganz neue Gedanke, die „Viadrina" nach Breslau zu verlegen und mit der Leopoldina zu einer großen Universität zu verschmelzen. Auf die erste Kunde dieses Planes gerieth Frankfurt in Bestürzung und in Breslau — herrschte Jubel.

In der That war die Stimmung über das neue Projekt in allen Kreisen der Stadt und der Provinz eine ganz außerordentlich günstige. „Alles Geschwätz über die Leiden der Zeit — lesen wir bei Büsching — scheint vergessen, man denkt an nichts Anderes, als an die neue Universität, die man nun in Kurzem hofft hier aufblühen zu sehen. Alle die unendlichen Vortheile, welche Stadt und Land durch dieselbe haben werden, werden aufgezählt. Man ist so voll von den schönen Plänen, daß man schon davon spricht, auf Ostern müsse Alles fertig sein." Wem drängt sich hier nicht der gewaltige Kontrast zwischen 1702 und 1811 in vollster Schärfe auf?! So vollständig hatten sich Zeiten und Menschen geändert, daß eine Erscheinung, welche damals allgemeines Entsetzen, jetzt allgemeinen Jubel hervorrief, daß die Opfer, welche damals gegen, jetzt mit Freuden für die Gründung einer höheren Bildungsanstalt gebracht wurden! Wer wollte Angesichts solcher Thatsachen noch die „gute alte Zeit" loben?

Die Angelegenheit ging rasch von Statten. Schon am 24. April unterzeichnete der König die Kabinetsordre, in welcher die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau angeordnet, und schon am 19. Oktober 1811 wurde sie mit großer Feierlichkeit und unter enthusiastischer Theilnahme der gesammten Bevölkerung eröffnet.

Der erste Rektor der neuen Universität war der aus Frankfurt mit übergesiedelte Geh. Medicinalrath, Professor Berends. Der erste neu immatrikulirte Student war Braniß, gegenwärtig der Nestor der hiesigen Hochschule, dem es vom Schicksal vergönnt war, ihr Jubelfest im Jahre 1861 als ihr Rector magnificus zu begehen.

Noch nie dagewesen, ja vordem für ganz unmöglich gehalten, war eine paritätische Universität, wie sie jetzt aus der Verschmelzung einer Stiftung des Ordens Jesu mit einer reformirten Universität in's Leben trat. „Bisher — schreibt Roepell in seiner Festschrift — hatten wohl katholische Laien auch auf protestantischen Universitäten studirt, die Anstalten selbst aber waren stets auf und für ein bestimmtes Glaubensbekenntniß gestiftet, und in denselben erhalten worden. Daß aber katholische und protestantische Theologen an ein- und derselben Universität lehren und der konfessionelle Gesichtspunkt bei Professoren und Studenten aller Fakultäten so weit hinter den wissenschaftlichen zurücktreten könnte, um ein friedliches gemeinsames Wirken zu ermöglichen, hätte in früheren Zeiten Niemand geglaubt. Es gereicht deshalb unserem Staate und den Männern, welche seine innere geistige Wiedergeburt damals leiteten, zu nicht geringem Ruhme, daß sie die Ersten in der Welt waren, welche die Idee einer Simultan-Universität hier zur Ausführung brachten.

Die Staatsmänner unserer Tage halten sich allerdings für weiser. Ein preußischer Kultusminister will von keiner Simultan-Universität wissen, und gestattet z. B. den Juden die Zulassung zur Universität Königsberg nicht, trotzdem sie selber die Aufhebung der betreffenden Bestimmung beantragt hat.

Aber diese hochmüthige Schulweisheit wird den ewigen, unwandelbaren Gang des Weltgeistes in der fortschreitenden Entwickelung des reinen Menschenthums

nicht hindern. Einer der größten Vorkämpfer auf diesem Entwickelungsgange, Lessing, verkündet es laut in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß eine kürzeste Linie immer die gerade ist.“

In der neu errichteten Breslauer Universität sollte aber nach nicht zu langer Zeit auch in welthistorischer Beziehung etwas Unerhörtes geschehen, es sollte geschehen, daß von hier aus im Jahre 1813, noch bevor es König Friedrich Wilhelm III. gethan, der Krieg gegen Frankreich erklärt wurde. Wie ging das zu?

Unter den nach Breslau berufenen Professoren befand sich auch Steffens aus Halle, den Schleiermacher schon für Berlin empfohlen hatte, weil Niemand mehr geeignet sei, „den Sinn der jungen Leute zu wecken, sie mit Enthusiasmus für Wissenschaft überhaupt zu erfüllen und ihnen die Ahnung von etwas Höherem als Dem zu geben, was nur in's bürgerliche Leben eingreift!“ Der Mann sollte sich in dieser Eigenschaft bald bewähren.

Es war im Februar 1813. Der König befand sich in Breslau, wohin er sich zur größeren Sicherheit vor den Franzosen begeben hatte. Aber noch waren Preußen und Frankreich Bundesgenossen, und der französische Gesandte St. Marsan hatte den König sogar nach Breslau begleitet. Allgemein wurde der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erwartet, und Steffens verlangte einen Tag vor der Veröffentlichung eine Abschrift dieses Aufrufs (vom 3. Februar). In demselben war aber bekanntlich der Feind, gegen den man sich bewaffnen sollte, nicht genannt, und die Eingeweihten befürchteten von diesem Stillschweigen eine lähmende Wirkung. Steffens, der Jahre lang in Halle eine politische geheime Thätigkeit entwickelt hatte, gerieth in die größte Unruhe. „Ich brachte die Nacht — erzählt er in seinen Gedenkbüchern — in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich so viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um 8 Uhr stattfinden sollte. Indeß ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf und plötzlich ergriff mich der Gedanke: es steht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt es dir, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein. Ich zweifelte gar nicht an dem Entschlusse des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Es kann geschehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht ausgesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich in's Gefängniß gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt. Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit.“

Steffens hielt seinen naturphilosophischen Vortrag an dem erwähnten Morgen vor wenigen Zuhörern, und ein zweiter über physikalische Geographie sollte von 11—12 Uhr folgen. Am Schluß des ersten Vortrages aber sprach Steffens seine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herren, ich sollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen, oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so Viele, als der Raum zu fassen vermag!“

In der Stadt herrschte eine ungeheure Bewegung und unter der heftigsten

Aufregung drängte sich die Menge um die angegebene Stunde nach Steffens Hörsaale. „Ich hatte diese zwei Stunden (vor 11 Uhr) — heißt es in den erwähnten Memoiren — in einem seltsamen Zustande zugebracht; was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüthe gelastet hatte; ich sollte der Erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen. Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Kniee, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte."

Und die erste öffentliche Kriegserklärung gegen Frankreich — fügen wir hinzu. Denn kaum war das Gerücht von dieser Rede verbreitet, als der französische Gesandte zum Staatskanzler eilte: „Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsere Bundesgenossen und nun wagt es ein Universitätslehrer, unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären?" — Hardenberg antwortete dem Gesandten: „Die Gesinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie beendigt war. Der König desavouirt sie. Fordern Sie Genugthuung, sie soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde und die wir schwerlich zu hemmen vermögen."

Dem „übereilten Redner" geschah nichts zu Leide. Bei der ersten Begegnung mit Scharnhorst rief ihm dieser vielmehr in tiefster Bewegung zu: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben!" Einige Tage später (16. Februar) erhielt der muthige Professor folgendes königliche Schreiben:

„Ich bezeuge Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, sondern sich selbst noch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. (Steffens hatte den Eintritt in die Schaar der Freiwilligen nachgesucht.) Indem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände Ihnen gestatten, dasselbe wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernstesten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zur freudigen Erfüllung derselben anzufeuern."

In welchem Maße aber dieses Beispiel auf die Jünglinge gewirkt hat, ergibt sich zur Genüge aus der einfachen statistischen Notiz, daß von den 351 Studenten, welche sich zu Anfang des Jahres 1813 an der Breslauer Universität befanden, nur 119 an derselben zurückblieben.

Im September 1815 belief sich die Zahl der Studirenden wieder auf 236 und sie steigerte sich bis zum Jahre 1830 auf mehr als tausend. Im Jubeljahre 1861 zählte die Universität 775 Studirende. Die Jubelfeier selbst wurde vom 1. bis 6. August des gedachten Jahres begangen, und sie gehört unstreitig zu den denkwürdigsten Tagen von Breslau und ganz Schlesien.

Noch ein paar Worte über das Gebäude. Dasselbe gewährt namentlich von der Oderseite einen überaus imposanten Anblick. In alten Zeiten stand hier die Kaiserburg, daher auch das Thor unter der Universität den Namen „Kaiserthor" führt. Von den Jesuiten 1736 vollendet, zeigt es den Jesuitenstyl in seiner ganzen Blüthe, eine Fundgrube des üppigsten Rococo. Berühmt wegen ihrer Fresken ist die Aula Leopoldina, welche die ganze Breite des Gebäudes (120 Fuß) einnimmt und als Disputations- und Promotionssaal, zuweilen auch zu Konzerten benutzt wird.

Bis zum Jahre 1800 blieb das Gebäude im Besitz der Jesuiten. Bei der damals auf königlichen Befehl vorgenommenen Reform fiel es sammt dem Korporationsvermögen dem Staate zu. Im Jahre 1773 war dieser Wohnsitz der Jesuiten von dem protestantischen Könige gegen den Papst in Schutz genommen. Friedrich der Große hatte das Aufhebungsbreve des Papstes Clemens XIV. gegen die Jesuiten in Breslau nicht bekannt machen lassen, sie vielmehr in ihren Rechten geschützt, so daß Voltaire dem König ziemlich ironisch schreiben konnte: „Vous voilà général des jésuites après avoir été général d'armée."

Und wie ernst es Friedrich dem Großen mit seinem den Jesuiten gewährten Schutze war, das bezeugte noch in dem Jahre 1803 der Kanzler der Leopoldina Anton Gottfried Steiner laut und öffentlich mit dem Geständniß: „Er hat sein königliches Wort erfüllt!"

Max Kurnik.

Der hohe Göhl bei Berchtesgaden.

Nicht so bald ist eine Gegend mehr von den Freunden der Naturschönheit, besonders von Künstlern heimgesucht, als das Gebiet um Berchtesgaden. Wenn überhaupt schon die salzburger Alpen die Reize pittoresker Mannigfaltigkeit und Anmuth farbenglänzender Seebecken für sich haben, in deren oft papageigrüner Fluth sich die glänzenden Felsenzinnen, man möchte sagen, leicht und genial aufgestellter Bergreihen spiegeln, so ist doch hauptsächlich der bayerische Theil dieser Gebirge durch kühne Formen und ein glückliches, sich eng aneinderschließendes Ensemble ausgezeichnet.

Einige herrliche Bergzüge sind es hier besonders, welche die Maler zu wiederholten Darstellungen anlockten. Zu ihnen gehört der phantastisch gestaltete Watzmann, der sagenreiche Untersberg und der hohe Göhl. Eine Reihe von Landschaftsmalern, der berühmte Rottmann an ihrer Spitze, haben ihn verherrlicht, und man wird bei allen diesen Bildern nicht müde, den imposanten Felsenkegel mit seinem stolzen Scheitel und seinem sich weithin ausdehnenden Fuß zu bewundern, welchen er in dunkles Tannengrün auf der Mittelhöhe und ganz unten in die klaren Fluthen eines klaren Sees zu tauchen scheint, so weit er auch von diesem Lieblingsstandpunkt der Künstler noch entfernt ist.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Trotz all' dieser Darstellungen hatte dennoch dieser beliebte Berg, der übrigens wie der Untersberg nur die Grenzen Bayerns streift, das Schicksal, fast niemals eine vollendete Verwirklichung durch den Pinsel zu finden; selbst Rottmann's Gemälde gehört nicht zu den unsterblichen Werken dieses Genius, obgleich derselbe der größte Meister der Landschaftsmalerei für alle Zeiten war.

Es vereinigt sich an dieser Stätte Alles, was eine großartige, einfache Natur anziehend und bedeutungsvoll machen kann, — und doch pflegt deren Abbild zwar immer zu frappiren und zu fesseln, aber selten zu befriedigen. Eine eigenthümliche Erscheinung, und doch natürlich zu erklären, und zwar aus folgenden Ursachen: Der hohe Göhl ist so situirt, daß er mit den breitgeformten plastischen Flächen seines schönen Gipfels die vollen Strahlen der untergehenden Abendsonne aufzufangen vermag und das zauberhafte Schauspiel des Alpenglühens bietet wohl kein Berg so häufig und so brillant dar, als dieser. Und doch ist diese magische Naturscene, wenn sie gleich von allen Reiseschriftstellern und romantischen Dichtern als eine stereotype Phrase im Munde geführt und mit schmelzenden Worten behandelt wird, in der ganzen Alpenwelt etwas überaus Seltenes. Es gibt unter den Heerschaaren der Touristen Solche, welche förmlich auf Beleuchtungseffekte reisen und nach jedem hellen Sonnenaufgang den ganzen Tag hindurch von einem Alpenglühen träumen, wie sie es einst bei Gropius in Berlin ohne jede Störung gesehen haben. Sie warten immer nur auf den Abend und ersteigen zu rechter Zeit große und kleine Aussichtspunkte; aber die Sonne sinkt und wirft gewöhnlich nur eine mäßige Färbung über die Gegend und beinahe Keiner dieses ganzen Auditoriums hat das Glück gehabt, einen so rothen Flammenschein zu sehen, wie ihn die Maler zu malen pflegen.

Ist er in der Wirklichkeit nicht so roth? oder woran liegt diese Enttäuschung?

Er ist allerdings jährlich vielleicht ein paarmal an irgend einem Punkte in den Hochalpen ganz so feurig, als ihn die Palette wiederzugeben liebt; zu diesen Zeiten jedoch befinden sich die auf Sonnenuntergang und Aufgang pränumerirenden Reisenden nicht mehr auf ihrer Tour, denn es sind die kalten klaren Tage des letzten Spätherbstes, an welchen eine untere höchst transparente Nebelschicht des Horizontes die blitzenden, goldgelben Strahlen der Sonne entweder zu einem hellen Scharlach, oder zu einem Purpurschimmer färbt — jenes gewöhnlich am Morgen, letzteres häufiger am Abend. Die Hirten auf den niedrigen Spätalmen, die Holzfäller im Walde, die nun anfangen, die entlaubten Bäume zum Winterschlag auszuzeichnen und die kecken Gemsjäger und Wildschützen am schwindelnden Abhang: das sind die glücklichen Beobachter, welche dieses Alpenglühen genießen, ohne Dank für so große Gunst. Dann und wann jodelt einer von ihnen im Uebermuth lustig hinaus, doch gewöhnlich friert ihn recht unbehaglich an diesen reinen, kalten Tagen des Alpenglühens und er beeilt sich wacker, die Sennhütte der blonden Marili zu erreichen, wo er statt in das Alpenglühen lieber in die eben so rothen Kohlen stiert, sich herzlich auf das Fertigwerden der dampfenden „Topfenknödel" freuend.

Auch hierin bekundet sich des Schicksals Ironie, die auf Reisen fortwährend neu und vielseitig ist: wenn man dem Schönen nachjagt, so entzieht sich's mit Hartnäckigkeit, und Denen, die es nicht zu schätzen vermögen, umgaukelt es Augen und Sinne.

Wer sich jedoch von den Reisenden am Fuße des Göhl niederlassen will, dem wird sich, wenn auch nicht Morgens und Abends, wie dem Ritter Toggenburg dessen Geliebte, so doch häufig genug die schöne Rosenjungfrau des Alpenglühens auf der Schneezinne des Berges in ihren anmuthigen Reizen zeigen.

Er wird aber auch begreifen, warum die Darstellung dieser Scene so schwierig ist: das Alpenglühen zeigt den höchsten Kulminationspunkt des Beleuchtungseffektes. Wenn wir nun diesen Moment in der Wirklichkeit sich entwickeln sehen, so geschieht es ganz allmälig nach und nach, und diese Stufenfolge des immer röther gefärbten Lichtes macht den Eindruck der Natürlichkeit, es fehlt nicht an vermittelnden Uebergängen, zu denen auch jene sanftere Röthung gehört, welche den gegenüberliegenden Himmel zu durchhauchen pflegt. Wird nun aber auf einem Gemälde dieser kühnste, drastische Augenblick des bengalischen Sonnenfeuers festgehalten, so fehlt jene Stufenleiter der Entwickelung, es fehlt jener vermittelnde Gegenschein des gegenüberstehenden westlichen Horizontes, den man auf dem Bilde unmöglich anbringen kann, und der Effekt wird somit schroff und hart, macht den Eindruck einer unnatürlichen Ueberraschung und wir erblicken in der Regel mit Unbehagen eine rothglühende Bergkante, die aus der dunkeln Umgebung des ganzen Bildes disharmonisch herausfällt. Hierzu kommt noch, daß im nordischen Klima das Licht etwas Schneidenderes, Schärferes hat, als im Süden. Während es sich dort über die gesammten, gewöhnlich fast gar nicht bewachsenen Gebirgsmassen ergießt und sich so gegenseitig durch verschiedene Brechungen wieder abstumpft, haftet es bei uns vorzugsweise an den kahlen Gipfeln mit kalter Grellheit, und wird von den tiefen dunkeln Tannenwäldern, die am Abende gleich der schwarzen Farbe wahre Lichtsauger sind, tonlos verschluckt.

Doch gerade diese gefährlichen Klippen, an welchen die Darstellung des Alpenglühens in der Regel scheitert, macht es für Laien und Künstler um so fesselnder und der hohe Göhl wird immer der Hauptrepräsentant dieses glänzenden Lichtphänomens bleiben.

Wer sich dieser entzückenden Gegend auf einem eben so überraschenden Wege nahen will, der wandere von Reichenhall aus über Lofer denjenigen Felsenweg empor, welchen man den Hirschbüchel nennt. An steilen, gigantischen Kalkschroffen und tiefen brausenden Felsentobeln vorüber führt er zunächst nach der Wimmbachklamm, wo weiße Schleierwasserfälle sich über grünes Moos und mächtiges Gestein hinab in tiefe Schlüfte senken. Gern blickt man hinab in diese tosende unterirdische Dämmerung, in welche der liebliche blaue Himmelsstrahl durch Spalten und grünes Gebüsch niederschimmert.

Weiterhin eröffnet sich das Thal der Ramsau und etwas seitwärts liegt der romantische Hintersee mit seinem behaglichen Wirthshaus, eine Herberge der Maler seit alten Zeiten. Will man den schönsten Standpunkt für den hohen Göhl finden, so sieht man nur noch die einsame Fluth und dahinter das stolze Haupt des Berges.

Wenn man versunken ist in diese Fülle der Naturanmuth, in diese Kraft phantastischer Gegensätze, in diese Ueppigkeit frischer nordischer Vegetation, — Eigenschaften, die im ganzen Berchtesgadener Gebiet fast in gleichmäßigem Reichthum anzutreffen sind, so wird man aus dieser phantastischen Träumerei mit einigem Unmuth herausgerissen, sobald sich der Blick von der landschaftlichen Natur abwendet und auf die Bewohner dieses Landes heftet.

Hier macht sich eine Disharmonie geltend, die unsere Seele schmerzlich berührt. Kraft und Gesundheit der Physis pflegen sonst in den Bergen mit geringen Ausnahmen zu herrschen; man denkt an die alten heldenstarken Alemannen, Sueven, Celten und Bojoaren und findet es nicht auffallend, daß hier ihre Nachkommen, — weniger von der Ueberkultur und ihren geistigen Anstrengungen entnervt als wir, noch leidlich frische, blühende Naturkinder sind. Diese Alpenbewohner blieben in der That auch viel mehr, als wir gewöhnlich glauben, den uralten Sitten und

Lebensweisen getreu. Schon zur Zeit der Römer weidete man wie jetzt die Heerden, und wenn man auch noch keinen Käse zu bereiten verstand — eine Fertigkeit, die erst die römischen Oekonomen den Germanen lehrten — so waren doch die Letztern ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk, gewöhnlich mit festen Wohnsitzen und bei weitem nicht so unstät umherziehend und aller Kultur baar, wie es sich viele spätere Geschichtschreiber gedacht haben. Erst neuere Forschungen stellten immer mehr und mehr heraus, daß man unsern alten heidnischen Vorfahren einen gewissen nicht unbedeutenden Grad von Kulturbildung zusprechen muß. Auch ist nur durch einen ziemlich geordneten Anbau die Thatsache zu erklären, daß die deutschen Lande und zwar vorzüglich die Alpengegenden, welche wenig urbaren Boden haben, eine so zahlreiche Bevölkerung ernähren konnten. Diese existirte wirklich, wie sich aus den Heeresmassen abnehmen läßt, die sich den Römern entgegenstellten, und deren Zahlenangaben uns zum Theil aufbewahrt sind. Auch bezogen die Römer viele Stoffe und Lebensmittel aus den Alpen, z. B. trefflich bereitetes Pelzwerk, Gänse und deren Federn, geräucherte Schinken, gelbe Rüben und noch einige andere von den verwöhntesten Zungen schmackhaft befundene Gemüse. Wilde Ochsen („Ure", Auerochsen, die nicht mit den Büffeln zu verwechseln sind und deren Muth und Kraft selbst die afrikanischen Löwen unterlagen), Gemsen und Steinböcke waren in Rom angestaunte Geschöpfe. Die Letzteren lebten hauptsächlich in den salzburger Alpen in großer Zahl, denn sie liebten fruchtbares Weide- und Grasland der Thäler, da diese Thiere nicht, wie man fälschlich annimmt, von der Natur darauf angewiesen sind, unwirthsame Schneeregionen zu bewohnen. Dorthin zogen sie sich blos aus Furcht vor den Nachstellungen der Menschen zurück und Mangel an Nahrung hemmten ihre Vermehrung ebenso sehr, als ihre scheuen Rudel durch die Hand des Jägers decimirt wurden.

Auch schon unsere heidnischen Voreltern verstanden es, durch die Raschheit ihrer Kraft und Geschicklichkeit, diese schnellen Thiere zu erlegen.

Doch diese starke Menschenrace ist in diesem Gebiet ebenso ausgestorben, wie das Geschlecht der Steinböcke. Dagegen tritt uns überall in dem schönen Berchtesgadener Bezirk, sowie an vielen anderen Stellen der salzburg-österreichischen Alpen eine sehr herabgekommene, verkümmerte Population entgegen.

Angesichts dieser kühnen, die Menschenkraft herausfordernden und ihren Muth erhebenden Berge; umweht von diesem frischen Waldesodem und belebenden Wiesenhauch, mit dem sich der narkotische Duft der harzigen Fichte mischt, fristet ein schwaches, entnervtes Geschlecht sein kränkelndes Dasein. Der Kretinismus haust im Gehirn dieser flachen Stirnen und selbst bei vielen Gesunden ist der Blick so blöde und indifferent, die ganze Haltung des Körpers so laß und ohnmächtig, daß diese Erscheinungen nur allzu vollkommen zu den welken Gliedern und dem muskellosen fahlen Fleisch dieser kurzen, aber keineswegs gedrungenen Gestalten passen. Durch gewaltige Kröpfe werden Männer sowohl als Frauen verunstaltet, wenn es überhaupt noch möglich ist, die Häßlichkeit dieser Weiber und die Unmännlichkeit dieser Männer durch abnorme Auswüchse zu steigern. Auf 15 Individuen kommt ein Kropfiger und auf 150 ein Kretin, in der Volkssprache „Fecks", auch „Troddl" genannt. (Durchschnittlich darf man sonst in den Alpen auf 1700 Personen einen Blödsinnigen rechnen.)

Die in diesem Kreise herrschende Erwerbsthätigkeit, die Holzschnitzerei, kann allerdings nicht dazu beitragen, dem Uebel zu steuern. Das fortwährend gebückte Sitzen in engen Stuben, die oft selbst im Sommer geheizt sind, damit die angestrichenen Holzwaaren rascher trocknen; sowie das Genießen kärglicher Nahrungsmittel, die mit einem ebenso kargen Verdienst Hand in Hand gehen, muß das Ge-

schlecht nur um so tiefer herabstimmen. Uebrigens wäre es falsch, anzunehmen, daß hieraus der Kretinismus entstanden sei; solche Beschäftigungen finden sich ohne denselben auch anderswo, ebenso wie das oft angeklagte Kalkwasser.

Da sich nun Blödsinn und eine entartete Race in ähnlicher Weise in dem bayerischen Landgerichte Werdenfels geltend machen, ein Bezirk, der übrigens gerade wie der salzburg-berchtesgadner Jahrhunderte lang unterm Krummstab gestanden hat und von diesem Regiment mit bischöflicher Väterlichkeit ausgesaugt worden ist, — und da endlich der werdenfelser Kreis unzweideutig eine romanische Volksabstammung zeigt, so liegt allerdings die Idee nahe, daß auch diese Gegenden von Nachkommen romanischer Insassen bewohnt werden. Manche Ortsnamen deuten darauf hin; nicht minder die dunkle Hautfarbe, das dunkle Haar und der kleine Wuchs der Menschen. Vielleicht haben sich in den Drangsalen der Völkerwanderung die schwächeren Romanen, welche sich gegen die germanischen Stämme nicht behaupten konnten, vor deren Andrang in diese abgeschlossenen Felsengebiete geflüchtet, die von andern Bewohnern verlassen waren. Eine kleine gesonderte Völkerfamilie, welche ganz auf sich angewiesen ist und sich aus sich selbst heraus durch immer erneutes Heirathen in der Stammesverwandtschaft fortpflanzt, pflegt in seiner Kraft und Gesundheit rückgängig zu werden.

Doch nicht immer; andere Thäler zeigen bei gleichem Verfahren ein entgegengesetztes Resultat, weswegen die Kulturforschung sich vorschneller Schlüsse enthalten muß. Ein solcher wäre es auch, anzunehmen, daß der Kretinismus mit den romanischen Gebirgsracen regelmäßig verbunden sei. Wohl findet er sich im untern Wallis und Veltlin; doch das Engadin- und Grödnerthal hat kerngesunde Distrikte.

Uebrigens wissen die berchtesgadner Blödsinnigen, wenn sie auch zu keinerlei Arbeit zu gebrauchen sind und ihnen die Sprache vollständig fehlt, recht genau, wo der Bäcker wohnt, und sollten sie eine halbe Stunde weit danach über Land gehen müssen. Diesen Weg machen sie sich sogleich, wenn ihnen der Fremde einige Kreuzer geschenkt hat, denn sie betreiben das Betteln aus Spekulation und dies beweist für den Psychologen, daß der Selbsterhaltungstrieb die stärkste Reagens auf die Menschenseele ausübt und im dunkelsten Gehirn noch im Stande ist, einen unerwarteten Lichtfunken zu erwecken. Am leichtesten scheinen demnächst die Begriffe von Mein und Dein faßbar zu sein, denn wenn sie der Kretin ab und zu verwechselt, so geschieht es ersichtlich aus List und nicht aus Unvermögen, und hier tritt uns ein sehr dunkles psychologisches Räthsel entgegen: List setzt eine regsame Verstandesthätigkeit komplicirter Art voraus, und dennoch ist die merkwürdige Erscheinung eine unleugbare Thatsache, daß der Kretin mit raffinirter List zu stehlen oder einem Kinde dessen Eigenthum abzulocken versteht. Eine höhnische Schadenfreude, welche also, wenn auch auf niedrige Weise, so doch abermals von Intelligenz zeigend, das Bewußtsein der Ueberlegenheit ausdrückt, pflegt einem solchen Akt zu folgen.

Nach dieser Abschweifung über das Volk, das uns stets ebenso fesseln und anziehen muß, als die landschaftliche Natur, schließe ich mit der Bemerkung, daß mir ein alter Forstmann mittheilte, es fänden sich auf dem Gipfel des 8100 Fuß hohen Göhl scheinbar von Menschenhand zusammengetragene riesenhafte Steinhaufen vor, die nicht von Sennen herrühren könnten. Die freie Lage und das helle Erglänzen des Berges rücken die Vermuthung nahe, daß die heidnischen Germanen hier vielleicht geheiligte Stätten und Freudenaltäre für ihre Johannesfeier errichteten, eine frohe Leuchte, weit in's Land hinein.

O. Banck.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

OPERAMMERGAU

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Oberammergau.

Wenn wir Modernen lesen, daß das Theater in dem alten Athen nicht weniger als 30,000 Menschen fassen konnte, daß die Seitenaussicht auf das Meer ging und daß die Hinterwand durch den Felsen der Burg gebildet wurde, und wenn wir weiter lesen, daß im Theater von Taormina die Zuschauer den vollen Anblick des Meeres und des Aetna hatten, und wenn wir dann an die engen, im Sommer erstickend heißen, gegen Licht, Luft und Himmel abgesperrten, mit käfigartigen Logen eingerahmten Räume denken, in die wir uns Abends einpferchen lassen müssen, um einer Theatervorstellung beizuwohnen: dann finden wir uns unwillkürlich von dem Gedanken befallen, als seien unsere Theater doch keine eigentlichen Volksanstalten, sondern nur erweiterte, hauptsächlich für die vornehmen und wohlhabenden Schichten bestimmte Salons, nur gut genug zur Ausfüllung einiger müßigen Abendstunden, die wir wo anders als zu Hause zubringen möchten. Aber noch gibt es ein Theater in Europa, welches in mehr als einem Stücke an das griechische erinnert und auf welches in einem gewissen Sinne und in einer gewissen Beschränkung die Schiller'schen Worte angewendet werden können:

— — — Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühnen Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Aber dieses mehr an die altgriechische als an irgend eine moderne Bühne erinnernde Theater, welches nur alle 10 Jahre seine Pforten erschließt, befindet sich nicht an irgend einem der Hauptplätze des europäischen Lebens, sondern in einem ziemlich verlorenen Winkel, tief in den bayerischen Alpen, in dem Dorfe Oberammergau, welches dadurch in neueren Zeiten die Blicke der Gebildeten auf sich gezogen hat.

Oberammergau liegt in einem wiesengrünen Hochthale, auf welches nicht eben gigantisch hohe, aber schroff und wildgeformte Berge, darunter das Ettaler Mandl und der Ammergauer Kofel, stolz herabblicken. Die zierlich weißen Häuser des Dorfes liegen einzeln an der Ammer hin und sind nach Hochlandsart, doch mit sichtlicher Hinneigung zum Städtischen gebaut. Die malerischen Gallerien lassen sich meist vermissen, dagegen fehlen den Dächern nicht die Giebelzierden, und alle Wände sind mit frommen Vorstellungen aus der heiligen Schrift oder aus den Geschichten der Heiligen bemalt. Zu der Freundlichkeit des Ortes tragen dann noch die Blumengärtchen mit ihren grünen Staketen bei, von denen alle Häuser umgeben sind. Der Ort ist, wie gesagt, freundlich, die Gegend als eine Gebirgslandschaft malerisch und anmuthig; aber die bayerischen Alpen bieten an andern Punkten Großartigeres und Erhabeneres; seinen Ruf in der Ferne verdankt Oberammergau namentlich seinen Passionsspielen, die dort in einem eigens dazu errichteten Theater alle 10 Jahre zur Aufführung kommen. Das Dorf wird dann ein Wallfahrtsort für Tausende und aber Tausende von Menschen,

die aus Bayern und Tyrol, aber auch aus weiter Ferne herbeiströmen; denn diese Aufführungen gewähren auch dem für feierliche Eindrücke empfänglichen Gebildeten in der That einen eigenthümlichen Genuß, wie man ihn sonst an keinem andern Orte der Welt wiederfindet.

Die Oberammergauer Passionsspiele sind in Deutschland noch einer der wenigen Reste, wenn nicht der einzige, jener alten Mysterien oder geistlichen Dramen, welche auf eigens dazu in Kirchen, auf den Kirchhöfen oder in der Nähe geweihter Stätten aufgeschlagenen Bühnen an hohen Kirchenfesten aufgeführt wurden. Man nannte sie Mysterien, weil sie bestimmt waren, die Geheimnisse der christlichen Religion zu veranschaulichen. Der beliebteste Gegenstand war und blieb darunter das Leiden Christi und seine Auferstehung. Geistliche dichteten diese Spiele und stellten auch die heiligen Hauptpersonen: Gott Vater, Jesus, die Jünger und die Heiligen dar, während die Gemeinde das übrige, sich oft auf mehrere hunderte von Köpfen belaufende Personal lieferte.

In Folge der Kirchenreformation, die überhaupt zunächst den Kunstkultus aus dem Gottesdienst verdrängte, geriethen in den Städten, auch in den katholischen, die wenigstens in dieser Hinsicht von dem Geiste der Reformation nicht unberührt blieben, die öffentlichen Aufführungen der geistlichen Schauspiele in Verfall; die Passionsspiele, seitdem auch wohl Bauernspiele genannt, flüchteten nun in die stillen Thäler der süddeutschen Gebirgsgegenden und waren noch im vorigen Jahrhundert in den Dörfern Oberbayerns, Schwabens, Salzburgs, Tyrols, der Schweiz und Steiermarks weit verbreitet, ja in manchen Ortschaften so beliebt, daß fast alle Sonntage heilige Komödien aufgeführt wurden.

Die Entstehung der Passionsspiele in Oberammergau fällt mitten in die Greuel des dreißigjährigen Kriegs, von denen allerdings dieses abgelegene Gebirgsdorf wenig, wenn überhaupt, berührt worden sein dürfte. Als nämlich im Jahre 1633 das Dorf durch eine Seuche, die allerdings vielleicht von marodirenden Kriegsknechten eingeschleppt worden sein mag, heimgesucht und verheert wurde, vermochten die geistlichen Herren des nahe gelegenen berühmten Klosters Ettal die Gemeinde, deren Seelsorger sie waren, zu dem Gelübde, alle 10 Jahre die Leidensgeschichte Jesu, „zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung" öffentlich vorzustellen. Die Ettaler Klostergeistlichen besorgten das Gedicht, die Musik, die Herstellung des Theaters, die Inscenirung und Einübung, und so konnte bereits im folgenden Jahre die erste Aufführung stattfinden. Die Seuche konnte begreiflicherweise in der so heiligen Atmosphäre des Passionsspiels nicht ausdauern — sie erlosch; ja schon die bloße Uebernahme des Gelübdes durch die Gemeinde soll genügt haben, sie zur Flucht zu nöthigen.

Diese Dichtung der geistlichen Herren von Ettal, die noch in einer Abschrift vorhanden ist, trug ganz den bis zum Wüsten und Widrigen geschmacklosen Charakter jener Zeit, und da nun auch sonst bei den Bauernspielen aus Mangel an Beaufsichtigung mancherlei Mißbräuche eingerissen waren, so entzog im Jahre 1810 die geistliche Oberbehörde in München der Gemeinde die herkömmliche, bis dahin nie verweigerte Erlaubniß zum Spiele. Die Gemeinde, die außer Ehre und Vergnügen von dem Zuströmen so vieler Fremden auch beträchtlichen pekuniären Vortheil hatte, war in der größten Bestürzung und sandte eine Deputation nach München, die von dem Präses des geistlichen Raths abschläglich beschieden, ja dahin bedeutet wurde, daß sie bei weiterer Verfolgung der Sache aus der Stadt ausgewiesen werden solle. Aber der Vorstand der Deputation, Georg Lang, war nicht der Mann, sich einschüchtern und von der weitern Verfolgung der Sache abschrecken zu lassen; er wagte es doch, zum König zu gehen, und dieser lieh

dem Gesuche günstiges Gehör. Die Erlaubniß zum Spiel lief sehr bald ein und versetzte die Bevölkerung von Oberammergau in jubelnde Aufregung. Freilich war die Erlaubniß nur unter der Bedingung ertheilt worden, daß Alles, was Anstoß erregen könne, aus dem Spiele entfernt werden solle, und da der Pfarrer der Ortschaft selbst dem Spiele abhold war und sich sonst Niemand in Oberammergau befand, der fähig gewesen wäre, das Stück umzugestalten und dem gereinigteren Zeitgeschmack und den Forderungen des geistlichen Raths in München anzupassen, so befand man sich in großer Verlegenheit. Da kam noch einmal von dem inzwischen säkularisirten Ettal Hilfe; einer der von dort entfernten Benediktiner, Dr. Ottomar Weiß, jetzt Pfarrer von Iserwang, erbot sich zur Umarbeitung des Gedichts, das er mit 28 lebenden Bildern bereicherte, und der Lehrer und Organist des Dorfes, Namens Dedler, setzte zu dieser neuen Passion eine leicht faßliche und fließende Musik, der es sogar an einzelnen ergreifenden Momenten nicht fehlt, und in dieser Gestalt wurde das Passionsspiel zuerst im Jahre 1811 aufgeführt und vom Jahre 1820 ab alle 10 Jahre regelmäßig wiederholt. Die Theaterlust der Gemeinde ist aber so stark, daß die neun Jahre hindurch, welche zwischen den Wiederholungen des Passionsdrama's liegen, auf einer im Schulhause errichteten Bühne Stücke theils heiligen, theils weltlichen Charakters, vorzugsweise aber Ritterkomödien aufgeführt werden, so daß man immer in der Uebung bleibt und für die inzwischen verstorbenen oder durch zu hohes Alter oder sonst wie unbrauchbar gewordenen Passionsspieler immer wieder neue Talente emporkommen, die bei der nächsten Wiederholung der Passion die etwa inzwischen eingetretenen Lücken ersetzen können.

Auf eine detaillirte Beschreibung der durch ihre von allen übrigen modernen Theatern so abweichende Gestalt und Einrichtung einen fremdartigen und wunderbaren Eindruck hervorbringenden Passionsbühne wollen wir uns, da solche Detailbeschreibungen leicht etwas Langweiliges für den Leser haben, ohne von dem Gegenstande einen rechten Begriff und ein anschauliches Bild zu geben, hier nicht weiter einlassen. Wir bemerken nur, daß der Zuschauerraum, welcher 6000 Menschen faßt, und das Proscenium des Theaters unbedeckt sind, eine Einrichtung, die bei heiterem Wetter den festlichen Eindruck des Ganzen auf die Gemüther der Zuschauer wohl steigert, aber bei ungünstigem Wetter oder bei zu glühendem Sonnenschein begreiflicherweise auch ihre beträchtlichen Uebelstände hat. Findet das Spiel im Frühsommer statt, so regnet es bisweilen unaufhörlich, findet es im September statt, so tritt dann in dieser hochgebirgischen Gegend zuweilen heftiger Schneefall ein. In solchem Falle agiren die Schauspieler, die auf dem Proscenium zu thun haben, zum Schutze ihres Kostüms ganz unbefangen unter rothen Regenschirmen. Schlimmer sind die Zuschauer daran, da die Hintersitzenden keinen die Aussicht verdeckenden Regenschirm, ja selbst keine großen Hüte vor sich dulden. Denkt man sich dazu, daß die zu Bänken dienenden Bretter keine Rücklehnen haben, und daß eine Passionsvorstellung hinter einander volle acht Stunden dauert, so wird man es begreifen, daß die hart gewöhnte Natur eines Gebirgsbewohners dazu gehört, um diese Strapatzen ohne Erschöpfung der leiblichen und geistigen Kräfte zu überdauern. Und doch gibt es in der ganzen Welt kein andächtigeres Theaterpublikum als das, welches sich zu den Passionsspielen in Oberammergau versammelt. Mit dem griechischen Theater hat das oberammergauer nicht nur diese andachtsvolle Stimmung Seitens des Publikums, den Chor und andere Einrichtungen gemein, sondern auch den Hinausblick in die freie Natur, auf Alpenwiesen, Gehölz und die steilen, mit finstern Tannen bedeckten Felsenschrofen des Kofels.

Auch auf die Einzelnheiten der Dichtung und des Spiels gehen wir hier nicht tiefer ein, da eine Analyse doch nur ein abgeblaßtes Bild des Ganzen geben würde. Thatsache ist, daß die Aufführung, wenn auch einzelne plattere und ermüdende Stellen vorkommen, in vielen Einzelnheiten wie im Ganzen eigenthümlich ergreifend und feierlich wirkt. Der berühmte Maler Cornelius gestand uns persönlich, daß er davon ganz hingerissen worden sei, und Eduard Devrient, erfahren in allen Erfordernissen theatralischer Wirkung, bekennt, daß die Fülle der Eindrücke gleich nach dem ersten Abschnitte ihn in einen „förmlichen Rausch" versetzt habe; namentlich nennt er die Darstellung des Christus vortrefflich und die des Judas sehr gut. Die Ensembles gehen mit einer Präcision und dabei mit einer pietätvollen Hingebung, um die vielleicht jedes Hoftheater die Oberammergauer beneiden könnte; es ist, als ob eine Reihe von Bildern unserer altdeutschen Heiligenmaler vor dem Zuschauer lebendig geworden wäre. Welchen Eindruck müßte es machen, wenn in dieser großartigen Weise und Einrichtung auch irgendwo in Deutschland Sujets aus der vaterländischen Geschichte zur Darstellung gebracht würden! Man sieht es den Spielern an, daß keiner um des persönlichen Beifalls oder Vortheils willen sich hervorzudrängen sucht, daß es jedem nur um das Gelingen des Ganzen zu thun, daß ihnen das Spiel heiliger Ernst und eine Sache frommer Pflicht ist. Das ist auch kein Liebhabertheater, auf welchem sich bloße zusammengelaufene Dilettanten abmühen; das ist ein Theater, auf welchem eine ganze Gemeinde als Personal auftritt und sich in den Formen geheiligter ererbter Traditionen bewegt. Denn nur Gemeindemitglieder von Oberammergau dürfen sich am Spiel betheiligen, sie allein haben das Gelübde ihrer Väter zu lösen. Alles, was nur immer im Dorfe spielen oder singen oder Statistenrollen übernehmen kann, vom Greise bis zum vier- und dreijährigen Kinde, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, ein Personal gegen 400 Köpfe stark, ist auf der Bühne beschäftigt. Die übrigen wirken in dem vom Lehrer des Dorfes dirigirten Orchester mit, oder sie malen die Dekorationen, verfertigen die Kostüme und anderes Zubehör, und rechnet man die Kassirer, Thürsteher, Aufseher u. s. w., sämmtlich Oberammergauer, hinzu, so dürfte die Zahl der überhaupt bei der Aufführung Betheiligten und Beschäftigten leicht auf 600 angeschlagen werden. Der pekuniäre Gewinn ist nicht gering, da im Sommer des Passionsjahres regelmäßig 12 Vorstellungen stattfinden und der Zuschauerraum, wie schon bemerkt, nicht weniger als 6000 Menschen faßt. Dennoch wird man nicht sagen können, daß Gewinnsucht des Einzelnen vorzugsweise der Grund sei, weshalb die Oberammergauer so großen Eifer auf ihr Passionsspiel verwenden. Berechnete man auch die Gesammteinnahme im Sommer 1850 auf vielleicht 24,000 Gulden, so kostete doch allein die Wiederherstellung des Kostüms und der Dekorationen, denen durch Sonnenbrand und Regen meist hart zugesetzt wird, keine geringere Summe als 6000 Gulden. Sodann wird ein großer Theil der Einnahme auf Tilgung von Gemeindeschulden und auf die Erhaltung oder Gründung gemeinnütziger Gemeindeanstalten verwandt, wozu namentlich auch die von der Regierung in den letzten Jahren im Dorfe angelegte Zeichnen- und Modellirschule gehört, welche für die Ortschaft von äußerster Wichtigkeit ist.

Die Hauptgewerbsthätigkeit der Bevölkerung besteht nämlich in der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse wie die der Grödner, Berchtesgadner und Nürnberger in alle Welt gehen. Es wird davon ein großes Magazin unterhalten, welches kein Reisender unbesucht lassen sollte. Da erblickt man neben Hanswürsten, Puppen, Steckenpferden und anderm Kinderspielzeug auch historische Gegenstände, die in Holz geschnitzten Bilder Napoleons, Friedrichs des Großen, der Königin von

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

England im vollen Krönungsornate und anderer verstorbener oder noch lebender historischer Persönlichkeiten, besonders aber auch die sehr gesuchten Conterfeis neuerer Monumente, der Standbilder eines Gutenberg, Schiller, Albrecht Dürer. Merkwürdig dabei ist, daß keiner dieser oberammergauer Künstler bisher das, was er so fleißig und zierlich in Holz schnitzte, auch zeichnen konnte. Die Technik bestand bisher in einer rein eingelernten und traditionellen mechanischen Fertigkeit, und da der Oberammergauer überhaupt sehr am Alten hängt und es ihm an Vorbildern fehlte, so hatten diese Schnitzarbeiten etwas Altmodisches und Althergebrachtes, so daß namentlich die Konkurrenz von Nürnberg diesem oberammergauer Kunstzweig verderblich zu werden droht. Um nun dieses Gewerbe neu zu beleben, ihm eine mehr artistische Grundlage zu geben, und es ihm möglich zu machen, mehr als bisher den gesteigerten Geschmacksforderungen der Zeit zu entsprechen, wurde die jetzige Zeichnen- und Modellirschule im Dorfe angelegt, die auch ihre wohlthätigen Einflüsse auf die oberammergauer Holzschnitzerei zu zeigen begonnen hat.

Ein Besuch der oberammergauer Passionsdarstellungen ist aber auch schon deshalb empfehlenswerth, weil es kein bunteres, bewegteres Bild geben kann, als dasjenige, welches die um jene Zeit in dem Dorfe zusammenströmenden Menschenmassen darbieten. Die Omnibus, Postkaleschen, Stellwagen und Leiterwagen schleppen immer neue Ladungen herbei, und Nachts herrscht in den Gassen des Dorfes ein solcher Lärm und solches Getümmel, daß an Schlaf wenig zu denken ist, zumal wenn man, wie dies häufig ist, nur eine Streu in der Wohnstube oder einen Winkel auf dem Heuboden erobern konnte. Alle Gesellschaftsschichten mischen sich: vornehme Reisende, Mitglieder der Münchener Aristokratie, Künstler, Beamte, Geistliche und Landleute, welche letztere zum großen Theil den Besuch zugleich als eine Art Wallfahrt und ein gottverdienstliches Werk betrachten. Auf einem Punkte kann man hier am besten die Trachten der Bevölkerungen aller Thäler Bayerns, der meisten Tyrols und selbst vieler Oberösterreichs studiren. Durch das Kleidsame ihrer Tracht zeichnen sich darunter besonders die Zillerthaler und die Bewohner der Gegend von Miesbach, Tegernsee und Schliersee aus, während man unter den Oberammergauern selbst, obschon sie in Folge ihrer Beschäftigung mit der Holzschnitzerei nicht den kriegerischen Ausdruck der Schlierseer oder den stolzen Anstand der Jachenauer haben, viele erblickt, welche, weil sie zum Zweck der Passionsdarstellungen Bart und Haupthaar lang wachsen lassen, in der That Aposteln und Patriarchen gleichen. Und bei all diesem Wirrwarr und Getümmel wird man sich nie durch solche Ausbrüche wüster Trunkenheit und wilder Zanksucht verletzt fühlen, wie sie im deutschen Norden bei großen Volkszusammenkünften so häufig vorkommen.

H. Marggraff.

Düsseldorf.

Düsseldorf ist der letzte interessante Punkt am preußischen Niederrhein.

Der Tourist, der vom Süden her an diesem Strome seinen Baedeker abreist, erreicht gewöhnlich in Köln seine Schlußstation. Da wird im alten heiligen Erzstift der Dom, das Museum und der zoologische Garten besucht — dergleichen

muß doch in Augenschein genommen werden! — Dann zurück oder fort ohne Aufenthalt mit dem Kurierzuge nach Paris, nach Brüssel, nach Berlin.

Es ist freilich wahr, landschaftliche Schönheiten bietet dem Reisenden die Weiterfahrt von Köln nach Düsseldorf nicht mehr. Einförmig und flach breitet sich die Bodenwelle hin; ohne Wechsel und Reiz gibt sich die Gegend. Die Berge fehlen mit ihren Ruinen und den pittoresken Felsenmassen; der majestätische Strom mit den grünen Rebenhügeln und mit dem unergründlichen blauen Wasserspiegel hat sich, in ein schmales Bett eingegrenzt, zu einem träge und schmutzig dahinschleichenden Gesellen verwandelt. Aber wenn man nach etwa anderthalbstündiger Fahrt Düsseldorf selbst erreicht, die Stadt der Gärten und der Künstler, sauber und rein wie eines Holländers Schiffscabine am Sonntag, frisch und schmuck, lächelnd und lockend, wie eine glückliche Braut am Polterabend, zumal im Schmuck des ersten Frühlingsgrüns und des duftenden Blüthenschnees — hier lohnt es sich des Aufenthaltes.

Die „Stadt der Gärten und der Künstler" ist allerdings ein Beiwort, das auf Düsseldorf zutrifft, aber ein erschöpfendes ist das Beiwort keineswegs. Wenn man häufig das einem Orte Charakteristische und Eigenthümliche mit einem oder ein paar prägnanten Worten zusammenfassen und bezeichnen kann, für Düsseldorf wird ein derartiges summarisches Verfahren zur Unmöglichkeit. In der buntesten Mannigfaltigkeit finden sich auf diesem Fleck Erde die heterogensten Elemente friedlich beisammen. Düsseldorf ist Residenz eines Prinzen von Geblüt und hat seinen Hofstaat, den des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Welche Ideenassociationen verbinden sich nicht sofort mit dem einen Wort, mit dem Begriff „Kleinresidenzlingen!" Aber laßt die sonst nicht unberechtigten Vorstellungen, ich bitte. Hier sind die Bewohner stolz auf „ihren" Fürsten. Wo man hinhört, heißt es „unser" Fürst. Kein öffentliches Lokal, kaum ein Privathaus bis herunter auf Dachkammern und Kellerwohnungen, in welchem das Porträt des Fürsten Anton nicht zu finden. Ist doch der Fürst von Hohenzollern einer der freisinnigsten und deshalb als einer der populärsten Männer nicht blos am Rhein, sondern in ganz Preußen hoch geachtet und allgemein verehrt. Was will gegen eine solche natürliche und aufrichtig aus dem Herzen quellende Popularität das im uckermärkischen Sande künstlich gezeitigte Produkt der Popularität eines „Papchen" Wrangel? Der bedeutende Reichthum und die ausgedehnten verwandtschaftlichen Familienverbindungen des Fürsten, insbesondere seine intimen Beziehungen zu dem Hofe von Koblenz — der berliner Hof ist bekanntlich, seitdem Herr von Bismarck Minister, nicht der Hof der regierenden Königin Augusta — bringen etwas von einem wirklich hauptstädtischen Wellenschlag in die äußere Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens von Düsseldorf. Mit einer starken Besatzung, namentlich an Kavallerie, versehen, hat die Stadt ferner Ueberfluß an den specifisch brandenburger Lieblings- und Wunderbauten, an Kasernen und militärischen Vorrathsgebäuden aller Art. Kein Gang auf die Straßen, Alleen, Gärten, ohne daß man den buntscheckigsten Uniformen begegnete, einer wahren Musterkarte. Nicht mindern Ueberfluß hat daneben die Stadt als Sitz eines Regierungskollegiums, an dem europäischen Mandarinenthum, an Bureaukraten mit und ohne Zopf, von allen Rangstufen und Klassen, von allen Würden und Orden. Dazu nehme man die Unzahl von gefallenen Größen und ausgedienten Excellenzen, von Generälen und Stabsoffizieren zur Disposition, von emeritirten Präsidenten und geheimen Räthen, welche bei dem traurigen Eintritt der angedeuteten Katastrophe aus allen Provinzen und Garnisonen des Staats herbeieilen, um in der freundlichen und anmuthigen Rheinstadt, die der Annehmlichkeiten so viele aufweist, und in der man verhältnißmäßig

so wohlfeil lebt, mit Behagen und Muße ihre Pension zu verzehren. Man nehme weiter die angesehenen und einflußreichen Vertreter des Handels und der Industrie. Beide, Handel wie Industrie, haben sich theils aus Köln, theils aus dem Wupperthal nach Düsseldorf gezogen, seitdem dasselbe preußisch geworden, und die Stadt dankt wesentlich den Aufschwung und die Blüthe, welche sie gewonnen, ihren spekulirenden Großhändlern und unternehmungslustigen Fabrikanten. Wie in allen Fabrikdistrikten, fehlt es natürlich nicht an einem zahlreichen Fabrikproletariat, mit welchem die seit der Anwendung des Dampfes arg heruntergekommene alte Gilde der Rheinschiffer und Fischer ziemlich auf derselben Stufe steht. Ein wohlthätiges Gegengewicht gegen nicht beliebte Einflüsse, wie dieselben wohl an manchen Orten von einer Vorherrschaft der Jünger Merkurs auszugehen pflegen, bilden nicht allein die ansehnlichen Kontingente der Militärs- und Regierungsbeamten, auch der Kontingente ist in dieser Hinsicht zu gedenken, welche die Richterkollegien und Advokaten, die Lehrerkollegien, Aerzte und Privatgelehrten, die Männer von der Presse stellen. Als einer besondern Bevölkerungsschicht will endlich in Parentheſe der Gärtner, oder vielmehr der Blumenmädchen und Gemüsehändlerinnen nicht vergessen sein. Mit Leidenschaft betreibt allgemein Jung wie Alt die Gartenkultur. Meilenweit in die Runde wird die Nachbarschaft mit Blumen, Obst, Gemüse von hier aus versorgt. In förmlichen Karawanen strömen an den Markttagen die Frauen mit den schwer bepackten Körben nach den Eisenbahnzügen, um bis tief hinein nach Westphalen die duftenden, einladenden Erzeugnisse hinauszutragen. Reisebeschreibungen sind voll des Lobes der Blumenverkäuferinnen in Paris, in den italienischen Städten. Warum so weit schweifen? Das Gute liegt uns näher. Die jungen, schmucken Blumenmädchen Düsseldorfs verstehen sich trefflich auf ihr Gewerbe. Aus dem unscheinbaren Nichts wissen sie mit Anmuth und Geschmack Schönes zu machen.

Man sieht, die sozialen Elemente sind in der Stadt mannigfach durcheinandergewürfelt. Der Rückschlag der Thatsache auf die Gestaltung Dessen, was man Gesellschaftston und gesellschaftliches Leben nennt, kann keinen Augenblick verkannt werden. Keine Sonderung, keine Schroffheit, keine Einseitigkeit nach Ständen, nach Beruf, nach Thätigkeit tritt hier zu Tage. Die gerühmte Gemüthlichkeit des rheinischen Lebens hat in Düsseldorf vorzugsweise ihre Heimath. Und doch ist bisher eines Elementes noch keiner Erwähnung gethan, und zwar eines Elementes, welches geradezu als ein charakteristisches, als ein tonangebendes für viele Kreise hervorgehoben werden muß. Wir meinen die Maler und ihre Akademie. Von ihnen gleich im Nächsten.

Die Hauptquartiere Düsseldorfs, die Neustadt und die Karlstadt, sind erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angelegt, doch haben sie glücklicherweise Nichts von dem üblichen Baustyl jener Zeit. Bekanntlich galt es damals für vollendete Schönheit eines Regiments, wenn ein Mann dem andern wie ein Ei glich, wenn ein Schnurrbart geschnitten war wie der andere, ein Knopf wie der andere glänzte, ein Gamasche wie die andere ihre sechszig Knopflöcher zählte. Nach Idealen, die einem solchen Reglement entnommen, wurde auch gebaut; ein Blick auf Potsdam, Karlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg, Nymphenburg beweist es. Die Straßen sollten dastehen wie Soldatenreihen, jedes Haus so hoch, so tief wie das andere, Fenster, Thüren, Anstrich der Läden, die Dächer, Alles wo möglich sollte gleich sein. Weil nicht die Anlage einer fürstlichen Laune, sondern weil von Privaten nach wirklichem Bedürfniß hergestellt, sind die Neustadt und die Karlstadt Düsseldorfs keine derartige militärische Schablonenarbeit. Die Regelmäßigkeit dieser Straßenzeilen hat nicht das Beengende und Unschöne, dessen Eindruck die

nach Zollstock und Richtschnur bemessene Regelmäßigkeit in den genannten fürstlichen Residenzen jüngeren Datums hervorruft. Viel trägt dazu die Menge der Gärten, Alleen, Plätze bei, die in malerischer Anordnung mitten durch die Stadtquartiere vertheilt liegen. An Sammlungen und Kunstschätzen bietet das heutige Düsseldorf — die einzelnen Malerateliers außer Acht gelassen — wenig; die alte berühmte Gemäldesammlung der Stadt ist zur Zeit der Franzosenherrschaft gründlichst ausgeraubt worden. Von monumentalen Zierden wäre die auf dem Marktplatz stehende eherne Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zu nennen. Die Tradition berichtet, daß Meister Gabriel Gruppello, der das Bild gegossen, nach der Enthüllung von dem Landesherrn reich belobt worden. Die Hofschranzen, welche dem Künstler den gewonnenen Ruhm neideten, hatten eben deshalb an Roß wie Reiter lebhaft zu kritteln. Gruppello that, als wäre der ungerechtfertigte Tadel begründet; er versprach einen Umguß. Eine Umzäunung erhob sich um das Bild; sechs Tage brannten Reis- und Strohbündel lichterloh auf dem Platze und ein gewaltiges Hämmern ward Tag und Nacht gehört. Dann lud der Meister den Kurfürsten sammt Gefolge zur abermaligen Enthüllung ein. Die früheren Tadler, in der Meinung, es sei wirklich unter Berücksichtigung ihrer Kritik ein Umguß geschehen, konnten sich in der Anerkennung nicht genug thun. Hohnlachend rief Gruppello seine Gesellen herbei, die bezeugen sollten:

Kein Feilstrich ward gethan,
Strohfeuer ließ ich lodern zum Hohn Euch himmelan,
Mein Gußbild leidet nimmer nur eines Hämmrers Hand,
Ich schlug auf alte Kessel und Tadlers Unverstand.

Gruppe hat zwar nicht poetisch, aber doch in Versen die Sage erzählt.

In den Literaturgeschichten hat Düsseldorf sich einen Platz gesichert für das vorige Jahrhundert, weil dort Jacobi in dem pietistischen Kreise der Fürstin Gallizin seine theologische Gefühlsphilosophie betrieb, für das laufende Jahrhundert, weil Immermann den verfehlten Versuch unternahm, dem Tieck'schen und romantischen Literaturdrama in Düsseldorf eine besondere Bühne für die Selecta ästhetischer Feinschmecker zu etabliren. Gottschall sagt zutreffend über das Experiment: „Immermann's düsseldorfer Theaterleitung ist als ein wohlgemeinter dilettantischer Versuch spurlos vorübergegangen, indem die romantischen Poeten, die er auf die Bühne zu bringen versuchte, der Schauspielkunst keine Anregungen bieten und auf das Publikum keinen Eindruck machen konnten." Der einst vielgenannte Jacobi'sche Garten ist gegenwärtig Eigenthum der Künstlergesellschaft „Malkasten"; in dem Hause, in welchem Immermann und eine Zeit lang auch seine geistvolle Egeria, die Gräfin von Lützow — verunglimpft durch die skandalsüchtige Ludmilla Assing — gewohnt, auf „Collenbachs Gut" in Derendorf, ist kürzlich eine „Mägdeherberge" durch den bekannten Pastor Fliedner aus Kaiserswerth eingerichtet worden. Allerwärts muß die Poesie mit ihren Erinnerungen der unerbittlichen Prosa des täglichen Lebens weichen: damnosa quid non imminuit dies! Der Romandichter von Uechtritz, der Düsseldorf bis auf die jüngste Zeit angehörte, ist unlängst nach Görlitz übergesiedelt.

Es erübrigt ein Blick auf die Akademie, auf das Leben und Treiben der Maler.

Adolf Stahr polemisirt in seinen Reisebriefen aus Italien mit großem Nachdruck gegen die Akademieen überhaupt. Schon Rumohr habe einmal berechnet, daß allein im vorigen Jahrhundert „diese Warteschulen der Kunst" Europa dreißig Millionen Thaler gekostet, ohne daß sie etwas Anderes geleistet, als die Rumpelkammern und Winkelböden zu füllen. Ein Künstler in Bonn, fährt Stahr fort, habe, obschon selbst Mitglied einer Akademie, diese Anstalten die Hegerinnen und

Pflegerinnen der Mittelmäßigkeit und der Stümperei genannt, welche durch Prämien und Stipendien lediglich eine Menge von Halbtalenten heranzögen, die in jeder Weise der wahren Kunst im Wege stünden. Die Summen, welche unsere Gegenwart auf die Kunst verwende, müßten eigentlich Armenunterstützungen heißen, da bei ihrer Vertheilung die Rücksicht des Mitleids bestimmend sei. Etwas Wahres ist unzweifelhaft an manchen Ausstellungen und Vorwürfen, welche gegen die Malerschulen erhoben worden sind, aber uns deucht, man sollte nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Die Welt liebt einmal die Knallbonbons mit glänzender Devise, und so mag es sich bei einer Causerie ganz gut für einen Augenblick anhören, wenn die Bemerkung hingeworfen wird, mit den Kunstakademieen sei es, wie mit den Klöstern. Beide hätten ihre Mission erfüllt. Eine ernste und unbefangene Prüfung indeß halten dergleichen Phrasen nicht aus. Wohl wissen wir, daß keine Macht der Erde, kein Gold und keine Protektion große und wahre Künstler hervorzubringen vermag, und auch Das sei zugestanden, daß manche Akademieen, welche, ein künstliches Molluskengewächs landesherrlicher Eitelkeit, nur dazu gedient haben, um falsche Richtungen zu verewigen, die sonst wahrscheinlich viel früher in sich selbst erloschen sein würden; anderseits aber will festgehalten sein, daß zahlreiche und bedeutende Kräfte theils in Folge der eigenen äußeren Mittellosigkeit für die Kunst verloren gegangen sind und fortwährend verloren gehen, theils weil sie ohne akademische Studien in allerlei dilettantischen Irr- und Umwegen stecken bleiben. Verkehrtes und Unzweckmäßiges mag sich, es sei durchaus nicht bestritten, bei Akademieen vorfinden, doch bestritten muß es werden, daß die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit eine nothwendige Bedingung solcher Anstalten ist. Daß eine Akademie bei angemessener Leitung Angemessenes leistet, eben dafür ist die düsseldorfer Akademie ein sprechender Beweis.

Diese Akademie feierte im November 1851 ihr fünfundzwanzigstes Jubiläum. Wenn man aber will, ist die Akademie ungleich älter. Sie wurde von dem kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor im Jahr 1767 gegründet und auf das Freigebigste ausgestattet. Landstände und Gemeinden wetteiferten mit dem Fürsten bei der reichen Dotirung der wichtigen Landesanstalt. Die Einkünfte fielen fort, als französische Willkür Düsseldorf zur Hauptstadt des Großherzogthums Berg machte. Obschon das Gebiet bereits 1815 an Preußen fiel, wurde die Akademie doch erst 1819 hergestellt. Niebuhr erwarb sich das Verdienst, daß er Peter Cornelius als Direktor berief. Als der Letztere durch König Ludwig 1824 nach München gezogen war, stand die Anstalt wieder verwaist da, bis Schadow im November 1826 für dieselbe gewonnen wurde. Mit Schadow beginnt für Düsseldorf eine neue glanzvolle Epoche. Ihm war es vorbehalten, die Ansicht, daß Akademieen der Kunst mehr schädlich als förderlich seien und deshalb sammt und sonders aufgehoben werden müßten, durch die That zu widerlegen.

Schadow's Thätigkeit, dem die meisten seiner nachmals so berühmt gewordenen jungen Schüler: Lessing, Julius Hübner, Hildebrandt, Sohn, Mücke, Köhler, nach dem neuen Wirkungskreise folgten, war vor Allem darauf gerichtet, die Anstalt so zu organisiren, daß sie den Zöglingen die Vortheile einer gut ausgestatteten Akademie und des zu fruchtbarem Wetteifer anregenden gemeinschaftlichen Studiums gewährte, ohne damit den hergebrachten allgemeinen, keine Individualität berücksichtigenden Mechanismus und die geisttödtende Pedanterie zu verbinden. Daneben suchte Schadow auf die jungen Künstler durch einen lebendigen und ununterbrochenen privaten Verkehr fördernd einzuwirken. Sein Haus stand Jedem offen, der an gebildeter und bildender Geselligkeit Geschmack hatte, und wurde als bekannter Sammelpunkt von Einheimischen wie Fremden gerne besucht. Als intime

Hausfreunde gingen dort ein und aus Felix Mendelssohn, Immermann, Karl Schnaase, F. von Uechtritz u. A. m. Durch einen solchen Verkehr erhielten die Künstler die mannigfachste Anregung zur Bildung und Bereicherung ihres Geistes, und es begreift sich leicht, daß Jeder, der in Düsseldorf zu jener Zeit verweilt hat, die angenehmsten Erinnerungen für sein ganzes Leben daran bewahrt.

Hauptsächlich aus diesen Jahren datirt der Ruhm der düsseldorfer Schule. Ihre ersten Bilder erwarben sich auf den Ausstellungen zu Berlin u. s. w. eine beispiellos begeisterte Aufnahme. Der von der neuen Schule angeschlagene romantische Ton, die naive und von keinerlei Abstraktionen verkümmerte Auffassung der gewählten Gegenstände, sowie die liebevolle und äußerst gewissenhafte Darstellung fanden ein dafür empfängliches und dankbares Publikum. Es wurden diese düsseldorfer Erstlingswerke von der Kritik wie von der allgemeinen Volksstimme in einer Weise gefeiert, gegen welche die Geringschätzung grell abstach, mit welcher einige Jahre später reifere und tüchtigere Werke dieser Schule von demselben Publikum und denselben Kritikern aufgenommen wurden.

Ein Verdienst Schadow's will noch besonders gewürdigt sein. Auf seine Veranlassung trat 1829 der „Kunstverein für Rheinland und Westphalen" in das Leben. Jeder Laie weiß, was diesem Verein nicht blos die beiden Provinzen verdanken, deren Namen er trägt, sondern unsere Kunst überhaupt. Seit seinem Bestehen ist von dem Verein die beträchtliche Summe von fast 400,000 Thalern zu Kunstzwecken verausgabt worden. Unter den von ihm geförderten Arbeiten der Stechkunst dürfte vor Allem die „Disputa" Raphaels in den Stanzen des Vatikans hervorzuheben sein.

Eine bloße Nomenklatur hat freilich wenig zu besagen. Fügen wir uns indeß in die Nothwendigkeit. Weit über das übliche Maß hinaus müßte der Artikel anschwellen, wollte er den Versuch unternehmen, auch nur in der gedrängtesten Analyse dem Einen oder dem Andern der düsseldorfer Künstler gerecht zu werden. Außer den bereits erwähnten Namen zählt die deutsche Kunst mit Stolz aus der düsseldorfer Schule Schirmer, Hans Gude, Camphausen, Bendemann, die beiden Achenbach, Gurlitt, Leu, Gesellschap, Hasenclever, Tidemand, Knaus, den Grafen Kalkreuth, Salentin, Kretzschmer, Richter, Mintrop, Scheuren, Schrader, Stilke, Weber u. A. zu ihren gekanntesten und gefeiertsten Mitgliedern.

Zum Schluß noch ein Wort über den geselligen und gesellschaftlichen Verkehr der düsseldorfer Maler. Derselbe ist ausgezeichnet durch eine echt akademische Freiheit und Ungebundenheit. Die Provinz der Lieder und des Weins, der schöne Rheingau, ist gleichsam von der Natur für eine derartige Schule prädestinirt. Dabei charakterisirt ein achtbarer Ernst der Bildungsgrundlage, welcher dem Scherz und Humor Dauer gibt, das gesellige Treiben der Künstler des „Malkastens". Die öffentlichen Festlichkeiten, welche der Verein veranstaltet, wie z. B. in jüngster Zeit die Todtenfeier für Uhland, legen in dieser Hinsicht das ehrenvollste Zeugniß ab. In dem Wintersemester finden regelmäßig auf dem Gesellschaftshause in der Altstadt populär-wissenschaftliche Vorträge statt. So hörten wir hier in dem letzten Winter literarhistorische Vorträge von dem Dichter Karl Siebel in Barmen und geschichtliche Vorträge von dem Historiker Sybel in Bonn.

Thaddäus Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Hamburg

und die deutsche Seewehr.

Es ist einerlei, von welcher Seite man Hamburg sich nähert, von jeder macht es den Eindruck eines sehr stattlichen, sehr wohl angefüllten, aber leider nicht verschließbaren Geldschrankes.

Zu dieser Anschauung führt die Lage Deutschlands, und zwar nicht erst die gegenwärtige, sondern schon vor sechszehn Jahren haben dieselben Zustände dieselbe Mahnung ausgesprochen.

Wer von der Seeseite her Hamburg (und ebenso Bremen) sich nähert, wer mit jedem Schaufelschlag des Dampfers einer imponirenderen Entfaltung von großartigster Thätigkeit und ihrem Erfolge, von Reichthum und Glanz entgegen getragen wird, den muß, und zwar allerdings stärker als je in unseren Tagen, ein Unmuth, ein Zorn erfassen über die jenem Reichthum und Glanz an Größe Nichts nachgebende Gleichgültigkeit, die all diese durch den Fleiß des Friedens aufgehäuften Schätze jeder Laune des Krieges preisgibt, oder, fast noch schlimmer, mit wahrhaft kindlich-naivem Vertrauen unter die Flügel besonderer Rücksichtsnahme fremder Macht stellt.

Man muß endlich alles Ernstes diejenigen unserer deutschen Uferstaaten, welche im Fall eines Kriegs wirklich auf der See Etwas zu verlieren haben, fragen, auf was sie eigentlich warten, wenn sie überhaupt gegen die Stürme eines Kriegs zur See geschützt sein wollen. Es wäre zu wohlfeil, hier Satyre zu treiben, auf den etwaigen Seeschutz von Seiten des Bundestags, oder durch die preußische Flotte, oder von Seiten des „Welfenreichs" hinzudeuten. Wozu Unschuldige betrüben? Aber gerade eben weil namentlich die beiden größten und reichsten Hansestädte, die an der Nordsee, weder vom Bundestag, noch von Preußen und Hannover sich des geringsten Schutzes versehen können, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Drei selber in der jämmerlichsten Schutzlosigkeit zur See daliegen, so kann man nach Hamburg und Bremen hinein nicht laut genug rufen: Auf was wartet ihr denn eigentlich? Seid ihr nicht „Kriegsherren" so gut, wie die übrigen Souveräne Deutschlands? Wer wehrt es euch, euch selbst zu wehren?

Es gab einmal bei uns gegen jede Seerüstung ein Vorurtheil, ein künstlich erzeugtes, denn was Einem recht oft vorgesagt wird, bis zum Ekel, glaubt man endlich, und wenn es das Albernste wäre. Es ist nicht zu viel behauptet, daß es zu dem Albernsten gehört, was dem Deutschen nach den Franzosenkriegen von seinen Nachbarn und anderen guten Freunden gepredigt werden konnte: „daß Deutschland ausschließlich Landmacht sei und, weil es keine Kolonien habe, auch keine Kriegsflotte brauche" — aber trotz alledem ist es doch geglaubt, ja ist unsere ganze Wehrkraft nach diesem Ausspruch fremder Weisheit eingerichtet worden. Daß eine große Handelsflotte auch ein kostbares Nationalgut sei, das nicht nur Millionen an Eigenwerth repräsentirt, sondern zugleich eine Lebensader für die Industrie eines ganzen Landes ist, und daß sie deshalb wohl des besten Schutzes

bedürfe, hat man nicht einsehen wollen. So entstand die unermeßliche Lächerlichkeit einer hamburger Kavallerie, während kein einziges hamburger Kriegsfahrzeug den Hafen bewacht. An unseren Nord- und Ostseeküsten wächst ein Geschlecht auf, das mehr auf dem Wasser, als auf dem Lande lebt; aber das hilft Alles nichts, die prächtigen Seejungen müssen in's Land herein, um sich zu Paradesoldaten des Landheeres umdrillen zu lassen, als ob's daran so arg fehle. Wer's kann, flüchtet deshalb auf fremde Schiffe und dient mit der edlen deutschen Kraft fremden Marinen, zumeist der englischen.

Und diese war es, welche der Einschläferung des deutschen Seetriebs in den höheren Schichten den meisten Vorschub leistete. Mit England verbunden, hatte man Frankreich besiegt. Die Leiden, welche Frankreich dem deutschen Seehandel und insbesondere den Hansestädten auferlegt hatte, waren so große gewesen und die Erlösung von dem Alpdruck durch England war eine so tief fühlbare, daß es unerschütterliche Ueberzeugung wurde, Frankreich sei unser einziger Erbfeind und gegen ihn Englands Flotte stets im Bunde mit Deutschland. Also: Deutschland zu Lande und England zur See, und damit Punktum.

Da kam der dänische Krieg, und das große germanische Phantasiebündniß fiel in's Wasser. Die englische Politik stellte sich sogar auf die Seite des Feindes, und wir mußten froh sein, daß unser Bundesgenosse im patriotischen Traume nicht auch seine Kriegsschiffe an des Feindes Seite stellte. Da lag das große Deutschland und mußte zusehen, wie die paar dänischen Schiffe die deutschen Häfen verstopften und fröhliche Jagd auf unsere Kauffahrer machten. Da lag das stolze Preußen mit seiner herrlichen Paradeflotte im Waschbecken des Haffs, da lag das reiche Hamburg und hatte treffliche Muße, sich seinen Schaden zu besehen.

Zorn und Noth schufen damals einen guten Kern zu einer deutschen Flotte. Daß dieser Kern unter der Pflege eines Brommy ein guter war, wußte man nirgends besser, als in Hamburg und Bremen, denn wenn auch die Engländer schwiegen, so waren doch alle sachverständigen Nordamerikaner und Franzosen ehrlich genug, dies anzuerkennen, ja, wenn sie die Mittel neben den Erfolg stellten, letztern sogar zu bewundern.

Man hätte nun meinen sollen, die Schutzlosigkeit, in welcher die Hansestädte sich während des dänischen Kriegs befanden, die Verluste, die sie erlitten, das getäuschte Vertrauen ebenso auf das englische Bündniß wie auf den deutschen Bund, Alles dies hätte zusammengewirkt, um wenigstens in Hamburg und Bremen die Männer des Staats bis zu der Einsicht zu ermuntern, daß man die Seewehr nicht so ganz vernachlässigen dürfe, daß man sich wenigstens die Möglichkeit, einer abermaligen dänischen Blokade zu begegnen, selbst schaffen müsse, daß man es aber zugleich fortan dem Bunde nicht erlassen könne, in seinem Schooße fortwährend auf eine gemeinschaftlich aufzustellende deutsche Seemacht hinzuarbeiten.

Und als der Friede geschlossen war, jener Friede schmachvollen Andenkens, was ist an Weser und Elbe von alledem in Erfüllung gegangen? Nichts, gar nichts. Man hat den guten Kern einer deutschen Flotte „verklopfen" lassen, kein Zucken des alten Hansageistes fuhr durch die Köpfe und Herzen in den alten, einst so seemächtigen Städten, nichts als etwas Murren einiger Patrioten in Bremen und vornehmes Lächeln der „Kaffeejunker" in Hamburg; Hannibals Geschäft ging gut, die armen degradirten Schiffe verloren ihre junge Flagge, sie wanderten hierhin, dorthin, wurden zerstreut, wie die Kinder Israel, die frankfurter Ferien schmeckten darauf doppelt süß, die Gardelieutenants aller deutschen Armeen zwinkerten sich stillvergnügt einander an — denn nun war's mit einem Seeoffiziercorps der bürgerlichen Kanaille wieder einmal glücklich vorüber —, nur der edle deutsche

Admiral überwand die deutsche Schmach nicht, er folgte seiner Schöpfung nach, er starb an gebrochenem Herzen. So ist die Elegie unserer uralten nationalen Sehnsucht nach dem Meer abermals poetisch vollendet worden.

So steht es denn heute mit dem deutschen See- und Küstenschutz genau so, wie vor dem Ausbruch des ersten dänischen Kriegs. Unsere Hanseaten sitzen auf den großen Geldkasten und drehen ihre Augen liebäugelnd zwischen Oesterreich, das auf moralische Eroberungen im deutschen Norden ausgeht, und England, das seine hübschen Geschäfte mit den deutschen Häfen nicht aus dem Auge verliert, hin und her. Das alte hanseatische: „Hilf dir selbst!“ scheint vergessen.

Unsere Leser werden hier denken: „und nicht mit Unrecht! Wer kann ein paar deutschen Städten zumuthen, was unsere zwei Großstaaten nicht auszuführen vermochten: die Herstellung einer Flotte, die wenigstens Mächten zweiten Rangs zur See Widerstand leisten könnte.“ Und darin müßte man ihnen beistimmen, wenn ihnen über solche Kostenpunkte nicht auch eine andere Rechnung vorzuhalten wäre. Es ist eine alte deutsche Reichserfahrung, daß unsere Gemeindewesen in Friedenszeiten zu jeder gemeinsamen Rüstungsausgabe sich zähester Natur zeigten, daß sie kleinlich feilschten, um ihren Lastantheil möglichst zu vermindern. Durch diese üble Eigenschaft ist das deutsche Reich mehr als einmal an den Rand des Verderbens geführt worden und ist endlich an ihr auseinander gegangen. Wenn dann aber der fremde Sieger an die Thore und an die Kassen pochte, wie geschwind wurden sie aufgethan und welche Summen entfielen dann den zitternden Händen! Der zehnte Theil der Kontributionen, welche Napoleon allein den Deutschen entriß, hätte hingereicht, die ganze Nation zu bewaffnen, die Grenzen zu schützen und unsägliches Elend vom deutschen Boden fern zu halten; aber der alte häßliche Philistergeist sparte den Pfennig, vergaß Vaterland und Ehre und kaufte sich um den zehnfachen Preis schließlich Knechtschaft und Schande zugleich.

Diese Rechnung wollen wir vornehmen und mit ihr vor unsere Hanseaten hintreten. Die Frage: wie viel ist zu verlieren, wenn ein neuer Krieg uns ungerüstet findet, sie allein kann maßgebend für das Opfer sein, das jede Gemeinde, das der hervorragende Einzelne dem allgemeinen Besten zu bringen hat. Und diese Opfer stellen sich nicht einmal sehr hoch heraus, wenn die Mittel in der rechten Weise verwendet werden.

Die Kriege der neuesten Zeit sind der beste Lehrmeister für diejenigen Staaten, welche erst jetzt daran gehen, für die Sicherheit ihrer Häfen und für den Seekrieg zu rüsten. Vor Allem hat der Kampf in Nordamerika gezeigt, daß die Tage der alten Flotten ebenso gezählt sind, wie die Tage der alten massiven Strand- und Landfestungen mit ihren kostspieligen Kanonenmassen. Der Kampf zwischen Holz und Eisen ist zuerst in den nordamerikanischen Gewässern gekämpft worden und hat für das letztere entschieden: er hat aber noch mehr entschieden, er hat gezeigt, daß die Erfindung sich mit in die Wagschale warf und daß, wer sie zuerst besitzt, auch der erste Sieger ist. Denn wie die schönen Fregatten der Union, diese Prachtstücke der alten Schiffbaukunst, wehrlos zerspliterten unter dem Kugelregen des Merrimac, so fand dieser seinen Meister an dem Revolverthurm des Monitor.

Vergeblich sträuben sich die alten Marinen gegen diese vernichtende Wahrheit. Sie herrschen nur noch, wo — sie ihresgleichen als Gegner finden; sie zerstieben wie Spreu vor dem Geist der neuen Erfindung. Ebenso vergeblich legen sie eiserne Harnische an, sie fordern damit nur den Geist der Industrie heraus, die in unsern Tagen die gewaltigsten Massen und Kräfte zu bewältigen und sich dienstbar zu machen weiß. Die Kriegsindustrie leistet das Ungeheuerste. Hämmern die

Schmieden den Harnisch noch so dick und fest, so fördern die Geschützgießereien immer mächtigere Ungethüme zu Tag, die immer wiederum Gewichtsmassen schleudern, vor denen jedes neue Panzerwunder in Trümmer geht. Die Riesen sind übereinander gekommen, wir sehen ihr Ringen und fühlen uns doppelt unmächtig, wenn wir die Zwerglinien betrachten, mit denen unsere Seestaaten vor dem Kampfe dieser Zeit stehen. Wie die Holzschiffe vor den Eisenschiffen, so zittern die Panzerschiffe vor den Monitors. Aber selbst dieser Riese ist nicht unbezwingbar, wenn ein stärkerer über ihn kommt, auch er zittert, wenn ein furchtbarerer sich ihm naht. Und dieser furchtbarste Kämpfer der Gewässer und sicherste Schutz der Küsten zugleich ist das Kind eines deutschen Geistes, ist der unterseeische Mahner, ist Wilhelm Bauers Brandtaucher in Verbindung mit seinen schwimmenden Revolverbatterien zu Wasser und zu Lande.

Es gibt eine Art romantischer Sentimentalität auch im Kriege, die in der Ritterlichkeit des offenen Kampfes eine besondere Ehre sucht. Das klingt schön, paßt aber nur für den Kampf mit der Klinge oder ist in die Zeiten vor der Einführung des Schießpulvers zurück zu verweisen. Seitdem der Mann seinen Feind in weiter Ferne tödtet, ohne ihm vorher zurufen zu können: „ich greife dich an, wehre dich!" ist's mit jener Ritterlichkeit vorbei; der sogenannte „ehrliche" Kampf ist Phrase; denn da jeder Kampf Tod und Vernichtung des Gegners und den Sieg bezweckt, so werden zur Erreichung dieses Zweckes eben alle Mittel angewandt, auch die der List, der Klugheit, und besonders die der neuen Erfindungen und Verbesserungen der Mordwaffen. Spitzkugeln, Zündnadelgewehre, gezogene Kanonen, Shrapnels u. s. w. sind alle nicht aus christlicher Liebe erfunden und zu „ritterlichen" Thaten des „ehrlichen" Kampfes geeignet, im Gegentheil sind sie in ihren Wirkungen mörderischer, als alle früheren Feuerwaffen, die Verwundungen gräßlicher, als je; gieriger, als je, wüthet durch die Waffen der Gegenwart das männerfressende Eisen. Man erzählt aus dem letzten österreichisch-italienischen Kriege, von welch erschütternder, entmuthigender Wirkung die Kugeln der neuen französischen Geschütze waren, die in der Luft daher geflogen kamen, ohne daß man das Rohr erblicken konnte, dem sie entronnen, und ohne daß man den Donner hören konnte, der sie gesandt hatte. Wehrlos steht der gerüstete Mensch solchem Mordwerkzeug gegenüber, in sicherster Ferne übt der Kanonier seine Heldenthaten aus, und doch wagt es Niemand, ihn einer unredlichen Kampfart anzuklagen. Gut, dann wende man aber auch die „ritterlichen" Gesetze der Mensur nicht auf dem Schlachtfelde an, das sich Wilhelm Bauers „Mahner" sucht, zumal der neue Seekrieg, welcher dem alten Minenkriege auf dem Lande entspricht, die höchste männliche Entschlossenheit, den höchsten Opfermuth erfordert.

Der Krieg ist durch die Freude der Kriegsherren am bunten Waffenspiel zu einer Kunst und Wissenschaft ausgebildet worden, die im Auge der Gekrönten die oberste Stelle im ganzen Staatsleben einnimmt. Sie kennen kein höheres Festkleid, als den Soldatenrock, und ihre Völker spüren es, wie theuer dieses Kleidungsstück zu stehen kommt. Die Militärbudgets zehren am Mark aller Länder, an den stehenden Heeren liegen die Völker darnieder; unseren Nachkommen werden Schuldenmassen aufgebürdet, die sie im ergiebigsten Frieden nicht tragen können, und die beim ersten Kriegssturm sie erdrücken. Wie ist aber dieser lockendsten aller noblen Passionen, wie ist dieser Kriegsmachtseligkeit an die Wurzel zu kommen? Die gemüthliche germanische Art schmeichelt sich, auf der guten Krümme der Volkswehrhaftmachung durch Turner- und Schützenvereine allgemach dieses Ziel zu erreichen. Sie wollen die Kriegswissenschaft populariſiren und die höhere Mord- und Todtschlagkunst dem Dilettantenthum überliefern; aber wenn es nun auch nicht

hinderlich sein sollte, daß gerade die Inhaber der Macht die begeistertsten Beschützer dieser Wissenschaft und Kunst sind, die gegen deren Populariſirung noch weit heftigeren Widerstand leisten, als das hochgelahrte Zopfthum der anderen, wenn wirklich jene Populariſirung siegte, — ist damit die Mordkunst selbst veredelt? Werden die Kriege weniger roh, weniger verheerend geführt? — Nein, Krieg bleibt Krieg, und wenn dieser größte aller Verbrecher der Menschheit wenn auch nicht bezwungen, doch wenigstens möglichst „eingezwängt" werden soll, so muß er so geführt werden, daß er vor seiner eigenen Furchtbarkeit erschrickt. Deshalb ist jede neue Erfindung, die die vorhergehende an Zerstörungskraft überbietet, ein Schritt näher zum Frieden der Civiliſation; und Erfindungen, welche mit den geringsten eigenen Menschenopfern und mit dem geringsten Kostenaufwand dem Feinde den empfindlichsten Schaden zufügen und den eigenen Herd am stärksten schützen, verdienen deshalb einen Ehrenplatz in der Geschichte der Civiliſation.

Ein solcher Platz gebührt auch den Erfindungen unseres Landsmannes und Freundes Wilhelm Bauer.

Wie einem großen Theil unserer Leser wohl aus meinen Artikeln über Bauer in der „Gartenlaube" bekannt geworden, ist seine erste Erfindung, aus welcher alle seine übrigen Erfindungen nach und nach als gesunde Ableger hervorgingen, die unterseeische Schifffahrt. — Wilhelm Bauer erfand den Brandtaucher, weil er im schleswig-holsteinischen Kriege, den er als bayerischer Artillerie-Unteroffizier mitmachte, die dänischen Kriegsschiffe in die Luft sprengen wollte; und weil er dies durchführen wollte, ohne von seinen Vorgesetzten daran verhindert werden zu können, — weil er also dazu eine selbständige, von jeder Verbindung mit oben unabhängige Bewegung unter dem Wasser brauchte.

W. Bauer hat zwei solche Brandtaucher gebaut, mit dem einen, aus Mangel an Mitteln unvollständig gebliebenen zu Kiel ging er, nach elf Probefahrten, im kieler Hafen unter, wo dieser sogenannte „Seeteufel" noch heute liegt; mit dem zweiten, genau nach seinem Plane in Petersburg gebauten, machte Bauer 134 unterseeische Fahrten. Diese Erfindung ist dadurch ebenso erprobt, wie Bauers Schiffshebung mittelst Luftballons und unterseeischer Kameele. Beide harren nur ihrer praktischen Anwendung und Ausbeute.

Den wegen seiner Größe kostspieligen Brandtaucher mit seiner Seehundsgestalt schuf Bauer später in die kleinere Taucherkammer um, die in ihrer Thätigkeit einem aufrechtschwimmenden Cylinder gleicht, der unten und oben ein wenig abgerundet ist. Wenn der Brandtaucher 14 Personen Raum und Luft geben konnte, so beherbergt die Taucherkammer nur drei Personen. Während dagegen selbst der russische Brandtaucher nur für höchstens 150 Fuß Tiefe berechnet war, kann der Taucherkammer eine Festigkeit gegeben werden, die bis zu 500 Fuß Tiefe vorzudringen gestattet.

Diese Taucherkammer ist allerdings vom Haus aus ein Apparat für industrielle submarine Arbeiten, so namentlich zum Schiffheben aus Tiefen, wohin die Taucher nicht gelangen können oder wo ihre Arbeit wegen hohen Wogenschlags auf dem Niveau nicht möglich sein würde; für unterseeische Bauten, für Perlen- und Korallenfischerei, für Kabellegung, für Naturforschung u. s. w. Da es der Taucherkammer aber einerlei ist, ob sie einen Ballon zum gesunkenen Schiffe oder einen Mauerstein zum unterseeischen Bau, oder eine schwimmende Pulvermine unter ein feindliches Kriegsschiff befördert, so würde es für die Küstenstädte in Nordamerika gar keine Frage sein, daß, hätten die Konföderirten einen deutschen Wilhelm Bauer, wie die Unionisten einen schwedischen Ericson haben, jene in jedem ihrer Hafen wenigstens eine Taucherkammer mit dem nöthigen Minenvorrath postiren und die Erfahrung machen würden, daß kein oberseeisches Kriegsfahr-

zeug sich wieder dahin wagen würde, wo ein anderes dem unterseeischen Gegner erlegen ist. Eine Taucherkammer würde jede Blokade unmöglich machen; eine kleine Flotille von Taucherkammern ist fähig, eine Stadt gegen die größte Flotte zu schützen.

Es lassen sich aber eher und leichter ein Dutzend Taucherkammern sammt ihrer Kriegsausrüstung, als ein einziges Kriegsschiff bauen, das einer Blokade trotzen und einen Hafen schützen könnte. Und was den Kostenpunkt betrifft, so würde ein halbes Dutzend Taucherkammern noch lange nicht den Aufwand für eine einzige gepanzerte Fregatte erfordern. Ein Dutzend Taucherkammern ist fähig, die deutschen Hafenstädte der Nord- und Ostsee zu schützen: welche Mittel und wie viel Tausend Mann wären nöthig, wenn dies mit gleicher Sicherheit durch eine oberseeische Flotte geschehen sollte!

Ein Kind der Taucherkammer ist die Brandtaucher gondel, nur für einen Mann konstruirt. Sie ist natürlich ebenfalls luftdicht verschlossen, aber so, daß der Mann mit dem Oberleib, geschützt vom Tauchergewand und Taucherhelm, aus ihr herausragt und die Arme frei hat. Hier ist von Vordringen in große Tiefen nicht die Rede. Die Brandtaucher gondel ist recht eigentlich bestimmt, den unterseeischen Minenkrieg zu führen. Da aber das Herausfinden und Einüben der rechten Männer zur Bedienung solcher Fahrzeuge eine sehr zeitraubende Aufgabe ist, so genügt vor der Hand für den Küstenschutz die Taucherkammer. Gegen einen plötzlichen Ueberfall, sei's von der See-, sei's von der Landseite, sind aber von nicht geringerer Bedeutung W. Bauers schwimmende Revolverbatterien, deren Konstruktion und außerordentliche Vortheile meine Artikel in der Gartenlaube den meisten unserer Leser zur Kenntniß gebracht haben.

Die außerordentlichen Vortheile dieser Batterien sind einleuchtend. — Ein Kranz solcher Revolverbatterien macht eine Stadt zur Festung, ohne sie in einen Mauergürtel einzuzwängen, ihr die Freiheit ihres Wachsthums und ihres Verkehrs zu beschränken.

Vor Allem an die Hansestädte, an das reiche Hamburg, das strebsame Bremen, das ehrwürdige Lübeck, muß der Ruf gehen: Säumet nicht länger, euch der Rüstmittel dieser neuen Erfindung zu versichern! Deckt eure Häfen und Flußmündungen durch schwimmende Revolverbatterien und droht in die See hinaus mit dem unterseeischen Donner der Taucherkammer! Dann harret des Feindes, der euch angreifen will! Ihr könnt es ohne Angst und Noth und ohne den beschämenden Zwang, machtlos, trotz der Geldmacht, hülflos, trotz der reichen Hülfsmittel, um fremde Hülfe betteln zu müssen!

Die Herren Hamburger werden es nicht ungütig aufnehmen, daß die obige Mahnung unter ihrer Ueberschrift in unser Universum gekommen ist. Wir müssen den Zufall, der gerade dieses Bild hierzu ausersah, sogar einen günstigen nennen. Hamburg ist unsere erste und größte Seehandelsstadt, ihr kommt es zu, sie hat die moralische Pflicht, auch die Erste zu sein, wo es gilt, mit einem großen Beispiel den andern voran zu leuchten. Hamburg beginne nur, und wär's selbst mit seiner beliebten Abgeschlossenheit, mit dem Bau der Bauerschen Küstenschutzmittel, und man wird sicherlich nachfolgen. Kann es sich aber zu dem nationalen Gedanken ermannen, sich an die Spitze der durch jeden neuen Krieg bedrohten und bedrängten Städte unserer Nordküsten zu stellen, um eine gemeinsame Durchführung des großartigen Küstenvertheidigungsplans und der neuen oben genannten Seekriegsweise zu bewirken, dann würde es eine That vollbringen, die sein Ansehen und seine Macht unberechenbar erheben würde. Wie einst Lübeck zur großen Hansazeit könnte es sich an die Spitze des deutschen und damit an die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Spitze des gesammten neuen Seekriegswesens stellen. Ruft noch einmal, aber mit bestimmter Aussicht auf Erfolg, die Opferfähigkeit des deutschen Volkes wach für die Gründung einer Seemacht der neuesten Zeit, huldigt aufrichtig der Idee eines großen deutschen Städtebundes zur Wahrung der Ehre und Macht Deutschlands und nehmt seine Hülfsmittel in Anspruch, und die Quellen der Vaterlandsliebe werden wieder reichlich fließen. Dann aber haltet fest an der neuen Erfindung, bewahret sie euch so lange als möglich, so seid ihr Herren der siegreichsten Waffe. Nicht an die Holzkästen der alten Marine, auch nicht an Merrimacs und Monitors verschwendet eure Millionen, sondern mit der schlanken, gewandten Beherrscherin des Ober- und Untermeeres begründet die neue Flotte, sie ist fähig, den Kampf mit den Ungethümen der alten Marine zu bestehen, sie schafft in Geschwadern herbei, und unsere Flagge und unser Handel werden sich auf der ganzen Erde die Achtung erzwingen, die dem deutschen Namen gebührt. Und will die alte Gewalt des Dreizacks euch erdrücken; dann sendet den rührigen Schwarm der Brandtaucher-gondeln aus und fragt, wer euch widersteht, wenn die Schreckniſſe der Tiefe über eure Feinde kommen!

Erfaßt und haltet nur einmal wieder den Stab eines großen Fortschrittes selbst! Glaubt ja, die Anderen kommen euch bald in der kühnen neuen Art nach, aber voraus müßt ihr gehen, euch daran gewöhnen, Niemanden vor euch zu sehen, es als eine Schmach empfinden, immer und immer zu warten, wohin Andere mit unsern Erfindungen wohl kommen möchten! Es ist mit dieser Erfindung den Deutschen gegeben, für das Leben des Meeres eine neue Epoche zu begründen; jetzt gilt's für uns Alle, zu zeigen, ob wir wirklich noch etwas Gewaltiges wollen können, und für unsere Hanseaten, ob sie die Männer sind, die den ersten Schritt wagen.

F. Hofmann.

Schloß Tegel.

Bekanntlich ist Berlin und seine Umgegend nicht so verschwenderisch von der Natur bedacht wie Neapel, Rom, Florenz oder Konstantinopel, dagegen sieht es auch lange nicht so traurig aus, wie sich mancher gute Süddeutsche denkt, der sich eine trostlose Sandwüste vorstellt, ohne Baum und Strauch, mit Staubwolken bedeckt und vielleicht gar von zahmen Beduinen bewohnt. Mancher ehrliche Schwabe oder Bayer schlägt daher verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn er sich vom Gegentheil überzeugt und zum erstenmale den Thiergarten oder den Friedrichshain im grünen Frühlingsschmuck erblickt. Das nahe gelegene Stralau und Treptow bieten durch ihre herrlichen Wasserpartieen eine Fülle reizender Landschaftsbilder; auch den verwöhnteren Geschmack wird Potsdam und Sanssouci durch seine Lage an den malerischen Ufern der Havel und noch mehr durch seine wahrhaft fürstlichen Anlagen befriedigen. Einen eben so freundlichen, wenn auch weit bescheidenerern Anblick gewährt das nur zwei Stunden von Berlin entfernte Tegel, abgesehen davon, daß der Name Humboldt diese liebliche Oase

mit einer leuchtenden Glorie umschwebt. Der Weg dahin führt durch die oranienburger Vorstadt, wo wir im Vorübergehen einen Blick auf die riesigen Maschinenbauanstalten von Borsig und Egels werfen, welche ein glänzendes Zeugniß für den mächtigen Aufschwung der berliner Industrie ablegen. In ihrer Nähe befinden sich mehrere große Kirchhöfe, wo Hegel, Fichte, Gans und noch viele andere große Männer unter grünem Rasen schlummern. Wir können uns unmöglich aufhalten, so verlockend auch ein solcher Besuch der berliner Kirchhöfe zu einer andern Zeit sein dürfte, und eilen auf der allerdings staubigen Chaussée weiter, an dem sogenannten Wedding mit seinen bescheidenen Häusern, seinen Sandhügeln und Windmühlen vorüber. Bald nimmt uns ein duftender Fichtenwald in seinen Schatten auf, wir ruhen einige Minuten auf der Bank vor der klappernden Mühle aus und horchen auf das Rauschen des kleinen Baches, der anmuthig sich zwischen buntgeblümten Wiesen windet. Zwischen den grünen Bäumen winkt uns das Schloß oder vielmehr das Schlößchen Tegel mit seinem rothen Dach und seinen Thürmchen wie ein liebliches Kind aus dem Gebüsch hervorlauschend. Eine Allee von Linden und Ahorn führt uns zu dem Hause, das der Genius durch sein Verweilen für immer geweiht und geheiligt hat. Hier lebte der berühmte Staatsmann Wilhelm von Humboldt seit dem Jahre 1820, wo er seinen Abschied als Minister nahm, in ländlicher Zurückgezogenheit, mit Abfassung seiner unsterblichen Werke beschäftigt. Hierher kehrte der noch berühmtere Bruder Alexander von Humboldt immer wieder von seinen großen Reisen in das Innere von Asien und Amerika zurück, um unter dem Dache der väterlichen Penaten auszuruhen; in diesen Räumen sammelten sich um den geistreichen und liebenswürdigen Wirth die bedeutendsten Männer des Jahrhunderts, Künstler und Gelehrte von europäischem Ruf wie Rauch, Fichte, Schleiermacher u. s. w.

Das Schloß Tegel war früher ein Jagdschloß des großen Kurfürsten und kam erst nach dem hubertsburger Frieden in den Besitz der Familie Humboldt. Seine jetzige Gestalt hat es dem berühmten Architekten Schinkel zu verdanken, der es mit vier Thürmchen versah und ihm dadurch ein stattliches Ansehen verlieh. Schon der Hausflur verkündigt den Geist und klassischen Geschmack des früheren Besitzers, indem man ein römisches Atrium zu betreten glaubt. Ungefähr in der Mitte desselben erhebt sich eine antike Brunnenmündung mit Bacchanten im Relief. Nach der Sage soll der heilige Calixtus darin ertränkt worden sein. Zu beiden Seiten des Hausflurs befinden sich verschiedene Wohnzimmer, unter denen die Studirstube Wilhelm von Humboldts unsere besondere Beachtung verdient. In der Nähe des Fensters steht der massive Schreibtisch, woran der große Denker oft spät um Mitternacht noch saß. Hier schrieb er seine unsterblichen Werke „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java" und „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachenbaus"; hier dichtete er seine trefflichen Sonette, die er vor aller Welt bescheiden verbarg, rührende Selbstbekenntnisse eines hohen Geistes, eines fein fühlenden Herzens, das unter einer scheinbar kalten Hülle warm für alles Große und Edle schlug; hier tröstete er in seinen Briefen an eine Freundin die arme, unglückliche Charlotte Diede, die er als Jüngling kennen gelernt und als Greis noch nicht vergessen hatte. Von den Wänden grüßen uns in dieser Werkstätte des Genius griechische Götterbilder, eine Parze von dem genialen Carstens, die Konstantinsschlacht nach Raphael und eine Zeichnung von Thorwaldsens Meisterhand: „Bacchus, wie er dem Amor zu trinken gibt". — Wir werfen noch im Vorübergehen einen Blick auf die Bibliothek, worin wir die Schriften Voltaire's und Rousseau's, Goethe's Werke, Schleiermachers Predigten und die bedeutendsten Erscheinungen der neueren Literatur finden. Dicht an dieses Arbeits-

zimmer stößt die bescheidene Schlafstube, worin jetzt zwei weibliche Torsen von pariſchem Marmor ſtehen, nach dem einſtimmigen Urtheil der Sachkenner die ſchönſten Reliquien griechiſcher Kunſt. — Die oberen Räume des Schloſſes beſtehen aus einem Empfangszimmer, einem Salon und einem Thurmgemach mit der reizenden Ausſicht auf den benachbarten Park und den blauen See, welcher dem Landſchaftsbilde einen eigenen romantiſchen Reiz verleiht. Hier befindet ſich ein vollſtändiges, zwar nur kleines, aber ausgewähltes Muſeum herrlicher Kunſtwerke des Alterthums und der neueren Zeit, zum Theil Geſchenke des Papſtes an Wilhelm von Humboldt, als derſelbe noch Geſandter in Rom war, für wichtige, von ihm geleiſtete Dienſte. Beſonders intereſſant ſind die zahlreichen Familienporträts, ein Bild Alexanders von Humboldt in lebensgroßer Figur, im Hintergrund der von ihm beſtiegene Chimboraſſo, gemalt von dem berühmten Steuben in Paris, ferner das Porträt der Frau von Humboldt, geborenen von Dacheröden, das die geiſtreichen Züge der intereſſanten Frau charakteriſtiſch wiedergibt, und die Marmorbüſte Wilhelm von Humboldts von Thorwaldſen, ein Meiſterwerk in Auffaſſung und Ausführung. — Der Anblick dieſer Räume mit ihren Kunſtſchätzen weckt von Neuem die Erinnerung an den großen Beſitzer, der ſelbſt ein Staatsmann und Philoſoph im antiken Sinne und Geiſte war. Auch an die erſten Genien des deutſchen Volkes werden wir hier unwillkürlich gemahnt, da Goethe, vor Allen Schiller eng befreundet mit Wilhelm von Humboldt waren. —

Mit Gefühlen der Bewunderung verlaſſen wir das geweihte Haus und treten in den ſtillen, grünen Park, der uns in ſeine Schatten gaſtfrei aufnimmt. Um die alten Bäume ſchwebt der Geiſt einer ſchönen, glorreichen Vergangenheit; unter ihnen wandelten einſt die beiden unſterblichen Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, umgeben von den bedeutendſten Männern und Frauen ihrer Zeit. Welche Geſpräche wurden hier geführt, welche Gedanken hier gedacht! Auf dieſer Bank erzählte Alexander von ſeinen Reiſen, von den Urwäldern Amerika's und den Rieſenbergen der neuen Welt mit hinreißendem Redefluß, entwickelte der nicht minder begabte Wilhelm ſeine erhabenen Ideen, ſeine Anſchauungen über den Staat, die Entwickelung der Menſchheit und über Poeſie und Kunſt. Ihre Worte ſind verſtummt, aber im Rauſchen des Parks glaubt man noch immer ihre Stimmen zu vernehmen und ihre Schatten zwiſchen den hohen Bäumen zu ſehen. — Von ihnen unſichtbar begleitet, lenken wir unſere Schritte zu der berühmten Begräbnißſtätte der Familie Humboldt. Eine duftende Allee von blühenden Linden und breitblätterigen Ahornbäumen führt uns von dem Schloſſe zu dem höher gelegenen Tannenwäldchen, das eine grüne Berglehne zum Schutze gegen die rauhen Winterſtürme bildet und wie eine Mauer den kleinen Friedhof abſchließt. Ein großer, friſcher Raſenplatz, mit Blumen und Sträuchern bepflanzt, umgibt den heiligen Gottesgarten, der nur durch ein eiſernes Gitter von dem gewöhnlichen Garten abgegrenzt wird. In der Mitte erhebt ſich ſtatt des Kreuzes eine ſchlanke Granitſäule, von welcher die Statue der Hoffnung nach Thorwaldſen auf die ſtillen Gräber niederblickt. Zunächſt der Säule ſchlummern Wilhelm von Humboldt und die ihm ebenbürtige Gattin, rings um Beide die übrigen Glieder der Familie, darunter Alexander von Humboldt, deſſen Ruhm die weite Welt erfüllt, der Ariſtoteles des neunzehnten Jahrhunderts. Keine prunkende Inſchrift, kein ſtolzes Denkmal bezeichnet die Stätte, wo ein ſolcher Genius ruht, ſein einfacher Name, der Tag ſeiner Geburt und ſeines Todes genügen dem Wanderer, der ehrfurchtsvoll den beſcheidenen Stein betrachtet, unter dem der große Naturforſcher im Schooße der Natur von ſeinen raſtloſen Arbeiten ausruht. Ein unausſprechlicher Frieden iſt über dieſe Stelle ausgegoſſen, die der Geiſt griechiſcher Heiterkeit und philoſo-

phischer Ruhe zu umschweben scheint. Wenn die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der grünen Tannen streift, daß sie wie helle Kerzen aufleuchten, wenn die weiße Marmorstatue der Hoffnung im Abendroth erglüht und der nahe See den rosigen Himmel wiederspiegelt, dann ergreift uns an dieser Stelle ein eigenthümlich heiliger Schauer, wir fühlen die Nähe himmlischer Geister, wir glauben an Unsterblichkeit.

Max Ring.

Regensburg.

Sehr mit Recht ist mehrfach auf die Thatsache hingewiesen worden, daß wir Deutsche insgemein besser um die Geschichte fremder Völker, als um die eigene Bescheid wissen. Wie das Normannenkönigthum in England die Macht der Barone niederzwang, das wissen wir diesseits des Kanals sehr gründlich und genau; die betreffenden shakespeare'schen Stücke finden bei uns vollkommen sowohl die Kenntniß, als die Theilnahme für die geschichtlichen Vorgänge, welche sie zur Voraussetzung haben. Nicht minder genau kennen wir die Geschichte der Stuarts und des Hauses Hannover, wäre es auch nur aus dem schönfärbenden Macaulay und aus W. Scotts Romanen; wir sind zu Hause und wohl orientirt in den Kriegen der Fronde und der Hugenotten, wissen es sehr genau, wie die Girondisten eine Konstitution und der Berg die Revolution gemacht: die vaterländische Geschichte mit ihren Details darf meistens auf eine solche Kenntniß und ein solches Interesse nicht rechnen. Was weiß das Volk von den gewaltigen und an tragischen Momenten so reichen Kämpfen, die Jahrhunderte hindurch an den Grenzen des Reiches geführt worden sind; was von den nicht minder gewaltigen Kämpfen zur Unterdrückung der ständischen Rechte durch die Territorialherren; was von den historischen Dramen, deren Bühnen die freien Städte und in denen Patriziat und Korporationen die Akteurs waren, was von diesen Dingen? Daß an dem bedauernswerthen Verhältniß theilweise die deutsche Geschichte selbst, der Mangel an Einheit und die Vielstaaterei, die Auflösung des einen Nationalinteresses in verschiedene Lokal- und Sonderinteressen, wie dieselbe durch die Zersplitterung des Reiches und Volkes in eine Menge von Partikeln und Duodezpartikelchen bewirkt worden, mit die Schuld trägt, soll nicht geleugnet werden, und ebensowenig, daß in neuester Zeit, seit mit der gesteigerten Entwickelung des öffentlichen Lebens und der politischen Institutionen in der Heimath nicht mehr die Blicke ausschließlich auf den Wollsack an der Themse und auf Das, was früher französische Tribüne hieß, gerichtet sind, ein Fortschritt zum Bessern sich bemerkbar gemacht hat. Doch ist auch von diesem Fortschritt festzuhalten, daß sich einmal die vermehrte Theilnahme für die nationale Geschichte und die vergrößerte Kenntniß ihres Verlaufes nicht auf das Gros des Volkes, sondern auf ausgewähltere Kreise beschränkt, und zweitens, daß sie sich mehr auf einzelne Perioden, als auf die Gesammtheit bezieht. Man liebt es, solche Epochen, wie etwa das Reformationszeitalter oder

Der Dom zu Regensburg

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

das vorige Jahrhundert herauszugreifen, deren innerer Zusammenhang und mannigfache Nachwirkung auf die Zustände der unmittelbaren Gegenwart auch ohne tieferes Suchen erhellt. Vor dem Mittelalter hegt man eine unverkennbare Abneigung, die gestiegen, je mehr Grund zu einer Reaktion gegen mittelalterliche Romantik und was mit ihr zusammenhängt durch die Doktrinen und die praktische Politik feudaler Ultras gegeben worden ist. Und doch ist gerade das Mittelalter keineswegs so losgelöst oder loszulösen von allen Beziehungen zu der Gegenwart und zu den modernen Menschen, doch enthält dasselbe — die dunkeln, tiefdunkeln und zahlreichen Schattenseiten der Epoche unvergessen! — die reichste Fülle von Stoffen, welche, wenn ihre nähere Kenntniß von geschickter Hand ohne die Hineinschmuggelung der mondbeglänzten Zaubernächte und der blauen Wunderblume, der Däumchen und Alraunchen vermittelt würde, nicht nur der Literatur einen Schatz zuführen, sondern auch zur Belebung des Nationalgeistes von dem förderndsten Einflusse sein könnten. Jene Phasen der deutschen Geschichte weisen Thaten und Männer auf, Handlungen und Zustände, Ereignisse und Verhältnisse, an denen empfängliche Herzen in Tagen der Entartung, des Unglücks und der Schmach sich erquicken, reinigen und stärken können; jene Epochen deutscher Geschichte sind erfüllt vom Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußter Keuschheit, es strömt aus ihnen so frischer Hauch, so reicher Klang, wie aus der bewegten Meeresfluth über Strand und Bord.

Freilich wollen die Dinge und Menschen, welche wir rühmen, fast ohne Ausnahme nicht gesucht sein in den Pfalzen der Könige, nicht in den Residenzen und Burgen der Fürsten und Ritter, nicht in den Hochstiftern der Prälaten und in den Zellen der Klöster; indem wir unsern Satz niederschreiben, sind wir vorzugsweise einer Thatsache eingedenk, derjenigen Thatsache, welche geradezu den erhebendsten und leuchtendsten Glanzpunkt in der Geschichte des deutschen Mittelalters ausmacht: der Entwickelung des Städtewesens und des Bürgerstandes. Kein anderes Volk, auch nicht Italien mit seinem Lombardenbunde, hat im Mittelalter etwas Aehnliches aufzuweisen. Inmitten der Anarchie, inmitten der Wüste, in welche oft genug deutsche Gaue durch die Verbrechen einer irregehenden Vernunft Seitens weltlicher und geistlicher Fürsten verwandelt wurden, bilden die Städte mit der unaustilgbaren Freiheitsliebe und dem festen, kernigen Mannessinn, welche ihre Bewohner auszeichnen, mit der Summe von rastloser Arbeitskraft und vorwärtsstrebender Intelligenz, mit dem Kapital von Wohlstand, Kultur und Gesittung, welche sich an diesen Orten concentriren, — sie bilden die grünen, lachenden Oasen, auf denen wir bei einer Wanderung durch die Geschichte jener Jahrhunderte mit wahrem Vergnügen ausruhen.

Auch Regensburg, das alte Reginum, dann Imbripolis, gewöhnlich Ratisbona genannt, zu dessen Dom wir heute den Leser laden, gehört in vorderster Reihe, eine ebenbürtige Schwester von Nürnberg und Augsburg, mit in den Perlenkranz von Städten, welcher das werthvollste und beste Reichskleinod der deutschen Krone war. Ursprünglich lange Zeit der Sitz der bayerischen Herzöge, gelang es Regensburg im vierzehnten Jahrhundert, sich dieser Ehre zu entziehen; es trat in den Kreis der freien Reichsstädte, und von dem Zeitpunkte an datirt sein rascher Aufschwung, seine Blüthe und sein Reichthum. Eine Anschauung von dem letztern gewähren die Luxusgesetze, welche hier wie in den andern großen Manufaktur- und Handelsstädten Deutschlands im 15. und 16. Jahrhundert gegeben wurden, natürlich um nicht, wie es die Natur solcher Gesetze mit sich bringt, gehalten, sondern übertreten zu werden. So heißt es in einer Polizeiverordnung, es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein, auf jeden Tisch 10

Personen gerechnet, und bei einer kleinen nicht über 10 Tische; das Essen sollte nicht über 3 Stunden dauern. Das in dieser Verordnung festgesetzte Maß des Erlaubten mußte freilich Denen, die an das sonst Uebliche und Herkömmliche gewöhnt waren, als ein äußerst bescheidenes erscheinen, wie aus einem Küchenzettel erhellt, der uns von einer Patrizierhochzeit aufbewahrt ist. Bei dieser Hochzeit wurden verzehrt: 40 Hirsche, 50 Dammhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasane, 30 Auerhühner, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaune und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 695 Neunaugen, 780 Häringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An ungarischem und deutschem Wein wurden 1100 Eimer vertrunken, an spanischen Weinen 40 Tonnen, von böhmischem Bier 903 Fässer. Auch gegen den übermäßigen Aufwand, der bis in die niedern Bürgerklassen herab in der Kleidung getrieben ward, mühten sich ohnmächtige Verbote ab.

Wegen seines Reichthums war ferner Regensburg wiederholt und häufig Sitz der Reichstage. Allerdings brachten diese Versammlungen dem Orte, an welchem sie abgehalten wurden, während ihrer Dauer nicht unerhebliche materielle Vortheile, andrerseits aber erforderten sie auch bedeutende Mittel Seitens der Gastgeber. Der Troß des Gefolges, welcher die Fürsten auf solchen Reisen begleitete, pflegte so zahlreich und der Konsum ein so großer zu sein, daß die Stadt schon lange vorher wie zu einer Belagerung sich mit Vorräthen jeder Art versehen mußte. Die berühmtesten Reichstage, deren Schauplatz Regensburg war, fallen in die Jahre 1541 und 1546, also in das Reformationszeitalter, d. h. in diejenige Epoche, in welcher sich bereits eine Abnahme des Wohlstandes und der Machtfülle der deutschen Städte bemerkbar zu machen beginnt, theils in Folge der innern bürgerlichen Kämpfe um Theilnahme der Zünfte an dem Stadtregiment, theils in Folge der kirchlichen Spaltung, welche die reformatorische Bewegung erzeugte, theils endlich in Folge des Zusammenwirkens allgemeiner Ursachen, welche nach der Entdeckung des neuen Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen dem Handel und Verkehr eine veränderte Gestalt und Richtung anwiesen. Jener Reichstag von 1541 war wesentlich ein Religionsgespräch. Der Spanier Karl reichte hier mit gnädigem und huldvollem Lächeln jedem der bestallten Kollokutoren, auch Melanchthon, die Hand, und das arglose Gemüth des Letztern baute darauf die besten Hoffnungen. Als dann ein Lustrum später der Kaiser an derselben Stelle die Maske fallen ließ, die er damals lediglich angenommen, um in Deutschland gedeckten Rücken, um freie Hand für seine Unternehmungen wider die Türken und Frankreich zu haben, konnte der Reformator seinen Irrthum erkennen. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1546 geschah es, daß Karl sein Vorhaben laut und öffentlich kundgab, die früheren Beschlüsse gegen die Protestanten mit Gewalt in Vollzug zu setzen; hier geschah es, daß der Kaiser heimlich und in der Stille den Ehrgeiz des jungen Herzogs Moritz von Sachsen zur Beraubung des Vetters verführte und zum schnöden Verrath an den eigenen Glaubensgenossen.

Hatte der regensburger Reichstag im Jahre 1541 einen eklatanten Beleg von fürstlicher Falschheit gesehen, indem Karl V. gegen dieselben Männer Herablassung und Freundlichkeit heuchelte, gegen welche er Groll und Haß im Herzen trug und die zu verderben er fest entschlossen war, so sah etwa neunzig Jahre später der im Juni 1630 nach demselben Regensburg einberufene Reichstag ein nicht minder eklatantes Beispiel von fürstlicher Undankbarkeit. Was er war, seine ganze Machtstellung im Reiche, dankte Kaiser Ferdinand II. dem Feldherrngenie Wallensteins. Der Kaiser gewann es über sich, den Mann fallen zu lassen, dem

er Alles schuldete, als die Fürsten die Entsetzung des Friedländers von dem Oberbefehl als den Preis ihrer Stimmen für die Königswahl des Erzherzogs Ferdinand forderten. Fürstengunst und Fürstendank — über die Materie ist ein eigenthümliches Kapitel zu schreiben!

Eine neue Bedeutung gewann Regensburg für die Reichsversammlungen im 17. Jahrhundert. Seit dem 16. August 1663 war die Stadt Sitz des permanenten Reichstags, auf welchem die durch den westphälischen Frieden souverän gewordenen Fürsten es nicht mehr mit ihrer Würde für vereinbar hielten, in Person zu erscheinen, sondern sich durch Gesandte vertreten ließen. Das Datum ist in jüngster Vergangenheit von dem Kaiser Franz Joseph zur Veranstaltung eines Schaugerichtes, fürchten wir, benutzt worden, von welchem Dasselbe gelten dürfte, wie von den kalten Hochzeitsschüsseln im Hamlet. Uebrigens sind die Erinnerungen, welche sich an jenen permanenten Reichstag in Regensburg knüpfen, traurig genug, noch trauriger vielleicht, mehr niederschlagend und mehr beschämend, als die Dinge, welche wir von seinem Nachfolger und Erben, von dem frankfurter Bundestage, haben ertragen müssen. Statt ernste Geschäfte zu betreiben, vertrödelten die Herren Diplomaten Kraft und Zeit mit den erbärmlichsten Lappalien, mit heillosen Eifersüchteleien und Chikanen, mit wüthenden Streitigkeiten über Etikette und Vorrang. In demselben Augenblicke, in welchem Ludwig XIV. die Réunionskammern einsetzte und das Reich auf das Schamloseste plünderte und die Nationalehre schimpflich mit Füßen trat, in demselben Moment berieth der regensburger Reichstag nicht etwa über die Mittel zur Abwehr des Angriffs, zur Vertreibung der Mordbrennerbanden aus der Pfalz, behüte! Die Herren hatten Wichtigeres zu thun. Die Gesandten zankten Tag und Nacht, und zwar unter ausdrücklicher Zustimmung und im Auftrage ihrer Mandatgeber, Wochen und Monate hindurch darüber, ob die Forderung der kurfürstlichen Geschäftsträger zu bewilligen sei, welche auf rothbekleideten Prachtstühlen zu sitzen verlangt hatten, während die fürstlichen und städtischen nur einfache grüne Stühle bekommen sollten. Noch heftiger entbrannte der Streit über die Frage, ob die kurfürstlichen Gesandten berechtigt wären, ihre rothen Stühle auf die Franzen des Teppichs zu stellen, auf welchem der kaiserliche Botschafter unter einem Baldachin saß. Welcher Patriotismus und welche Misère!

So lächerlich derartige Spinnewebethorheiten erscheinen, sie haben zugleich ihre sehr ernste Seite, besonders wenn man festhält, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen sie in Scene gesetzt wurden. Sie sind nicht minder ernst, sie bieten des Abstoßenden, des Empörenden nicht weniger dar, als der wahnsinnige Aufwand und Prunk, durch welchen jene Gesandten in einer Zeit, wo Tausende vor Hunger in den vom Kriege verheerten Gegenden zu Grunde gingen, sich und ihre Gebieter gegenseitig zu übertreffen trachteten, und welchen einzelne Fürsten selbst entfalteten, wenn sie etwa einmal ausnahmsweise auf eine besondere Veranlassung hin nach dem Sitze des Reichtages kamen. Während im spanischen Successionskriege, im Jahre 1702, der Markgraf Ludwig von Baden die Linien von Weißenburg gegen Catinat ruhmvoll vertheidigte, und mit seinen braven Truppen an Sold, Verpflegung und an Allem Mangel litt, berührte der Sohn des Kaisers Leopold, der römische König Joseph I., auf der Reise nach dem Lager von Landau auch Regensburg. Hören wir die unverdächtigste Quelle, einen enthusiastischen Anhänger des Hauses Habsburg und beredten Verfechter der sogenannten großdeutschen Politik, über die Art und Weise, wie Joseph auftrat. „232 Personen," schreibt Gfrörer, „von denen keine zum Kriegführen tauglich war, begleiteten den kaiserlichen Thronerben. Von höherem und niederem Range unter diesem Trosse

befanden sich des Königs Oberhofmeister, Fürst Dietrichstein, der Oberst Kuchelmeister, Herr Graf Trautmannsdorf, dann 12 königliche Kämmerer, 1 Untersilberkämmerer, 1 Mundschenk, 1 Vorschneider, 1 Truchseß, 1 Beichtvater mit seinem Socio, 1 Hofprediger, 2 Hofkaplane, 1 Kapelldiener und Junge. Weiter 4 Zusetzer, 4 Träger, 3 Kesselreiber, 8 Ordinari- und 3 Extraordinari-Jungen, unterschiedliche Fischmeister, Geflügelmaier sammt 2 Mägden, 3 Ziergärtner und Gehülfen, 3 Kellerdiener, 2 Faßbinder, 1 Mundbäcker und Junge, 1 Vicemundkoch und 20 Meister und Unterköche. Die römische Königin, welche gleichfalls ihren Gemahl begleitete, hatte 170 Personen in ihrem Gefolge. Unter den zahllosen Wagen, welche diese Hofzurüstung weiterbeförderten, werden aufgeführt 2 Geflügelwagen, Kammerheizer-Zeltwagen, Tafeldecker-Zeltwagen, 3 Mund-Kuchelwagen, 2 große Bagage-Kuchelwagen, 1 Wagen mit der Feldtafel zum Speisen, 2 Wagen Ziergarten-Bagage, 1 Tafeldecker-Bagage, 2 Kammerfourir-Bagagen, 6 Kellerwagen mit Wein, 21 je mit 6 Ochsen bespannte Rüstwagen für Allerlei. Klingt das nicht beinahe wie der Zug des Xerxes bei Herodot!"

Wir deuteten vorhin auf die Ursachen, welche das Ihrige zu dem allmäligen Verfall Regensburgs sowohl, wie der übrigen deutschen Städte beitrugen, die im Mittelalter und noch beim Beginn der neuern Geschichte in höchster Blüthe standen. Daß später das große Nationalunglück des dreißigjährigen Krieges hinzukam, um den Ruin zu vollenden, darf unsern Lesern nicht erst breitspurig entwickelt werden. Ueber Regensburg brachte noch weitere, tödtlich treffende Unfälle der Anfang des laufenden Jahrhunderts, der Brand und die Plünderung nach der fünftägigen Schlacht von Thann, Abensberg und Eckmühl (19—23. April 1809).

Ein Blick auf die beiliegende Illustration mahnt uns, von Regensburg nicht zu scheiden, ohne desjenigen Mannes in Dankbarkeit und Pietät Erwähnung gethan zu haben, der vor etwa einem Menschenalter an eben dieser Stätte eine so gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Es wird genügen, blos den Namen dieses unter den deutschen Prälaten der Neuzeit einzig dastehenden Bischofs zu nennen. Wir meinen natürlich Sailer. Zu den Füßen des durch ein echtes Christenthum, durch Bildung, Toleranz und Humanität der Gesinnung gleich ausgezeichneten Meisters saß hier geraume Zeit sein Lieblingsschüler und Johannes: Melchior von Diepenbrock, der, ein wilder, stürmischer Kavalier, das preußische Lieutenantspatent quittiren mußte, um nachmals, eine edle Säule der Kirche, als Kardinal und Fürstbischof von Breslau, den milden, versöhnlichen Geist weiter zu verbreiten, der ihm in Regensburg von Sailer übermittelt worden war.

Thaddäus Lau.

Pic du Midi de Bigorre.

Berge sind die Thürme der Landschaft und die Lieblinge ihrer Umgegend; und wo die Gegend aus lauter Thürmen besteht, da ist der höchste des Landes Stolz. Die Menschen thun's nicht anders, und es ist schön von ihnen, wenn sie sich recht ernstlich daran gewöhnen, immer nur etwas wahrhaft Hohes zu lieben.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Es geschieht leider nicht immer. Die Menschen täuschen sich leicht in der Beurtheilung der Höhen und halten oft Einen für den Höchsten, nur weil um ihn herum Alles so gar hübsch niedrig ist.

So geht's auch im Leben und so hat auch in der Geschichte schon Mancher so hoch aufgeragt über die weiten Ebenen seiner Zeit, daß er als der Höchste von Jahrhunderten erschien. Aber spätere Messungen berichtigten die falsche Annahme und stellten ihn in die Reihe, in die er gehört. Das ist auch Demjenigen geschehen, der vor nun fünfzig Jahren zum erstenmale bei Leipzig mit dem rechten Maß gemessen wurde. An keinem Hohen hat sich ärger, als an ihm, das Augenmaß der Menschen versündigt, und zwar im Zuviel ebenso, wie im Zuwenig.

Diejenigen, welche den ersten Napoleon schon bei seinen Lebzeiten vergötterten und nach seinem Tode unter die Sterne versetzten, gehören nicht blos dem französischen Volke an; er verdankte sie allen den Ländern, in denen bisher Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit in der Regierung abgewechselt hatten, in denen dem Streben der Herzen nicht ein einziges würdiges Ziel geboten und das Streben der Geister nach menschenwürdigen Zielen mit Zuchthaus belohnt wurde. Alle Unterdrückten sehen in jedem Kriege, der alte prunkvolle Throne stürzt, ein Zeichen ihrer Erlösung, und der glückliche Kriegsherr ist ihr Heiland. Die französischen Kriege waren durch die Heere der Revolution eröffnet worden, welche die großen Verheißungsworte: „Freiheit und Gleichheit" auf ihren Fahnen trugen. Napoleon war ein Schooßkind der Revolution; die Siege, mit denen er den Glanz der Glorie auf das Antlitz der jungen Republik warf, mußten ihm in allen Landen die Herzen Aller gewinnen, die in der dicken Staatsluft zu ersticken befürchteten, die zur Zeit der französischen Welterschütterung auf allen Völkern lastete. Diese Liebe erlosch selbst dann nicht, als der großgewordene Sohn seiner Mutter auf das Herz trat, denn die Revolution hatte sich überlebt. Und selbst da, wo die Liebe sank, als der Konsul zum Kaiser, der Befreier zum Unterdrücker ward, erhielt der Regent und der Feldherr die Geister zehn volle Jahre lang in so ununterbrochener Aufregung, daß die Bewunderung die Stelle der Liebe einnahm und mächtig genug war, um selbst vom grimmigsten Haß nicht vertilgt werden zu können.

Als Kriegsherr stand er da als der höchste Berg der Erde, an dessen Fuß Sklaven und Beglückte ihre Lorbeerkränze niederlegten.

Da kam das andere Maß, das an den Menschen gelegt wurde und das an jeden gelegt werden muß, der sich selbst über alle Andern erhebt. Das Maß ist streng, vor ihm ward der Lorbeerberg zum Hügel.

Jetzt, nach fünfzig Jahren, wo die Leidenschaften jener Tage schweigen, wo ruhiges und klares Anschauen der Dinge das Herz nicht mehr irre führt, wo zwischen den zahllosen Berichten über Schlachten und Staatsaktionen des Kaiserreichs sich die Erzählungen der Einzelnen über Charakterzüge des Kaisers an das Licht drängen und ein immer deutlicheres Bild von dem Menschen Bonaparte geben, — jetzt ist geschichtlich festgestellt, was zur Zeit der Befreiungskriege nur der Haß behauptete: daß in Napoleon nichts ausgeprägt war, als die enormste Willenskraft mit der Rücksichtslosigkeit der höchsten Selbstsucht; daß, außer der Lust am Waffenklirren, oder vielmehr der Sucht nach dem Schachspiel der Schlachten und Pulvergeruch nichts Ritterliches ihn auszeichnete, ja daß in den Ausbrüchen seines Rachedurstes das wilde korsische Banditenblut tobte und daß den edelsten Frauen, den würdigsten Männern gegenüber seine Natur nicht sicher war, das häßliche Bild der Rohheit und Gemeinheit zu zeigen. Gerade diese Tage des leipziger Schlachtenjubiläums haben — freilich nur aus Deutschland, das der Empereur am tiefsten verachtete, nicht seines Volkes, das er gar nicht kannte

und anerkannte, sondern seiner feilen Fürsten wegen, und trotzdem, daß er hier im Gloire am glücklichsten machte — Scenen, Gespräche, Aeußerungen an's Licht geführt, welche, wenn auch nur die Hälfte davon wahr sein sollte, den Ausspruch rechtfertigen, daß Diejenigen sich an allem wahrhaft Großen versündigen, welche Napolen I. einen Großen nennen. Denn groß kann nur heißen, wer nach dem Edelsten, Menschenwürdigsten, Höchsten in diesem Sinne strebt, also Alles, was Jener, als er die Macht besaß, es wie kein Sterblicher vor ihm zu pflegen und zum beglückenden Gemeingut von Millionen zu erheben, am tiefsten in den Staub trat.

Das ist die Messung der Gegenwart an jenem Berg der Vergangenheit. Das große Jubiläum hat uns dahin geführt, beim Anblick dieses Pic du Midi de Bigorre, der auch so schroff abgeschlossen gen Himmel ragt, an sein Seitenstück unter den Menschen zu denken, zumal es auch dieser Höhe widerfahren ist, früher für viel höher gehalten zu werden, als sie nach genauer Messung nun vor uns steht. Sie ist 8958 pariser Fuß hoch, also noch lange nicht der höchste von den Gipfeln der Pyrenäen.

Was diesem Pic du Midi (denn das ist eine beliebte Bezeichnung für hohe Bergspitzen dieses südlichsten Frankreichs) jedoch unbestritten geblieben ist, das ist, nach einer für das Universum mitgetheilten Reisenotiz von Ida von Düringsfeld, die prachtvolle Aussicht, welche er auf die Pyrenäen gewährt. „Amphitheatralisch steigen sie bis zur Hauptkette vor ihm empor, ein Ocean von Gipfeln, aus welchem als die höchsten der Mont-Perdu, Vignemale und les Sours de Marboré hervorragen. Die Spitzen, welche unserm Pic du Midi am nächsten liegen und ihn beide übertreffen, sind Neou-vielle (Alter Schnee) und der Pic long.

„Nach Frankreich hin ist das Panorama, wenn gleich ganz andern Charakters, doch nicht minder reich als nach Spanien zu. Wenn hier die Fülle des Großen imponirt, so entzückt dort die Mannigfaltigkeit der Anmuth in dem unbegrenzten Ueberblick der Thäler, Hügel und Ebenen des weit vor unseren Blicken sich ausbreitenden schönen Frankreichs.

„Die schönste Ansicht des Pic du Midi hat man von Trames-Aygues, einem Sommerdorfe, welches auf dem mittlern Theil des Tourmalet gelegen ist. Um seine Hütten zu erreichen, reitet man dem Adour entgegen das Thal von Campan hinauf, und steigt dann von dem reizenden Dorfe Grip, wo die Pferde bleiben, immer am linken Ufer des Adour empor, bis sich rechts das Thal öffnet, dessen Hintergrund der Pic du Midi in seiner ganzen majestätischen Schroffheit bildet. Von elf Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags ist er in voller Klarheit zu sehen, ausgenommen an trüben Tagen, wo Nebel ihn einhüllen. Zu besteigen ist er von dieser Seite nicht, das kann man nur von Bagnères du Bigorre oder von Barèges aus. Beide berühmte Badeorte werden bekanntlich durch einen Weg über den Tourmalet verbunden, welcher sowohl die Wasserscheide zwischen dem Thale von Campan und dem Thale von Bastan oder Barèges bildet, wie auch den Zusammenhang des Pic du Midi mit den südlich von Barèges gelegenen Massen der Pyrenäen vermittelt."

F. Hofmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Kapstadt und die Tafelbai.

Der Zauber der Romantik des zu Ende gehenden Mittelalters schwebte noch um die im Geist der Neuzeit unternommenen Entdeckungen portugiesischer Seefahrer, als Bartholomäus Diaz die 1486 von ihm entdeckte Südspitze Afrika's in grauenvoller Erinnerung durchlebter Stürme Cabo tormentoso nannte. Der weitsehende König Johann II. nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung, denn nun lag der Weg nach dem reichen Osten offen vor dem Unternehmungsgeist eines Volkes, das bei der Größe und den Hülfsquellen eines deutschen Mittelstaates schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich berufen fühlte, eine der ersten Rollen auf dem Ocean zu übernehmen. Schlag auf Schlag folgten in den nächsten zwanzig Jahren nach der Entdeckung des indischen Seeweges die Eroberungen der Portugiesen in den östlichen Meeren und Vasco de Gama, Cabral, Albuquerque u. A. verdunkelten den Glanz der Maurenkriege durch die Größe und die Bedeutung der Eroberungen. Auf Ceylon, Malakka, Java, den Molukken und den Maldiven, auf Goa, Ormus und der bengalischen Küste wehte bis 1518 die Flagge Portugals. Der Welthandel zog sich nach Lissabon und das reich gewordene Portugal wurde zur europäischen Großmacht.

Die Portugiesen gründeten auch an der atlantischen und indischen Küste Afrika's Kolonien, aber um das Kap kümmerten sie sich ebenso wenig, als später die Spanier, nachdem Portugal und seine Kolonien nach König Sebastians Tode in ihre Hände gefallen waren; denn am Kap gab es weder edle Gewürze noch Gold und Edelsteine, keine königlichen Schatzkammern waren zu plündern, keine Throne umzustürzen, kein reiches Industrievolk zu brandschatzen und die nach Ehre und Gold dürstenden Eroberer hielten es nicht der Mühe werth, Kriege gegen nackte Wilde zu führen, die in schmutziger Armuth und Bedürfnißlosigkeit an der unfruchtbaren Küste fischten oder im Innern Heerden weideten und jagten.

Die Holländer holten die Produkte des fernen Ostens auf den Weltmarkt zu Lissabon, bis zum Ausbruch ihres Freiheitskampfes. Als aber die engherzige spanische Regierung sie von den spanischen und portugiesischen Häfen ausschloß, suchten sie die Waaren an den Produktionsstätten in den östlichen Meeren. Auf diesen Fahrten nöthigte sie die Selbsterhaltung zur Anlage von Stationen, da sie in den Häfen der Unterdrücker selbst in der dringendsten Noth nur auf Gefangenschaft rechnen konnten. So entstanden Nassau und Elmina an der Westküste Afrika's, und im indischen Ocean wurde eine der Maskarenen kolonisirt und dem Prinzen Moritz von Nassau zu Ehren Mauritius benannt.

Aber selbst diese Ruhe- und Stützpunkte des maritimen Verkehrs waren noch zu weit von einander entfernt, sie bedurften einer Zwischenstation, die ihnen die nöthigen Hülfsquellen bot, Vorräthe zu erneuern und die Schiffe auszubessern, die auf der langen Fahrt in dem von Stürmen heimgesuchten Meer an der Südspitze Afrika's gelitten hatten. Die große Bai, die unter dem weit in die See als Landmarke sichtbaren Tafelberg gelegen ist, erschien ihnen damals als ein ge-

eigneter Punkt für ihre merkantilen und strategischen Zwecke, und schon 1600 wurden dort die ersten Kolonisten gelandet, denen aber befohlen wurde, nur so viel und solche Dinge zu bauen, welche die anlegenden Schiffe brauchten. Erst 1652 erhielt die Stadt eine Garnison, Festungswerke und in dem Doktor der Medicin Joh. Ant. van Riebeck den ersten Gouverneur.

Die Kolonie gedieh vorzüglich; die Kolonisten oder Boers drangen langsam, aber unwiderstehlich gegen Norden vor, zuerst gegen die Hottentotten, und als diese überwältigt waren, gegen die Kaffern. Der Wohlstand und die Salubrität der Kolonie waren in Holland schon so bekannt, daß viele reiche Holländer während der Kriege mit Ludwig XIV. den Entschluß gefaßt hatten, nach dem Kap auszuwandern, falls Holland von den Franzosen erobert werden sollte. Die Quellen der Prosperität waren Ackerbau, noch mehr aber Viehzucht, da der erstere wegen Mangel an Regen und künstlicher Bewässerung und an vielen Orten auch wegen der Bodenarmuth unmöglich ist, und selbst da, wo ihm die klimatischen und lokalen Verhältnisse günstig sind, der Absatz der Produkte, mit Ausnahme des der Küste nahe gelegenen Zwartlandes — der Kornkammer der Kolonie — durch die großen Transportkosten unmöglich ist. Ludwig XIV. war aber die Ursache, daß eine dritte Quelle des Wohlstandes am Kap sich öffnete — der Weinbau; denn durch seine barbarische Verwüstung der Rheinpfalz und die Vertreibung der Hugenotten kamen deutsche und französische Winzerfamilien an's Kap.

Ohne große Ereignisse von Außen und ohne bedeutende Störungen im Innern entwickelte sich die Kapkolonie langsam, aber stetig weiter, da weder die Kaffernkriege, die im Kleinen an den Grenzen fortbrannten, noch einzelne Mißbräuche im Verwaltungswesen ernstliche Hindernisse waren. 1782 drohte während dem amerikanischen Kriege die erste Gefahr durch eine englische Flotte, deren Angriff aber mißlang. Während der französischen Revolutionskriege fiel das Vorgebirge der guten Hoffnung, wie die meisten holländischen Kolonien, in englische Hände, indem die Abneigung gegen die französische Regierung, unter welche das Mutterland gefallen war, den Engländern die Eroberung, die meist eine widerstandslose Besetzung wurde, erleichterte. Die erste englische Okkupation dauerte von 1795 bis zum Frieden von Amiens, in welchem England das Kap zurückgab. Aber schon 1806 besetzten es die Engländer auf's Neue und begannen die früher von ihnen nicht angetasteten staatlichen Einrichtungen zu ändern. Das Kap wurde jetzt die Hauptstation der englischen Ostindienfahrer, eine Reconvalescenten-Station für ihre indischen Truppen und Beamten und der Herd für ihre Unternehmungen an den Küsten Südamerika's, nachdem Spanien die Allianz mit Frankreich abgeschlossen hatte.

Obwohl die englische Regierung durch die Abstellung von Mißbräuchen, die Beschränkung der Boers und das Verbot des Sklavenhandels die socialen Verhältnisse zu bessern strebte und durch den gesteigerten maritimen Verkehr, sowie durch die Ansiedlung von Engländern und durch Zufluß englischen Kapitals ein regeres Leben in die Kolonie kam, so änderte sie doch nichts in dem kläglichen Zustande an den Grenzen des Landes. Dort glimmte der Kampf fort und loderte oft in hellen Flammen auf. Es war der Krieg der Kaffern und der immer weiter vordringenden Kolonisten um Weideplätze, für die Kaffern ein Kampf der Selbsterhaltung, der sie trotz aller Stammzerfahrenheit wiederholt zu Bündnissen zwang. Um den kostspieligen Kriegen vorzubeugen, wurde von der Regierung des Mutterlandes der Beschluß gefaßt, das jenseits des Waalflusses liegende Territorium aufzugeben, und am 23. Februar 1854 proklamirt. Um diesem Preisgeben englischer Interessen und Unterthanen selbst den Schein der Unbilligkeit zu nehmen,

wurde jenen Ansiedlern, die sich hinter die neue Grenze zurückziehen wollten, eine Entschädigung zugesagt, den Bleibenden aber der englische Schutz entzogen. Die Mehrzahl zog das letztere vor und konstituirte sich als unabhängige Republik unter dem Namen Orange-River-Sovereignity, die am 10. April 1854 von England anerkannt wurde. Auch die in frühern Jahren aus der Kolonie abgezogenen und lange mit wechselndem Glück befehdeten Boers sind als Transwaal-Republik anerkannt worden; so daß also nördlich von der Kapkolonie gegenwärtig zwei unabhängige Staaten existiren. Seine reducirten Grenzen suchte England durch die Kap-Milizen und durch die aus der deutschen Legion des Krimkrieges gebildete Grenzmiliz zu sichern.

Die heutige Kapkolonie hat eine Bevölkerung von ungefähr 300,000 Einwohnern, zur Hälfte Farbige. Sie besteht aus drei Theilen, dem westlichen und östlichen Kaplande und aus dem Natallande. Der westliche Theil ist das alte Kapland, mit vorwaltend holländischer Bevölkerung und ungefähr in den Grenzen, wie es England 1814 auf dem wiener Kongreß zuerkannt worden war. Seit jener Zeit erst ist die östliche Provinz meist durch Engländer kolonisirt worden. Natal ist das jüngste Glied und erst seit 1843 besetzt. Das letztere ist ein im Ganzen fruchtbares Berg- und Savannenland, das nicht nur zur Viehzucht und Erzeugung europäischer Cerealien, sondern bei seiner subtropischen Lage auch für tropische Getreidearten, Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee geeignet ist. Die Ostprovinz hat an den Flüssen schöne Wälder, hier und da Grasland, ist aber in der größten Ausdehnung nur als Weideland verwerthbar. Außer der Pferde- und Rinderzucht hat die der Merinos ungeheure Fortschritte gemacht und die ältere Westprovinz sogar überflügelt, die von der Natur am stiefmütterlichsten behandelt, heute der minder werthvolle Theil des englischen Südafrika's ist.

Die Südspitze Afrika's ist ein Stufenland mit drei aufeinanderfolgenden Höhenzügen und dazwischen liegenden terrassenartigen Hochflächen. Das vorwaltende Gestein, ein eisenhaltiger Sandstein, ist an und für sich der Quellen- und Flußbildung wenig günstig, welche durch die trockene Luft und durch den Zusammenhang mit den nördlich von der Kolonie gelegenen Steppenländern noch vermindert wird. Die Vegetation ist der Zahl der Arten nach eine reiche, aber ihr Charakter ist die Einförmigkeit und Dürftigkeit. Braune Haidekräuter und graue Silberbäume, die der Laie kaum als Bäume gelten läßt, bilden einen großen Theil der Pflanzendecke, die nur an Flüssen und Bächen einen schwachen Anlauf zur Waldbildung nimmt. Regen fällt selten, meist nur an der Küste und im Winter. Nach reichlichen atmosphärischen Niederschlägen entwickelt sich eine niedrige, aber reiche Vegetation wie durch einen Zauberschlag. Die Abhänge der Berge werden grün, Gräser sprießen hervor und vor Allem entfalten Pelargonien, Sauerkleearten, Mesembryanthemen, Lilien, Polygaleen, Restiaceen und andere Pflanzen, zum Theil durch tief im Boden vergrabene, wasserreiche und knollige Wurzeln gegen den Tod durch Trockniß geschützt, für kurze Zeit ihre Blüthenpracht und verwandeln die braune Karru in einen farbenreichen Pflanzenteppich. Aber mit dem Luxus der glänzenden, großblätterigen und saftreichen Vegetation der Tropenländer kann sich dieses Pflanzenbild nicht messen, so eigenthümlich es auch in seiner Zusammenstellung ist und so sehr manche dieser leicht akklimatisirbaren und in unseren Gärten und selbst Stuben gepflegten Formen den aus Europa Kommenden als bekannte Erscheinungen sympathisch entgegentreten.

In diesem Theil der Kolonie an der atlantischen Küste, nur wenige Meilen nördlich von dem Vorgebirge der guten Hoffnung liegt die Kapstadt. Sie erhebt sich am Grunde der nach Nordwest offenen Tafelbai auf allmälig ansteigendem,

zuerst sandigem, dann felsigem Boden, so daß Kirchen und Häuser sich übereinander abheben und der Stadt ein vortheilhaftes, fast großstädtisches Aussehen geben. Im Rücken der Stadt steigen nackte, schroffe Berge empor, von denen die ersten drei noch im Rahmen unsers Bildes liegen. Links ist der Teufelsberg, in der Mitte wie ein hohes Bollwerk mit großer Plattform der Tafelberg, rechts der Löwenkopf und der Löwenrumpf. Wenden wir die Blicke nach Norden und Nordwesten, so schweifen sie über eine weite Ebene, die in der Nähe der Bai aus weißem, nur spärlich mit Salikornien bewachsenem Flugsand, in dem einzelne Salzwasserpfützen stehen, gebildet ist. Dann folgt das braune Haideland, auf dem zerstreute Häuser mit Obstgärten oder kleinen Kieferpflanzungen, aber auch einzelne im Sonnenlicht golden glänzende vegetationsleere Flecken hervortreten. Der weite Horizont findet seinen Abschluß in einer blauen, zackigen Bergkette, die nackt ist, auf welcher aber in den Nachmittagsstunden eine unbeschreibliche Pracht von goldenen und purpurnen Lichtern und violetten oder tiefblauen Schatten liegt.

Im Sommer ist der Himmel über der Kapstadt von durchsichtigem, glänzendem und tiefem Blau; nur gegen Mittag, wenn der aus Süden wehende Seewind sich verstärkt und eine größere Menge von Wasserdampf vor sich hertreibt, bildet sich am Rande der Platte des Tafelberges eine große, weiße Haufenwolke, deren Ränder beständig auf- und niederwallen, je nachdem der vom Lande aufsteigende heiße Luftstrom oder der feuchte Seewind in dem luftigen Kampfe die Oberhand behält. Dieses Auf- und Niederwogen des Wolkenmantels, der seinen Schatten zum Theil über die Stadt wirft, wird von den Einwohnern mit dem prosaischen Namen „das Tischtuch des Tafelberges" benannt. Diesem Winde verdankt das Kap seinen Ruf als eines der gesundesten Klimate der Erde, denn er ist ein Seewind, feucht, frisch und frei von Miasmen. Die ersten Eigenschaften verliert er jedoch weiter im Innern der Kolonie. Beim Beginn der Frühlingsäquinoktien treten Nordwestwinde und mit ihnen bewölkter Himmel und Regen ein. Der Himmel, der durch Bläue, Glanz und Durchsichtigkeit und durch die Farbenpracht, die er um die Berge zaubert, für den Mangel anderer Reize der Landschaft einen Ersatz bietet, ist nicht minder schön des Nachts. In seinem tiefen Schwarzblau glänzen die Sterne wie goldenes Feuer; ihr lebhaftes Licht, so wie der helle Schein der Milchstraße und der Magelan'schen Wolken lassen die sternleeren schwarzen Einöden des südlichen Himmels, die Kohlsäcke, nur noch greller hervortreten.

Die Kapstadt hat eine bedeutende Ausdehnung. Die Straßen sind breit, gerade und schneiden sich unter rechten Winkeln; viele sind mit Bäumen bepflanzt und die größeren mit Trottoirs versehen; alle sind jedoch sehr staubig, denn die Mitte der Straßen ist ungepflastert und enthält in den unteren Stadttheilen viel Sand, der bei starkem Winde äußerst lästig wird. In allen Straßen sind einfache Brunnen, die aus einem großen, hinter der Stadt am Fuße des Berges gelegenen Reservoir durch Röhren versorgt werden. Das Wasser ist gut und dabei so reichlich, daß auch die anlegenden Schiffe damit versorgt werden können. In der Architektur der Häuser ist der ältere holländische und der neue englische Styl vertreten. Die ersteren sind oft farbig getüncht, haben die Giebelseite nach der Straße gekehrt und ein erhöhtes Erdgeschoß, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt und zu beiden Seiten derselben einen Perron oder eine kleine mit einem niedern Geländer versehene Terrasse, auf der sich Abends die Familie versammelt und auch Besuchende einfinden. Selten ist mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß. Die Häuser sind aus solidem Material, an dem die nächste Umgebung Ueberfluß hat, gebaut; selbst die Häuschen der ärmeren Be-

völkerung und der Farbigen an der Peripherie der Stadt machen durch Nettigkeit und Reinlichkeit einen angenehmen Eindruck. Reichere Geschäftsleute haben Landhäuser in der Umgebung mit Gärten, in denen das bunteste Gemisch von Pflanzen herrscht; neben unsern Obstbäumen, Reben, Kiefern, Pappeln und Eichen wächst die stattliche Norfolkfichte, hohe Eucalypten und die schachtelhalmartiges Laub tragenden Casuarinen Australiens.

Die öffentlichen Gebäude, das Stadthaus, die Exchange, das Palais des Gouverneurs, Kasernen, Spitäler, Gefängniß, Banken u. s. w. ragen weder durch Größe, noch durch besondern Geschmack hervor. Dasselbe gilt auch von den Kirchen, deren Zahl bei 30 betragen soll, denn die Sektirerei ist groß und wird, wie in allen englischen Kolonien, mit Vorliebe getrieben. Die Missionsgesellschaften sind zahlreich und die deutschen Missionäre, besonders die Herrnhuter oder mährischen Brüder nehmen eine ehrenvolle Stelle ein. Selbst die Mormonen haben einen Versuch gemacht, festen Fuß zu fassen. Ihre gar zu handgreiflichen Attentate auf den menschlichen Verstand hatten aber in der Kapstadt keinen Erfolg, und in einer andern Stadt der Kolonie wurden sie bei ihrem ersten Auftreten so insultirt, daß sie die Proselytenmacherei am Kap vorläufig einstellten.

Die Verkaufsläden führen alle europäischen Manufaktur- und Luxuswaaren und der Handel ist lebhaft. Häute, Talg, Wolle, Elfenbein, Aloë, Straußfedern, Fische und Wein sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Obenan steht die Schafwolle. Ueberraschend für den Fremden ist die Menge und Vorzüglichkeit des Obstes. Die Rebe wird häufig kultivirt und in der Umgebung der Kapstadt sind allein 11,000 Acres Weinberge. Die edelsten Weine sind die von Constantia, weiße und rothe Pontac und Frontinac; aber diese Sorten werden nur in beschränkter Quantität erzeugt. Die Weinproduktion und Ausfuhr wird durch die zollfreie Einfuhr von Alkohol begünstigt, da die ordinären Weine stark damit versetzt werden. Auf 100 Gallonen für den Export bestimmten Weines kann der Weinhändler und Producent 10 Gallonen Alkohol zollfrei einführen.

Die Straßen am Hafen sind belebt und dieser ist bis zum Juni stets voll Schiffe, von da ab bis Oktober ist die Tafelbai aber unsicher und die Schiffe ziehen es vor, in der durch einen Isthmus getrennten Simonsbai vor Anker zu gehen. Zur Hafenbewegung kommt die des Binnenhandels, der hauptsächlich durch große, schwere, vierrädrige Wagen, die mit einem über Reifen gespannten Leinwanddach versehen sind, vermittelt wird. Ein solcher schwerfälliger, sehr massiv gebauter Wagen bedarf 10—12 Pferde oder 12—20 Ochsen zur Bespannung, da die Wege in der Ebene gewöhnlich durch tiefen Sand, in den Bergen aber über bedeutende Böschungen gehen. 1854 tauchten die ersten Projekte zu Eisenbahnen auf, von denen gegenwärtig erst kurze Strecken gebaut sind. Die Zugochsen sind eine große hochbeinige Race von hellgrauer Farbe mit langen Hörnern, welche mit der ungarischen die meiste Aehnlichkeit hat. Die Pferde sind schön und gut, aber doch mehr zum Reiten als zum Zug geeignet. Maulthiere, die in nicht unbedeutender Zahl aus den La Plata-Ländern eingeführt werden, dienen nur zum Zuge. Wer größere Reisen in entfernte Theile der Kolonie rasch machen will, reist zu Pferde.

Die Bevölkerung der Kapstadt mag 1854 fünfundzwanzig bis dreißig Tausend betragen haben. Ihrer Abkunft nach ist sie eine gemischte. Unter der weißen Bevölkerung ist das holländische Element noch vorwiegend. Die Engländer haben durch die Ankunft von Truppen, Beamten und eines zahlreichen Handelsstandes sehr zugenommen. In den Schulen der Kapstadt wird das Englische gelehrt, und in den höheren Anstalten ist es die Unterrichtssprache; die jüngere Generation

spricht daher in der Stadt schon englisch, aber auf dem Lande hängt die Bevölkerung noch fest am Holländischen. Die deutschen und französischen Antheile der Kolonialbevölkerung sind allmälig von der holländischen absorbirt worden. Die unvermischte weiße Bevölkerung dürfte 7—8000 kaum übersteigen.

Einen wesentlichen und typischen Faktor der farbigen Bevölkerung bilden die Malayen. Die Holländer haben von den Sunda-Inseln Malayen nicht nur als Diener hierher gebracht, sondern dieselben auch aus politischen Rücksichten, zur Strafe und selbst um geringfügiger Ursachen willen deportirt. So wuchs im Laufe der Zeit die malayische Bevölkerung bis zu einigen Tausenden, welche ihre Physiognomie, Religion und Sitten ziemlich unverändert beibehalten haben. Es sind kleine oder mittelgroße, schmächtige Gestalten mit brauner Haut, schwarzem, glänzenden Haar und dunklen Augen, mit breiten Backenknochen und nur wenig verflachter Nase. Unter der holländischen Regierung waren sie eine Art Hörige, wurden jedoch schon im Beginn der englischen Herrschaft völlig frei. Ihre Tracht ist noch häufig der lange Sarong, ein langes Stück weißen Baumwollzeuges, das einfach um die Lenden geschlagen und bis auf die Knöchel reichend, einem Frauenunterrock nicht unähnlich ist; daneben haben sich weiße Beinkleider, Hemden und Jacken eingebürgert. Ein zweites charakteristisches Kleidungsstück ist das rothe Tuch, das um den Kopf gewickelt wird. Sie sind Mohammedaner und haben ihre Priester und Moscheen. Ihre Wohnung und Kleidung ist reinlich und man rühmt ihren Fleiß als Handwerker und Fischer.

Die Afrikander sind eine Zwischenrace von Malayen und Europäern, häufig mit indischer, seltener mit afrikanischer Beimischung. Sie sind ein schöner Menschenschlag, besonders die Frauen, wenn der zierliche Knochenbau der Asiaten sich mit den höher entwickelten Kopf- und Gesichtsformen der edlern Race vereinigt. Die Hautfarbe ist heller, als bei den Malayen, und das reiche glänzend schwarze Haar wird in einem Zopf am Hinterhaupt oft in antiker Form aufgebunden und mit langen, pfeilartigen Nadeln aus Gold oder Silber befestigt. Hottentotten reiner Abkunft sind eine große Seltenheit, aber der Typus der Physiognomie behauptet sich mit großer Hartnäckigkeit in den mit ihrem Blut gemischten Racen. Die vorstehenden Backenknochen und der rasche Abfall zu dem spitzen Kinn gibt dem Gesicht eine fast dreieckige Form; die Augenspalten sind schief nach innen gerichtet, wie bei den Chinesen; die Gesichtsfarbe ist heller und der Gesichtswinkel größer, als bei den meisten Negern, mit welchen sie jedoch die wulstigen Lippen, die platte Nase, das Wollhaar und die üble Hautausdünstung gemein haben. Bei wiederholten Kreuzungen wird zuerst die Hautfarbe, dann die Haare und Nase, zuletzt die Augenstellung und die Backenknochen durch die edlere Race verändert. — Eigentliche Kaffern kommen mit Ausnahme von Fingos selten in die Kapstadt, da sie sich nur ungern verdingen. Die Fingos sind von sanguinischem Temperament, die übrigen Kaffern dagegen ernst mit lauerndem Gesichtsausdruck. Die Neger sind theils Nachkommen der von den Holländern eingeführten Sklaven, theils neue Ankömmlinge. Diese führen den Namen Apprentices (Lehrling) und sind die durch englische Kreuzer von den Sklavenschiffen befreiten Schwarzen, welche es vorziehen(?), am Kap zu bleiben, statt in ihre Heimath zurückzukehren.

Alle Farbigen sind seit 1834 vollkommen frei. Die Emancipation hat indeß auch hier nicht so vortheilhaft auf die moralische und intellektuelle Entwickelung gewirkt, wie überschwengliche Philantropen geträumt haben, obwohl die Farbigen der Kapstadt hoch über der emancipirten Sklavenbevölkerung der englischen Antillen stehen. Doch haben sie auch am Kap, die Malayen und ihre Blendlinge ausgenommen, den der ganzen Negerrace eigenthümlichen Hang zum Müßiggang und

zur Trägheit beibehalten. Sie lungern hauptsächlich um die Landungsplätze, wo sie die Ankommenden mit dem Anerbieten kleiner Dienstleistungen belästigen und wo sie leichte Arbeiten suchen, während bei den schweren Straßen- und Hafenarbeiten, dem Ein- und Ausladen der Schiffe weit mehr weiße als schwarze Arbeiter gesehen werden. Bei großer Zudringlichkeit und kleiner Arbeit verdienen sie leicht so viel, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Zu diesen rechnen sie aber auch ein Gericht Salzfische, Branntwein, Rauch-, Kau- und Schnupftabak. Der letzte wird nicht allein als Reizmittel für die Geruchswerkzeuge, sondern auch für die des Geschmacks benutzt, nicht etwa in der verschämten Weise, wie ihn junge Damen im Süden der Vereinigten Staaten lieben, die ihn in kleinen Portionen in das Zahnfleisch einreiben, sondern in sehr entschiedener Weise, indem sie ihn prisenweise essen. Es ist übrigens ein dem Auge wohlthuender Anblick, daß selbst dieser Theil der Bevölkerung nicht excessiv unrein und zerlumpte, unfläthige Kleidung ganz unbekannt ist. Sonntags sieht man Malayen, Mulatten und Neger im Staat, besonders die Frauen, die aber ihren Racenursprung auch im Putz nicht verleugnen und mehr auffallend als elegant gekleidet sind und einen nicht unbedeutenden Aufwand an gepreßten Seidenstoffen, Sammet, Spitzen, Handschuhen und Geschmeide treiben. Zur Zeit meiner Anwesenheit fanden die Wahlen zum ersten Parlament statt, bei denen die farbige Bevölkerung, die in kleinen Trupps zu Fuß und in Omnibus mit Fahnen und Musik umherzog, eine anständige und ernste Haltung zeigte. Auf den Reisenden konnten die sich unwiderstehlich aufdringenden Reflexionen, daß die Bevölkerung der afrikanischen Südspitze, von der ein großer Theil noch vor 25 Jahren unter der Peitsche der Sklavenvögte gestanden, sich nun im Vollgenuß der Menschenrechte und der politischen Freiheit befand, während die Völker Mitteleuropa's, die sich so selbstgefällig die Träger der Civilisation nennen, unter der eisernen Faust des Absolutismus seufzten oder an Scheinverfassungen kränkelten, nur verstimmend wirken.

Für die Bildung der untern Volksklassen bestehen Elementar-, Sonntags- und Abendschulen, die ziemlich zahlreich sind, da jedes Religionsbekenntniß seine besonderen Schulen zu besitzen trachtet. Neben einigen Mittelschulen existirt auch eine Anstalt für höhere Bildung, das South-African-College, das die Kapkolonisten am liebsten mit den europäischen Universitäten vergleichen, das in der That aber kaum einem deutschen Gymnasium ebenbürtig ist, da die klassischen Studien mangelhaft und die Realien fast gar nicht vertreten sind. Der Unterricht ist in amerikanischer Manier auf die Schnelldressur eingerichtet, denn jährlich finden nicht, wie bei uns, zwei, sondern vier Kurse zu je drei Monaten statt. Außerdem besitzt die Stadt eine Mechanics Institution, eine Bibliothek von etwa 30,000 Bänden, in der vorwiegend englische politische, nationalökonomische und Reise-Literatur, sowie die englische Journalistik vertreten sind, eine landwirthschaftliche Gesellschaft und einen botanischen Garten.

Den Glanzpunkt aller wissenschaftlichen Anstalten der Kapstadt bildet jedoch das außer der Stadt gelegene astronomische Observatorium. Nirgends, Chili vielleicht ausgenommen, ist die Luft durch ihre monatelang dauernde Klarheit und Durchsichtigkeit der beobachtenden Astronomie so günstig als am Kap, wo der jüngere Herschel seine großen Arbeiten über die Topographie des südlichen Himmels durchgeführt hat. Erst nach dieser Zeit wurde das große Observatorium nicht von der Kolonie, sondern von der englischen Regierung mit echt königlicher Munificenz gegründet und mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen, so daß es jeder deutschen Sternwarte als Muster dienen könnte. Von dieser Hochwarte menschlichen For-

schens machte der gegenwärtige Direktor Mac Clear seine großen Entdeckungen und berechnete die Parallaxe der unserer Erde zunächst stehenden Fixsterne und fand in dieser Weise die bis dahin für unmeßbar gehaltene Entfernung der nächsten Weltensysteme von unserm Planeten.

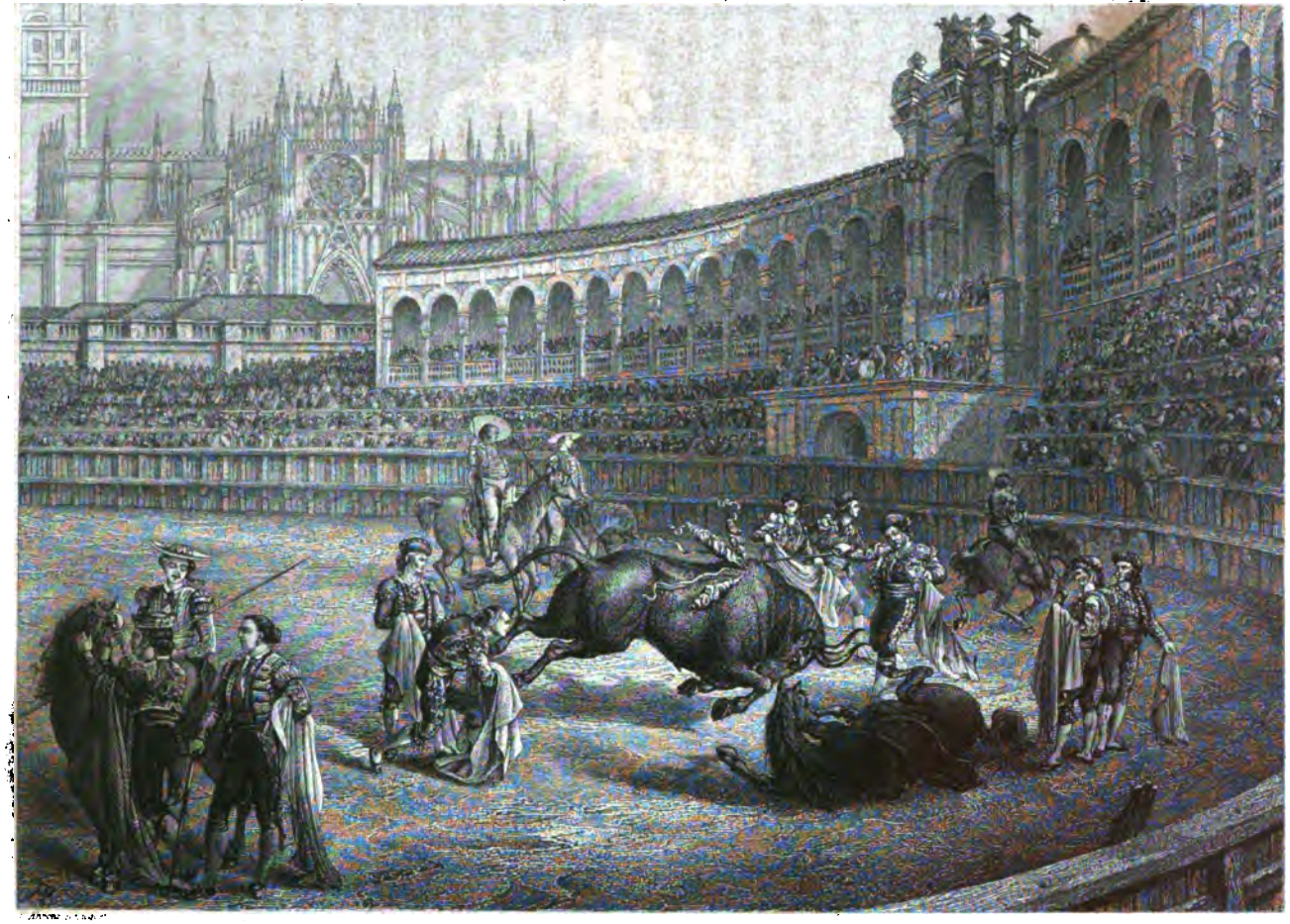
Ludwig K. Schmarda.

Cordova (Cordoba).

Spanien ist unter allen Ländern Europa's nicht allein, wie es bei Goethe heißt, „das Land des Weins und des Gesanges", sondern vorzugsweise auch das Land der Romantik. Unter einem glücklichen Himmelsstriche gelegen, durchzogen von einer Menge langer, hoher, überaus malerisch gegipfelter Gebirgsketten, reich an fruchtbaren Gefilden und Flußthälern, und bewohnt von einem phantasievollen, hochherzigen und ritterlichen Volke, kann es selbst dem so glücklich gepriesenen Italien in mehr als einer Beziehung den Rang streitig machen. Es weht ein zauberischer Märchenhauch um seine schroff gegipfelten Sierren, um die hochgethürmten Burgen und Schlösser seiner alten Städte und Flecken, der Land und Volk mit einer poetischen Glorie umgibt.

Diesen Zauber seiner Romantik verdankt Spanien großentheils seiner geschichtlichen Vergangenheit und namentlich der Herrschaft der Mauren, welche das herrliche Land vier Jahrhunderte lang besaßen und während dieser Zeit es mit der ganzen Pracht orientalischen Glanzes, orientalischer Ueppigkeit erfüllten.

Ueberreste der maurischen Herrschaft findet der Reisende in Spanien sehr häufig, am häufigsten in dem gesegneten Andalusien. Hier war es auch, wo der glückliche Anführer seiner mit dem Schwerte des Propheten umgürteten Araber, Mogëith-Al-Rumi, im Herbste 711 das alte Cordoba, im prächtigen Thal des Guadalquivir und am Abhange der Sierra Morena gelegen, nach dreimonatlicher Belagerung eroberte, und wo ungefähr vier Jahrzehnte später Abderrhaman Ben Moawia, der letzte der Oweyaden, erschien, durch siegreiche Schlachten alle Emirs von Spanien unterwarf und daselbst seine Residenz aufschlug. Gebildet, wie wenige Orientalen, mit großen Talenten von der Natur ausgerüstet, erhob er während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung Cordoba zu einer weltberühmten Stadt, und begann den Bau jener großen Moschee, welche noch heute steht und die unter allen mohammedanischen Tempeln nur von der Caaba in Mekka übertroffen werden soll. Durch den Muth, die Weisheit und den Unternehmungsgeist Abderrhaman's ward Cordoba die heilige Stadt der Mauren, das Mekka des Occidents. Seine Nachfolger nahmen später den Kalifentitel an und nannten sich „Beherrscher der Gläubigen". Unter ihrer Regierung erhob sich Cordoba zu einer weithin strahlenden Höhe an Macht, Reichthum, Kunst



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

und Wissenschaft. Die Stadt besaß um die Mitte des zehnten Jahrhunderts einen Umfang von $4^3/_4$ Stunden und stieg mit ihren balkongeschmückten Häusern, ihren großen und schönen Gärten bis in die Vorberge der Sierra hinauf, wie die vielen Mauertrümmer arabischer Bauart noch heute uns verkünden. Man zählte damals 200,000 Häuser und 900 öffentliche Bäder in Cordoba, und die Zahl ihrer Einwohner schätzte man auf eine volle Million. Der Kalif, wie alle Herrscher orientalischen Stammes, Pracht und Schimmer liebend, umgab sich mit einer Leibwache, die aus zwölftausend prachtvoll bewaffneten Rittern bestand. In seinem Serail lebten 6300 Frauen, Sklaven und Eunuchen, und seiner Favoritin Zehra ließ er eine eigene Stadt erbauen, welche ihren Namen trug und zwei Meilen von Cordoba innerhalb der Sierra Morena lag. Ihr erbaute der Kalif auch einen besondern Palast, dem an Pracht und Verschwendung in der damaligen Welt nichts gleich kam. 1200 Säulen aus spanischem und italienischem Marmor trugen die Decken und Wölbungen dieses Feenpalastes. Die Wände des Pavillons, in welchem der mächtige Kalif, um dessen Gunst selbst der griechische Kaiser Konstantin IX. durch Entsendung einer eigenen Gesandtschaft buhlte, mit seiner Geliebten des Nachts zu verweilen pflegte, waren mit Arabesken aus lauterm Golde und Edelsteinen geschmückt. Hundert Lampen aus Krystallglas erleuchteten dies Gemach, in dessen Mitte aus alabasternem Bassin eine Fontaine von Quecksilber sprang. Mit nicht geringerer Pracht war der Saal des Kalifats ausgeschmückt. Hier bewunderte man an den Wänden vier Thiergestalten von Gold, welche Ströme parfümirten Wassers aus ihren Rachen in alabasterne Schalen gossen, damit den weiten Raum stets ein angenehm duftendes Arom erfülle.

Alle diese Herrlichkeiten, der Glanz, Reichthum und Luxus Cordoba's ging unter mit dem Sturze der Oweyadendynastie und mit der Eroberung der mächtigen Kalifenstadt durch Ferdinand III. im Sommer 1236. Wer von den maurischen Einwohnern dem Sieger in die Hände fiel, ward in die Sklaverei abgeführt. Die Stadt entvölkerte sich schnell und verfiel in kurzer Zeit. Und was ist übrig geblieben von ihren Wundern, ihren Palästen, ihren zahlreichen Moscheen? ... Nichts als die schon erwähnte große Moschee, die in eine christliche Kathedrale umgewandelt wurde. Diese aber ist noch immer einer der sehenswerthesten Prachtbauten aller Zeiten und wird es hoffentlich noch Jahrhunderte bleiben. Zu ihr zieht es den Reisenden, welcher die Grenzen Andalusiens überschreitet, um bewundernd in dem Marmorwalde der 860 Säulen zu wandeln, welche die Wölbungen dieses Riesentempels noch heute tragen! — Ihn schmücken 16 Thürme, und 17 Thüren, von denen jedoch nur fünf noch geöffnet werden, führten früher in sein von magischem Dunkel erfülltes oder bei Abend von 4700 Lampen erleuchtetes Innere.

Das heutige Cordoba trägt den Charakter einer tief herabgekommenen Stadt überall zur Schau. Die Häuser stehen nicht selten leer und haben ein ruinenhaftes Ansehen. Auf den Straßen wächst Gras und das heitere und laute Geräusch lebendigen Verkehrs verliert sich, je tiefer der Reisende sich in das Labyrinth der zahllosen engen Gassen hineinwagt. Belebte Gruppen und lärmendes Volksgewühl, wie es in keiner größeren Stadt Andalusiens vermißt wird, findet sich nur an einzelnen Punkten der alten Kalifenstadt, z. B. auf der calle real, der Hauptstraße, auf dem Konstitutionsplatze, der sich gewöhnlich des Morgens mit lebhaft sprechenden Menschengruppen bevölkert, weil er zugleich den Hauptmarktplatz Cordoba's bildet, und um den Cirkus, wo nach altspanischer Sitte zu gewissen Zeiten im Jahre unter ungeheuerm Zulaufe des Volkes die beliebten Stiergefechte abgehalten werden.

Da wir wohl kaum annehmen dürfen, daß viele Leser dieser Blätter persönlich je einmal einem solchen Schauspiele beizuwohnen Gelegenheit hatten, wollen wir eine Darstellung dieser interessanten Nationalunterhaltung der Spanier, für welche selbst die zartesten Damen schwärmen, in Folgendem zu geben versuchen.

Keiner größeren Stadt Spaniens fehlt der Cirkus oder Plaza de Toros. In demselben werden während des Sommers die Stiergefechte abgehalten und zwar je nach Bedürfniß und der Größe der Volkszahl einer Stadt, bald häufiger, bald seltener. Madrid z. B. hat in jeder Woche das Schauspiel eines Stiergefechtes.

Die größeren Arenen fassen eine Zuschauermenge von zehn- bis zwölftausend Personen. Alle sind nach ein und demselben Plane gebaut. Das vollkommene Kreisrund wird von einer fünf Fuß hohen Bretterwand umschlossen, in der sich in bestimmten Zwischenräumen Oeffnungen befinden, nur so breit, daß eben ein Mensch hindurchschlüpfen kann. Diese Oeffnungen führen nach einem um die Schranken laufenden Gang, welcher den Fußkämpfern als Zufluchtsort dient, wenn der wüthende Stier sich in wildem Angriffe auf sie stürzt. Erwähnten Gang oder Korridor trennt eine höhere Barrière von den Sitzreihen der Zuschauer, die sich amphitheatralisch über einander gipfeln. Auf den untersten, nur aus hölzernen Bänken bestehenden Reihen nehmen die niederen Volksklassen Platz, dann folgen Sperrsitze und endlich Logen für die bessern Stände, die Damen und den hohen Adel.

Der Preis für die Plätze in einer Arena ist sehr verschieden. Die der Sonne ausgesetzten Sitzreihen werden billiger abgelassen, als die im Schatten liegenden. Es führen deshalb zu beiden Hälften des Amphitheaters besondere Eingänge: Entrada al sol und Entrada à la sombra. Das Gefecht selbst wird nach feststehenden Regeln von der obersten Civilbehörde der Stadt geleitet, weshalb der Ayuntamiento seine eigene, Allen sichtbare Loge hat. Diese befindet sich stets über dem Behältniß, worin die zum Kampfe bestimmten Stiere eingesperrt sind.

Sobald die Zeit des Kampfes herannaht, wird die versammelte Menge, welche den Cirkus jederzeit bis auf den letzten Platz erfüllt, unruhig, lärmt, flucht, stampft und trommelt mit den Füßen und verlangt nicht selten mit wahrhaft dämonischem Gebrüll die Eröffnung des Gefechtes. Alle möglichen Instrumente zum Lärmmachen, als Klappern, Kindertrompeten, gellende Pfeifen werden mitgebracht, und Jeder bemüht sich, diesen verschiedenen Instrumenten möglichst unharmonische Töne zu entlocken. Trotz des Lärms wird das Zeichen zum Beginn des Schauspiels noch nicht gegeben, und mitten durch die tobende und scheltende Menge laufen Orangen-, Limonade- und Hielo-Verkäufer, um ihre Erfrischungen anzubieten, oder feueräugige, höchst zierlich gekleidete Zigeunermädchen, die sich bei allen spanischen Volksbelustigungen einfinden, lassen den gellenden Ruf, sich durch die Sitzreihen drängend, erschallen: „Calentitos, Señores, calentitos!“ (Warme Waffelkuchen).

Mit dem Glockenschlage fünf reitet eine Abtheilung Lanciers in die Arena, um das in derselben sich noch herumtreibende Volk zu entfernen. Nun erscheinen die Kämpfer, angeführt von zwei Alcalden zu Pferde, in kleidsamem altspanischen Kostüme, und bewegen sich in feierlichem Aufzuge um die Arena. Erst kommen die Picadores zu Pferde, mit verbundenen Augen. Sie tragen buntgestickte Jacken aus rehfarbenem Leder und kurze Beinkleider von demselben Stoffe, unter denen Panzerschienen ihre Glieder umschließen, damit sie gegen etwaige Stöße der Stiere geschützt sind, endlich gelblederne Schuhe und Gamaschen. Um den Leib windet sich gewöhnlich eine gelbseidene Schärpe, den Kopf bedeckt ein ungeheurer breit-

krämpiger, ganz flacher Hut von graugelbem Filz. Letzteren schmückt stets entweder eine Bandquaste oder ein Blumenstrauß.

Die einzige Waffe der Picadores — woher auch ihr Name — ist eine lange Lanze (pica) mit kurzer, scharfer Stahlspitze. Die Sättel ihrer Pferde sind vorn und hinten mit hohen Lehnen versehen, die Steigbügel nach maurischer Sitte von Holz, eine Art Kasten bildend, um den Fuß gegen die Stöße der wüthenden Thiere zu schützen.

An die Picadores schließen sich die Espadas zu Fuß (Schwertkämpfer), gewöhnlich vier an der Zahl, mit ihren vier Quadrillen Banderilleros (Wurfspießwerfer), um den Stier zu reizen, an. Letztere tragen außer den mit bunten Bändern verzierten Wurfspießen, auch hellfarbige Tücher, die zum Anlocken der Stiere dienen. Alle Banderilleros tragen die bunte, überaus kleidsame und malerische Majotracht der Andalusier in bestimmten verschiedenen Farben. Der erste Espada und seine Quadrille gehen in Jacken von dunkelblauem Sammet, reich mit Goldstickereien verziert; eine rothseidene Schärpe umgürtet die Hüften, ein rothseidenes Tuch schlingt sich lose um den Hals. Der zweite Espada und seine Begleitung tragen Jacken und Beinkleider von grünem Sammet mit Silberstickerei, gelbe Schärpen und gelbe Tücher; der dritte mit den ihn unterstützenden Banderilleros Kleider von hellblauem Sammet mit Silber, Schärpen und Halstücher von rosenfarbiger Seide; der Vierte mit den Seinigen erscheint in hellbrauner Sammettracht, mit Gold gestickt, während Schärpen und Tücher himmelblau sind. Den Kopf und das lange, in einen Haarbeutel zusammengefaßte Haar bedeckt eine eigenthümlich mit Troddeln und Quasten fast überreich besetzte Mütze von schwarzem Sammet. Die Strümpfe endlich sind immer von feinster weißer Seide, die Schuhe klein und von zierlicher Arbeit. So erscheinen die Stiertödter, die eigentlichen Helden in diesen alle Leidenschaften der Zuschauer aufregenden Schauspielen, deren Rolle immer eine lebensgefährliche ist und nicht selten mit ihrem Tode endigt, wie leicht geschürzte Tänzer und spielende, immer heitere, nie den Anstand, die Grazie selbst bei dem furchtbarsten Angriffe des zur rasendsten Wuth gereizten Stieres vergessend, beginnen und beendigen sie den schauerlich schönen Kampf.

Noch ist zu bemerken, daß der Banderillero sein hellfarbiges Tuch (capa), durch dessen Schwingen und Vorhalten er den Stier reizt und das ein längliches Viereck bildet, über den linken Arm wirft.

Hat nun dieser schimmernde Zug, welcher ganz dazu angethan ist, die Aufmerksamkeit eines sinnlich leicht reizbaren, für das Schöne ebenso wie für das Flitterhafte und Prunkende empfängliche Volk zu erregen und seine Erwartungen auf's Höchste zu spannen, die ganze Arena umschritten, so verlassen die Espadas den Cirkus wieder, während die Picadores sich in regelmäßigen Distanzen um die Peripherie der Arena aufstellen. Jetzt fordert Einer der beiden Alcalden von dem Gefe politico den Schlüssel zum Zwinger der Stiere. Plötzlich tritt Todtenstille im weiten Raume des Cirkus ein und Aller Augen richten sich auf die noch geschlossene Pforte des Zwingers. Da erschallt ein schmetternder Trompetenstoß, in wildestem Galopp jagen die Alcalden aus dem Cirkus, die Pforte springt auf und wuthentbrannt, brüllend, den Sand mit den Hörnern durchfurchend, stürzt der Stier in die jetzt nur noch von den Picadores besetzte Arena. —

Gewöhnlich wird das Thier durch das laute Aufjauchzen des Volkes stutzig gemacht, so daß es kurze Zeit stehen bleibt und sich verwundert umsieht. Kaum aber gewahrt es die Picadores, so stößt es von Neuem ein wüthendes Gebrüll aus, erhebt den Schweif und rennt blindlings in weiten Sprüngen auf den nächsten der bewaffneten Reiter zu. Es ist selten, daß der erste Angriff des Stieres

den seiner harrenden Picadores gefährlich wird. Mit großer Gewandtheit entgehen sie in der Regel dem gegen sie gerichteten Anprall durch schnelles Herumwerfen des Pferdes, wobei die Lanzenspitze das Thier verwundet. Der Schmerz vermehrt des Stieres Wildheit, er kehrt mit Blitzesschnelle um, und ehe noch der Picador entfliehen kann, bohrt das gewaltige Thier seine nadelspitzen Hörner in die Flanke des Pferdes, zerreißt ihm den ganzen Leib und schleudert es sammt seinem Reiter zu Boden. Auch der Letztere wäre rettungslos verloren und würde von den Hörnern des Stieres gespießt, in die Luft geschleudert und zerfetzt werden, nahten sich in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht, aus ihrem Versteck vorspringend, von allen Seiten die Banderilleros. Ihre grellfarbigen Capas dem Thiere vorhaltend, locken sie es an. Es läßt ab von seiner Beute und stürzt sich auf die neuen Feinde, die sogleich aus einander schwärmen und in eiligster Flucht ihre Verstecke wieder zu erreichen suchen. Nicht immer gelingt dies Allen, so behend sie auch sind. Der Stier erreicht den Einen oder Andern und senkt den Kopf, um den Unglücklichen zu spießen. Da greift der Gefährdete entschlossen zu dem einzigen ihm übrig bleibenden Mittel. Er wirft dem Stiere das Tuch über den Kopf, voltigirt mit einem graziösen Saltomortale über ihn hinweg und erreicht, während das Thier seine Wuth an dem Tuche ausläßt, unter donnerndem Bravorufen der entzückten Zuschauermenge glücklich den schirmenden Korridor hinter der starken Bretterbarrière. Der Stier stürzt sich nun auf den nächsten Picador, der ihn verwundet, dann aber das Schicksal seines Vorgängers erleidet. Sein Pferd bricht unter den Stößen des ergrimmten Thieres zusammen, er selbst entweicht mit Noth und Mühe, von vielen Stimmen aus dem Publikum verhöhnt und ausgepfiffen, und der Stier wendet sich einem dritten Picador zu. So geht es fort, bis alle Pferde von dem grimmigen Thiere gespießt, zerfleischt, getödtet, einige Picadores wohl auch beim Zusammenbrechen ihrer Pferde oder durch einen Stoß des Thieres schwer verwundet worden sind. „Mas caballos, mas caballos!“ (Mehr Pferde!) schreit das unersättliche Publikum, applaudirt dem Stier ob seines Muthes, und auf Befehl des Gefe politico reiten andere Picadores in die Arena, um das furchtbare Spiel unter immer lauterem Jubel des bis zur Wildheit aufgeregten Publikums fortzusetzen.

Auf einen Wink des Gefe politico treten die Picadores, nachdem der schon aus vielen Wunden blutende Stier auch deren Pferde getödtet hat, ab, und ein neuer Trompetenstoß zeigt dem Publikum den Beginn des zweiten Aktes in diesem blutigen und grausamen Schauspiele an. Sofort erscheinen mehrere, gewöhnlich vier, Banderilleros, jeder bewaffnet mit zwei jener bebänderten Wurfspieße, welche im Spanischen den Namen Banderillos führen. Diese neuen Kämpfer, welche ausschließlich auf ihre Behendigkeit, auf die Schärfe ihres Auges und die Schnelligkeit ihrer Füße angewiesen sind, locken und reizen den Stier durch ihre Tücher, bis er auf sie einstürzt. In leichtem Tänzerschritt vor dem wuthschnaubenden Thiere zurückweichend, umkreisen sie ihn mit staunenerregender Geschicklichkeit und schleudern ihm in dem Augenblicke, wo er den Kopf zum Stoße senkt, die Banderillos in Nacken und Weichen. Die neuen Wunden machen den Stier noch wüthender; brüllend wühlt er den Sand auf, schüttelt sich, um die qualvollen Spieße, die fest in seinem Fleische sitzen, los zu werden, und erhält von seinen grausamen Verfolgern, so oft er wieder auf sie eindringt, immer neue Banderillos. Von rasenden Schmerzen gepeinigt, stürzt er gegen die Barrièren und sucht sie zu überspringen, was natürlich nicht gelingt; er zerfleischt mit seinen Hörnern die Leiber der früher von ihm getödteten Pferde und schleudert sie oft hoch in die Luft. Auch dieses entsetzliche Schauspiel, das jedoch den Zuschauern

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

unsägliches Vergnügen macht, endigt ein Trompetenstoß, die Banderilleros treten zurück, und der dritte und letzte Akt beginnt.

In diesem erscheint der Espada, einen blutrothen Mantel um den linken Arm geschlagen. Nach höflicher Begrüßung des Publikums wendet er sich an den Gefe politico und bittet um die Erlaubniß, mit dem vom Blutverlust zwar etwas ermüdeten, aber in seiner Wuth und seinen Schmerzen nur um so gefährlicheren Stiere kämpfen zu dürfen. Diese Erlaubniß wird gegeben. Der Espada empfängt ein drei Fuß langes Schwert, mit welchem er ganz allein dem Stiere entgegengeht, um — so verlangen es die strengen Gesetze der Etikette, welche der Spanier auch bei den Stiergefechten nie außer Acht läßt — das wüthende Thier mit einem Stoße zu tödten. Gelingt dies, so begrüßt den Espada donnernder Applaus, mißglückt es, indem das Schwert an den Rückenwirbeln abprallt oder zerbricht, so wird der Ungeschickte belacht, verhöhnt und ausgepfiffen, und selbst wenn der Stier ihn jetzt zerrisse, würde ihn schwerlich Jemand bemitleiden. Es muß ein anderer Espada erscheinen, dem es gelingt, das lange Schwert dem Stiere beim ersten Angriffe zwischen die Schulterblätter bis an's Heft in den Leib zu bohren. Erst, wenn das so gehetzte und zu Tode gemarterte Thier sterbend zusammenbricht, schleicht der sogenannte Matador heran, der nur eine Nebenrolle spielt. Diesem nämlich liegt es ob, dem Stiere einen Dolch in das Genick zu stoßen, damit er nicht etwa noch einmal aufspringt und noch im Todeskampfe den muthigen Espada verletzt.

Ist der Stier glücklich durch den Espada getödtet, so blasen Trompeten und Pauken einen schmetternden Tusch, das Volk jauchzt wonnetrunken dem Sieger zu, und die gefallenen Pferde sowie der gefallene Stier werden unter rauschender Musik von prachtvoll angeschirrten Maulthieren aus dem Cirkus geschleift. Dienende Knechte erscheinen darauf, um die blutigen Lachen mit frischem Sande zu füllen, und schon nach wenigen Minuten beginnt unter ganz gleichem Verlauf der Kampf auf's Neue, denn mit der Tödtung eines Stieres begnügt sich das Publikum nie, es müssen deren in jedem Stiergefechte wenigstens drei gefällt werden. Je größer dabei die Zahl der getödteten Pferde ist, desto mehr jubelt das Publikum.

Ernst Willkomm.

Wyck in Schleswig.

„Die Böller los! Musik! Musik! Das ganze Deutschland soll es sein! Hoch!"

Wie viel tausend Male sind diese Ausrufe nur allein im Jubeljahre 1863 in jedem Grade der Begeisterung gehört worden! Und nie waren es Einzelne, die das riefen, sondern meist Hunderte, ja Tausende — und alle mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung! Mußte nicht das schwärzeste Herz eingestehen, daß mit dem erwachten Nationalgefühl auch ein neues Band der Eintracht zwischen Regierungen

und Völkern Deutschlands in die Welt gekommen sei, und daß es nur einer schönen Gelegenheit bedürfe, um für neue Großthaten der Einmüthigkeit, des gemeinsam gewordenen Vaterlands- und Freiheitsgefühls die herrlichsten Eichenkränze nothwendig zu machen!

Tausende von deutschen Menschen aller Stände und jedes Alters unter schwarz-roth-goldenen Fahnen wandeln zu sehen, ist schon ein herzerhebender Anblick; und wenn Thränen der Rührung nicht blos aus zarter, leichtbewegter Jungfrauen, sondern auch aus abgehärteter Männer Augen auf den Flor fielen, der die Fahne von Schleswig-Holstein in ein Trauerzeichen verwandelt, so läßt sich der Augenblick solcher Erhebung der Seelen einer ganzen großen Versammlung nicht denken, ohne ernste feste Beschlüsse, ohne die lauten und leisen heiligen Eide, mit dem freudigen Opfer von dem so oft verschworenen „Gut und Blut" jenen Flor der Klage und Schande vom Banner Nordalbingiens herabzureißen, sobald die Stunde dazu geschlagen und der Ruf „Zu den Waffen!" erschallt. Das Alles ist geschehen, und es geschah jeder Zeit mit dem aufrichtigsten redlichsten Willen zur That.

Der Kampf um die Selbständigkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark ist ein mehr als tausendjähriger. Die Geschichte erzählt, daß Kaiser Karl der Große im Jahre 811 einen Frieden mit dem dänischen Könige Hemming geschlossen habe, in welchem die Eider zur Grenze zwischen den Deutschen und Dänen gemacht worden. Von dieser Zeit an nannte man das Land an der südlichen Seite der Eider die Mark. Trotz dieser Grenzbestimmung blieb das Land nördlich, bis zur Schlei, immer ein bestrittenes, bis unter den sächsischen Kaisern Heinrich I. und Otto I. eine deutsche Markgrafschaft Schleswig errichtet wurde. Der Dänenwall an der Schlei ist aus jener Zeit.

Die Grafen und später Herzoge von Schleswig und Holstein wurden mächtige Herren, die es trieben wie alle deutschen Fürsten: sie kümmerten sich um die deutschen Kaiser so wenig, wie diese sich um sie, namentlich seitdem die Habsburger die deutsche Krone festhielten und ausschließlich dazu benutzten, ihre Hausmacht zu vergrößern, und zwar ohne die geringste Gewissensbeängstigung darüber, ob dies auf Kosten des deutschen Reichs und der deutschen Ehre geschah, oder nicht.

Auch dieser schöne Zug ist in der Geschichte ein stehender geblieben bis auf den heutigen Tag.

Und ebenso wie andere deutsche Fürsten erinnerten sich die in Schleswig und Holstein „des Reichs" nur, wenn sie in Noth waren; und daß sie dann in den meisten Fällen im Stiche gelassen wurden, ist auch eine so reichsübliche Gewohnheit, daß sich selbst der deutsche Bundestag der Gegenwart noch nicht von ihr losmachen kann.

Vergleicht man die Schicksale unserer Grenzländer, so finden wir in den Kämpfen hinsichtlich ihrer Richtungen und Ziele so große Verschiedenheit, wie in den aus ihnen entsprungenen gegenwärtigen Zuständen derselben. Sehen wir auch überall den Kampf des nach Freiheit strebenden Bürgerthums gegen die nach Herrschaft strebenden Fürstengeschlechter im Innern, so gehen doch ihre großen äußeren Kämpfe nach zwei Richtungen auseinander. Die Einen kämpften um Unabhängigkeit vom Reiche selbst, d. h. von den habsburgischen Kaisern, die Anderen gegen die Unterjochung durch die auswärtigen Feinde Deutschlands und für ihr Beharren beim Reiche. Jenen ist ihr Kampf gelungen, die Schweiz und die Niederlande machten sich frei und gründeten selbständige Staaten. Sie sind Deutschland fremd geworden, und wenn auch die Schweiz, durch ihre gebirgige Eingeschlossenheit und die sprachliche Abgeschlossenheit gegen italienische und französische Nachbarn

nicht dazu gelangen konnte, sich, wie die durch das Meer mit der ganzen Welt verbundenen Niederlande, sogar bis zu einer eigenen Nationalität auszubilden und auch in Sprache und Literatur sich von Deutschland loszureißen, so hat sie doch ihre Geschichte ganz von der deutschen getrennt, sie hat sich ein eigenes Schicksal geschaffen, sie ist dadurch aus dem Herzen der deutschen Nation geschieden. Es besteht kein Zug der Sehnsucht auf Wiedervereinigung zwischen beiden; die freundschaftliche Annäherung beider auf nationalen Festplätzen ist keine Herzenssache, sondern das Werk politischer Berechnung, und das ist Kopfarbeit.

Anders steht es mit Denen, welche für das Reich sich gegen fremde Unterjochung schlugen. Noch heute sind im Elsaß noch nicht die letzten Stimmen verhallt, welche am deutschen Laut festhalten, der Pulsschlag des nationalen Blutes ist trotz der langen Trennung noch in allen Edlen jenes Volksstammes ein gemeinsamer mit dem im alten Deutschland, und sollte auch der Kopf dort, wo die Verbindung mit einem großen, einigen, mächtigen Reiche der Vortheile für das materielle Streben so viele bietet, bei dem Hinblick auf Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht noch keine Wünsche nach politischer Aenderung aufkommen lassen, so ist doch das Herz jenes Volkes noch nicht von Deutschland losgerissen, und darum lebt im deutschen Volke der alte Schmerz über jene Trennung noch fort und läßt die Sehnsucht nach Wiedervereinigung nicht zum Schweigen bringen. Die Hoffnung auf die Erfüllung dieses nationalen Wunsches hängt jedoch so eng zusammen mit der trostlosen und leider deshalb sehr poetischen auf das endliche Aufwachen des Kaisers Karl im Untersberg und des Barbarossa im Kyffhäuser, auf die Wiedergeburt eines einigen großen deutschen Reichs, daß bis jetzt eben nur der Wunsch und die Sehnsucht gepflegt werden, jeder Gedanke der That aber verschämt zurücktritt.

Gerade diese nothgezwungene Verschämtheit jedes Thatgedankens gegen das mächtige Frankreich ist es, welche der ganzen deutschen Nation plötzlich das Herz ganz ausfüllt mit den Sorgen um das Elsaß des Nordens, um Schleswig, wo Dänemark mit weit rücksichtsloserer Gewalt, als Frankreich für nöthig gefunden hatte, an der Ausrottung des deutschen Wesens arbeitet. Die Befürchtung, daß dort abermals ein Stück von Deutschlands Herzen gerissen, daß der noch brennende Schmerz um das Elsaß erneut und durch die Schmach verzehnfacht werde, selbst gegen einen so schwachen Feind wehrlos da zu stehen, das ist's, was unsere deutsche Gegenwart zu einer so großen, durch ganz Europa zuckenden Bewegung aufgerüttelt hat.

Der allgemeine Zorn ist ein gerechter, es will für unsere Geschichte in der That viel sagen, wenn man behaupten kann, daß noch nie zur äußersten Erbitterung des deutschen Volks nichtswürdigere Veranlassung gegeben worden ist.

Seit vierhundert Jahren sieht man zwei deutsche Länder, die nicht aus Noth, sondern freiwillig ein deutsches Fürstenhaus auf einem fremden Thron auch zu ihren Herren erwählt haben, auf alle nur erdenkliche Weise in ihren verbrieften Rechten gekränkt, auf die ränkevollste Art ausgebeutet, ja mit geradezu gemeinen Mitteln ausgeraubt, und kein Weheschrei vermochte ihnen im deutschen Fürstenrath Hülfe zu erwecken: der Vertrag, das fürstliche Recht und die Legitimität sprachen gegen sie. Nun begab sich's, daß von Seiten dieses legitimen Königshauses durch den „offenen Brief" das Recht offenbar gegen anderes fürstliches Erbrecht gebrochen wurde. Das half, weil zufällig ein großer Sturm von Frankreich her die Throne auch in Deutschland erschüttert hatte. Deutsche Heere, an der Spitze deutsche Fürsten und Prinzen, zogen aus zum Streit für — das Recht Schleswig-Hol-

steins? Nein! Der Erfolg zeigte das Gegentheil. Die deutschen Großmächte überlieferten das Rebellenvolk entwaffnet seinem legitimen Herrn.

Da steigt ein Hoffnungsstern für das arme verrathene Volk auf! Das legitime Fürstenrecht verspricht sein Erlöser zu werden. Wenn der fremde König stirbt, folgt ihm der eigene Herzog im eigenen freien Land.

Aber auch der fremde König sieht diesen seinem Reiche drohenden Stern; — und er findet nicht nur in Europa, sondern in Deutschland selbst legitime Herren genug zusammen, welche das legitime Recht eines Fürsten streichen, weil durch dasselbe auch jenes Volk zu seinem Rechte kommen würde.

Weiter ist's Nichts. — Und was geschieht nun? Wenn Oesterreich und Preußen Recht behalten, ein neuer Verrath an Schleswig-Holstein und an Deutschland. Und wenn die kleinen Staaten Recht behalten? — Ein Hinausschieben der neuen Schmach bis auf bessere Zeiten. —

Wer muß also das Recht wahren, wenn es noch einen Schützer haben soll? — Die Nation allein!

Ausgesprochen hat sie das in Millionen Worten und Hunderttausenden von Reden und Schwüren. Wir greifen der Zeit nicht vor mit einer Weissagung: wir wirken zum Kampf und harren der Entscheidung.

Wyck ist ein hübscher Flecken an der Südostküste der Insel Foehr, die das seltene Glück hat, zu Schleswig zu gehören, das von Dänemark mit dem Stock des Büttels regiert wird. Außerdem ist der Insel und dem Flecken nichts Schlechtes nachzusagen. Im Marktflecken leben 7—800, auf der ganzen Insel, in 15 Dörfern, 4500 „freie Friesen", wenn's der dänische Landvoigt erlaubt, denn an Geßlern ist das Land Schleswig jetzt reich. — Das Völklein ist rührig und arm; die Frauen müssen die harte Landwirthschaft ganz allein besorgen, während die Männer im Sommer entweder als tüchtige Schiffsleute zur See gehen, oder an der Insel, an der sich nach Süden eine Austernbank hinzieht, Austernfang treiben; auch der Entenfang bringt ihnen Etwas ein. Im Winter sitzen sie daheim, um Strümpfe und Handschuhe zu verfertigen. Außerdem sind auch die „Foehringer Käse" ein gesuchter Artikel, und mitunter wird auch schöner Bernstein am Ufer gefunden.

Der Flecken Wyck, der auf dem höheren und steilen Geestlandufer der Insel gebaut ist, indeß der nördlichere Theil derselben als ebenes Marschland nach dem Meer hin abläuft, ist mit fast ängstlicher Genauigkeit in holländischer Manier angelegt, mit einer guten, geschützten Rhede versehen und seit 1814 mit einer Badeanstalt, Wilhelminenbad, verbunden, die alle Einrichtungen hat, die man von einem guten Bade verlangt; unter vielen anderen Gebresten vertreiben die Douche-, Regen-, Tropf-, Schwefel- und Seebäder auch die Hypochondrie, und das ist wohl ihre größte Wohlthat für die Bewohner, die nicht auswandern konnten, sondern unter dänischem Hohngelächter auf den Schutz eines gewissen Deutschland warten mußten, das noch immer irgendwo südlich von Foehr vermuthet werden soll.

F. Hofmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Schweizer-Bilder.

I.

Zürich.

Unter allen Schweizerstädten ist keine, die in dem Maße wie Zürich nach einer bedeutungsvollen Seite hin Interesse zu erregen vermag. Nicht um ihrer schönen Lage willen, denn da streiten Städte wie Genf, Luzern, Lausanne mit gewichtigen Waffen um den Vorrang; auch nicht in politischer Hinsicht, da Bern entschieden eine weit großartigere politische Vergangenheit aufzuweisen hat. Aber das hat Zürich allen Schweizerstädten voraus, daß die Verschmelzung von Alt und Neu in weit mehr schonender und zugleich gründlicher Weise durchgeführt wurde, als anderswo. In allen Jahrhunderten unserer Geschichte war Zürich eine der bedeutendsten Städte der Schweiz; keine andere hat aber den werthvollen Theil der Erbschaft der Vergangenheit in so duldsamer und freundlicher Weise in die jeweilige Gegenwart hinübergerettet, wie Zürich. Diesem ruhigen, sichern Entwicklungsgange, der nie von eigentlich vernichtenden Stürmen unterbrochen ward, hat es Zürich zu verdanken, daß noch eine Masse Denkmäler aus ältesten Zeiten friedlich neben den Schöpfungen der neuesten Zeit existiren, daß die reichen geschichtlichen Erinnerungen Zürichs noch an hundert Punkten äußere, sichtbare Anhaltspunkte besitzen.

Da überragt der Lindenhof mit seiner dichten Baumgruppe die Stadt Zürich noch immer, wie zu jener Zeit, als er ein römisches Kastell und seine keltischen Urbewohner römische Dienstbarkeit trugen, oder wie in jenen denkwürdigen Tagen, als deutsche Könige auf ihren Römerzügen in ihrer Pfalz Zürich Einzug hielten und die Stadt mit reichen Freiheiten begabten. Auf dem Lindenhofe versammelten sich auch die freigewordenen Burgleute und sprachen Recht über ihre Genossen. Ruhig-ernst schaut noch immer das Kaiserbild Caroli magni vom Großmünster herab und hält noch heute in jedem Beschauer die dankbare Erinnerung an den großen Frankenkaiser wach, dem Zürich zumeist seinen Aufschwung und seine Bedeutung vom frühen Mittelalter an zu verdanken hat. Dem Gottesdienste geöffnet steht noch immer die Halle, in der Zwingli vor mehr als 300 Jahren das Evangelium predigte und gewaltig reformirend in alle Lebensverhältnisse eingriff. Und wenige Schritte weiter erschließt sich das Gewölbe, in dem die irdischen Reste des heldenkräftigen Bürgermeisters Waldmann ruhen. Auf verschiedene Punkte zer-

streut erheben sich die alten Zunfthäuser, in denen die Bürger von Zürich neben politischen Verhandlungen auch ihre fröhlichen Gelage hielten, bei denen der Bau der einheimischen Reben eine so lebhafte Unterstützung fand, daß der Rath von Zürich einst zu dem Verbote sich veranlaßt sah, kein Bürger dürfe von dem Zunftwein mehr als 4 Töpfe (8 Maß) an einem Abend genießen. Wessen Durst noch weiter gehe, der solle dessen Befriedigung aus dem eigenen Beutel bestreiten.

Aber nicht nur diese Erinnerungen und Denkmäler verschwundener Zeiten, die wir leicht um das Zehnfache vermehren könnten, sondern auch die ganze Bauart der Stadt entspricht dieser zwanglosen Verbindung von Altem und Neuem in origineller Weise. Noch immer besitzt Zürich eine Masse finsterer mittelalterlicher, steil ansteigender Gäßchen, die so eng sind, daß Hund und Katze nur mühsam einander ausweichen, dagegen zwei gute Nachbarn mit Leichtigkeit aus ihren Fenstern sich die Hand zum guten Morgen über die Gasse bieten können. Auch das Pflaster jener Gäßchen erinnert nachdrücklich an jene Zeiten, da die Sohlen des Wandlers nicht auf dünnem Leder, sondern auf Eisen und Stahl ruhten. Noch gibt es eine Masse hochgiebeliger Häuser, die mit ihren scharfen Kanten und Zacken die Katzen zu den verwegensten Turnübungen herausfordern und deren Restauration nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr unternommen werden könnte. Auch an heimlichen alten Gäßchen fehlt es nicht, die verstohlen in anmuthiger Windung zwischen blumenreichen Gärten und blanken weißen Mauern sich hinschleichen, während eine Menge alterthümlicher, mit Bildsäulen und anderem Zierrath geschmückten Brunnen an jene Zeiten erinnern, wo man dem Nützlichen und Wohlthätigen auch gern zugleich den Reiz der schönen Form verlieh.

Wenn aber die Vergangenheit in ihren steinernen Zügen nicht nur den still brütenden Antiquaren und dem eingerosteten Bürger noch manchen vergnügten Augenblick zu verschaffen vermag, so fällt dagegen der Löwenantheil dessen, was echter Bürgersinn Großes geschaffen hat, der neuen Zeit demokratischer Freiheit zu. Zwar gibt es immer noch aristokratische Käuze genug, die über jede neue Schöpfung ihr Jammergeschrei erheben, weil Zürich dadurch immer weniger das alte Zürich bleibt, und einer der originellsten unter ihnen verließ eine lange Reihe von Jahren hindurch sein Haus nicht, weil die alten dumpfen Thore, durch die er gewohnt war in's Freie zu kommen, niedergerissen wurden, um Luft und Licht freien Einzug zu verschaffen; eine Anhänglichkeit, welche nur zu oft an diejenige der Kinder erinnert, die sich um keinen Preis von ihrem invaliden, zerlumpten und beschmierten Spielzeuge trennen können.

Schon längst ist jedoch in Zürich eine neue Generation herangewachsen, die ruhig diese Alten ihre Todten begraben läßt, um desto ungestörter wirken zu können. Und von dieser thatenlustigen, schöpfungsfreudigen Wirksamkeit gibt Zürich nach allen Seiten lebendiges Zeugniß. Nach allen Richtungen erweitert sich Zürich von Jahr zu Jahr in großartigem Maßstabe, und wenn es auch bei diesen Neubauten zuweilen etwas modern-schwindelhaft zugeht, so sind diese Fälle doch nur Ausnahmen, besonders wenn man jene großen Bauten in's Auge faßt, die ihr Entstehen dem bewährten Gemeinsinne der Bewohner des Kantons und der Stadt Zürich verdanken.

Heben wir nach dieser Seite aus dem Vielen einen Punkt heraus, auf dem in enger Begrenzung Bau an Bau sich erhebt, die alle öffentlichen Zwecken gewidmet sind. Da breitet längs der Straße, die über den Bergrücken nach dem gewerbfleißigen Städtchen Winterthur führt, ein sauber gehaltenes, schönes, langgestrecktes Gebäude sich hin, das schon manchen ausgezeichneten Arzt und Naturkundigen beherbergte, deren Namen zu den ersten in Deutschland gezählt werden.

Wir erinnern an Schönlein, Pfeuffer, Henle, Moleschott u. a. m. Es ist das in der ganzen Schweiz berühmte Kantonsspital, gegenwärtig wie früher durch ausgezeichnete Kräfte besorgt. Unmittelbar an die dasselbe umgebenden Grundstücke grenzt die neue, von dem genialen Architekten Semper in zierlichstem Styl neugebaute Sternwarte, die in kurzer Zeit bezogen wird. In sehr geringer Entfernung lauscht aus einer Baumgruppe die Blinden- und Taubstummenanstalt hervor, sowie das Künstlergütli, geweiht durch den zeitweiligen Aufenthalt eines Künstlers ersten Ranges, des Thiermalers Koller, dem noch mehrere tüchtige Namen zweiten Ranges angereiht werden könnten. Dies schmucke Gebäude mit seinen schönen, terrassenförmigen Gartenanlagen birgt außerdem manches echte Kunstwerk, zu welchem Schatze Koller freilich das Feinste und Beste geliefert hat. Noch einige Schritte weiter und es erschließt sich unseren Augen der kolossale Würfel des, der berliner Bauschule nachgebildeten Kantonsschulgebäudes, das mit seinen tüchtigen Lehrern und seiner zahlreichen Schülerschaar ebenfalls zu den Zierden der Stadt gehört. Mitten unter allen diesen Werken erhebt sich, herrscherähnlich das weite Gebäude überragend, der kolossale Palastbau des schweizerischen Polytechnikums, dem schon früher im „Universum" einige Blätter gewidmet wurden. In erfreulichster Weise haben sich alle dort ausgesprochenen Hoffnungen bestätigt. Von Jahr zu Jahr nimmt der Besuch der Anstalt zu, besonders auch aus Deutschland, so daß gegenwärtig die deutschen Schüler beinahe die Hälfte der gesammten Schülerzahl ausmachen. Die treffliche Leitung der Anstalt, an der ausgezeichnete Männer segensreich wirken, sowie die kräftige Unterstützung von Seite des Bundes sichern ihr eine immer zunehmende Blüthe.

Aber mit diesen Schöpfungen ist noch lange nicht Alles aufgezählt, was in letzter Vergangenheit geschaffen wurde und woran die Gegenwart unermüdet arbeitet, nicht gerade zum Vergnügen des steuerzahlenden Philisters und griesgrämigen Bürgers, der tief in seine Kasse greifen muß, um alle die vielen Steuern zu zahlen. Mit Stolz sieht dagegen der Mensch mit freiem Blick die opferfreudige Bereitwilligkeit so vieler Tausende, die in der frischen Blüthe des Ganzen auch die beste Gewähr des Gedeihens der einzelnen Strebsamen erkennen. Die Luft der Freiheit kann freilich nur dem Rührigen und Tüchtigen zu Gute kommen; faulen Schlendrian fegt sie weg, wie welkes Laub von den Bäumen.

Vor dem Verwelken und Versumpfen ist Zürich wohl noch auf lange Zeit gesichert; scheint es doch, als ob es seiner hauptsächlichsten Blüthezeit erst recht entgegengehen wolle. Denn da herrscht eine Regsamkeit, wie sie nur an einem Orte sich entwickeln kann, der von der Natur eben so reich begünstigt ist, als er durch die unausgesetzte Thätigkeit seiner Bewohner belebt wird. Von allen Weltgegenden kommen die rohen Stoffe her, welche auf die fleißige Menschenhand oder auf die unermüdete Maschine warten, um dann wieder nach allen Richtungen ausgesendet zu werden. Schaarenweise rücken die Landleute in die Stadt ein, um die Erzeugnisse ihrer Arbeit zum Verkauf anzubieten, sei es, daß rasche Pferde die Frucht des Feldes oder die industriellen Produkte zu Markte führen, oder daß der breite Rücken des Bauern oder einer derben Tochter des Landes als Transportmittel sich hergibt. Das heiterste, lebhaft bewegte Schauspiel bietet sich jedoch von der Seeseite her. Da schwimmen in langsamem Zuge die schwerbeladenen Kähne her, einzeln oder in kleinen Geschwadern, und durchschneiden mit unhörbarem Ruderschlag die spiegelblanke Flut. Bald läßt es sich auch ein rüstiger Dampfer gefallen, daß ihm eine lange Reihe von Frachtschiffen angehängt wird, die dann auf den rollenden Wellen, den seine Räder aufwerfen, einen unfreiwilligen Tanz aufführen. So strömt von allen Seiten tausendfacher Stoff zusammen, der theils die

Gewölbe des großen Kaufmanns, theils den Laden des Kleinhändlers füllt, bis zu jenem vielseitigen merkantilen Genie herab, das auf seinem Täfelchen anzeigt: „Hier ist zu kaufen Spielkarten und Trauerkarten, Honigkuchen und Schweinefett.“ Es ist dies eine Industrie, die in ihrer Eigenthümlichkeit wohl nur von derjenigen eines luzerner Krämers überboten wird, welcher der staunenden Touristenwelt in Fraktursschrift anzeigt, daß bei ihm allein fabricirt und verkauft wird „die berühmte echte Alpenschuhwichse“.

So frisch und fröhlich Zürich am lichten Tage erscheint, so lieblich und groß ist sein Anblick in milden Sommernächten, besonders wenn als Standpunkt die obere Brücke, die Hauptpulsader des Verkehrs der Stadt, gewählt wird. Da ziehen sich längs der strombreiten Limmat die Kais mit ihren hochgiebeligen Häusern hin, deren schimmernde Lichter im Flusse sich spiegeln, während längs den beiden Ufern hochauflodernde Gasflammen ihren Schein in langen Feuerstreifen in das ewig bewegliche Element werfen, in welches die rothen Flammenstreifen wellenförmig untertauchen. Weit in den See hinaus strahlen die freundlichen Lichter, bis sie in weiter Ferne verlöschen, zugedeckt vom dämmernden Dunkel der Sternennacht, die alles sorglich einhüllt, von dem benachbarten Dörfchen am See, bis zu den strahlenden Firnhäuptern des Hochgebirgs hin, die an guten hellen Tagen das zauberhafte Fernbild auf den See hinaus großartig abschließen.

II.

Schloß Gottlieben.

Der Unmuth, der trauernde, hat mich erbaut,
In Kummer und Trauer auch bin ich ergraut,
Und habe nur traurige Gäste geschaut.

Des grimmigen Bischofs unheilbare Qual,
Die heiligen Märtyrer bewahrt für den Pfahl,
Den schimpflichen Papst sah mein kerkernder Saal.

So blick' ich erinnerungsvoll in den Rhein
Mit meinem gedoppelten Thurme von Stein
Und lade zu düstern Betrachtungen ein.

G. Schwab.

Vielleicht mit einziger Ausnahme der bekannten hochromantischen Ufer des mittleren Rheines gibt es wohl kaum ein Land auf der Erde, das so reich mit Burgruinen bedacht ist, als die östliche Schweiz. Da strecken sie noch immer ihre verwitterten Thürme und Mauern in die Höhe, bald auf breitem Hügelrücken behaglich hingestreckt, bald auf unzugänglichen Felsenspitzen, deren Fuß das tobende Wildwasser bespült, Adlerhorsten gleich, und somit ein sprechendes Denkmal jener trüben Zeit, da Raub und freche Gewaltthat der Haupterwerbszweig und die erste noble Passion so vieler dieser „Ritter“ war.

Bibliographisches Institut Leipzig

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Unser Schloß Gottlieben gehört zwar nicht in diese Klasse; das geschichtliche Bild desselben wirft jedoch eben so dunkle Schatten, wie das berüchtigtste Raubnest, an dessen Namen grauenvolle Sagen sich knüpfen. Schon der Ursprung des Schlosses prägte ihm eine unheilvolle Bestimmung auf. Erbaut wurde nämlich dasselbe vom Bischof Eberhard von Konstanz um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu dem Zwecke, um durch Verlegung seines Sitzes in dasselbe den Groll zu bekunden, welchen die widerspenstigen Bürger von Konstanz in ihm erregt hatten. Es war eben der gleiche Gegensatz zwischen einer kräftig aufstrebenden Bürgerschaft und den an das alte Dienstverhältniß gewöhnten Prälaten, für welchen auch die Städte Zürich, Basel, St. Gallen u. s. w. übereinstimmende Beispiele aufzuweisen haben, Konflikte hervorrufend, wie sie ein unbekannter St. Gallischer Chronist des vierzehnten Jahrhunderts in mustergültiger Weise in folgenden Worten beschrieb:

„In seiner Abtei (St. Gallen) war Abt Hermann von Rottenstein (1333 bis 1360) nicht recht glückselig, welches mehrentheils die aufrührischen Bürger zu St. Gallen verursachten. Denn als sie den Leinwandgewerb von Konstanz nach St. Gallen zogen und selbiger mit glücklichem Emporkommen sie reich und berühmt gemacht, haben sie angefangen, gegen ihren natürlichen Oberherrn und Prälaten zu rebelliren. Und damit Abt Hermann sie in gebührender Unterthänigkeit erhalten könnte, hat er ihnen viele schöne Privilegien und Freiheiten ertheilt, ob welchen sie aber nicht nur nicht gehorsamer, sondern widerspenstiger geworden."

Seine traurigste Berühmtheit hat das Schloß Gottlieben dadurch erlangt, daß drei der bedeutendsten reformatorischen Geister des fünfzehnten Jahrhunderts: Huß, Hieronymus von Prag und Felix Hämmerlin in seinen Kerkern schmachteten. Als nach der Flucht des Papstes Johannes XXIII. Huß dem Bischof von Konstanz zur Verwahrung übergeben ward, ließ ihn dieser nach Gottlieben bringen, wo er während der vom Koncil über den Papst gepflogenen Verhandlungen vom 6. April bis zum 19. Juni in eisernen Fußbändern und über Nacht mit einem eisernen Armring an die Wand geschmiedet lag. Doch alle Schrecken dieser grauenvollen Einsamkeit wie der drohende Tod erschütterten den gottgeweihten Mann nicht, und er verließ seinen Kerker nur, um durch die Standhaftigkeit seines Glaubens und das freimüthige Bekenntniß desselben sich selbst das Todesurtheil zu sprechen.

Gleichzeitig mit Huß, doch in wohnlicheren Gemächern, lebte hier auch nach seiner Entsetzung der ausschweifende Papst Johann XXIII. in gelinder Haft. Während aber der Märtyrer im tiefen dunkeln Kerker schmachtete, schritt über seinem Haupte der üppige Papst in sammetnen Sandalen hin und besang sein wohlverdientes Mißgeschick in eleganten Versen.

Bald nach Huß wurde auch Hieronymus von Prag in den Kerker von Gottlieben geschleppt und schmachtete in demselben vom 28. September bis zum 26. Mai, zweihundert und vierzig lange, entsetzliche Tage, lebendig begraben in einem von feuchter, verdorbener Luft erfüllten Thurme, wo weder Sonne noch Mond ihn beschien, drei Monate lang in schweren Fesseln liegend, bis er endlich dem Lichte und dem Tode entgegenging.

Und keine 40 Jahre waren vergangen, als die düstern Mauern von Gottlieben wieder einen der edelsten Geister seiner Zeit beherbergten: den geistreichen, liebenswürdigen und hochgelehrten zürcherischen Chorherrn Felix Hämmerlin. Auch er strebte sein ganzes Leben, das damalige Geschlecht und besonders seine geistlichen Standesgenossen zur Reinheit der Sitten und zum Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung zurückzuführen. Sein Streben war jedoch ein fruchtloses, weil

er in seinem Feuereifer Niemand schonte, im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und des Rechtes seine Feinde gering achtete und, fast nur in den Büchern lebend, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse der innersten Bewegung seiner Seele freien Lauf ließ. Er machte sich deshalb sowohl durch seine Strenge gegen seine Stiftsbrüder, wie durch die offene Erklärung seines Hasses gegen die fanatischen Schweizer der Urkantone im sog. alten Zürichkriege diese zu erbitterten Feinden.

Nachdem der durch Greuelthaten befleckte, an Menschenopfern reiche Krieg sein Ende genommen hatte, sollten durch ein frohes Bundesfest 1454 die Herzen, welche in blutiger Schlacht einander gegenüber gestanden, vereinigt und diese Einigung mit den alten Bundesgenossen offen zur Schau getragen werden, damit die ganze Eidgenossenschaft wisse, die Zürcher seien nicht scheinbar und gezwungen, sondern von Herzen und für immer zu den alten beschworenen Bünden zurückgekehrt. Wohl mochte nach der geistreichen Vermuthung des solothurnischen Pfarrers Fiala, dessen trefflicher Biographie Hämmerlins wie der Erzählung Tschudi's wir an dieser Stelle folgen, als Mittelpunkt der geselligen Freude ein großer Fastnachtzug, verbunden mit einem Glückshafen, mit allerlei Lustbarkeiten auf dem See, volksthümlichen Wettspielen und einem Festschmause bestimmt gewesen sein. Die Eidgenossen der Städte und Länder (wie die kleinen Demokratien damals genannt wurden) wurden zu dieser großartigen Festlichkeit von Zürich eingeladen und bei anderthalbtausend fröhliche Gesellen von Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Glarus entsprachen der Einladung. Der Rath von Zürich, welcher den Ausbruch heimlicher Rachegedanken, unauslöschlicher Feindschaft oder des Uebermuthes von Zürchern und Gästen befürchten mochte, hatte Sicherheitswachen ausgestellt und noch andere Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Der Fastnachtzug wurde, wie es scheint, am ersten Fastnachtsonntag (17. Februar) abgehalten. Am Montag, als der Taumel der Lust bei Mummenschanz und Becherklang um so ungezügelter aufsprudelte, als im Kreise der keckſten Gesellen aus den Städten und Ländern auch ihre zürcherischen Gesinnungsgenossen saßen, kam wohl, ob hinterlistig durch persönliche Feindschaft hervorgerufen, ob vielleicht unabsichtlich bei der gesteigerten Hitze des Gesprächs, die Rede auf die beiden am meisten gehaßten Gegner der Eidgenossen während des Krieges, den Großweibel Hans Asper, ehemals Rottmeister der so sehr gefürchteten Böcke, und den Kantor Hämmerlin. Da erhoben sich um die Mittagsstunde die gereizten Jünglinge in wildem Getümmel, voran die Luzerner, und stürmten nach dem Rathhause, um den Großweibel zum Fenster hinaus auf den Fischmarkt zu werfen. Als diese Gewaltthat durch die ausgestellten Sicherheitswachen vereitelt wurde, stürmte die tobende Schaar nach der stillen Gelehrtenwohnung Hämmerlins, den sie gegen alle Rechtsformen doch, wie später behauptet wurde, im Namen des Bischofs von Konstanz gefangen nahmen. Thatsache ist, daß Gundelfingen, der Generalvikar des Bischofs, damals in Zürich sich befand und sofort die Gelegenheit benutzte, den gefährlichen Widersacher des verweltlichten Klerus unschädlich zu machen. Schon während Hämmerlin auf das Rathhaus geführt wurde, legte Gundelfingen Beschlag auf dessen Bücher und sein gesammtes bewegliches Eigenthum und ließ am Abend desselben Tages unter dem Zusammenströmen einer großen Volksmenge den Gefangenen, welchem die Füße zusammengeschnürt und eine Hand festgebunden wurde, auf dessen eignem Pferde, das der vertraute Diener des Generalvikars Heinrich von Herwil am Zügel führte, aus der Stadt transportiren, nach Gottlieben, wo Hämmerlin in einen finstern abscheulichen Kerker gelegt wurde.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ST. GALLEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Während der Haft erfuhr Hämmerlin, daß die Herzöge Albrecht und Sigmund von Oesterreich sich beim Bischof für ihn verwendet und dieser ihnen verheißen habe, den Gefangenen vor ein öffentliches Gericht zu stellen und indessen denselben auf Bürgschaft der beiden Herzöge frei zu geben; daß aber seine Feinde den Bischof eingeschüchtert und er seine Versprechungen widerrufen hatte. Nun suchte der Unglückliche, der durch diese Nachricht auf Selbsthülfe angewiesen wurde, andere Wege zur Rettung, und es gelang ihm, am hellen Tage, während seine Wächter schliefen, zu entrinnen und zwölf Tage lang in Konstanz sich verborgen zu halten. Da man ihn aber wieder fand, wurde seine Kerkerqual weit härter als je, indem er in einem engen Gefängnisse unter dem Dache eines hohen Thurmes mit einem aussätzigen Verbrecher, der mehrere Mordthaten begangen hatte, zusammengekettet wurde, so daß er dasselbe Lager mit ihm theilen mußte. Trotz dieser entsetzlichen Lage, trotz Erdbeben, Gewitterstürmen und andern Schreckniſſen der Natur, die mit furchtbarem Krachen den alten Bau erschütterten, verlor der arme Gefangene seinen Muth und sein Gottvertrauen nicht, und als nach vier langen Monaten der Generalvikar mit einem Notar erschien und endlich ein eidliches Verhör mit ihm anstellte, wußte er sich gewandt und geisteskräftig zu verantworten.

In den ersten Monaten des Jahres 1455 wurde Hämmerlin gebunden nach Luzern geführt und zuerst, dem Wortlaute des gegen ihn gefällten Urtheils entgegen, in einen harten Kerker in einem Thurme der Stadt, nahe bei dem Minoritenkloster gelegt, dann aber, nach zwei Monaten, in dies Kloster versetzt, wo der damals 66jährige Greis bis an sein Lebensende, das nach wenigen Jahren erfolgte, eingesperrt blieb.

Solchen edlen, hochsinnigen Männern mußte das Schloß Gottlieben als Gefängniß dienen, in dem geistlicher Uebermuth die junge Wissenschaft und den lebendigen Geistesdrang des fünfzehnten Jahrhunderts vergeblich zu ersticken drohte. Merkwürdigerweise befindet sich dieser steinerne Zeuge so mancher pfäffischen Missethat noch immer in ziemlich wohlerhaltenem Zustande. Noch immer spiegeln sich die beiden viereckigen Thürme, die eine bedeutende Höhe haben, mit ihrem pyramidalisch geformten Dache in dem klaren Seewasser. Ein ausgedehntes, durch seine beiden Seitenflügel mit den Thürmen verbundenes Wohngebäude tritt noch mehr an das Ufer hinaus, während die äußere Ringmauer schon von den Wellen bespült wird.

III.

Sankt Gallen.

In einem engen Hochthale, dessen Flanken von zwei langgestreckten Hügelreihen gedeckt sind, liegt das freundliche, gewerbsthätige Städtchen St. Gallen wie ein fleißiges Spinnlein verborgen, das seine Straßenfäden nach allen Seiten hin anheftet. Das Klima von St. Gallen ist allerdings nicht geeignet, dem Orte einen liebenswürdigen Charakter zu verleihen, denn wenn in anderen günstiger gelegenen Schweizerstädten auf der sogenannten Sonnenseite des Thales

die süße Traube wächst, so gedeiht in St. Gallen auf der guten Seite höchstens die Rübe des Runkels und des Kohls oder das Kraut der Säure, während die von der Natur weniger begünstigte Südseite vortreffliche Tannzapfen hervorbringt. Nicht mit Unrecht hatte der Stifter von St. Gallen, der heilige Gallus, diese Stätte ausgewählt, um in stiller Beschaulichkeit Gott dienen zu können, da er allerdings sicher sein konnte, durch die Verlockungen der Welt und ihrer vergänglichen Schönheit in seinen frommen Betrachtungen hier nicht gestört zu werden. Noch heute wie zu Gallus' Zeiten streicht ein scharfer, kalter Wind vom Bodensee herauf über die mehr für das Nützliche als Schöne geeignete Thalfläche, so daß im Winter die Menschen mit Windeseile durch die Straßen fliehen, weil das kürzeste Verweilen im Freien sofortigen Erstarrungstod herbeiführt. Fragt man einen St. Galler nach der Dauer der Jahreszeiten, so erhält man die stereotype Antwort: „Wir haben neun Monate lang Winter und drei Monate kalt." Es hat deshalb seinen guten Grund, daß der genialste schweizerische Ofenfabrikant ein St. Gallischer Bürger ist.

Diese kulturhistorische Notiz mag den geneigten Lesern zugleich als Wink dienen, daß die St. Galler es gar wohl verstehen, der Ungunst der Natur durch Menschenkunst und List zu begegnen. Die mannigfaltigsten Institute zeugen für diese Vorsicht, wie für den Gemeinsinn der Bürger, und wenn wir uns auf wenige Beispiele hier beschränken, so geschieht dies nur aus dem Grunde, weil auch in Deutschland ähnliche Verhältnisse unzweifelhaft gleiche Erscheinungen hervorgebracht haben.

Das großartigste Gebäude der Stadt, der Trost und die Zuversicht der alten Bürger-Knaben, ist das Bürgerspital. Obgleich dasselbe in echtem Renaissancestyl gebaut ist, vermag es freilich graue Haare nicht mehr braun zu färben, noch eingeschrumpfte Lenden auszufüllen, dagegen mag es den guten Alten, die seine Räume beherbergen, noch manches vergnügte Jahr verschaffen, mit Hülfe der gelben Rübli und Selleriewurzeln, die der Spitalgarten in unerschöpflicher Fülle hervorbringt.

St. Gallen hat seit mehreren Jahren auch eine Gasbeleuchtungsanstalt, die in mondhellen Nächten vortreffliche Dienste leistet; ferner ein Kunstinstitut, Theater genannt, das, wenn auch in zierlichem Style gebaut und im Innern eben so reich als geschmackvoll dekorirt, doch gewöhnlich jene Klasse von Künstlern beherbergt, die nach Cuvier „Meerschweinchen" genannt werden. Insofern ähnelt das Theater von St. Gallen einer Pastete, deren äußere Hülle aus prachtvollem Teige geschaffen ist, deren Inneres aber, statt des feineren Gevögels, welches die glänzende Außenseite erwarten läßt, ein trügerisches Surrogat von Katzen- und Kaninchenfleischgefüllsel enthält, immerhin aber eine gesuchte Nahrung für weniger delikate Magen ist.

Um einen Kunstgenuß ist jedoch St. Gallen in den letzten Jahren ärmer geworden. Mitten in der Stadt, auf dem größten Platze derselben, erhebt sich ein Gebäude von riesenhaften Dimensionen, an dessen Nordseite eine geräumige Halle angebaut war. Verschiedene unordentlich herumgestellte Marterwerkzeuge erfüllten schon zum Voraus die Seele des zuschauenden Bummlers mit Grausen. Denn da standen, unter und neben Anderem, hölzerne Geräthe, auf welche jene bekannten langrüsseligen, ringelschwänzigen, speckspendenden Thierlein gelegt wurden, die ohne Sauerkraut eben so wenig gedacht werden können, als bayerisches Bier ohne „Radi" oder Goethe ohne Eckermann. Glatt geschabt lagen sie da, wie in weißem Todtenhemde; des Mörders rohe Faust verschonte weder den verwegenen

Eber in der vollen Kraft seines Mannesalters, noch die zarte Jungfrau mit rosenrothem Rüssel, und

In seines Lebens schönstem Lenz
Büßt manches fette Schwein
Sein Leben durch den Metzger Benz
Zum Wohl der Menschheit ein.

Wenn sie, obgleich mit einigem Widerstreben, auf ihrem grauenvollen Lager ruhten und nun das todbringende Messer in der hochgehobenen Rechten des Mörders boshaft funkelte, dann erhoben die Guten — und dies geschah alle Tage mehrmals, wohl zur Ausbildung des musikalischen Gehörs der St. Galler Straßenjungen — ein entsetzliches Geschrei,

Besinnungraubend, hirnbethörend,
Erschallt der Schweine Schwanensang;
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.

Jetzt freilich sind diese Hinrichtungen vor die Stadt hinaus verlegt worden, und an einer sanft murmelnden Quelle, am Rauschen des Silberbaches und auf der Veilchenflur hauchen die Guten ihr Leben aus. Die Halle steht jedoch immer noch am alten Platze und wird wohl mit der Zeit als Ruhmeshalle für verdiente Metzgerburschen verwendet werden.

Abgesehen von diesen Kunstschätzen ist St. Gallen im Uebrigen ein sehr freundliches, hübsches Städtchen, das in seinem ganzen Umfange von einem buntfarbigen Gürtel kleiner Blumengärten umgeben ist. Freie Plätze mit Baumgängen und weichem Rasen bieten den Kindern erwünschte Tummelplätze, während zur Erfrischung der Erwachsenen bayerisches und einheimisches Bier in den Gläsern schäumt. So fleißig die St. Galler ihren Geschäften nachgehen — werden die Erzeugnisse ihrer Industrie ja nach allen Welttheilen versendet — so wissen sie gar wohl das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und das Leben durch heitere, leichtbewegte Geselligkeit im Fluß zu erhalten, ohne dabei die öffentlichen Interessen zu vernachlässigen, für deren sorgfältige Pflege die schönsten Gebäude und Anstalten zeugen, unter denen wir in erster Linie das großartige, massiv aus Steinen gebaute Schulhaus mit Bibliothek, naturwissenschaftlichen Sammlungen u. s. w. erwähnen, eine der schönsten Zierden der Stadt. Erwähnung verdient auch die nach den Plänen des genialen Architekten Georg Müller unternommene und in congenialem Sinne von dem St. Gallischen Architekten Kunkler ausgeführte und vervollständigte Restauration der St. Laurenzenkirche in rein gothischem Style. Gewiß kann man keinem St. Galler es verdenken, daß er sein schmuckes Heimathstädtchen von Herzen liebt und stolz auf dasselbe ist, als auf eine freundliche Stätte, welche männliche Kraft der Ungunst der Natur tapfer abgezwungen und gar wohnlich und behaglich eingerichtet hat.

K. Morell.

Das Bodethal und die Roßtrappe.

Ein dunkelgrüner Taxusbaum über einem unergründlichen Strudel, in dem das Wasser aufschäumt wie kochendes schwarzes Pech oder wie ausgegossenes braunes Bier, — das ist das Wahrzeichen des Bodethales. Viele andere seltene Pflanzen wachsen neben dem in Deutschland äußerst selten gewordenen Baume. Die Vegetation ist dort uralt und ewig jung. Seine Felsen sind ein Elysium der Pflanzenwelt. Im Winter gewähren sie ihr den herrlichsten Schutz. Sie bewirken durch ihre Höhe, daß die Keime und Blüthen nicht, wie in der Ebene, vor der Zeit sich hervorwagen und erfrieren. Im Sommer genügen zur vollständigen Entwickelung der Pflanze wenige Monate in diesem durch Lage und Richtung der Sonne so herrlich zugekehrten Thale. Während so die Pflanzen hier immer herrlich gedeihen, sind die Felsblöcke selbst großen Veränderungen ausgesetzt. Langsam, so scheint es, arbeitet die Natur daran, das „große, mühsame Werk ihrer inneren Kräfte wieder zu zerstören." Tausende von Bruchstücken sind bereits abgerissen und scheinen nur noch einen Wink zu erwarten, um in die Tiefe herabzurollen. Diese Stücke fängt die Bode auf. Sie zernagt und zerkleinert sie, schleift sie rund zu kleinen Steinchen oder vernichtet sie ganz und gar zu losem Sande. Andere Veränderungen fallen in ihrer ganzen Großartigkeit auch dem blöden Auge auf. Sind doch die Gewitterklippen während eines Gewitters zusammengebrochen und liegen zertrümmert am Boden.

Wir stehen hoch oben auf dem Felsen neben der „Trappe", die so groß wie eine Schüssel und von dem „Fabelrosse" in den Felsen geschlagen ist. Wahrscheinlich eine allmälige Auswaschung des Felsens, weiß die Sage ihn in dichterischer und wunderbarer Weise zu erklären. Bodo, der wilde Böhmenkönig — so berichtet sie — liebte ein Riesenmädchen, die schöne Brunhild (Emma), sie aber verschmähete den rohen Wütherich und floh auf seinem Leibrosse, einem riesenmäßigen Pferde, um den Umarmungen des verhaßten Bewerbers zu entgehen. Ihr nach eilte König Bodo, der bei der Nachricht von der Schönen Flucht, ein anderes mächtiges Roß, das seines Knappen, bestiegen hatte. In wilder Flucht und noch wilderer Verfolgung ging es dahin über Berg und Thal, durch Wald und Moor. Vom Hufschlag zersplittert sanken die Bäume wie Grashalme und Funken sprühete selbst der getroffene Granit. Mancher Wald war schon durchstäubt, mancher Abgrund kühn überflogen, aber noch immer saß der Schreckliche auf den Fersen des von Angst gepeinigten Mädchens. Näher und näher hörte sie im rasenden Wettlauf den Hufschlag des verfolgenden Rosses: da hemmte plötzlich der gähnende Schlund, der sich vor ihr aufthat, die weitere Flucht. Sie war auf dem Felsen angelangt, der am rechten Ufer der Bode schroff emporsteigt, an 850 Fuß über dem Thale, und welcher der Hexentanzplatz genannt wird. Einen Augenblick hielt das Mädchen an der schwindelnden Tiefe, welche sich bodenlos vor

DER BODEKESSEL BEI DER ROSSTRAPPE
IM HARZ

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ihr zu öffnen schien; dann gab sie ihrem Renner Sporen und Zaum, denn lieber wollte sie den Tod in dem schauerlichen Abgrund finden, als dem Manne angehören, den sie verabscheuete. Mit mächtigem Ansatze flog das Thier mit seiner Reiterin über den Schlund des Thales, glücklich trug es die Geängstete hinüber nach der jenseitigen rettenden Felsenwand, aber der Stoß und Aufschlag des Hufes war so gewaltig, daß er im Granitfelsen sich tief eindrückte, zum ewigen Zeugniß dieses unglaublichen, wunderbaren Sprunges. Mit wildem Geschrei hervorstürmend folgte Bodo dem Beispiele des kühnen Mädchens; allein das Pferd unter ihm, von der Schwere des Mannes niedergedrückt, sprang zu kurz und Roß und Reiter stürzten in die grausige Tiefe hinab. Dort liegt er, zwischen dem Hexentanzplatze und der Roßtrappe, in dem sogenannten Chrysol, in der Tiefe des Flusses, der von ihm seinen Namen empfing, noch heute und bewacht als riesiger schwarzer Hund die goldene Krone, welche der Fürstentochter bei dem verzweifelten Sprunge vom Haupte herab in den Fluß gefallen. Vergebens haben kühne Taucher versucht, den köstlichen Schatz zu heben: sie sind alle aus dem Strudel des Flusses nicht wieder an das Tageslicht zurückgekehrt. Der Eindruck aber, welcher von dem Hufe des Riesenrosses im Felsen zurückblieb und den man noch heute bemerkt, hat diesem den Namen der Roßtrappe gegeben. Wie ein Thurm ragt der Felsen in die Höhe, auf dem wir uns befinden. Ja, wie eine gothische Kirche ist er gestaltet und besetzt mit unendlich vielen kleinen Spitzen und Säulen. Wunderbar erscheinen die einzelnen Spitzen, denn sie bilden kletternde Gemsen, Schlösser und aufstehende Balken.

Welches Leben unten, wenn wir das Fernrohr in's Thal richten! Mit Taxuszweigen wandern jetzt die Menschen auf schönen Spaziergängen aus und ein. Soeben ist der Feuerwagen aus Norden mit Hunderten von Menschen in den Eingang des Bodethales eingelaufen wie in einen Rachen, in dem die Felsenwände als Kinnbacken und große Felsenspitzen als Zähne eines Ungeheuers stehen. Gleich belebt mag das Bodethal im ganzen vorigen Jahrhundert nur etwa sechs Mal einige Tage hindurch gewesen sein. Aber damals waren es Wintertage, an denen der Frost mit seiner silberbereiften Zauberruthe wie auf Einen Schlag in dem ganzen, fast noch unzugänglichen Thale hinauf eine Eisbrücke gebaut hatte. Und nicht Spaziergänger waren es, die dann hier aus- und einzogen, sondern Schweißtropfen fielen von den Stirnen der Arbeiter auf die gefrorene Bode. Dann zog auf Eis und Schnee hin ein schmaler Schlittenweg, der glattem Alabaster glich. Aus allen Dörfern aber hatten sich die Bauern vor Schlitten gespannt, welche fast nur einen Fuß breit sein konnten. Sie fuhren das ihnen erlaubte vertrocknete Holz aus dem unzugänglichen Thale heraus, in dem es oft seit zwanzig Jahren verweste. Zwei schräg stehende Stämme, die mit Taxus belegt waren, dienten an den Wasserfällen als Brücken. Zwischen den Schlitten zeigte sich hin und wieder ein Reisender aus der Nähe, dessen Gesicht noch von den Eiswundern der Natur in diesen „Schreckensgründen" mit dem Ausdrucke des Entsetzens erfüllt war. Auf den Hüten trugen sie bereits kleine Zweige vom Taxus- oder Eibenbaum.

Auch im Frühjahre vermochten die herbeieilenden Reisenden besser als sonst an der Bode aufwärts zu klimmen. Sie gingen dann streckenweise auf den Flößholzlagen hin, welche die Bode nur bei dem hohen Wasserstande bei eingetretenem Thauwetter trägt. Auch dann aber war es vorzugsweise die Arbeit schweißtriefender Menschen, durch welche sich Regsamkeit und Bewegung in diesen furchtbaren Klüften zeigte. Oft schon nahm der enge Felsenkessel der Bode 2000 Malter Holz zur Zeit des Holzflößens auf. Neben dem Kessel steigt eine Linde aus der Bode. Dreihundert Fuß tief klettern die Arbeiter zu dieser hinab und schieben das

Holz unter den ausgehöhlten und überhängenden Felsen hervor. Wegen der vielen Krümmungen des Thales staut es sich fortwährend an vorspringenden Felsen. Die Holzflößer, welche lange Stangen mit eisernen Haken und Stapeln in den Händen tragen und im Wasser umherwaten, gewähren in dieser Umgebung ein charakteristisches Bild. Seht dort die kühnen Männer auf jener Klippe, welche unten den Zutritt in das Thal gänzlich versperrt! Jetzt werden sie mit Seilen auf das angestaute Holz herabgelassen. Haben sie es von Neuem in Fluß gebracht, so zieht man sie wieder zur schwindelnden Höhe hinauf. Und dort auf dem Felsen über dem braunen Sumpfe wirft eine Anzahl von Männern schweigend das Loos, wer das Leben wagen soll. Dann werden drei von ihnen von Felsen zu Felsen hinabgelassen. Einer wird durch Stricke an einen Baumstamm befestigt. Er hält und sichert einen Andern, der auf dem Bauche liegt. Der unterste wird von dem zweiten an den Füßen gehalten. Mit niederhängendem Kopfe macht er das Holz los und schiebt es in den vollen Wasserstrom hinein. Andere klettern ohne Schuhe, mit naßgemachten Strumpfsohlen an den steilen glatten Felswänden umher und halten sich, um die Balken zu leiten, an Grasbüscheln oder etwas Haidekraut. Mitunter hängt man den Flößhaken von Fels zu Fels und steigt nur mit seiner Hülfe auf und ab, wahrscheinlich um ein noch Geringeres, als „um ein armselig Gratthier zu erjagen.“ So furchtbare Arbeit wurde der Beschreibung nach wenigstens noch vor vierzig Jahren im Bodethale gethan. Sollte sie jetzt von ihren Schrecken etwas eingebüßt haben, so werden doch bei dem Hinaufschieben der abgehauenen Stämme zu den schönen Chausséen auf dem Kamme des Gebirges nicht weniger Schweißtropfen vergossen, als früher.

Noch ein Stück Menschenarbeit aus dem Bodethale möge hier vorüberziehen. Es handelt sich um Thaten für die deutsche Freiheit. Weit zeigte der Veteran aus dem Freiheitskriege, der oben auf der Roßtrappe für ein Trinkgeld die Pistole abschießt, im Bodethale aufwärts und erzählte: „Dort oben in das Kramerloch, das nach einem bernburgischen Unterthanen genannt wurde, welcher dort, im siebenjährigen Kriege von den Franzosen verfolgt, erkrankte und starb, brachte ein patriotischer Forstbedienter im Jahre 1813 einen bei Jüterbock von den Franzosen gefangenen preußischen Offizier. Er verpflegte ihn da zwei Monate. Die westphälische Gensdarmerie, davon unterrichtet, suchte ihn in dieser Wildniß auf und würde ihn gefunden haben, wenn er nicht, durch seinen Pfleger gewarnt, in einem entfernteren Felsengetrümmer verborgen wäre, dessen Zugang während der Gefahr ganz mit Gestein verrammelt wurde. Nach seiner Erlösung schloß er sich den Reihen seiner tapferen Waffenbrüder sogleich wieder an.“ Damit schoß der Veteran seine Pistole ab und wie Kanonendonner hallte sie in den Felsen wieder. Nun stieg ich zum Bodekessel hinunter. Die Bedeutung des Bodethales für das Leben der Menschen noch einmal überdenkend, brach auch ich sinnend einen Zweig vom Taxusbaum, ehe ich es verließ.

H. Pröhle.

Die königlichen Schlösser von London.

Der Sitz der früheſten Könige von England, von Eduard dem Bekenner bis zu Heinrich VIII., war im Palaſt von Weſtminſter. Dieſer Palaſt ſteht nicht mehr. Er ſtand auf der Stelle, wo heute das grandioſe Parlamentsgebäude mit dem goldſchimmernden Viktoria-Thurme ſich erhebt, der Abtei von Weſtminſter gegenüber. Damals wurden die Parlamente im Schloſſe des Monarchen abgehalten, und zwar in der Halle deſſelben. Dieſe Halle des uralten Königsſchloſſes iſt ſtehen geblieben, während alles Andere durch Feuer zerſtört worden iſt. Zuerſt, im Jahre 1512, unter Heinrich VIII. zerſtörte ein Feuer das Innere des Gebäudes, weswegen dieſer König ſeine Reſidenz in ein anderes Schloß, nach Whitehall, verlegte. Mehr als dreihundert Jahre ſpäter, 1834, zerſtörte ein zweites Feuer Alles, was übrig geblieben vom alten Palaſte der Könige von England — nur die Halle, in der ſeine Parlamente ſich ſeit Jahrhunderten verſammelt, in welcher Karl I. verurtheilt und Karoline von Braunſchweig frei geſprochen worden: dieſe blieb ſtehen und, wie zum Gedächtniß, hat man ſie in das neue Parlamentsgebäude als eine Art von Korridor einzufügen gewußt, ſo daß man nun, wenn man ſeinen Weg nimmt zu dem Hauſe der Lords oder Gemeinen, über die Steinplatten geht, welche ausgetreten ſind von dem Gang der engliſchen Geſchichte ſeit tauſend Jahren, und unter den braunen Balken von iriſchem Eichenholz, in welchen — nach einer Sage — keine Spinne leben kann. Dieſe Halle und der Name des Hofes vor dem Parlament, „Palace-gard“, verewigen die Erinnerung an den verſchwundenen Palaſt von Weſtminſter. —

Mit dem Palaſt von Whitehall verknüpfen ſich Reminiscenzen anderer Art. Seine Geſchichte iſt kürzer, aber darum nicht weniger tragiſch. Als Heinrich VIII., nach dem Feuer von Weſtminſter, dieſes Schloß bezog, da war es ein Gebäude im Tudorſtyl; es kehrte eine ſeiner beiden Fronten dem Strome, der Themſe, zu, die andere dem Parke, St. James' Park, der damals bis hierher reichte. Der Erbauer von Whitehall war der prachtliebende Kardinal Wolſey geweſen, zu einer Zeit, wo er noch der Günſtling des Königs war; ſpäter, als er in Ungnade gefallen, ließ der König all' ſeine Güter und Schlöſſer konfisciren, Hampton-Court und Whitehall (damals noch York-Houſe genannt) darunter. Die erſte Geſchichte, die dieſes Schloß zu erzählen hat, iſt von Königsgunſt und was ſie zu bedeuten hat. Dann kommt die Geſchichte der Stuarts, und dieſe iſt noch lehrreicher. Sie zeigt uns ein Schaffot und den Bürgerkrieg. Vor den Fenſtern ſeines Schloſſes und zwar desjenigen Theiles, in welchem die Bankette gehalten worden waren (Banquetting-house), wurde Karl I. hingerichtet, „in der offenen Straße vor

Whitehall", hieß es in dem Hinrichtungsbefehle, den Cromwell und die anderen „Königsmörder" unterzeichnet. Da vertagte sich das Haus der Lords „bis morgen"; und es dauerte elf Jahre, vom 30. Januar 1649 bis zum 1. Mai 1660, ehe dieser Morgen kam — elf Jahre des Exils für den vertriebenen Stuart, den Sohn des hingerichteten Königs. Aber eine neue Zeit folgte nun, die Zeit der Restauration und des „lustigen Monarchen" Karls II. mit Maitressen und Höflingen in französischen Hofkleidern, mit Pferden und Hunden, mit Schauspiel und Gepränge jeder Art. Das waren die Tage, wo König Karl die schöne Nell Gwyne liebte, ein Mädchen aus dem Volke, ein Orangemädchen, geboren in einem der schmutzigsten Höfe von Drurylane, aber durch die Gunst ihres königlichen Liebhabers zu einer vornehmen Dame gemacht, die trotzdem nicht aufhörte, populär zu sein in England, und es noch in diesem Augenblicke ist, wo das Invaliden-Hospital von Chelsea und die Glocken des Thurmes von Charing Croß, welche allabendlich geläutet werden, das Volk erinnern an das gute Herz und fromme Gemüth seines Lieblings Nell Gwyne. Noch zeigt man in Pall Mall das Haus, in welchem sie gewohnt, die Gartenmauer, auf welcher sie gesessen, wenn unten im Park, dem Mall entlang, der König ging mit seinem Hunde, und Halt machte, „um ein Gespräch zu haben" mit seiner Geliebten. Das nämliche Haus, oder ein anderes, welches auf der Stelle desselben erbaut ist, beherbergt jetzt die „Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums in fernen Weltgegenden". Das ist ein seltsamer Wechsel! — Aber der lustige Monarch that schlimmere Dinge, als ein Orangemädchen zu lieben und ihren Sohn zum Großfalkonier von England und Herzog von St. Albans zu machen, dem Stammvater eines Hauses, welches heute noch blüht. Er verkaufte Dünkirchen an Frankreich und verpfändete für einen Jahrgehalt, um seine Maitressen und seine Hunde halten zu können, das Interesse Englands, seinen Glauben und seine Politik dem „großen" Monarchen und dem Hofe von Versailles. Zwar er starb noch in Frieden, was man so zu nennen pflegt; aber sein Bruder nach ihm, Jakob II., hatte die bittere Schale zu leeren. Er wurde nicht hingerichtet, wie sein Vater, aber er mußte fliehen; fliehen, um nie wiederzukehren. Fortan waren die Stuarts im Exil, zuerst in St. Germains bei Paris, in einem Schlosse, welches der große Monarch der vertriebenen Majestät eingeräumt hatte, — dann, nach dem Tode Beider, als der Sohn Jakobs II., unter dem Namen des Ritters von St. George, einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, England für das Stuarts-Interesse zu rebelliren, in Rom. Der letzte Stuart, in seinen jungen Jahren, als er den berühmten Aufstand von 1745 in Schottland organisirte, eine ritterliche Erscheinung, irrte später, als Unglück und Sünde ihn niedergebeugt hatten, von Ort zu Ort, von Paris, wo man ihm nicht länger den Aufenthalt gewähren wollte — so zahlt Frankreich seine Schulden! — in die Ardennen, von den Ardennen nach dem Elsaß, zuletzt nach Rom, wo er starb und begraben liegt, unter einem Monument, welches ein späterer König von England, Georg IV., ihm dort in der Peterskirche hat setzen lassen. — Noch zeigt man in Whitehall die Hintertreppe, durch welche der unglückliche Stuart in jener Herbstnacht des Jahres 1688 entfloh aus dem Hause seiner Väter, vor der anrückenden Schaar seines eigenen Schwiegersohnes, des holländischen, protestantischen Oraniers, „des Befreiers von England", der, von der Nation gerufen, unter dem Namen Wilhelm III. den Thron bestieg und Whitehall bezog. Aber nicht lange mehr sollte dies Stuart-Haus stehen — im Jahre 1697 brannte dasselbe nieder, und das Banquetting-House allein ist übrig geblieben, um mit seinen altersgeschwärzten Mauern und blindgewordenen Fenstern im Branden und Brausen von Londons Straßen die Geschichte der letzten Stuarts zu erzählen —

eines Königsgeschlechtes, dem an Schönheit, Genialität, Leichtsinn und selbstverschuldetem Unglücke keines gleich kommt in den Annalen neuerer Zeit.

Wilhelm III. verlebte seine letzten Jahre abwechselnd in dem Schloß von Kensington, welches er in holländischem Style ausführen ließ, und in demjenigen von Hampton-Court, einst Eigenthum des Kardinals Wolsey und noch heute berühmt und vielbesucht wegen der Kunstschätze und mannigfachen historischen Sehenswürdigkeiten, die es bewahrt. Damals, vor nun fast zweihundert Jahren, lag der Palast von Kensington weitab von der Metropolis, umgeben von weiten Wiesen- und Gartenanlagen in holländischem Geschmack, die in dem König heimathliche Erinnerungen wach rufen mochten. Inzwischen aber ist London gerade nach dieser Seite hin riesenhaft gewachsen; Kensington ist einer seiner fashionabelsten Stadttheile geworden und Kensington-Gardens mit dem flachen Backstein-Schloß und den geradlinigten Alleen bildet die Hintercoulisse eines seiner besuchtesten Parks.

Nach dem Tode Wilhelms, dieses zweiten Eroberers, wurde das Schloß von St. James' in dem Parke gleiches Namens die Stadtresidenz der Souveräne von England. Die erste, welche hier wohnte, war eine Königin, Anna, mit dem Beinamen „die Gute", obgleich sie nicht viel besser war, als irgend eine andere Königin vor ihr oder nach ihr. Den eigentlichen Charakter — nicht seiner Architektur, sondern seiner Geschichte — erhielt dieser Palast jedoch erst durch die hannoversche Dynastie, welche im Jahre 1714 den Thron von England bestieg. Das gab eine neue Maitressenwirthschaft, und eine noch dazu, die dem Volke zuwider war, erstens, weil die Maitressen keine Engländerinnen und zweitens, weil sie häßlich waren. Das waren die Zeiten der Schulenburg und der Kielmansegge, von denen die eine so fett war, daß sie sich kaum bewegen konnte, und die andere so mager, daß sie die Kletterstange hieß. Ueberhaupt scheinen die Hannoveraner keinen besonders guten Geschmack gehabt zu haben; das Ideal ihres „feinsten" Repräsentanten, des „Gentleman" George war nicht blos Korpulenz, sondern auch ein gesetztes Alter: er nahm in den Jahren seiner höchsten Vollendung in Ton und Mode keine Maitresse, die nicht mindestens ihre 40 Jahre zählte. Die Ausschweifungen Mißheirathen und Irrwege sämmtlicher Mitglieder des königlichen Hauses wurden zuletzt so arg, daß Georg III. sich veranlaßt sah, ein „königliches Ehegesetz" durch das Parlament zu bringen, welches jede von einem königlichen Prinzen oder einer königlichen Prinzessin von England ohne Einwilligung des Königs und Parlaments geschlossene Heirath „for null and void", für null und nichtig erklärte. Diese Heiraths-Akte jedoch, anstatt dem Unwesen zu steuern, machte es noch ärger; und am Aergsten wurde es unter jenem „Gentleman", welcher später, als Georg IV., König von England wurde. Die Residenz desselben, welche ihm als Prinzen von Wales angewiesen ward und die er auch nachmals als König beibehielt, war Carlton House, „the big house", das große Haus genannt. Das Innere dieses Schlosses zeugte von einer Verschwendung ohne Gleichen; da war kein noch so raffinirter Luxus in Möbeln, Tapeten, Teppichen, Vasen und Kronleuchtern, der hier nicht zu finden gewesen wäre; und hier war es, in den üppigen Salons, wo der Prinz jene Orgien feierte, zuerst mit den Männern des Geistes und der Opposition, wie Fox, Sheridan und Burke, dann aber mit der ihm verwandteren Sippschaft der „Dandies" und „Beaux", unter denen namentlich „Beau Brummel" durch Impertinenz und Geistesarmuth hervorragt, und zuletzt mit immer verworfneren Männern und Frauen, — jene nächtlichen Feste und Schwelgereien, welche in der Geschichte dieses Prinzen gleichsam den Hintergrund zu seinen anderweitigen Nichtswürdigkeiten bilden. — Der eigentliche Skandal im Leben dieses Prinzen begann da, wo er bei den meisten anderen Männern, selbst wenn

sie „von Geblüt" sind, aufzuhören pflegt: bei der Heirath. Seine Auserwählte war die unglückliche Prinzessin Karoline von Braunschweig, d. h. nicht er wählte sie, sondern sein Vater, und er heirathete sie nur, weil sein Vater nicht glaubte, daß das Parlament unter irgend einer anderen Bedingung seine Schulden noch einmal bezahlen würde. Schulden hatte er nämlich immer; wenn er auch nicht mit Schulden auf die Welt kam, so ging er doch mit Schulden aus der Welt, und „Schulden machen, wie der Prinz von Wales" ist noch heute eine Redensart in England. Der König hatte die Auserwählte nie gesehen, aber mit seiner gewohnten Halsstarrigkeit kapricirte er sich gerade auf Diejenige, welche vielleicht die am allerwenigsten Geeignete war, den Platz einzunehmen, für den er sie bestimmt hatte. Sie war taktlos, unerfahren und besaß weder einen jener Vorzüge des Körpers, durch welche ein sinnlicher Mann, noch irgend eine jener Eigenschaften des Geistes, durch welche ein launischer Mann gefesselt werden kann. Unter allerlei bösen Vorzeichen begannen denn auch sogar schon die bloßen Vorbereitungen dieser unglückseligen Verbindung. Im traurigsten Novemberwetter 1794 mußte die arme Prinzessin, an welcher der englische Botschafter und Brautführer, Lord Malmesbury, beständig zu hofmeistern hatte, ihre Heimath verlassen. Sie reiste über Hannover, Osnabrück, zuerst nach Holland, dann, aus Furcht, der französischen Revolutionsarmee in die Hände zu fallen, nach Hamburg, wo sie sich einschifften, um unter heftigen Stürmen zur See erst am 5. April 1795 bei Greenwich auf englischem Boden zu landen. Ihr Empfang daselbst war ein äußerst vielverheißender: ihr Bräutigam hatte ihr nämlich seine Hauptmaitresse, Lady Jersey, als Ehrendame entgegengeschickt. Das Erste, was nun geschah, war, daß die Ehrendame die Toilette ihrer fürstlichen Nebenbuhlerin, der Braut, höchst geschmacklos fand, sie in eine Kammer schleppte und ihr einen weißseidenen Mantel anzog und einen seidenen Turban mit Crêpe und weißen Federn aufsetzte. Das Zweite gleich darauf war ein heftiger Zank, denn die Ehrendame wollte im Coupé des Wagens neben der Prinzessin sitzen, was nur mit größter Mühe abgewandt werden konnte, da Mylady ihr Recht mit schlagenden Gründen zu behaupten bereit war. Die beiden ersten Worte, welche die beiden Verlobten mit einander wechselten, als sie sich in St. James' vorgestellt wurden, waren auf Seite des Prinzen: „A glass of brandy, Harris — mir wird übel!" und auf Seite der Prinzessin: „Mon Dieu, qu'il est gros!" — Dann kam die glänzende Hochzeit, auf welcher der Bräutigam so betrunken war, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte und nicht im Stande war, die Worte nachzusprechen, die ihm der Erzbischof von Canterbury vorsprach. Als er nach der Ceremonie seine junge Frau die Treppe von Carlton-House hinanführte, hatte er noch immer seine „Festigkeit" so wenig wieder gewonnen, daß die Prinzessin beinahe die Treppe hinuntergefallen wäre, ein Zufall, welchen die Morgenblätter jener Zeit, welche nicht im Geheimniß waren, der Müdigkeit Ihrer Königlichen Hoheit und dem Gewicht ihrer mit Brillanten beladenen Toilette zuschrieben. Aber in den Memoiren einer Zeitgenossin ist eine Aeußerung aufbewahrt, welche die Verfasserin, Lady Charlotte Bury, von der unglücklichen Fürstin selber gehört hat: „Es will Etwas heißen," sagte sie, „einen betrunkenen Gemahl am Hochzeitstage zu haben, einen, der den größten Theil seiner Brautnacht unter dem Kamingitter zubrachte, wo er niederfiel und wo ich ihn liegen ließ!" — Das Drama, welches nun folgte, lebt in der Erinnerung unserer Zeit fort: es ist voll von Ehebruch, Meineid und Greueln jeder Art. Der Prinz behielt nicht nur seine bisherige Maitresse, die Gräfin Jersey, bei, sondern schaffte sich noch ein halb Dutzend andere dazu an, die Marquise von Hartford, Lady Conyngham u. s. w. Auch seiner ersten Ge-

mahlin, der ihm heimlich und zur linken Hand angetrauten Mrs. Fitzherbert, welche eine Irländerin und acht Jahre älter war als Se. Königliche Hoheit, ward er zu allem Ueberfluß und nach einer längeren Pause wieder treu, und die Bacchanale, welche er mit all' diesen Frauenzimmern zusammen in dem berühmten „Pavillon" von Brighton feierte, überschreiten wahrlich die Grenze dessen, was sich für eine anständige Schilderung schickt. Die Prinzessin aber ward durch das Unglück geschult, und ein Mann, wie Brougham, gewann sich seinen ersten Ruhm, indem er sie vor dem Oberhaus gegen die Anklage vertheidigte, die ihr königlicher Gemahl wegen ihrer Reise mit einem italienischen Courier gegen sie geschleudert hatte.

Das „große Haus", in welchem diese und ähnliche Dinge geschehen sind, steht nicht mehr. Es stand über St. James' Park, dicht an der großen Treppe, die vom Waterloo-Place in den Park führt, und an der Stelle, wo in Carlton-Terrace heutzutage das Haus der preußischen Gesandtschaft steht. Das ist auch ein Wechsel!

Die königliche Stadtresidenz unserer Tage ist Buckingham-Palace, welches unser Bild zeigt. St. James' Palace ist verlassen von dem alten Glanze des Königthums, welcher mehr als ein Jahrhundert über demselben geruht hatte. Ernst und grau steht es da unter den vollbelaubten Bäumen des Parks mit seinen kolossalen Thorbogen, seinen dunklen Höfen und sonderbarem Thurme. Das königliche Hausministerium, „the board of green cloth", hat darin seinen Sitz und nur zuweilen bei großen Levers wird das verödete Schloß noch einmal von der Herrlichkeit früherer Zeiten flüchtig gestreift.

Buckingham-House steht auf dem Platze in Green- und St. James' Park, wo vor mehr denn anderthalb hundert Jahren John Sheffield, Herzog von Buckingham, der poetische Essayist und hochherzige Patron Dryden's ein Haus errichten ließ, welches zu seiner Zeit als „eine von den großen Schönheiten Londons" betrachtet ward. Später, unter Georg III., ging das Haus durch Kauf in den Besitz der Krone über und ward zum Wittwensitz der Königinnen von England ausersehen, weswegen es auch fortan „das Haus der Königin" hieß. Im Jahre 1825 ließ Georg IV. es niederreißen und ein anderes an seiner Stelle erbauen, welches er aber nie bezog. Dies war die einzige nützliche Leidenschaft, die er hatte: die Leidenschaft zu bauen, und die Verschönerung Londons in seinen neueren Theilen ist das einzige gute Werk, welches er der Nachwelt hinterließ. Bei der Thronbesteigung der Königin Viktoria wurde Buckingham-House von ihr als Residenz gewählt; denn dies in der That von allen königlichen Schlössern in London war das einzige, welches noch frei war von jedem Flecken, jeder Spur einer unlautern Vergangenheit, weil — noch kein König vor ihr darin gewohnt hatte.

Und ein neuer Geist, einer, der lange unbekannt gewesen in der Geschichte des englischen Regentenhauses, zog mit dieser Königin in die neue Residenz: ein Geist der Liebe, der Ehre, des Familienglücks — ein Geist jener Tugend, die für Bürger und Könige dieselbe ist, aber diese um so mehr schmückt, weil sie bei ihnen so selten ist. Die Königin von England wird darum von ihrem Volke so abgöttisch geliebt, weil sie nicht mehr ist, nicht mehr sein will, als die erste, die beste Frau desselben: die erste, die beste als Mutter ihres Volkes, als Mutter ihrer Kinder. Ihre Ehe war die reinste, die glücklichste, die, so lange sie währte, ein Musterbild war für den geringsten ihrer Unterthanen, und an die zurückzudenken, nun, da „Albert der Gute" in der Fürstengruft von Windsor schläft, Jeden derselben mit einer stillen Wehmuth erfüllt. O, daß jeder Fürst auf dem Throne, jede Fürstin ihren königlichen und menschlichen Beruf so verstehen wollten,

wie diese Beiden ihn verstanden haben, und wie ihn jetzt die Vereinsamte im Angedenken und zur Ehre Dessen, der geschieden ist, fortübt!

Noch ein andres Schloß, bevor wir die Reihe schließen, wollen wir unseren Lesern zeigen: Marlborough-House, Ecke von Pall Mall und St. James' Park, von dem Schlosse gleiches Namens nur durch den Weg getrennt, der aus dem Park in die Straße führt. Sein Erbauer ist der große Herzog selber, der im Vereine mit dem Prinzen Eugen Frankreich und den „großen Monarchen" demüthigte, und aus den im Kriege aufgehäuften Schätzen einen Palast nach dem andern aufführte: Blenheim-House auf dem Lande und Marlborough-House in der Stadt. In diesem hier wohnte er bis zu seinem Tode mit seiner Herzogin Sarah, einer der schönsten, stolzesten, geistreichsten und bösesten Frauen ihres Jahrhunderts, mit einer Lästerzunge, die weltberühmt war und noch auf ihrem Todtenbette nicht still stand. In diesem Hause, welches seine altersgeschwärzten Backsteinmauern dem Parke zukehrt, verlebten Prinzeß Charlotte, die einzige Tochter des „feinsten Gentleman" und präsumtive Thronerbin die kurzen Jahre ihres Glückes und ihrer Ehe mit Leopold, dem jetzigen König der Belgier. Nunmehr ist Marlborough-House dem jungen Prinzen von Wales und seiner hübschen, jungen Frau Alexandra zur Residenz angewiesen worden. Möge das Glück Leopolds und Charlottens, aber eine längere Dauer desselben, dem neuen Paare beschieden sein, welches in Marlborough-House wohnt! Englands Hoffnungen beruhen darauf. Denn glücklich machen kann doch eigentlich nur derjenige Herrscher, welcher selber glücklich ist und es zu sein verdient!

Julius Rodenberg.

Riga.

Nicht seitdem die Staaten des ehemaligen deutschen Schwertritterordens, Kurland, Livland, Estland, dem Machtgebiete des russischen Scepters angehören, haben sie ihren alten Rang und Titel als Herzogthümer eingebüßt, sondern es geschah erst 1844. Seitdem heißen sie „privilegirte, nicht nach dem allgemeinen Gesetz verwaltete Gouvernements". Am Titel liegt freilich wenig, allein in diesem Falle hängt ein Stück Wesen mit daran. Vorher war allerdings schon lange die Einheit und Gleichartigkeit der drei Länder verloren gewesen. Ja, man könnte sagen, eigentlich habe gerade Rußland diesen „privilegirten" Provinzen wieder Gelegenheit zur Herstellung größerer Gleichartigkeit verliehen, indem es ihnen einen gemeinschaftlichen Generalgouverneur und in Dorpat eine gemeinsame Landesuniversität gab. Trotzdem hat sich nur ungefähr in der Agrar- und Bauerngesetzgebung eine relative Uebereinstimmung entwickelt; im übrigen strebten die politischen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Institutionen eben so sehr, als die socialen Interessen aus einander. Dadurch ward es der Russificirung möglich, offen und heimlich, vielhundertfache Angriffe zu vollenden.

Ein neues Leben eröffnete sich für alle Staaten und Lande des russischen Scepters mit der Thronbesteigung Alexanders II. Die Bestätigung der alten Rechte und Ordnungen der baltischen Gouvernements war eine seiner ersten Regierungshandlungen, und ihre Autonomie ist nicht unbedeutend. Ward nun die geöffnete freie Bahn von ihnen auch benutzt, um das unter Nikolaus hart bedrängte Deutschthum wieder zu entschiedener Geltung zu bringen? Altes ist allerdings nicht wieder herzustellen, blos weil es dagewesen; allein ein Anderes ist's, wenn mit dem Recht der alten Zeit die Vernunft der neuen im Bunde steht, wie es z. B. bei dem Verlangen nach der Wiederherstellung eines wahrhaft berechtigten Mittelstandes im baltischen Lande der Fall ist. Nicht in der Blüthe der Ritterstaaten, sondern erst in ihrem Verfalle ist jener durch die Eifersucht des Adels allmälig immer weiter aus seinen socialen und politischen Rechten hinausgedrängt worden. Dies mochte sich damals erklären, unbegreiflich aber bleibt es, daß der deutsche Adel den kernbeutschen Bürger auch dann immer weiter zurückdrängte, als jeden Verständigen die Ueberzeugung erschreckend überstürzen mußte, daß nur ein festes Zusammenhalten und ein stätiges Zusammengehen der deutschen Elemente die Russificirung und deren Konsequenzen fernerhin abzuwehren vermöge.

Deutsch allerdings darf man die Ostseeprovinzen auch noch heute nennen, doch hat Kohl sehr recht, wenn er dazu die Bemerkung macht: „Weil man die bezeichneten Provinzen deutsche nennt, so meine Mancher, daß in ihnen auch Alles so deutsch sei, wie bei uns, während dagegen Andere glauben, weil man in neuerer Zeit so viel von der Russificirung dieser Landschaften gesprochen hat, rede und denke Alles dort schon russisch." Nein, das ist nicht der Fall; doch ragt das Russische überall herein und hat selbst Riga nicht unberührt gelassen, obgleich dieses, trotz Mitau, Dorpat und Reval, ebenso unbedingt die deutsche Hauptstadt der baltischen Provinzen geblieben ist, als Moskau, trotz Petersburg, diejenige des nationalen Rußland.

Damit ist Riga's Stellung bezeichnet, und wir können an die Betrachtung dieser recht eigentlichen Mutterstadt des baltischen Deutschthums näher herantreten. Riga verleugnet nirgends, selbst äußerlich nicht, daß es die Tochter Bremens ist. Wie jenes, so liegt es nicht unmittelbar am Meere, sondern mehrere Meilen landeinwärts an der Düna, welche sich freilich ebenso wenig an Mächtigkeit mit der Weser messen kann, als die Ostsee mit der Nordsee. Mögen wir nun vom Meerbusen hereinsegeln oder irgend woher vom Lande herankommen — drei feine, schlanke Thurmspitzen sind es immer, welche, aus den Wassern, aus seeflachem Haidelande, aus rundgehügelten Dünen oder hinter flachgewelltem Nadelholz auftauchend, die Nähe Riga's verkünden. Näher herangekommen erkennen wir erstaunt die Aehnlichkeit dieser Thürme mit denen des Domes und der St. Ansgarikirche von Bremen, dort ebenfalls die weithin sichtbaren Wahrzeichen der glaubenseifrigen Mutterstadt. Wie dort, so steigen auch hier aus dem sich breitenden Häusermeere immer neue Spitzen und Thürme empor, je mehr wir uns demselben nähern; wie dort, bezeichnen sie auch hier Betstätten des evangelischen Glaubens. Erst, wenn wir endlich die Straße irgend einer Vorstadt durchfahren, macht man uns aufmerksam auf die Kuppeln griechischer Kirchen.

Auch daheim im stillen Arbeitszimmer — welches Blatt der rigaischen Geschichtsbücher wir immer aufschlagen, überall drängt sich uns das kirchliche Element entgegen. Wo uns eine Mittheilung aus der livischen Vergangenheit entgegenklingt,

mit Kirchennamen und Namen von Männern der Kirche ist sie durchflochten. Das ist wohl natürlich; trotzdem gehört strenge Kirchlichkeit nicht zum vorstechenden Charakter der Rigenser. Die Kirchen Riga's sind unbedeutend und selbst den alten Dom, obgleich sein Wiederaufbau einen Sieg des Protestantismus über die katholische Herrschaft bedeutet, hat man nicht besonders gepflegt. Um dem Neubau ein historisches Antlitz zu verleihen, hat man seiner Zeit die katholischen Denkmale wieder hineingestellt, und dieses Doppelgesicht trägt er noch heute. Der dreihundertjährige Protestantismus verstand nur, es verwittern und veralten zu lassen, aber er grub ihm keinen seiner charakteristischen Züge, keine seiner Erinnerungen ein.

Seltsam ist es, daß auch der Stadtkern Riga's auf den ersten Anblick durchaus weder den Eindruck eines fast siebenhundertjährigen, vielbewegten Lebens macht, noch auch jenen einer bürgerlich behaglichen Großartigkeit, welche andere Hanseatinnen aus ihrer ruhmvollen Vergangenheit wenigstens äußerlich in eine minder bedeutsame Gegenwart herübertrugen. Allerdings mögen auch kaum mehr ein paar Häuser gefunden werden, deren Grundbau noch aus der vorlutherischen Zeit herstammt; der Oberbau vollends ist selbst bei diesen sicherlich viel späteren Ursprungs. Sogar aus der Reformationsepoche finden wir nur selten jenen zwar verdorbenen, aber trotzdem behaglich anmuthenden Styl, welcher sich in vielfachen Giebelspitzen und arabeskenhaft verschlungener Stukaturarbeit unter und über den Fenstern, zur Seite der Hauspforten u. s. w. gefiel und dessen Beispiele Riga's Mutterstadt, Bremen, besonders in der Kalk-, Pelzer- und Soyerstraße noch in Menge aufzuweisen hat. Die Geschichte Riga's bewegte sich eben zu unmittelbar innerhalb der Stadt, als daß nicht gerade die ausgezeichneteren Gebäude hätten von deren Wettern getroffen werden müssen. Wenn aber Riga einmal einen augenblicklichen Frieden hatte, so stürmten auch noch die Elementarkräfte bald des Wassers, bald des Feuers gegen die Stadt.

Auf solche Weise mag es gekommen sein, daß die Häuser meistens sehr schmucklos sind, in engen Straßen zusammenstehen und nur für wenige Plätze Raum lassen. Diese engen Straßen laufen ferner so wirr durcheinander, krümmen, winden, spalten und vereinen sich auf so wunderliche Weise, daß es während der ersten Tage für den Fremden kaum möglich ist, in eine Gasse eintretend vorher zu sagen, nach welcher Himmelsgegend deren Ende gerichtet sein möge. Weil aber nun das immer mächtiger anschwellende Stadtleben Riga's innerhalb der Düna und der Festungswälle eingezwängt blieb, so setzte man Stockwerk auf Stockwerk, um dort oben Platz für das häusliche Leben zu gewinnen, während das Erdgeschoß dem Handel und Geschäft ausschließlich gewidmet blieb. Erst in neuester Zeit, seitdem die Wälle gefallen, kann das städtische Leben sich einigermaßen mehr ausbreiten. Aber der rechte Verkehr, so das Gedräng und Gewirr der großen Handelsstadt, hält sich denn doch noch immer vorzugsweise in jenen engen Schluchten, während die etwas weiteren Straßen, in denen die Kaufläden so elegant sind, wie nur irgend anderswo, verhältnißmäßig stiller und minder bewegt erscheinen.

Am Markte ist auch hier, wie in anderen Städten von selbständiger Entwickelung, ein Hauptsammelplatz der mit dem Stadtleben verwachsenen Gebäude. Auffallend unansehnlich ist nur das langgestreckte düsterfarbige Rathhaus. Dagegen zeigt sich dicht daneben die Börse mit anmuthigeren und freundlicheren Formen. Hier herrscht vom Morgen bis zum Abend das regste Leben. Bald sind es Zusammenkünfte einzelner Handelsgenossen, bald Versteigerungen, bald Mäklervereine, welche hier stattfinden, bald weicht dies Alles vor der täglich von 12 Uhr

Mittags bis 3 währenden Börsenversammlung. Auf dem neutralen Gebiete des Handels ist auch bereits jede Scheidung der Nationalitäten verschwunden. Russen so gut wie Deutsche sitzen im Vorstande der Börse, und unter den Versammelten haben germanische, romanische und slavische Idiome gleiches Recht. Doch fast möchte man glauben, nur die Kaufleute erster Gilde dürften der Börse nahen: so ungeheuer sind die Summen, welche uns aus dem Sprachengewirr entgegenklingen. Hier erst vermag man recht eigentlich einen Begriff von der Weltbedeutung zu erlangen, welche Riga's Seehandel, trotz russischer Einschränkungen zu Gunsten Petersburgs, zu bewahren wußte. Sagt man doch, Riga habe darin seine Mutterstadt Bremen überflügelt; lehrt's doch die tägliche Anschauung, wie alle übrigen Häfen der Ostseeprovinzen in seiner Nähe verkümmern, verrathen's doch die Klagen der petersburger Eifersucht, wie die natürliche baltische Hauptstadt der künstlichen russischen Kapitale ein Paroli zu bieten vermag. Englische Häuser vor Allem, auch französische und spanische Kaufleute, selbst Portugiesen und Italiener halten hier ihre ständigen Bevollmächtigten zur Vermittlung des gegenseitigen Verkehrs mit den rigischen Kaufherren. Doch auch die Nationalrussen kamen immer zahlreicher aus dem Innern des Reiches herangewandert, um Theil zu nehmen an dem gewaltigen Markt. Damit ward allerdings das Gewühl immer größer, allein die alte rigenser Klage auch immer lauter, daß der Geist und Gehalt des Ganzen verliere. Die jüngere Generation der Deutschen, aufgewachsen unter dem Hereinragen russischer Einflüsse, weicht auch wirklich mehr und mehr von der vielleicht steifen, doch strengen Sitte ihrer Väter in äußerer Lebensgestaltung, wie im geschäftlichen Verkehr ab.

Der Börse gerade gegenüber ragt der vielfach verzierte Giebel eines Gebäudes empor, welches ziemlich unverändert aus jener stolzen Zeit herübergetreten ist, da Riga noch vermochte, jede Einmischung fremder Elemente selbst mit blanker Waffe abzuweisen. Das ist das Haus der schwarzen Häupter. Sie waren die bürgerlichen Ritter und Kämpfer der Stadt und wurden eine so mächtige Genossenschaft, daß ihnen besondere Vorrechte eingeräumt wurden. Heut ist es nur noch eine Gesellschaft zum Vergnügen, in welche der Reichthum den Zugang öffnet; ihr Haus aber wurde zum Sammelplatze der Bälle und Feste, und nur seine Embleme erinnern an die bürgerlich-kriegerische Vergangenheit seiner Besitzer.

Neben dem Schwarzhäupter-Hause geht der Weg hin nach dem Gebäude, welches das Theater und das reichhaltigste Lesekabinet der Stadt umfaßt. „Musse" nennt man es, korrumpirt von Museum. Auch hier hat die neueste Zeit vielerlei Verschönerungen geschaffen, und wie im Theater die Censur milder, so sind auch in den aufgelegten Zeitungen des Auslandes die mit Druckerschwärze übertünchten Flecken seltener geworden. Ja, die eigene Zeitungsliteratur Riga's treibt die tüchtigsten und schönsten Blüthen. Die „Rigasche Zeitung" kämpft mit einem Freimuth und einem publicistischen Takte für die Interessen der deutschen Civilisation und der baltischen Selbstentwickelung, welche in der That die höchste Anerkennung verdienen. Sie ist unter russischen Verhältnissen um so wichtiger, als sie bei den verstreueten Deutschen des ganzen ungeheuern Reichs überall gelesen wird. Ihr zur Seite steht unter eben so tüchtiger Leitung und mit ausführlicherer Begründung ihrer Grundsätze die „Baltische Monatsschrift". So beherrscht denn auch Riga von dieser Seite her die fortschreitende Bewegung der Ostseeprovinzen und an der Anregung Riga's liegt es wahrlich nicht, wenn trotzdem die baltischen Provinzen bei der Reorganisation Rußlands durch Alexander II. nicht gleichermaßen zum Vorbild dienen, wie unter Katharina II. Denn Riga regt nicht blos mit Worten an, es handelt auch. Namentlich in Beziehung auf die praktische Bildung der heran-

wachsenden Jugend hat die Stadt in den letzten Jahren ganz Außerordentliches geleistet. Die vor Kurzem eröffnete polytechnische Schule ist die würdige Krönung der Werke auf diesem Gebiete.

Ein machtvoll erblühendes Bürgerleben drängt unaufhaltsam den städtischen Verkehr weit über die Wälle und Schanzen hinaus, hinter denen es seine erwachsende Existenz gegen feindliche Stürme geborgen hatte. Rußland aber preßte Riga innerhalb der Wälle zusammen, bis Nikolaus starb; erst unter Alexander durften sie fallen. Nunmehr baut mit eifriger Hast die Stadt über die niedergelegten Bastionen hinaus. Heute kann sie es auch mit freudigem Muthe, denn heute darf sie die Kräfte ihrer Bürgerlichkeit zu deren Schutze frei entfalten, und wenn die baltischen Provinzen den Gang der allgemeinen Staatsentwickelung mit der Wiederherstellung eines wahrhaft berechtigten Mittelstandes kraftvoll anticipiren, so muß es ihnen gelingen. So lange aber alles selbständige Leben durch den harten Herrschaftsdruck zusammengebeugt war, so lange bildeten die Wälle ein mittelbares Bollwerk für die deutsche Innerlichkeit der Stadt. Denn die russischen Elemente blieben auf die Slobode jenseits angewiesen.

Bevor wir jedoch dort hinausgehen, treten wir noch auf einen Lieblingsplatz der Rigenser, nämlich auf die Bastion am Hafen. Unter uns, als ständen wir an einem überhängend schroffen Uferrande, rauscht die Düna und weit aufwärts gegen Süden fliegt der Blick über die blinkenden Wellen des mächtigen Stromes, welcher zwischen gewellten, bald bewaldeten, bald nackten Ufern hervorragt. Weit abwärts folgt das Auge dem sich immer mehr weitenden Flusse, bis er mit einer Beugung hinter Bäumen, Landhäusern und Wiesenflächen, der Seeausmündung schon nahe, verschwindet. Fern und nahe schwellen die Segel der kommenden und gehenden Schiffe; noch ehe wir es selbst erblicken, verkündet sich das nahende Dampfboot mit seiner schwarzen Rauchflagge; dazwischen bewegen sich die ungeschickten „Strusen", vollgepfropft mit Getreide, und die Mastenflöße auf den Wogen umher; ameisenemsig schlüpfen Barken und Kähne zwischen den größeren Schiffen von einem Ufer zum andern. Dicht unter uns stromabwärts wogt, schwirrt, lärmt und wirrt die massenhafte Geschäftigkeit des Hafenlebens durcheinander; rechtshin erschauen wir die Dünafloßbrücke, als schmalen Streifen zwischen zwei festliegenden Schiffreihen, die ihre mächtige Balustrade bilden; ebenso ist das rechte Ufer ab- und aufwärts von anlagernden Fahrzeugen besetzt. Jenseits der Düna breitet sich aber mit ihren kleinen, weiß und bunt bemalten Häusern eine Vorstadt; hinter dieser heben sich Schwarzholzstriche, von zierlichen Hütten belebt, auf ehemaligen Dünenreihen gebirgig empor; und wo zwischen diesen ein Fernblick offen bleibt, da streift das Auge über weite Flächen, seewärts von Neuem über Düne an Düne — freilich durchaus kahl und weiß, dennoch durch ihre Formen die Landschaft schmückend und gegen das ferne Meeresufer hin eben so blauduftig verschwimmend, im Abendschein eben so roth überflogen, wie ein fernes reben- und gartenreiches Hügelland. Auf dieser Bastei bewegen sich die Rigenser gern und viel umher. Da mischt sich die behagliche Ruhe des Anschauens so angenehm mit dem Gedanken an das Geschäft, an Vergangenes und Kommendes. Hängt ja doch jeder Einzelne in dieser Stadt am Ende, wenn auch mit fester oder loser geknüpften Interessen, an dem Flachlande, woher der Fluß kommt, und am Meere, dem er zufließt. Die Düna ist die Pulsader der Stadt.

Die mitauer Vorstadt jenseits der Düna ist kaum jünger als Riga selbst, doch trägt sie weder in der Straßenanlage, noch im Häuserbau dessen Charakter. Deutsche, lettische und russische Bauweise mischt sich dort in dem schmalen Häuserhausen wunderlich zusammen. Hier war immer der Sammelplatz für die Menschen,

deren Geschäft sich recht eigentlich auf und an den ankernden Schiffen bewegt. Eine große Masse von Gasthöfen, Vergnügungsorten und Kneipen häuft sich zusammen, deren ewig wechselnde Bewohnerschaft die Schiffskapitäne, Steuermänner und Matrosen der verschiedensten Nationalitäten bilden. Wer buntes Gassenleben sehen will, gehe hierher. Selbst in den belebtesten Stadtstraßen Riga's gibt die fortwährende Arbeit und Emsigkeit jedes Einzelnen dem Bilde einen gemeinsamen Farbenton; hier aber sind der Müßiggänger und Tagediebe, der Erwerb- und Geschäftslosen wenigstens eben so viele, als der Beschäftigten. Besonders wälzt sich in der Nähe des Flusses fortwährend ein fast undurchdringlicher Menschenknäuel durcheinander. Von ihm aus spinnt sich auch ein ununterbrochener Menschenzug über die Brücke nach dem rechten Dünaufer und dem eigentlichen Hafen herüber, um hier wieder zu einem dichten Menschenknäuel aufgewickelt auf der andern Brückenseite einen eben so ununterbrochenen Rückzug nach der Vorstadt zu finden. Zwischen beiden Menschenzügen rollen, ächzen und knarren Unmassen der verschiedensten Fahrzeuge umher. Bald sind es lettische Wagen, bald litthauische Karren, bald polnische Pritschken, bald russische Telegen, bald fliegt auch neben ihnen die elegante Droschke dahin, bald schafft sich eine französische Equipage mühselig ihre Durchfahrt, oder es klingeln schwerfällige Postwagen rücksichtslos durch die erschreckt auseinanderstäubende Menge.

Vollkommen geendet ist das deutsche Riga, so wie man landeinwärts die Breite der ehemaligen Glacis überschreitet. Dort bilden die sogenannte petersburger und moskauer Vorstadt einen Halbgürtel äußerlich und innerlich vollkommen russischer Stadtkolonien. Petersburg, die aufgezwungene Normalstadt des Reiches, blieb ihr einziges Vorbild; allein es verwandelte sich oftmals in eine kleinliche und häßliche Karrikatur. Da gibt es keine Vermittlung durch die Allgemeinbildung des Mittelstandes, da grenzen die schärfsten Kontraste der tiefsten Rohheit und Armuth mit der glänzendsten Ueberkultur und dem prahlendsten Reichthum dicht an einander. Ersparen wir uns ihre Beschreibung und wenden wir uns dagegen zu den verstreuten Wohnsitzen, die man weit jenseits dieser Vorstädte wiederfindet. Sie sind mit dem echten Rigenser, trotz so großer räumlicher Entfernung, so eng verwachsen, daß sie fast zu einem nothwendigen Theile seiner Existenz wurden — wenigstens den Sommer über. Dies sind die „Höfchen", seine Sommersitze. Nicht nur die vornehmen und wohlhabenden Klassen verschaffen sich diesen Luxus einer doppelten Wohnung; bis herunter in den Handwerkerstand spart man und entbricht sich mancher Behaglichkeit durch acht lange Wintermonate, um vier kurze Sommermonate lang diesen Wunsch zu befriedigen. Selten kann man's auch den „Höfchen" von Außen ansehen, ob darin Reichthum oder sorgende Sparsamkeit wohnt. An den Häusern zeigt sich nur wenig Unterschied, nur etwa in den parkartigen Anlagen, welche dem unwirthlichen Sandboden so schwer zu entlocken sind. Selbst die russischen Namensendungen, denen man in der Stadt schon schwer ausweichen kann, begegnen uns hier außen selten; denn nur wenige Russen machen die Landessitte als Mode mit und stehen dennoch mit ihren petersburger Landhäusern voll petersburger Luxus eigenthümlich vereinsamt zwischen den deutschen Familieneinsiedeleien.

Wer aber hätte diese getheilt, ohne dankend an ihre herzliche Gastlichkeit zurückzudenken? Wer hätte hier trauliche Gespräche gepflogen, ohne die baltischen Deutschen nur immer mehr lieben zu lernen? Wahrlich, da unser heimisches Nationalleben sich in neuem Schwunge entfaltet, sollten wir auch ihrer wieder mit verdoppelter Anhänglichkeit gedenken! Denn nicht allein für sich kämpfen sie gegen

die russische Nivellirung, auch uns sind sie die wichtigste Vormauer gegen den Andrang der slavischen Strömung.

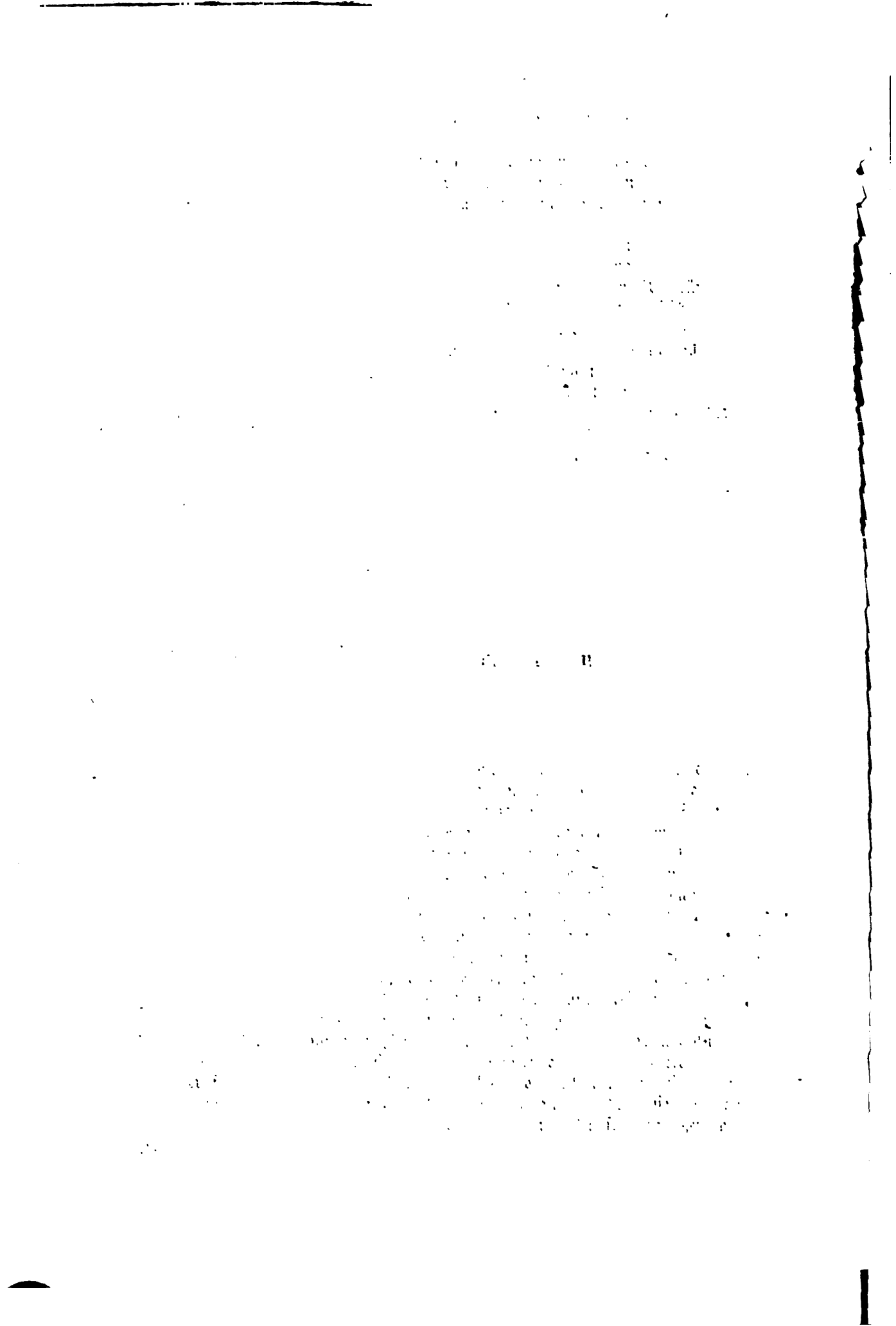
So scheiden wir von Riga. Mit seinen Umgebungen ist es eine sprechende Allegorie der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Im altdeutschen Stadtkerne herrscht das angestammte Wesen, und aus langem Versäumniß zeitgemäßer Fortbildungen erhebt es sich zu neuen selbständigen Entwickelungen. Doch die Straßen durchklingen die Anrufe russischer Wachtposten, der ehemalige Heermeisterpalast ist Residenz der russischen Regierung, das deutsche Rathhaus verschwindet im buntscheckigen Gewühl des Marktes. Gefällige Anlagen für geselliges Leben übergrünen die geebneten Wälle. Aber jenseits derselben zieht sich der Halbkreis russischer Vorstädte, deren nationale Schaaren zwar noch nicht seßhaft werden konnten im Kerne des deutschen Stadtlebens, doch geschäftig und aufdringlich zugleich überall mit ihren Elementen sich einzubohren suchen. In der unwirthlichen Oede hinter dem russischen Halbkreis wachsen vereinzelt und verstreut die ländlichen Asyle mühsam gepflegter Kultur und deutscher Familiensitte empor. Entflohen sie der bedrängten Heimath, oder umschließen sie die eingedrungenen Fremdlinge mit dem Bewußtsein, daß auch das Russenthum des Deutschthums milde Gesittungsmacht anerkenne?

Aurelio Buddeus.

Barmen.

In eigenthümlicher Weise wiederholt sich im äußersten Süden und im äußersten Norden der preußischen Rheinprovinz die nämliche Erscheinung, daß an den beiden Grenzpolen zwei durch Industrie und Handel blühende Städte, jedes Schwesternpaar an dem nämlichen Flusse gelegen, so hart und unmittelbar an einander stoßen, daß sie nur ein einziges Gemeinwesen auszumachen scheinen. Im Süden sind es die beiden Saarstädte St. Johann und Saarbrücken, im Norden die beiden Wupperstädte Barmen und Elberfeld, welche diese Erscheinung darbieten. Während vorzugsweise Eisen und Kohlen die Grundlage des Reichthums in den beiden Saarstädten sind, bilden für die Industrie und den Handel der beiden Wupperstädte Baumwolle und Seide den entscheidenden Artikel. In beiden Fällen wiederholt sich die gleiche Thatsache, daß die ursprünglich ältere und reichere Stadt, hier Saarbrücken, dort Elberfeld, von dem jüngeren und ärmeren Orte, auf den lange wie auf ein unebenbürtiges Aschenbrödel herabgeblickt wurde, hier St. Johann, dort Barmen, sich von Jahr zu Jahr mehr überholt und überflügelt sieht.

Die Grenzen zwischen Barmen und Elberfeld, welche letztere Stadt wir an einer frühern Stelle dieses Bandes (S. 191) besprochen haben, sind rein ideell. Beide Stadtbezirke stoßen auf das Unmittelbarste an einander; sie sind auf das Innigste mit einander verschlungen und verwachsen. In früherer Zeit war das freilich anders.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

„Von kleinen Anfängen!“ — in der Devise faßt sich die Geschichte Barmens zusammen. Als die Grafen von Berg im 13. Jahrhundert das heutige Stadtgebiet durch urkundlichen Kauf in ihren Besitz brachten, bestand die ganze Erwerbung in einigen verstreuten Bauerhöfen, sogenannten „Kothen“, deren Anzahl im 14. Jahrhundert erst auf 36 gestiegen war. Der Haupthof, von dem Landesherrn selbst bewirthschaftet, hieß „Haus Barmen“. Die „Barmer Hofsrolle“ regelte die Rechte und Verpflichtungen der bäuerlichen Lehnsinhaber der Kothen. Gar manche für das moderne Bewußtsein ergötzliche Bestimmung findet sich in der alten Urkunde. Während des Schaarwerks mußte unter anderm den Pflichtarbeitern am Vormittag ein „Pickelhäring“ nebst einem „Trunk“ gereicht werden. Wurde der Trunk nicht zur festgesetzten Stunde gereicht, so hatten die Arbeiter das Recht, die Arbeit zu verlassen und ganz gemüthlich nach einem bestimmten Wasserbrunnen zu spazieren, auch sich auf dem Hin- und Herwege dreimal auszuruhen; die damit verbrachte Zeit mußte ihnen, auch wenn es darüber Abend geworden, als geleistete Arbeit gut gerechnet werden. Der Küster der Gemeinde hatte mit einem Korb und mit einem Krug die Kothen zu besuchen, um für die Herrschaft die „Schuldeier“ einzusammeln. Der Korb war für die ganzen Eier bestimmt, der Krug für die halben. Denn manche Kothen hatten blos ein halbes Ei zu liefern. Da eine genaue Halbirung nicht wohl möglich war, so mußte die Frau des Hauses auf dem Rande des Kruges das Ei in der Mitte entzwei schlagen. Fiel das Dotter in den Krug, so gehörte es der Herrschaft; blieb es dagegen in der Schale, so behielt es die Frau. Ferner hatten die barmer Kothen ein bedingtes Asylrecht, und ihren Inhabern mußte auf dem gesammten Gebiet der bergischen Grafen die Kanne Bier für 3 Roder Heller (etwa $1^1/_2$ Pfennig) verabfolgt werden. Weigerte sich der Wirth, für den Preis zu schenken, so war der barmer Gast berechtigt, sich sein Maß Bier selbst zu zapfen, nur mußte er zuvor die 3 Heller auf das Faß gelegt haben.

Durch Erbschaft, Kauf und Krieg wuchsen die bergischen Grafen. Kaiser Wenzel verlieh ihnen 1380 den Herzogshut. Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts gehörten zu dem Herzogthum die sämmtlichen Territorien, welche nachmals durch den jülich-klevischen Erbfolgestreit eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, nämlich außer Jülich und Cleve die Mark, Berg, Ravensberg. Der erwähnte Erbfolgestreit endete bekanntlich 1672 damit, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich aber und Berg an Pfalz-Neuburg kamen. Letzteres Haus erbte 1685 die Kurpfalz und die Kurfürstenwürde. Napoleon machte 1806 aus Berg und Cleve das Großherzogthum Berg, das er seinem Schwager Murat schenkte. Bei der Erhebung Murats auf den Thron von Neapel im Jahre 1808 wurde das Großherzogthum von dem Kaiser an seinen Neffen Napoleon Ludwig, den zweiten Sohn des Königs von Holland, vergeben. Bis zur Mündigkeit des Beschenkten sollte das Land unter unmittelbarer Verwaltung der kaiserlichen Regierung stehen. Im November 1813 wurde das Großherzogthum durch russische Truppen im Namen der Alliirten besetzt, und am 15. April 1815 durch Beschluß des wiener Kongresses definitiv dem preußischen Staate zugewiesen.

Julius Rodenberg erzählt, Lord Erskine sei bei einem Besuch in Liverpool von einem dortigen Fabrikanten auf einen Hügel geführt worden, von dem aus man die ganze Stadt übersah: „Alles dieses, Mylord, ist durch die Industrie und den Fleiß einer handvoll Männer geschaffen worden, seit der Zeit, wo Sie ein Knabe gewesen!“ Der edle Peer zog den Hut: „Ehre der Industrie und dem Fleiße der Bürger von Liverpool!“ Wenn man auf das heutige Barmen etwa von den Höhen herabblickt, die das „Fischerthal“ einschließen, man könnte ähnliche Em-

pfindungen hegen. Durch die Arbeit seiner Bürger im Schweiße des Angesichts, durch Thatkraft und Gewerbfleiß, durch Unternehmungs- und Spekulationsgeist, durch geschickte Benutzung der gegebenen Verhältnisse ist Barmen eine Metropole des deutschen Handels und der deutschen Industrie geworden, und zwar gleich Liverpool in wenig mehr Zeit, als in der kurzen Frist eines Menschenalters. Denn obschon der Ort, wie angedeutet, eine sechshundertjährige Geschichte hat: seinen Aufschwung und seine Blüthe datirt Barmen erst seit den letzten 30 oder 40 Jahren. Ihrer Garnbleichereien wegen hatte die Stadt allerdings schon im Reformationszeitalter einen gewissen Ruf erlangt, aber diese ersten Anfänge der wupperthaler Industrie waren im Großen und Ganzen doch nur von geringem Belang. Eine 1642 vorgenommene Zählung ergab nur 239 Häuser mit 1900 Bewohnern; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung erst auf 4500 Seelen gestiegen. Bei der ersten preußischen Zählung im Winter 1815 erreichte die Bevölkerung von Elberfeld und Barmen zusammen noch nicht die Ziffer von 40,000 Köpfen; gegenwärtig hat Barmen allein gegen 5000 Häuser und 50,000 Einwohner. Vierhundert Fabriken sind im Betrieb; 11,000 Arbeiter werden in denselben beschäftigt und an Gütern gelangt auf den beiden Bahnhöfen der Stadt jährlich fast eine Million Centner zur Beförderung.

Eine topographische Skizze von Barmen, die Kürze mit Anschaulichkeit verbände, dürfte zu den unmöglichen Aufgaben gehören. Der Umstand, daß die Stadt nicht von einem Hauptmittelpunkte, sondern gleichzeitig von vielen andern Punkten aus erweitert und vergrößert worden, erklärt das Verhältniß. Drei Hauptttheile: Ober-, Mittel- und Unterbarmen werden nominell unterschieden, nominell und auf dem geduldigen Papier. Thatsächlich haben die einzelnen Stadtbezirke ebenso wenig eine feste Begrenzung, wie die ganze Stadt gegen Elberfeld. Viel trägt dazu die wahrhaft babylonische Verwirrung in der Nomenklatur der Straßen bei. Die officiellen Straßennamen und Häusernummern, wie dieselben nicht blos an die Straßenecken und an die Häuserthüren angemalt, sondern auch in die Akten des Oberbürgermeisteramts eingetragen worden, sind für das vulgäre Leben fast gar nicht im Gebrauch. Aeltere Eintheilungen, ältere Bezeichnungen, zu verschiedenen Zeiten verschieden, sind in der Erinnerung haften geblieben, und diese Traditionen behaupten im gewöhnlichen Verkehr ihr gutes Recht. Niemals entsinne ich mich gehört zu haben, daß Jemand von Mittelbarmen gesprochen hätte; man spricht von Gemarke, Werth, Scheuern u. s. w. Ebenso ist statt Oberbarmen die Bezeichnung Wupperfeld, Rittershausen, Wichlinghausen u. s. w. gäng und gäbe. In architektonischer Hinsicht hat man von Barmen nicht viel zu berichten. Mit Ausnahme der schönen Alleestraße, welche unter französischer Herrschaft angelegt wurde und die Berlins Hauptstraße „Unter den Linden" an Ausdehnung übertrifft, sind die Straßen schmal und wenig regelmäßig, eben weil die halbe Quadratmeile, auf welcher die Stadt steht, sich bald zu Hügeln erhebt, bald zu Thälern senkt. Die große Mehrzahl der alten Häuser mit ihren schwarzen Schieferdächern und grünen Fensterläden machen nur bei heiterem Sonnenschein einen freundlichen Eindruck; die neugebauten ansehnlichen Gebäude liegen meistens in der Schillerstraße und im Kleinen Werth. Die öffentlichen Plätze beschränken sich lediglich auf Marktplätze. An dem sogenannten „Denkmalsplatz", auf welchem ein angebliches Denkmal sich befindet, ein zugespitzter Stein von so geringfügigen Dimensionen, daß er in einiger Entfernung einem Zahnstocher gleicht, kann man nicht ohne ein Lächeln vorüberkommen. Der Patriotismus einiger barmer Bandwirker und Schönfärber hat das seltsame Kunstwerk zur bleibenden Erinnerung an den ersten preußischen Landesherrn erschaffen. Von öffentlichen Gebäuden wären außer dem

Amts- und Rathhaus nur die Konkordia und die Realschule zu erwähnen. Die erstere gehört einem Verein von Privaten, gebildet aus der Crême der barmer Gesellschaft; das Realschulgebäude ist unstreitig von allen in Rheinpreußen vorhandenen Gebäuden gleicher Bestimmung das größte und schönste. Unter den Kirchen ist allein die unirt-evangelische Kirche in Unterbarmen architektonisch bemerkenswerth. Nach anderer Seite hin sind freilich alle Kirchen, Pastorate und gottesdienstlichen Gebäude in dieser Stadt bemerkenswerth genug.

Nächst dem Golddurst erzeugt vielleicht religiöser Fanatismus die schlimmsten und verwerflichsten Leidenschaften. Einer breitspurigen Illustration des Satzes bedarf es für den gebildeten Leser nicht erst. Jene Wahrheit hat sich mit unauslöschlichen Zügen in die Blätter der Geschichte eingetragen. Zu den Dingen, welche uns bei diesen Worten vor Augen, sind von Barmen wie von dem ganzen Wupperthal seit Jahrhunderten mannigfache Beiträge im abundanten Ueberfluß geliefert worden. Die Geschichte des Wupperthals ist wesentlich eine Kirchengeschichte, eine vollständige Kirchengeschichte in nuce. So weit die historischen Nachrichten über das Thal zurückgehen, die Gegend erscheint gleichsam prädestinirt für kirchlichen Hader, für konfessionelle Zwistigkeiten, und es dürfte schwerlich fehlgegriffen sein, wenn zum Theil auf eben diesen Umstand die langsame, kaum bemerkbare Entwickelung der Wupperstädte in den früheren Jahrhunderten zurückgeführt wird. Wir haben bereits in dem Aufsatze Elberfeld — man kann nicht über Barmen schreiben, ohne zugleich auch von Elberfeld zu sprechen, und umgekehrt; wie die siamesischen Zwillinge sind die beiden Schwesterstädte in- und mit einander verwachsen — ein Mehres über die religiöse Physiognomie des Thals bemerkt, daher hier nur die kurze Angabe, daß in dem heutigen Barmen die kirchliche Parteibildung von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken ihre Vertretung findet. In schrofferer Geschlossenheit, als sonst an irgend einem Punkte des preußischen Staats, machen die Reformirten, die Lutheraner, die Unirt-Evangelischen ihre besonderen Gemeinden aus; dazu kommt die Gemeinde der Katholiken, die Synagoge der Juden und die Unzahl der Sektirer und Dissenters, die Altlutheraner, die Niederländisch-Reformirten, die Deutschkatholiken und Freigemeindler, die Baptisten, die Independenten, die Darbysten, Herrnhuter, Nazarener oder Wirzianer, Collenbuschianer, die Anhänger Jakob Böhme's, Tersteegens, Jung Stillings, Oettingers u. s. w. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß im Ganzen der Fortschritt der Zeit seit den letzten Jahrzehnten auch auf die Schroffheit der kirchlichen Verhältnisse des Wupperthals mildernd eingewirkt hat, immer indeß durchdringt noch das angedeutete Element die socialen und sittlichen Zustände der zahlreichsten Schichten der Bevölkerung in einer keineswegs erfreulichen Weise, und namentlich ist der Einfluß des pastoralen Beiraths im öffentlichen wie im privaten Leben ein überaus großer. Wer das Zutreffende in dem letzten Theil des guten deutschen Sprüchworts: „willst du ein Leid haben, nimm ein Weib, kaufe eine Uhr, schlage einen Pfaffen" ausreichend erfahren will, gehe nach Barmen und Elberfeld.

„Was der Glaube trennt, einigt bei uns die Liebe", lautet eine Redensart, die man oft im Wupperthal zu hören Gelegenheit hat. Mit der Redensart soll auf die freigebige Mildthätigkeit und auf den humanen Wohlthätigkeitssinn hingewiesen werden, die allerdings ein wohlthuender, erhebender Zug der Bewohner des Thals sind. Man kann von diesem Zuge nur mit hoher Achtung reden, mit aller Anerkennung. Nicht aber die gleiche Anerkennung wird es finden, daß jene Gaben und Arbeiten der Liebe vorzugsweise eine kirchliche, eine religiöse Färbung anzunehmen pflegen. Das pietistische Konventikelwesen mit seinen häßlichen Aus-

wüchsen hat — mit dem Urtheil wird keine Ungerechtigkeit ausgesprochen sein — seinen Hauptsitz, seine eigentliche Pflanz- und Brutstätte in der Unsumme der sogenannten christlichen Vereine. Da gibt es die wupperthaler Bibelgesellschaft, die bergische Bibelgesellschaft, die rheinisch-westphälische Missionsgesellschaft, den Missionsverein für Israel, die evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika, die wupperthaler Traktatgesellschaft, die evangelische Gesellschaft für Deutschland, den evangelischen Brüderverein, die Pastoralhülfsgesellschaft, die Gefängnißgesellschaft, den Erziehungsverein, den christlichen Frauen- und Jungfrauenverein, die Jünglingsvereine u. s. w. u. s. w. Die meisten dieser Vereine feiern abwechselnd in Barmen oder Elberfeld ihr gemeinschaftliches Jahrfest, die „Wupperthaler Festwoche". An Schwarzröcken mit dem bekannten glattgescheitelten Haar und mit den obligaten, einst weiß gewesenen Halstüchern wimmelt es alsdann auf allen Straßen, und das gesammte Thal scheint in einen großen Konventikel umgewandelt.

Eine Beschreibung Barmens muß nothwendig der Wupper, auch Wipper genannt, gedenken. Das Flüßchen, wesentlich Quelle und Bedingung des Wohlstandes und der Betriebsamkeit der Stadt, entspringt etwa 1200 Fuß über dem Meeresspiegel auf einem Bauernhofe Holzwipper im Kreise Gummersbach. Nach einem Laufe von 22,000 Ruthen, auf welchem sie 36 kleinere Zuflüsse in sich aufnimmt, mündet die Wupper bei Opladen in den Rhein. Die unregelmäßige Beschaffenheit des Bettes und der Ufer sowohl, als mehr noch die an vielen Stellen unzulängliche Wassermasse, welche in den zu Industriezwecken angebrachten Stauungen ihren Grund hat, machen den Fluß für die Schifffahrt unbrauchbar. Dagegen wird ohne Hyperbel jeder Tropfen von ihm im Wupperthal für die Industrie verwerthet. Hunderte von Rädern treibt der Fluß; für unzählige Färbereien, Bleichereien u. s. w. liefert er das nöthige Wasser. Die Masse von Farbe- und andern Stoffen, welche der Fluß dabei aufnehmen muß, verleiht seinem Wasser ein Aussehen, das kaum noch Wasser genannt werden kann. Es ist eine stehende Klage der Elberfelder, daß ihnen die Barmer das Wasser trübten und verdürben.

Vielleicht weil aus dem Wupperthale in neuerer Zeit einige Namen von gutem Klang auf dem literarischen Gebiet zur Geltung gelangt sind, Freiligrath und Hackländer, Adolph Schults und Karl Siebel, ist wohl hier oder dort eine günstige Vorstellung von einem geistig regen Leben im Thale verbreitet. Die Vorstellung benöthigt der Korrektur. Es gilt von Barmen und Elberfeld, was mehr oder minder auf alle Industrie- und Handelsstädte zutrifft, das Interesse für Literatur und Kunst bildet ihre Achillesferse.

Thaddäus Lau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Kloſter Ettal.

Wer etwa beim ammergauer Paſſionsſpiel ſich einmal an den vierhundert einheimiſchen Darſtellern erbaut hat, wird, wie billig, auch nach dem feinen Geiſte fragen, welcher ſothanes Bauernſpiel ausgeſonnen hat. Wir können die Spur des beſcheidenen Mannes — er heißt Otmar Weiß — bis in's Kloſter Ettal verfolgen, allwo er Benediktiner war. Weſſen Phantaſie demnach ſich gern an Perſönliches knüpft, der verſetze ſich beim Anblick unſeres Bildes in Gedanken an eins der weitſichtigen Fenſter und grüble mit dem ehemaligen Benediktiner über den heiligen Stoff, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſo viele Tauſende nach dem trefflichen Oberammergau verlocken ſollte und ſeitdem — der jetzige Text kam im Jahre 1820 zuerſt zur Aufführung — in der That verlockt hat.

Daß dies dramatiſche Gedicht unter allen ſeit einem Jahrhundert im Dienſt Melpomene's entſtandenen eine völlige Ausnahmsſtellung einnimmt, macht den glücklichen Verfaſſer wohl der Auszeichnung werth, welche wir ihm als hervorragendſte Denkwürdigkeit des Kloſters Ettal hier zu Theil werden ließen. Was Richard Wagner, wie die Leſer ſeiner Nibelungen-Vorrede nicht verkennen werden, wenn auch auf ganz andere Weiſe, anſtrebte: ein dramatiſches Werk als lebendigen Mittelpunkt eines großartigen Volksfeſtes, das hat ein glückliches Anſchmiegen an die bäuerliche Leiſtungsfähigkeit und an die volksthümlich kirchliche Schauluſt hier mit glänzendem Erfolge erreicht. Es gibt ohne Zweifel keinen andern Weg zu ſolchem Gelingen. Dieſer Weg aber iſt allerdings nicht einzig im Ammergau zu finden. Volksthümliche Spiele gibt's noch in gar manchen bäuriſchen Gemeinden des heiligen deutſchen Reichs und wer ſich das Beiſpiel des ettaler Paſſions-Poeten zum Fingerzeig dienen laſſen wollte, der würde ohne große Mühe eine ländliche Truppe für ſeine dichteriſchen Gebilde in Bewegung bringen können, was, bei geſchickter Ausnützung dieſer naturwüchſigen Kraft, wiederum nicht verfehlen würde, in weiten Kreiſen Theilnahme zu wecken.

Nicht ganz ohne Zuſammenhang mit jenem beneidenswerthen Bruder Otmar, nein, wohl eher faſt als Frucht eines durch ſeine erfreulichen Erfolge veranlaßten Nachdenkens knüpft ſich hier ein elegiſcher Stoßſeufzer an. Das Kloſter Ettal insbeſondere hat dabei ein gewiſſes Anrecht auf vorzugsweiſe Inbetrachtnahme, denn in ſeiner Chronik wird ſchon eines Zeitraums gedacht, wo es neben ſeiner geiſtlichen Aufgabe noch einer andern, auch für die Gegenwart recht wohl erneuerbaren Beſtimmung diente. Der Gründer Ettals nämlich, Kaiſer Ludwig der Bayer, gedachte, vielleicht weil er im Kirchenbann war, in den mächtigen Räumen

der Abtei neben den frommen Brüdern auch einigen weltlichen Seelen Unterkommen und erbauliche Atzung zu bieten. Er sonderte daher einen Theil der stattlichen Räume für solche seiner Kriegsgefährten ab, denen nach des Tages Noth und Gebresten ein beschaulicher Lebensabend erwünscht sein möchte. In Ludwig Steubs lehrreichem Buch finden wir die Zahl dieser Ritter, denen sich ihre Frauen in Zucht und Ehren gesellen durften, auf dreizehn angegeben. Diesen gab er eine „Ordnung", heißt es weiter, welche noch zu lesen ist, auf daß „wie die Mönche ihren Orden, so auch die Ritter und Frauen ihre Ehe recht und redlich halten sollten". Den Rittern ward ein Meister, den Frauen eine Meisterin vorgesetzt. Jene sollten blaue und graue, diese nur blaue Gewänder tragen. Außerdem mochten die Ritter noch Hut und Hose, goldenen Gürtel, Fingerling und beschlagenes Messer führen. Beiden war geboten, stät und tugendsam mit einander zu leben, Tanz, Trunk, Würfel- und anderes Spiel um Geld zu meiden, täglich der Mette und anderm Gottesdienst wohlgezogenlich beizuwohnen, jährlich fünfmal unsers Herrn Leichnam zu empfahn und die Fasttage der Kirche zu halten. Es sollen auch, heißt es wörtlich, beide, Ritter und Frauen, alle bei einander essen, doch ob dem Tische nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Erlaub; man soll ihnen auch bei Tische etwas Deutsches lesen, das göttlich sei, und sollen sie beide ihre Stätte an dem Tische alle Tage wechseln und der Meister und die Meisterin sollen an dem würdigsten Orte sitzen. — Zur Kurzweil mit der Armbrust schießen, pürschen, beizen, jagen war den alten Kämpen wohl erlaubt. Dem Meister, der über das Kloster waltete und dessen Amtleute setzte, waren vier Rosse, ein Läufer, ein berittener Koch, zwei Junker, ein Schreiber, ein berittener Jäger mit dreizehn Hunden und ein berittener Falkner gewährt. Den anderen Edelpfründnern zusammen wurden acht Rosse gehalten. Kein Ritter sollte seine Kinder auf der Hofstadt haben, jene ausgenommen, welche da geboren würden, aber auch diese nicht länger, als bis zum dritten Jahre.

Da die Ritter in unseren friedlichen Tagen keine Ansprüche auf unsere Neigung erheben, so haben wir beim Wiederauffrischen dieser vor fünfhundert Jahren gestifteten Ordnung weniger sie, die Ritter, im Auge, als vielmehr die dichterischen Genossen des ehrenfesten Bruders Otmar. Wer, dem je die Einsamkeit als die Hüterin des poetischen Funkens erschienen ist, wird nicht mit Sehnsucht an den werthen Kaiser denken, der hier die Stille des Klosterlebens mit der friedlichen Beweglichkeit des geselligen Verkehrs unter dreizehn wohlgearteten, gleich gestellten, neidlos neben und für einander lebenden Ehepaaren zu verschmelzen wußte? Wem wird es nicht schon bei dem bloßen Gedanken an die kühlen Räume der mächtigen Bibliothek, in deren Schätzen sich der Geist wie der Wurm in seiner eignen Seide einspinnen könnte, wohl und heimlich zu Muthe? Wen durchschauert's nicht wie ein Vorahnen einstiger Ambrosia-Freuden, wenn er im Geiste das Glöckchen läuten hört, das ihn an die wohlbesetzte Tafel des Refektoriums ruft, an das märchenhafte „Tischchen deck' dich!", dessen Bestellung so verschwiegen geräuschlos vor sich ging, und um dessen willen er keine Minute seiner besten Inspirationen zum Zwecke literarischer Vermünzung hinzugeben brauchte? — Wer meint nicht den Duft des Nektars einzuathmen und Hebe's anmuthiges Willkommen zu vernehmen, wenn er gar einen Blick in's erquickende Bräustübl wirft, allwo das weitberühmte ettaler Klosterbier von den frommen Brüdern und sonstigen werthen Kennern des seltenen Gewächses aus handfesten Bechern getrunken und gewürdigt wird?

Dies ist der Stoßseufzer, dem wir beim Umkreisen einer so werthen Pilgerstätte nicht den Ausdruck versagen wollten, wobei wir freilich in aller Aufrichtigkeit bekennen, daß, für den Fall einer Erneuerung jener wohlgemeinten Stiftung, uns einige der Ordnungsparagraphen einer Aenderung bedürftig erscheinen würden. Wir erinnern zumal an die für gewisse Verstöße gegen Zucht und Sitte den Rittern auferlegte Buße: in den Eßstuben vor anderen Rittern auf dem Boden sitzen und sich mit Wasser und Brod behelfen zu müssen, so lange es dem Meister gut dünke.

Uebrigens dürfen wir nicht verschweigen, daß die Klostergebäude nicht ganz mehr in dem wohnlichen Zustande sind, dessen sich die dreizehn Ritter sammt ihren Gemahlinnen erfreuten, wie unser Bild denn auch wohl schon hat errathen lassen. Nachdem die Ritter sich nämlich zu ihren Ahnen versammelt und die unpoetischen Nachkommen des guten Kaisers seine sinnige Stiftung in eine Ritterakademie und Adelsschule verballhornt hatten, rächte der Himmel diese freventliche Reorganisation, indem er an einem schwülen Nachmittage des Jahres 1744 die Abtei mit einem Blitzstrahl begrüßte, der Alles, Kirche, Kloster und Akademie, in Flammen aufgehen ließ. Man hat später zwar die Kirche zum Theil wieder hergerichtet, und die Rotunde mit der von den Tyrolern Zeiler und Knoller ausgemalten Kuppel macht sich stattlich genug. Die Säkularisation unterbrach aber den Weiterbau, und während in den Abteitrümmern allerlei gewerbliche Hantirungen ein Unterkommen gefunden haben, lassen die nun zum Ausbau nicht mehr benutzten Säulenkapitäle, längs der Straße verstreut, sich's gefallen, daß der Wanderer, auf ihnen ausruhend, von den schönen Zeiten träumt, da die dreizehn glücklichen Edelpfründner hier im Schatten des gewölbten Laubdachs sich erlabten.

Robert Waldmüller.

Schlußwort.

Da die meisten Besitzer dieser Ausgabe des Universums gleichzeitig Abonnenten auf die unter derselben Redaktion und in demselben Verlage erscheinenden illustrirten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus“ sind, sind wir dem vielseitigen Wunsche gefolgt, das Universum künftig mit dem Globus zu vereinigen.

Die nahe Verwandtschaft im Charakter der beiden Werke, welche sich seither nach Innen und Außen zu ergänzen suchten, läßt diese Anordnung um so gerechtfertigter erscheinen, als die beiderseitigen Abonnenten auch materiell dabei nur gewinnen. Die Globushefte, welche halbmonatlich zum Subscriptionspreis von $^1/_4$ Thlr. (45 Neukreuzer ö. W.) erscheinen, in größerem Format und von dreifacher Bogenzahl als das Universum, erhalten zu ihrer glanzvollen Ausstattung mit vorzüglichen Holzschnitten noch den Schmuck von Stahlstichen, wie sie das Universum bisher auszeichneten. Von den mannigfachen Federn, welche sich um das Universum verdient gemacht haben, werden die geistvollsten im Globus uns wieder begegnen.

Und somit laden wir alle unsere Freunde, welche uns treu bleiben wollen und den Globus nicht schon ihr eigen nennen, ein, ihr Abonnement auf dieses Werk zu übertragen.

Einen ausführlichen Prospektus des Globus enthalten die Umschlagseiten dieses Heftes. — Der Anfang des neuen (VI.) Bandes schließt sich im Erscheinen unmittelbar an.

Der Herausgeber.